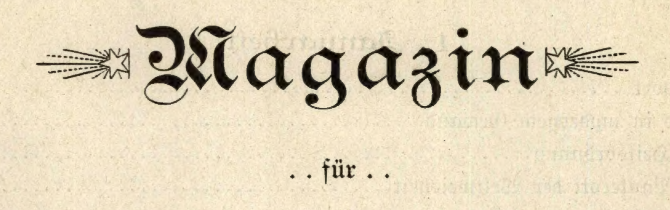


. . für . .

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Neunter Band.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1907.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1907.

1. Januarheft.

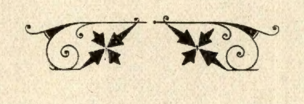
2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 9. Band. St. Louis, Mo. Januar 1907.

Vorwort.

Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird. Luk. 2, 34.

Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen; auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen. Matth. 21, 42. 44.

Mit dem heutigen Heft beginnt der neunte Jahrgang der neuen Folge unserer theologischen Zeitschrift. Es war in den vergangenen Jahren das Hauptstreben des Schriftführers, im jeweiligen Vorwort jedes Jahrgangs die Grundprinzipien der evangelischen Heilswahrheit, an welchen wir als Synode festzuhalten gedenken durch Gottes Gnade, so bestimmt und präzis darzulegen, als es nur immer uns möglich war. Zwar kann Schreiber dieses sich ja nicht anmaßen, im Namen unsers ganzen evangelischen Kirchenkörpers zu reden und zu schreiben. Jedoch haben maßgebende Kundgebungen der Synodalbeamten und der Distrikte, laut Berichten und Protokollen der letzten Jahre, deutlich genug sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen, wie der Verfasser es bisher in seinen Vorreden zum Magazin zu tun pflegte. Solche öffentliche Kundgebungen und Zeugnisse in unserm Blatt und in den Berichten und Protokollen, sowie in unserm Synodalorgan, dem „Friedensboten“, sind keineswegs überflüssig, wie es vielleicht manchem scheinen möchte. Sie sollen, dem Charakter unserer Synode entsprechend, in irenischer Weise, ohne Polemik und ohne spezielle Auseinandersetzung mit Kirchen anderer Denominationen, fest und bestimmt unsern Standpunkt darlegen, auf welchem wir stehen. Da mögen dann gehässige Angriffe und hämische Glossen von verschiedenen Seiten gemacht werden. Wir können das ruhig über uns ergehen lassen in dem Bewußtsein, daß für den, der redlich unsere Kundgebungen prüfen will, unser Standpunkt klar und bestimmt genug präzisiert ist, ohne daß wir uns in Spezialdebatten ein-

lassen über Punkte, die mit den Artikeln stantis et cadentis ecclesiae nichts zu tun haben.

Auch heute ist es unsere Absicht, darauf hinzuweisen, daß unsere Zeit zu ernster Entscheidung hindrängt in den Fragen, die die höchsten Güter des Lebens betreffen. Die sogenannte moderne Theologie hat in der jüngsten Zeit eine solche Entwicklung gewonnen, daß auch ein Blinder sehen kann, welche Kluft sich aufgetan hat zwischen dem schlichten, alt christlichen und reformatorischen Christentum der Kirche und dem Christentum der sog. modernen Theologie. Das Versteckspielen mit biblischer Terminologie, mit Ausdrücken, die bei den Aposteln und Reformatoren einen tiefen und vollen Inhalt hatten, die aber eine zeitlang von den Modernen in ganz anderem Sinn gebraucht wurden, das ist jetzt glücklich vorbei. Die Modernen haben in ihren populären religionsgeschichtlichen Büchern müssen Farbe bekennen und haben mit anerkennenswerter Offenheit der Welt gezeigt, was sie für einen sogenannten „historischen" Christus haben, und was sie für das „Evangelium Jesu" halten im Gegensatz zu dem, was die Apostel, vor allem Paulus, was die alte Kirche, was die Reformatoren als das wahre Evangelium proklamiert haben. Die Welt ist also jetzt am Scheidewege angekommen. Sie wird und muß nolens volens sich entscheiden, welchen Weg sie gehen, und **wem** sie glauben will: den Aposteln und den apostolischen Schriften, die aus alten Zeiten als ehrwürdige Zeugnisse des Glaubens der ersten Christen zu uns gekommen sind; als Zeugnisse eines Glaubens, für welchen in der Zeit der Gründungsgeschichte der christlichen Kirche und in den Reformationsjahrhunderten Ströme Bluts geflossen sind; oder ob sie lieber glauben will, was die Theologen von der religionsgeschichtlichen Schule uns als Kern und Wesen des Christentums übrig lassen wollen.

Wir möchten hier in diesem Zusammenhang auf ein neuerdings erschienenes Buch von Prof. Rich. H. Grützmacher hinweisen, das in Deichert's Verlag erschienen ist und von uns im Novemberheft des letzten Jahres kurz angezeigt wurde: „**Modern-positive Vorträge.**" Das Buch enthält eine Sammlung von Vorträgen, welche bei verschiedenen Anlässen und Gelegenheiten gehalten wurden. In diesen Vorträgen wird nachgewiesen, daß der Streit zwischen dem alten und neuen Glauben jetzt in der Tat, wie oben gesagt wurde, auf solcher entscheidungsvoller Höhe angekommen ist, daß alle kleinlichen Plänkeleien um untergeordnete Fragen jetzt als nebensächlich zur Seite treten müssen und wir dem Volk nun zu zeigen haben, ihr steht jetzt vor dem Wendepunkt, vor der Frage, wer euch als Autorität zu gelten hat: die Apostel und altanerkannten Lehrer der Christenheit oder die modernen Professoren, die euch ein anderes Evangelium und eine andere Religion predigen als die der Apostel und Reformatoren. Prof. Grützmacher schreibt da im zweiten Vortrag: „Im persönlichen Leben pflegt man es als eine Erleichterung zu empfinden, wenn die kleinen Spannungen und die gewöhnlichen Sorgen des Alltags durch eine große entscheidende

Frage abgelöst werden, die den vollen Einsatz der Kraft fordert und lohnt. In der Wissenschaft und im Geistesleben bringt es ebenfalls eine Erhebung, wenn der Streit in den Details und Spezialfragen zu einem umfassenden und tiefgreifenden Problem hindrängt, von dessen Entscheidung letzthin auch die Stellung zu allem einzelnen abhängt.

Die theologische Diskussion der letzten Jahre ist wieder zu einer solchen Höhe emporgedrungen, nachdem sie sich eine Zeitlang vorwiegend in Schluchten und Gebüschen abgespielt hatte. (Man denke an das Versteckspielen mit den Namen: Sohn Gottes, Erlösung, Auferstehungsglaube, Luther, Reformation u. s. w. . . ., womit unbefangene Gemüter getäuscht wurden, als sei es noch der alte Glaube der Christenheit, den die Modernen auch haben. D. R.). Aus der Betrachtung des Christentums selbst wie seines Verhältnisses zu andern geistigen Größen ist nämlich als Hauptfrage die nach dem Offenbarungscharakter des Christentums herausgesprungen. Seine Vergleichung mit andern Religionen — man erinnere sich des Babel-Bibelstreites — ist auf die Untersuchung hinausgelaufen, ob das Christentum aus besonderer Offenbarung stammt."

Bei diesem Kampf hat sich der Gegensatz zweier Weltanschauungen immer deutlicher herausgeschält und es hat sich gezeigt, daß die prinzipielle Weltanschauung eines jeden Forschers unbedingt entscheidet in allen speziellen Streitfragen, die im Gebiet der theologischen Forschung sich erheben mögen.

Grundlegend ist die Frage, ob ein lebendiger, persönlicher Gott als Schöpfer, Erhalter, Regierer des Universums und der Welt- und Menschengeschichte anerkannt wird, ein Gott, der nicht eingespannt ist in den Rahmen der von den Gelehrten erdachten sogen. Naturgesetze, über die er nicht hinwegkommen, die er nicht anders lenken kann, sondern in ihrem natürlichen Verlauf sich durch Jahrmillionen einfach weiter entwickeln lassen muß. Wer diesen Gott nicht kennt und ehrt, der dekretiert frischweg: Wunder gibt es nicht, hat es nie gegeben, wird es nie geben! Für den fällt der Offenbarungscharakter des Christentums dahin, da braucht's keine weiteren Verhandlungen mehr über die Frage der Gottessohnschaft Jesu, der Wunder, der Auferstehung, der Wiederkunft zum Gericht. Da fällt auch das Wunder der Wiedergeburt und Erneuerung des gefallenen Sünders durch die Kraft des Heiligen Geistes dahin und jeder muß eben versuchen, sich selbst am Schopf zu fassen und aus dem Sumpf moralischen und physischen Verderbens herauszuziehen suchen.

Auf das läuft neuerdings die ganze moderne Theologie hinaus. — Wer aber mit dieser tabula rasa Theologie sich nicht befreunden kann, der mag sich, wenn ihm das mehr zusagt, dem Häckelschen Materialismus in die Arme werfen und den ganzen theologischen Plunder als nutzlose Quälerei und Schwärmerei betrachten. Das ist jedenfalls konsequenter als der Standpunkt der „modernen" Theologen, die noch Christen sein wollen und sich hoch beleidigt fühlen, wenn man ihnen sagt, ihr habt eine andere Religion als wir. Wir wollen hier uns über diesen

Gegenstand nicht weiter aussprechen, sondern lieber auf einen Artikel verweisen, der in „Reformation" erschien und von uns im Märzheft abgedruckt werden soll: Paulus vor dem Richterstuhl der Kritik. Da wird die ganze Raserei der tollgewordenen Kritik und religions-wissenschaftlichen Schule gebührend an den Pranger gestellt, und ein jeder hat die Wahl, ob er den Herrn Jesum und den Apostel Paulus als geistig anormal betrachten will oder — die modernen Theologen, die zu solchen Lästerungen ihre Zuflucht nehmen müssen, um ihre schlechte Sache zu verteidigen.

Wer den Apostel Paulus als einen von Gottes Geist erfüllten Lehrer des Christentums betrachtet, der wird es nicht leicht nehmen können mit den Worten, die er Gal. 1, 8 u. 9 geschrieben hat. Zu diesen Versen finden wir in Hoffmanns Bibelstunden*) folgende Anmerkung:

„Es bleibt bei dem Evangelium, wie ich es euch verkündigt habe. Und wenn ein Engel vom Himmel herab käme und, was unmöglich ist, lehrte anders, wenn ich selbst zu euch käme und abfällig geworden wäre und lehrte anders, vielmehr wenn sonst ein Mensch, wer er sei, anders lehrte, „der sei verflucht!" Starkes Wort! Hier spricht ein Apostel, der unfehlbar lehrte und wissen durfte, daß er unfehlbar lehrte. Irrtümer kann man tragen; die sollen in der Gemeinde getragen werden. Wer aber den Grund der heilsamen Lehre antastet, der soll Anathema sein, d. h. aus der Gemeinde des Herrn soll er ausgeschlossen und der Rache Gottes übergeben sein.†) Warum doch so streng? Weil weder Raub noch Mord so schädlich ist, als das Gift falscher Lehre, welche anderer Seelen blendet, trunken macht und auf die Wege treibt, die einer so schlimm wie der andere sind — es sei der Weg zum ausgemachten Unglauben oder zur Selbstgerechtigkeit, oder zum Heuchelglauben mit Sündendienst verknüpft. Lieber soll ein Glied abgenommen werden, Arm oder Bein, ehe der ganze Leib verdirbt, lieber solche falsche Christen abtun aus der Gemeinde, als daß sie die ganze Gemeinde schädigen. — Nun so kann man ja nicht im Zweifel sein, was St. Paulus, wenn er jetzt aufträte, über Prediger beschließen würde, die den Artikel von der Gottheit Jesu Christi umstoßen, über Prediger, die eine übernatürliche Offenbarung Gottes und Wunder und den lebendigen Gott selbst leugnen, die es nicht gelten lassen, daß der Eine Jesus aller Welt Sünde am Kreuz getragen hat, über Prediger, welche die Auferstehung Christi von den Toten und seine leibhaftige Erscheinung zum Mährchen machen. Oder gilt jetzt die Verordnung der Apostel nicht mehr, die Gott zum Grundstein der Kirche für alle Zeiten gelegt hat? Oder sind sie beschränkte Eiferer gewesen? Freuen soll man sich, wenn einmal eine kirchliche Behörde sich ein Herz faßt, denen das Lehramt zu verbieten, die es mißbrauchen, um den Glauben der Gemeinde zu zerstören. Wer das Recht hat, ihnen die Wege zu

*) Neutestamentliche Bibelstunden von Dr. G. Hoffmann, weil. Pastor zu St. Laurentii, Halle a. S. Deicherts Verlag. 1. Lieferung. 1.20 Mk.

†) Von uns gesperrt. D. R.

weisen, und tut's und fragt dabei sonst nach nichts, der handelt im Geist des Apostels." — Wer es aber nicht tut? Der macht sich teilhaftig fremder Sünde und Schuld und wird einst schwere Rechenschaft dafür geben müssen.

Laßt uns halten an dem Bekenntnis zu dem einigen Heiland und nicht wanken, mag eine hochmütige gespreizte Welt uns auch als zurückgebliebene Leute verachten und in den Bann tun. „Es ist dem Jünger genug, daß er sei wie sein Meister." Haben sie den Herrn der Herrlichkeit, sowie auch seinen größten Apostel, als wahnsinnig, als besessen erklärt und hinausgetan aus der Gemeine, so laßt uns, wenn es sein soll und muß, zu ihm hinausgehen und mit ihm seine Schmach tragen.

Louis J. Haas.

Jesus in modernem Gewand.

Im „Reich Christi" bringt Dr. J. Lepsius eine noch nicht abgeschlossene Reihe von Aufsätzen, in welchen er sich mit der Popularreligion der modernen Theologie kritisch auseinandersetzt. Im ersten Hauptteil seiner Aufsätze mit der Ueberschrift: „Die Entdeckung Jesu" rechnet Lepsius in seiner bekannten, temperamentvollen Weise mit Wernle ab, der in dem ersten Hefte jener modernen Sammlung „Die Quellen des Lebens Jesu" mit den Mitteln der radikalsten Kritik zurechtschneidet, um den Laien einen neuen Weg zu Jesus hin, oder besser gesagt, einen Weg zu einem neuen Jesusbilde hin zu bahnen, das mit dem der Evangelien nichts anderes als den Namen gemein hat. Lepsius urteilt mit Recht: „Das Christusbild der Kirche minus Luther, minus Augustin, minus Paulus, minus Johannes, minus Lukas, minus Matthäus, minus Markus, minus Urlegende, minus Selbsttäuschungen Jesu — was bleibt da noch als Rest? — Der Kritiker, der in dem leeren Rahmen des Evangeliums seine eigene Frömmigkeit beschaut."

Das Jesusbild der Modernen zeichnet Bousset in dem 2. und 3. Heft der religions-geschichtlichen Volksbücher.

Lepsius beleuchtet dieses Bild in dem zweiten Teil seiner Aufsätze: „Die Tragödie der Schwärmerei." Der tragische Konflikt der Jesustragödie liegt in dem kritischen Jesusbilde darin beschlossen, daß Jesus sich für den Messias ausgab, während er es (nach dem Urteil der Modernen) in keinem Sinne, weder für das öffentliche Recht, noch für sein innerstes Bewußtsein war. Wenn es demnach Wahnideen gewesen sind, welche die tragische Katastrophe herbeiführten, dann muß die Frage aufgeworfen werden: war Jesus normal? Bousset ist geneigt, bei ihm auf die anormale Geistesbeschaffenheit des Ekstatikers zu schließen, der zu einem guten Teile seines Lebens in den Sphären jenseits des taghellen Bewußtseins lebt. Von Boussets psychologischer Diagnose ist, wie Lepsius den Modernen vor Augen hält, nur ein kurzer folgerichtiger Schritt weiter zu dem psychopathologischen Urteile des Dänen Rasmussen,

der offen erklärt: Jesus war geisteskrank, zwölf verschiedene Symptome weisen darauf hin. So weit wie Rasmussen geht Bousset noch nicht, vielmehr gibt er sich alle Mühe, die Verehrung Jesu als eines sittlich religiösen Helden aufrecht zu erhalten. Ob ihm das gelingen wird bei nüchternen Denkern, die sich nicht über kritische „Ergebnisse" durch sentimentale Rhetorik hinwegtäuschen lassen, erscheint fraglich; denn, war Jesus ein Schwärmer, so fällt auch rettungslos dahin, was man von seiner inneren Hoheit sonst festhalten möchte. (Aus „Gl. u. W.")

Die Jesusnovellen und Jesusbilder schießen neuerdings wie Pilze aus dem Mistbeet des modern-rationalistischen Sumpfes hervor, ein Zeichen, daß auch diese Schwärmer um den Jesus nicht herumkommen können, den Gott als den Grund- und Eckstein der neuen Welt gelegt hat, auf welchen man entweder auferbaut werden muß in lebendigem Glauben oder zerschellen muß.

Die Heilsordnung.

Von P. G. Fr. Schütze.

I. Bestimmung und Begrenzung der Aufgabe.

Unser Evangelischer Katechismus bezeichnet als Heilsordnung die Ordnung und den Weg, auf dem der Heilige Geist dem einzelnen Menschen die Erlösung zueignet, und nennt als die Stücke derselben Berufung, Erleuchtung, Buße und Glauben, und als Resultat derselben die Rechtfertigung und Heiligung. Was aus einem andern Dinge hervorgeht, ist ja doch wohl ein Resultat desselben.

Es ist nun wesentlich zur Bestimmung und Begrenzung unserer Aufgabe, daß wir im Auge behalten, daß die Lehre von der Heilsordnung von der Lehre vom Heil überhaupt, der Soteriologie, scharf zu scheiden ist. Wir finden die Soteriologie teilweise im ersten (Frage 69—71), in der Hauptsache aber im zweiten Artikel behandelt. Unser Gegenstand aber beschränkt uns auf den dritten Artikel. Und noch sind unsere Schranken zu weit. Am Anfang müssen wir abschneiden die Lehre von den Heilsmitteln, als Bedingung, ohne welche ein Wirken des Heiligen Geistes nicht möglich ist. Und am Ende des dritten Artikels müssen wir abschneiden die Lehre von der Heilsverwirklichung (in der Kirche) und Heilsvollendung (in den letzten Dingen). Von jener scheidet das „dem *einzelnen* Menschen", von dieser aber die Erwägung, daß die Heilsordnung ja schon zeitlich von den letzten Dingen getrennt ist, und daß sie überdies ja nur der Prozeß ist, der zur Vollendung führen wird, also zur Eschatologie in einem Causalnexus steht.

Haben wir also nun die Heilsordnung zunächst soweit umgrenzt, daß wir uns klar geworden sind, es handelt sich bei unserer Untersuchung nur um zwei Personen, die Seele und ihren Gott, und zwischen diesen beiden Personen auch nicht um alle und jede möglichen Beziehungen, sondern nur um die eine scharf abgegrenzte Frage: Was tut Gott in seiner dritten Person als Heiliger Geist, um die von ihm abgewandte ein-

zelne Seele wieder in die richtige Stellung zu sich (Gott) zurückzubringen? oder mit andern Worten: Wie bringt mich Gott dahin, daß ich das vorhandene Heil als persönliches Eigentum bekomme? so sind damit alle synergistischen Gedanken, als: Was muß i ch tun oder nicht tun? ausgeschlossen. Die Heisordnung enthält die alleinige und freie Liebestat Gottes an dem sündigen Menschen. Also wir reden nur von Gottes Tun. Indessen, jede aktive Tätigkeit löst einen reaktiven Reflex aus. Dasselbe Licht, durch verschiedene Prismen gebrochen, erzeugt verschiedene Farbenlinien. So wird auch die heilsaneignende Tätigkeit des Heiligen Geistes in der Seele des Menschen nach ihrer jeweiligen Verschiedenheit einen verschiedenen Reflex hinterlassen. Der Berufung durch Gott entspricht im Menschenherz'en die Erweckung. Gott ruft der Seele zu: Wache auf, und infolgedessen tritt das Erwachen oder die Erweckung ein. (Bei einem Musikinstrument hört ein scharfes Ohr als Oberton die Oktave, obwohl dieselbe gar nicht selber in Schwingung gerät). Stellt man zwei gleichgestimmte Saiten nebeneinander und läßt eine davon ertönen, so wird die zweite auch anfangen zu vibrieren und denselben Ton ergeben, obwohl sie selbst nicht berührt ist. Omnis comparatio claudicat, doch werden diese Beispiele es hoffentlich erklären, wenn ich die Definition der Heilsordnung durch die Antwort auf die folgende Frage geben lassen möchte, nämlich: In welcher Ordnung und auf welchem Wege eignet der Heilige Geist dem einzelnen Menschen das von Christo erworbene und uns angebotene Heil zu, und was geschieht infolgedessen im Menschen?

Die Antwort auf diese Frage wird aber ganz wesentlich bedingt durch den Sinn, den wir in dem Worte „Heil" finden? Was ist denn das Heil? Es liegt am Tage, daß wenn das Heil in Christo nur eine verbesserte Moral oder ein exemplarisches Vorbild ist, die Antwort ganz anders ausfallen muß, als wenn wir darunter nach 1. Pt. 1, 18 f. die Erlösung durch Christi Blut finden. Ohne Zweifel ist die Antwort: das Heil ist die Erlösung korrekt; aber das sind ja zwei beinahe identische Begriffe. Damit kommen wir also nicht weiter; denn nun müssen wir erst fragen: Was ist die Erlösung? Dennoch wollen wir diesen Ausdruck beibehalten, da ihn auch unser Katechismus (in Frage 69—73) ständig braucht. Der neutestamentliche Ausdruck nun für Erlösung ist λύτρωσις von λύτρον, λυτροῦν, nach Cremer eine „Befreiung von der Schuldverhaftung" oder auch eine „Opfersühne". So sagt auch Irion (Der ev. Katechismus S. 173 f.) daß Christus unser Erlöser ist, weil er uns von Schuld frei gemacht, und unsere Sünden gesühnt hat. Nun müssen wir hier wieder uns hüten,*) daß wir nicht die Vergebung der Sünde, die Sühne, oder auch die Rechtfertigung als eine Prämisse der Heilsordnung ansehen und darum ausschließen aus der Lehre von der Heilsordnung. Jesu Wort am Kreuz z. B.: „Vater, vergib ihnen" u. s. w., bringt durchaus nicht eine sofortige Freisprechung seiner Mörder hervor, sondern nur die Möglichkeit, daß seine Mörder, wenn sie in den Weg der Heilsordnung sich schicken werden, noch Vergebung und Auf-

*) Siehe Anmerkung auf Seite 8 ff.

nahme in die Kindschaft erlangen können. Gewiß ist Vergebung der Sünde unerläßliche Vorbedingung der Heilsordnung, aber ebenso gewiß ist die Vergebung z. B. meiner Sünde nur eine Folge der in mir durch den Heiligen Geist vollzogenen Heilsordnung.

Die Lehre von der Rechtfertigung also gehört streng genommen nicht in die Heilsordnung hinein; denn einmal geht sie ihr voraus, und anderseits ist sie ihre Konsequenz. Da sie aber ein Stück der Erlösung oder der Heilsaneignung ist, kann man sie noch im Rahmen der Heilsordnung betrachten. Anders aber ist es mit der Heiligung. Diese können wir unmöglich zu der Heilsordnung hinzurechnen. Denn, wenn wir auch mit Irion bereitwillig zugeben, daß der Gerechtfertigte noch kein vollkommener Christ und noch wachsen muß (S. 245), so ist das doch kein wesentliches Stück der Heilsordnung. Unsere Frage war: In welcher Ordnung und auf welchem Wege eignet der Heilige Geist dem einzelnen Menschen das von Christo erworbene und uns angebotene Heil zu und was geschieht infolgedessen im Menschen? Es hat ja sein mißliches und ist gewiß beinahe unmöglich, die einzelnen Stufen der Heilsordnung zeitlich zu begrenzen, wie Irion (S. 220 Anm.) das sehr richtig erwähnt. Aber nehmen wir gerade das Beispiel Pauli, das Irion auf derselben Seite anführt: „So gelangte Saulus zur Rechtfertigung.... und wandelte von da an als ein frommer und eifriger Christ...., d. h. Saulus lebte in der Heiligung." Gesetzt nun der Fall, Saulus wäre in dem Augenblick der Rechtfertigung, wo er durch die Taufe ein wiedergeborner und bekehrter Christ war, gestorben, was dann? Wäre er trotz Buße und Glauben verdammt gewesen, weil die Heiligung fehlte? Oder wäre trotz Wiedergeburt und Bekehrung die Erlösung an ihm vorbeigegangen? Das sei ferne! Ganz gewiß muß die Heiligung auf die Rechtfertigung folgen, aber ein Stück der Heilsordnung ist sie nicht.

Wir machen vielmehr hinter Rechtfertigung einen Strich. Röm. 5, 1. Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, das ist das abschließende Endstück der Lehre von der Heilsordnung. Die Lehre von der Heiligung rechnen wir dagegen zu der Lehre von der Heilsvollendung. Oder aber man kann auch die Gesamttätigkeit der dritten Person der Dreieinigkeit als Heiligung bezeichnen (Kat. Fr. 87), und dann gehört die Heiligung ebenfalls nicht in die Heilsordnung hinein, sondern ist das genus proximum, dessen differentia specifica die Heilsordnung ist.*)

*) Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser den ganzen Abschnitt von dem Satz an: „Nun müssen wir hier wieder uns hüten, daß u. s. w. . . ." bis „dessen **differentia specifica** die Heilsordnung ist" anders, d. h. weniger mißverständlich gefaßt hätte. Um in diesen Fragen sich zu verständigen, müssen die verschiedenen Begriffe scharf präzisiert werden. Der geehrte Verfasser hat uns zwar den Rat gegeben, das Manuskript selbst zu ändern. Doch das dürfte nur eine größere Verwirrung anrichten, da es mit der ganzen Konstruktion des Verfassers in Konflikt kommen möchte. Wir ziehen darum es vor, zu dem beanstandeten Abschnitt die eigene Auffassung in Anmerkung zu geben.

Im Blick auf Frage 87 im Katechismus müssen wir freilich vor allem

Wir haben also das Gebeiet der Heilsordnung nunmehr zwischen zwei Strichen abgegrenzt, indem wir bis zur Lehre von den Gnadenmitteln (incl.) alles als Prämissen ansehen, und indem wir von der Rechtfertigung (excl.) ab alles als Konsequenzen betrachten. Es entsteht nun die Frage, welche Lehrstücke zwischen diesen beiden Punkten (Gnadenmittel und Rechtfertigung) Platz finden. Doch ehe wir diese Frage erledigen können, sind wir noch schuldig, eine bestimmte Erklärung des Wortes und Begriffes Heilsordnung zu geben.

Wir verstehen unter der Heilsordnung: **diejenige Ordnung der heilsaneignenden Tätigkeit des Heiligen Geistes, in welcher er den Sünder zum bewußten Glauben und dadurch zum festen Besitz der Erlösung, als des Heils, führt und erhält, und die dadurch hervorgerufene Ordnung der Reflexerscheinungen im Menschen.**

Welche Stücke gehören nun in diese Heilsordnung hinein? Die Ansichten hierüber sind nun sehr verschieden. Die Konf. Aug. Art. XII, unterscheidet Buße, Glaube und Früchte des Glaubens, aber nicht unter

---

feststellen, daß dort das Wort Heiligung eine andere Bedeutung hat als in Frage 101 und das mag dem Verfasser zu der mißverständlichen Darstellung Anlaß gegeben haben.

In Frage 87 ist ja das ganze Werk des Heiligen Geistes an der ganzen Menschheit von der Berufung an bis hinaus zur Vollendung des Makrokosmus in der seligen Ewigkeit zusammengefaßt in dem „Werk der Heiligung." Frage 101 aber hat es zu tun mit dem, was der Heilige Geist noch an dem einzelnen zu tun hat, nachdem er bereits die Rechtfertigungsgnade erlangt hat. Hier also hat das Wort „Heiligung" eine viel engere Bedeutung als in Frage 87. In der Frage 112 ist dann der Begriff in seiner engen und in seiner weiten Bedeutung zusammengefaßt: Zuerst mich", dann „gleichwie er die ganze Christenheit" u. s. w....

Diese Distinktion ist auch oben in dem Aufsatz nur mit viel gelehrteren Worten festgestellt. Was wir nun an obiger Darstellung vor allem beanstanden ist der Satz: „Wir müssen uns hüten, daß wir nicht die Vergebung der Sünde, die Sühne, oder auch die Rechtfertigung als eine Prämisse der Heilsordnung ansehen u. s. w. . . ."

Hier ist zu sagen:

1. Die Sühne als objektive Tat des Erlösers ist die unerläßliche Prämisse der Heilsordnung.

2. Die objektive Vergebung der Sünden ist — als Heilsanerbietung und Heilsgnade für alle Menschen in Christo vorhanden (Frage 109), und ist insofern auch eine Prämisse der Heilsordnung im Sinn von Frage 91.

3. Die Rechtfertigung sollte, um Mißverständnis zu vermeiden, in diesem Zusammenhang nicht als ein Synonym von „Sühne" und „Vergebung der Sünde" gebraucht werden. Wie Verfasser sagen kann, „die R. gehört, streng genommen nicht in die Heilsordnung hinein", ist uns unverständlich.

Frage 91 gibt ganz richtig und deutlich den Stufengang an, die Ordnung, oder den Weg, welchen Gott und der Sünder mit einander gehen müssen, wenn der Sünder das ganze durch Christi Sühne uns erworbene Heil zu eigen bekommen soll. Nachdem zuvor Frage 90 die Mittel genannt sind, welcher der Heilige Geist sich bedient, um sein Werk zu tun an dem einzelnen, wie an der ganzen Menschheit, ist dann Frage 91 der Stufengang in richtiger Reihenfolge genannt. Und in diese Reihenfolge gehört unbedingt

dem Begriff Heilsordnung, sondern unter Buße. (Irion S. 417). Luthers Kleiner Katechismus gibt folgende Stücke: Berufung, Erleuchtung, Glaube, Heiligung und Erhaltung, oder nachher, berufet, sammelt, erleuchtet, heiliget und erhält. Die Formula concordiae (S. 670) gibt folgende Teile: vocare, ad se trahere, convertere, regenerare, sanctificare. Hollaz dagegen hat die genaueste Gliederung, indem er auf Grund von Act. 26, 17 f. folgende neun Stücke aufstellt: 1. vocatio, 2. illuminatio, 3. conversio, 4. regeneratio, 5. justificatio, 6. unio mystica, 7. renovatio, 8. conservatio, 9. glorificatio. Aber diese Einteilung ist nicht ohne Widerspruch geblieben.

Von vornherein abstreichen und in die Eschatologie verweisen müssen wir die Verherrlichung. Aber ähnliche Einwendungen sind gegen die Berufung gemacht. Zwar erscheint es naturgemäß, mit der göttlichen Einladung die Heilsordnung zu beginnen, aber dann könnte man auch die Erwählung hineinziehen, oder aber beide zu den Prämissen zählen. Diese Argumentation hat ja gewiß auf den ersten Blick etwas Einnehmendes. Aber wir können uns ihr doch nicht anschließen; denn die Erwählung oder Gnadenwahl ist nicht als eine heilsaneignende Tätigkeit

---

Rechtfertigung und Heiligung hinein. Rechtfertigung ist so wenig das abschließende Endstück der Heilsordnung, als man sagen kann: die Geburt eines Kindes ist das Endstück im Leben eines (werdenden) Menschen.

Die Rechtfertigung setzt ja doch den begnadigten Menschen erst an den Anfang seiner Laufbahn. Und auf dem schmalen Pfade gelingt uns kein Schritt ohne die stets in uns wirkende Gnade Gottes. Die Darstellung, in welcher Reihenfolge die einzelnen göttlichen Gnadenwirkungen zur Erneuerung des gefallenen Sünders in das vollendete Gottesbild erfolgen, muß notwendig mit der göttlichen Berufung beginnen, muß zeigen, wie es von dieser zur Rechtfertigung weiter schreitet, und wie dann, wenn die Rechtfertigung erfolgt ist, auf grund derselben das Werk der individuellen Heiligung sich vollzieht. Wie wenn jemand das Werk eines aktiven Baumeisters beschreiben wollte, der ein Haus aufbauen will. Er muß gewiß damit anfangen zu zeigen, wie er den Grund für das Fundament aufgräbt (= Bußruf), wie er dann die Grundmauer baut, auf welcher das Haus gebaut werden soll (= Heilsverkündigung in Christo, 1. Kor. 3, 11), wie er dann den Aufriß des Hauses, das Gebälke bis hin zum Giebel, aufrichtet (= Rechtfertigung). Ist das nun das Endstück? Kann hier die Beschreibung schließen, oder einen neuen Abschnitt machen etwa: Fertigstellung oder Vollendung des Hauses Nein, eben diese Vollendung gehört notwendig mit in die Arbeit des Baumeisters. So gehört die Heiligung des Individiums als weitere fortgehende Arbeit des Heiligen Geistes mit in die Heilsordnung, welche uns eben beschreiben soll, wie der Sünder ein in Gottes Bild wiederhergestellter Gottesmensch wird. — Mit dem Strich hinter Rechtfertigung ist's nichts! Wollte jener nach der Beschreibung von der Aufrichtung des Gebälkes einen Strich machen und sagen, das übrige gehört jetzt nicht mehr hierher, so würden wir verwundert fragen: Und was nun? Ist das alles? Mit der Rechtfertigung sind wir ja erst am Anfang des Heilsweges und sind „vom Ziel noch fern". Jetzt geht die Arbeit erst recht an. Und alle diese Gnadenarbeit des Heiligen Geistes am Herzen des Sünders, die jetzt noch folgen muß, bis derselbe ganz zu Gottes Bild erneuert ist, das ist die individuelle Heiligung, von welcher Frage 101 handelt.

Man muß also das Wort „Heilsordnung" Frage 91 verstehen in dem Sinn, in welchem die vorausgehende Frage es faßt = Weg, = Stufengang, welcher zu durchschreiten ist vom ersten Augenblick an bis hin zur Vollendung. D. R.

anzusehen, ist auch nicht Sache des Heiligen Geistes, sondern nach Joh. 15, 16 des Sohnes, oder nach Röm. 8, 28 f. des Vaters. Wir sehen also vielmehr in der Berufung das erste Stück der Heilsordnung und schließen uns ganz an Irions vortreffliche Entwickelung (S. 220) an. Paulus wurde berufen und dann innerlich erleuchtet, tat Buße und kam zum Glauben, und dadurch zur Rechtfertigung. Nun hätten wir allerdings gern nach Luthers kleinem Katechismus noch den Begriff der Erhaltung in der Heilsordnung. Aber das ist am Ende ein Streit um Worte; denn ob man dieselbe Tätigkeit nun Heiligung oder Erhaltung nennt, wird ja nicht viel Unterschied machen. Wir finden also folgende sechs Stücke: 1. Berufung mit der passiven Seite der Erweckung, 2. Erleuchtung — Erkenntnis, 3. Bekehrung — Buße, 4. Wiedergeburt — Glaube, 5. Rechtfertigung — Gotteskindschaft, und endlich 6. Erhaltung — Beharren.

Die andern Punkte, mystische Vereinigung, Versiegelung, Erneuerung weisen wir als eigene Punkte der Heilsordnung zurück; denn einerseits läßt sich all das unter einem unserer sechs Punkte subsummieren, wie z. B. die unio mystica in der Gotteskindschaft, und anderseits wird mit solchen Extranamen auch viel Spielerei getrieben. Gerade in geistig angeregten Kreisen, wie bei den Gemeinschaftsleuten liegt die Gefahr nahe, daß man den Heiligen Geist (sit venia verbo) vivisesiert, indem man jede einzelne Erscheinung des eigenen Innenlebens zerlegt und zergliedert, ein passendes Bibelwort dafür sucht und dann flugs ein Extralehrstück daraus macht. Warum spricht man nicht von einer Anziehung (Röm. 6) oder Teufelsaustreibung (Matth. 12, 28) u. s. w. als Stücken der Heilsordnung. Es ist unsinnig im Bibelwort methodologische Normen oder gar ein ganzes dogmatisches Lehrgebäude zu suchen. Es handelt sich vielmehr um den einen Zentralpunkt der Entstehung des Glaubens. Was vorhergeht ist Berufung, Erleuchtung und Buße; was nachfolgt Rechtfertigung und Erhaltung.

Daß wir damit auf dem Boden der Schriftgemäßheit stehen, wird sich bei der Besprechung der einzelnen Lehrstücke ergeben, zu der wir nun übergehen.

II. Die Berufung und Erweckung
(de vocatione activa et passiva).

Was ist die Berufung? Da unser Katechismus keine bestimmte Definition gibt (Fr. 92), so sagen wir: Die Berufung ist diejenige heilsaneignende Tätigkeit des Heiligen Geistes, daß er den Sünder auffordert, und zwar durch das Evangelium, in das Reich Gottes einzugehen, d. h. das angebotene Heil in Christo anzunehmen.

Sowohl der Begriff als auch das Wort selbst sind durchaus biblisch. Schon im Alten Testament hören wir, daß Gott eine einzelne Person (Jes. 22, 20), oder auch ein einzelnes Volk (Klagel. 2, 22) zu einem besonderen, bestimmten Auftrag ruft (lockt, Jes. 5, 26; ihnen zischt, Jes. 7, 18). Aber ganz besonders hat Gott aus unendlicher Liebe (Deut. 7, 6—8; Jer. 31, 3) den Abraham gerufen (Jes. 51, 2), und in ihm das

ganze Israel zu einem bestimmten Auftrag, nämlich sein besonderes Eigentumsvolk zu sein, (vgl. Jes. 41, 9; 42, 6; 43, 1; 48, 12 u. 15; 49, 1; Hos. 11, 1). Freilich ist hier der Unterschied von Berufung und Erwählung noch nicht gemacht. Ebenso ist im Alten Testament die Berufung, Gottes Eigentum zu werden, nur an das Gesamtvolk ergangen, in welcher Berufung auch der Anteil des einzelnen an diesem Heilsgut verbürgt ist. Nur zu besondern Aufträgen und Aemtern geht ein besonderer Ruf an einzelne Personen (vgl. Exod. 3; 31, 2). Doch finden wir schon in der Schilderung der Weisheit (Spr. 1, 21—26; 8, 1—5; 9, 3—6) den Uebergang angebahnt zu der Auffassung des Neuen Testaments, wonach sich der Heilsruf Gottes vorwiegend an den Einzelnen und die Einzelnen richtet. Betrachten wir also die Berufung im Neuen Testament genauer.

Der Ruf setzt ein Sprechen und Reden Gottes voraus, mit einem Wort, das Wort Gottes und zwar das ganze. Wenn der Heiland (Matth. 9, 13; Mark. 2, 17; Luk. 5, 32) ausdrücklich als einen Zweck seines Rufes die Buße nennt, so ist klar, daß dieser Zweck in der Regel nur durch das Gesetz erfüllt werden kann. Ohne den Zuchtmeister auf Christum (Gal. 3, 24) kann das Evangelium nicht verstanden, nicht angenommen werden. So ist das Gesetz ein mittelbarer Faktor der Berufung. Dennoch ist das Gesetz nicht geeignet, den Menschen zum Ergreifen des Heils in Christo zu bewegen. Das Gesetz richtet nur Zorn an (Röm. 4, 15), es erschreckt, droht, führt zu Furcht und Verzweiflung, und ist so (nach 1. Joh. 4, 18) nicht fähig, uns zur Liebe zu führen. So ist das Evangelium allein das rechte, eigentliche Berufungswort für den Sünder, für den Mühseligen und Beladenen (Matth. 11, 28). Kommt, es ist alles bereit. Für den der da hungert und dürstet ist ein großes Abendmahl, ja ein Hochzeitsmahl zugerichtet. Ohne Rücksicht auf Rang und Stand und Verdienst und Reichtum wird die Sättigung allen angeboten (Apoc. 22, 7; 21, 6, cf. Jes. 55, 2). Und diese Sättigung soll eine ewige sein (Joh. 4, 14; 6, 35). Dazu klopft der Erlöser an die Herzenstür (Apoc. 3, 20), daß man ihm Einlaß gebe. Darum nennt Paulus (2. Tim. 1, 9) auch mit Recht diesen Ruf einen heiligen. Heilig ist alles, was von Gott ausgeht und zu Gott eingeht. Darum bleibt der Ruf doch heilig, wenn auch so viele ihm nicht folgen. Diese alte Sünde des Volkes Israel, zu der das ganze Buch der Richter eine fortlaufende Illustration ist, finden wir auch im Neuen Testament, in den Gleichnissen Jesu vom Abendmahl (Luk. 14, 16—24) und Hochzeitsmahl Matth. 22, 1—14), am ergreifendsten aber in Jesu Tränen und Abschiedswort an Jerusalem (Matth. 22, 37) sowie den Worten an die Weiber auf der via dolorosa. (Luk. 23, 28—31.)

In der Tat, die Berufung ist eine so liebevolle und gnädige, daß man es nicht für möglich halten sollte, daß noch ein Widerstreben möglich ist. Darüber später, für jetzt nur so viel, daß die göttliche Berufung für die ganze Menschheit, widerstrebend oder nicht, bestimmt ist. Ob Heide oder Jude (Röm. 9, 24 f.), allen gilt das Wort der Erbarmung

(Joh. 3, 16), und darum wird sie wiederholt angeboten einmal oder zweimal (Matth. 22, 3 f.), vielleicht auch öfter (Matth. 20, 1—6), damit niemand eine Entschuldigung habe. Deshalb fühlt Paulus auch sich einen Schuldner, der Griechen und der Ungriechen (Röm. 1, 14), wie auch Gott nicht nur der Juden, sondern auch der Heiden Gott ist (Röm. 3, 29). Allen soll das Evangelium gepredigt werden (Röm. 10, 12—17; Mark. 16, 15). Aber nicht durch das Wort Gottes allein erfolgt die Berufung, sondern auch durch die Sakramente. Von diesen aber ist nicht so sehr das hl. Nachtmahl Berufungssakrament, da es doch den Glauben voraussetzt, sondern vielmehr die Taufe. Auch sie hat eine Prämisse, die aber nicht der Glaube ist; denn in den Beispielen der Bibel folgt die Erteilung des Heiligen Geistes erst nach der Taufe, und damit auch erst die Möglichkeit des Glaubens. Wenn nun aber im Neuen Testament dennoch ein Glauben als Voraussetzung der Taufe genannt wird (Act. 8, 37; 16, 31), so müssen wir darunter nicht den Glauben im strengen Wortsinn verstehen, sondern eine durch das Wort Gottes oder sonst irgend wie durch den Heiligen Geist im Menschen erzeugte Willigkeit zum Glauben, ein Bereitsein für den Heiligen Geist. Wo nun diese Bereitwilligkeit vorhanden ist, da ist die hl. Taufe die Berufung Gottes in kräftigster, weil sinnenfälliger Form ausgedrückt. Sie ist der Schlußakt der Berufung, das Siegel der zuvorkommenden Gnade (gratia praeveniens). Denn solche allein bildet den Grundcharakter der Taufe, was auch durch die Bereitwilligkeit, das Nichtwiderstreben, nicht seinen Charakter verliert. Also alle synergistischen Bemühungen, auf Grund der Bereitwilligkeit statt der gratia praeveniens eine gratia cooperans zu substituieren, sind hinfällig, weil doch auch das Nichtwiderstreben ein vom Heiligen Geist gewirkter Zustand ist. So ist die Taufe die letzte und darum absolute Manifestation der berufenden Gnade Gottes. Und darum kann die Taufe auch Kindertaufe sein; denn wie man auch über die Schöpfung der Seele denkt, ob creatianistisch oder traducianistisch oder sonstwie, das eine steht fest, nur in des Kindes Seele, wie sie eben aus der Hand ihres Schöpfers kommt, kann das für die Taufe notwendige Nichtwiderstreben im allgemeinen als durch den Heiligen Geist noch immanent oder adhärent vorausgesetzt werden. So wird die Taufe, als Kindertaufe in der christlichen Gemeinde, trotzdem sie jedesmal nur an einer einzelnen Person vollzogen wird, das Sakrament der allgemeinen Berufung. Dasselbe aber ist der Fall bei der Heidentaufe in der Mission. Den vollen Glauben darf sie nicht voraussetzen, sondern nur die Bereitwilligkeit, sich dem Heiligen Geist zu unterwerfen, worin eingeschlossen ist, daß nicht irdische Motive im Spiel sein dürfen. Dadurch wird bei allen Christen, ob sie nun die Kindertaufe oder Heidentaufe empfangen haben, diese das Siegel der Berufung und der feste Grund Gottes, auf dem alles Glaubensleben beruht.

Haben wir nun die Mittel der Berufung kennen gelernt, so müssen wir uns jetzt kürzlich mit ihren Arten befassen. Die altprotestantischen Dogmatiker unterscheiden nun zunächst zwischen einer ordentlichen und

außerordentlichen Berufung. Die außerordentliche erfolge unmittelbar (Matth. 2, 2; Act. 9, 3) durch ein Eingreifen Gottes. Auch Irion (S. 223) erwähnt unter der besonderen Berufung solche unmittelbare Berufungen, wie Augustin, Luther, der Kerkermeister in Philippi (Matth. 27, 19; 26, 74). Damit kann ich mich aber nicht recht einverstanden erklären. Es sind dies alles besondere Verhältnisse, die nur den Ruf in Gottes Wort der Seele wieder deutlicher vor das Auge brachten. Klar ist das Act. 9, 3 und Matth. 26, 74. Petrus hatte schon vorher oft den Hahn krähen gehört. Was ihm diesmal zum besondern Bußruf wurde, war die Erinnerung an Jesu Wort. Weiter sind solche Fälle einer unmittelbaren außerordentlichen Berufung nur vorhanden in Begleitung der ordentlichen durch das Wort gewirkten Berufung. Wir dürfen diese außerordentliche Berufung in eine Kategorie stellen mit den Heilswundern, die in der Bibel vorkamen (Mark. 16, 17), auch noch heute in der Missionsarbeit vorkommen, aber nicht mehr in der Christenheit, auch nicht mehr vorkommen sollen. Der Heiland selbst hat sich (Luk. 16, 31) durchaus gegen eine außerordentliche Berufung ausgesprochen und vielmehr auf die ordentliche verwiesen (Luk. 16, 29).

Wir haben es hier also nur mit der ordentlichen Berufung zu tun und müssen scheiden zwischen der allgemeinen Heilsberufung und der besonderen Einzelberufung. Nach unserer Definition gehört eigentlich die allgemeine Berufung nicht in unser Thema, da sie an „die Menschen insgesamt" ergeht. Da aber die älteren Dogmatiker sie ausführlich mitbehandeln, so möge sie hier kurz besprochen werden.

Die allgemeine Berufung ist längst an die gesamte Menschheit ergangen. Nach Quenstedt (theol. did. pol. III, 466 ff.) hat Gott die gesamte Menschheit dreimal berufen. Zuerst erging das Protevangelium vom Schlangentreter an die Protoplasten (Gen. 3, 15), sodann an Noah, den Prediger der Gerechtigkeit (2. Petri 2, 5), auch für allen seinen Samen (Gen. 9, 9), und zum dritten Mal endlich (Hebr. 1, 1 f.) durch die Apostel (Matth. 28, 9; Mark. 16, 15), die diesen Befehl auch treulich ausgeführt haben. (Röm. 10, 18; Kol. 1, 6 u. 23; Act. 17, 30). Die Spuren der Wege der Apostel seien verloren gegangen durch die Gleichgiltigkeit und Verachtung der Völker, aber das Evangelium sei aller Welt bekannt gewesen. Als Kuriosität erwähne ich, daß ein gewisser G. Mocbius eine Dissertation schrieb: An ab apostolis evangelium etiam Americanis fuerit annunciatum, worin er nachweist, daß man ohne Zweifel Amerika damals in der alten Welt gekannt habe.

Aber die allgemeine Berufung ist nicht etwa schon abgeschlossen, sondern erstreckt sich noch immer weiter in der Predigt des Evangeliums, die an alle Menschen ergeht: Gott sieht nicht die Person an, es ist hier kein Unterschied, sondern Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Jedenfalls ist die ganze Menschheit und wird noch stets zum Reiche Gottes berufen, und daß diese allgemeine Berufung nicht zu einer beständigen besonderen Berufung geworden, dafür liegt die Schuld in dem Umstand, daß die Menschen die Finsternis mehr lieben als das Licht

(Joh. 3, 19). Und dieser Zustand wird je länger je schlimmer. Das sind phantastische Schwärmer und Toren, die an eine Besserung der Welt glauben. Umgekehrt, die Welt muß immer ärger werden, wenn der letzte Tag kommen soll. Es steht nirgendwo geschrieben, daß die Predigt des Evangelii unter aller Kreatur auch eine allgemeine Annahme des Evangelii zum Erfolg haben wird. Auch das Wort (Joh. 10, 16) von der einen Herde sagt absolut nichts darüber, wie groß die eine Herde sein wird. Das hängt ganz davon ab, bei wie vielen die allgemeine Berufung die besondere Berufung zu erzielen imstande sein wird.

Wenn nämlich ein Mensch die allgemeine Berufung hört, und dann (von seinem Gewissen überführt) sich sagt: Du bist der Mann! Dir gilt diese Einladung und Berufung! dann ist die Berufung für ihn zur besonderen Einzelberufung geworden. Dann tritt die große Entscheidungsfrage durch mancherlei sekundäre Faktoren dem einzelnen Menschen eher, dem anderen später vor das Herz. Die Zucht und Vermahnung der Kinder zum Herrn, die allgemeine Lebensführung, Mühsale, Krankheiten, Sorgen und besonders der gewaltige Mahner Tod sind kräftige Hilfen, diese Entscheidungsfrage vor den Menschen zu bringen, aber auch nicht mehr. Die besondere Berufung kommt immer direkt von dem Finger und der Stimme Gottes (Offb. 3, 20). Wie bei der allgemeinen Berufung Gott sich auch weltlicher Dinge zu bedienen wußte, um die Berufung durchzuführen (z. B. der Schatzungsbefehl, die Militärstraßen), so geht es auch bei der besonderen Berufung oft durch den Stab Sanft oder Wehe an das Menschenherz. Aber alle diese sekundären Hilfsmittel bleiben ohne das Evangelium tot und stumm. Dieses allein ist imstande, dem Menschen die Entscheidungsfrage so brennend auf das Herz zu drücken, daß er nicht anders kann, als sie annehmen oder verwerfen. Wer sie nun verwirft, der ist eben damit freiwillig ausgeschieden aus dem Reich Gottes, und muß nun nehmen, was über ihn kommt, das Gericht. Und das ist grade das Furchtbare an dem Gericht, daß wir uns selbst richten und verdammen, und nicht „die größere Hälfte unsrer Schuld den unglückseligen Gestirnen" und auch sonst niemand zuwälzen können. Solange wir nun leben, sind wir zwar noch nicht in dieser traurigen Verdammnis. Jes. 1, 18 und viele andere Stellen und besonders Jesu Fürbitte am Kreuz, wie das Beispiel des einen Schächers (Luk. 23, 34. 43) zeigen uns die Möglichkeit, der besonderen Berufung noch immer zu folgen. Aber der Mensch soll die Annahme der Berufung nicht auf gelegene Zeit (Apg. 24, 25) verschieben. Einmal muß es das letzte Mal sein, daß der Heiland anklopft, und wer dann die letzte Gelegenheit versäumt, der ist verloren. Viele sind berufen (Matth. 20, 16), aber wenige folgen der Berufung. Und je länger und weiter der Mensch es aufschiebt, dem Rufe zu folgen, desto schwächer und undeutlicher, weil der Mensch sich von Gott entfernt, wird der Ruf Gottes an sein Ohr klingen. Wenn aber der Sünder der Berufung einmal Gehör schenkt, dann nähert er sich zu Gott, und desto

klarer und deutlicher wird Gottes Stimme für ihn und desto leichter wird es für ihn, dem Rufe immer treuer nachzugehen.

Die Berufung, allgemeine wie besondere, ergeht durch Gottes Wort und Sakrament; aber die Träger dieser Mittel, gewissermaßen die silbernen Schalen, in denen die goldenen Früchte liegen, sind Menschen. Im Neuen Testament finden wir keine besondere amtliche Stellung der Träger der Berufung, sondern die ganze Gemeinde in allen ihren Gliedern arbeitet mit an der Berufung. Ein leuchtendes Beispiel ist die Gemeinde von Antiochia (Apg. 13, 2). Daher ist dann auch die Mission, als Weg der allgemeinen Berufung, Gemeindesache, noch heute. Aber ebenfalls im Neuen Testament in der Gemeinde von Korinth finden wir schon Unzuträglichkeiten in der freien Beteiligung der Gemeinde an der Arbeit der Berufung (1. Kor. 14, 26—40), und wird darum schon dort menschliche Ordnung anempfohlen. So ist der Dienst am Wort einzelnen Personen als Amt übertragen. Aber dieses Amt bedarf noch stets der freien Mithilfe aller Gläubigen. Jesu Befehl verpflichtet nicht nur die amtlichen Träger des Wortes, sondern alle Gläubigen, mitzuarbeiten im Weinberg des Herrn, in Haus, Schule, Sonntagschule und Gemeinde, an Alten und Jungen, Hohen und Niedrigen, Christen, Heiden und Juden.

Damit wird das Amt der Berufung als ein hohes und heiliges Amt aller Christenheit übergeben. Und darum soll man dieses Amt nicht zu gering schätzen. Sehen wir wieder auf die Vorbilder des Neuen Testaments. Johannes der Täufer war ein solcher Träger der Berufung. Er kannte ganz genau die Grenzen seines Amtes. Ich bin nicht Christus, nicht Elias, nicht ein Prophet, sondern nur eine Stimme eines Predigers. Und doch ist dieser selbe Täufer der Wegbereiter, der da kommen mußte, damit die Zeit erfüllet würde. Also nicht zu niedrig schätzen, aber auch ja nicht zu hoch. Er ist nicht der Bräutigam, sondern muß abnehmen, damit jener wachse. Oder nehmen wir die Apostel, als die bedeutendsten Träger der Berufung. Sie halten nicht hoch von sich (2. Kor. 6, 9 f.; 1. Kor. 4, 1). Diener sind sie und Haushalter. Sie pflanzen und begießen, aber Gott gibt Gedeihen (1. Kor. 3, 6 f.). Der Herr gibt beides, Wollen und Vollbringen (Phil. 2, 13); so liegt es nicht an jemandes Wollen oder Laufen (Röm. 9, 16), denn niemand kann Jesum einen Herrn heißen ohne den Heiligen Geist (1. Kor. 12, 3).

So soll man auch heute nicht von dem Dienst an der Berufung zu hoch halten (Röm. 12, 3). Das Amt der Berufung ist kein Mittleramt, wie im Alten Testament, keine Stellvertretung Gottes, wie in der katholischen Kirche. Sondern Johannes muß das Vorbild des Trägers der Berufung sein. Er muß abnehmen. Kein Träger der Berufung darf die Seelen bei sich festhalten, sondern muß sie zu Jesu führen. Man kann sehr kirchlich und dabei doch sehr wenig christlich sein. Also nicht zu hoch halten von dem Amte der Berufung. Aber auch nicht zu niedrig.

Der Apostel Paulus nennt sich Christi Botschafter, dem es ein Geringes ist, ob er von irgend einem menschlichen Tage gerichtet wird, weil

er sich bewußt ist der überschwenglichen Klarheit des Amtes des Neuen Testaments, das den Geist gibt. Eben darum soll man auch heute noch nicht zu gering halten von den Trägern der Berufung, deren Los es ja noch heute ist, daß sie den ganzen Tag geachtet werden, wie die Schlachtschafe (Röm. 8, 36), weil — ja warum? Weil der Diener nicht Herr ist über die Wirkungen seines Dienstes. Das ist ja mit einer der Hauptvorwürfe gegen die Amtsträger, daß sie keine Erfolge erzielen, die man zählen, messen oder wiegen kann. Dem gegenüber ist noch einmal zu betonen, der Diener ist nicht Herr über seinen Dienst und dessen Erfolg. Ladet man eine Kugel in ein Gewehr und schießt, so darf man wohl erwarten, daß die Kugel fortfliegt, aber wohin sie geht, weiß man nicht. (Vgl. auch Joh. 3, 8 das Sausen des Windes). Darum soll an den Dienern und Haushaltern nicht mehr gesucht werden, als die Treue (1. Kor. 4, 2); es ist ja doch nur ein Geist, ein Herr, ein Gott, der da wirket alles in allem (1. Kor. 12, 4—6), der auch der Herr über die Berufung ist, und dieselbe kräftig macht.

Unter allen Eigenschaften der Berufung ist wohl die hauptsächliche die Kraft. Freilich die Schrift redet nicht von der Kraft der Berufung, wohl aber von der Kraft des Wortes. Verglichen wird es mit einem Feuer, einem Hammer (Jer. 23, 29), dem Regen und Schnee, der die Erde feuchtet (Jes. 55, 10. 11), einem guten Samen (Luk. 8, 11), einem Schwert (Eph. 6, 17), und zwar einem sehr scharfen, zweischneidigen, das da schneidet . . . und richtet Gedanken und Sinne des Herzens (Hb. 4, 12). Diese zweischneidige Kraft ist es denn auch, die bewirkt, daß das Wort der Berufung nie wirkungslos sein kann. Nur nach welcher Seite die Wirkung erfolgt, ist zweifelhaft. Den einen ist das Evangelium ein Geruch des Lebens zum Leben, den andern ein Geruch des Todes zum Tode (2. Kor. 2, 16), wie ja auch Christus gesetzt ist zu einem Zeichen, dem widersprochen wird (Luk. 2, 34). Der Stein des Anstoßes zu sein, der viele zermalmt, und an dem viele zerschellen (Matth. 21, 44), ist auch heute noch ein Erfolg der besonderen Berufung, freilich nicht der von Gott gewollte. Aber auch dieser negative Erfolg ist nötig zur Heilsverwirklichung. Denn wenn es wahr ist, daß das Zentrum allen Glaubenslebens die rechte Beantwortung der Frage ist: Wie dünket euch um Christo? so ist es nicht anders möglich, als daß die Berufung bei denen, die auf diese Frage nicht die rechte Antwort finden, auch nur den Erfolg hat, daß die Seele sich dem Herrn verschließt und von ihm abwendet.

Damit kommen wir zu der zweiten Eigenschaft der Berufung, daß sie widerstehlich ist. Wie wir in der Lehre von den Sakramenten es abweisen, so dürfen wir auch hier ja nicht annehmen, daß die Berufung ex opere operato wirkt. Deshalb kann man auch nicht Luther in seiner Kontroverse mit Erasmus de servo arbitrio ganz beistimmen, wenn er von dem Menschen sagt, daß er sicut truncus, oder wie die Konkordienformel sagt, ut corpus mortuum, von Gott bewegt werde.

Vielmehr müssen wir ein liberum arbitrium insoweit anerkennen, daß der Mensch imstande ist, der Berufung zu widerstehen, wider den Stachel zu löken. Warum nun dem einen die Berufung ein Geruch des Todes wird, ist eine ganz andere Frage, die mit dem Geheimnis der Gnadenwahl zusammenhängt, wir mögen sie nicht lösen. Das eine nur steht fest: die Schuld an der Abweisung der Berufung ist nicht auf seiten Gottes und seines Wortes zu suchen. Sein Wort ist kräftig, aber der beste Same kann nicht gedeihen auf dem Wege, auf dem Felsen, unter den Dornen. Ihr habt nicht gewollt. Darin wird man die Lösung der Frage suchen müssen.

Wenn nun aber die Berufung auch resistibel ist, so ist sie dennoch oder grade deshalb erschrecklich ernst. Wird die Berufung verworfen, so wirkt sie dennoch, nur eben den Tod statt des Lebens. Denn je öfter die Gnade angeboten und abgelehnt wird, desto härter wird das Herz, bis zuletzt ein Zustand eintritt, den wir als den geistlichen Tod bezeichnen können, daß der Mensch nicht mehr dem Ruf folgen kann. Als an Franz v. Moor der letzte große Mahner, der Tod herantritt, wie redet er da mit Gott? Höre mich beten, Gott im Himmel! — Es ist das erste Mal — soll auch gewiß nimmer geschehen — und etwas später: Ich kann nicht beten — — Nein, ich will auch nicht beten, u. s. w. (Die Räuber V, 1). Oder sehen wir den Pharao der Verfolgung. Gleich anfangs (Exodus 4, 21) sagt Gott von ihm, er wolle des Pharao Herz verstocken. Wenn nun (Exodus 7, 14) Gott klagt, daß Pharaos Herz hart ist, wie kann er sich logisch darüber beklagen, wenn er es selbst hart gemacht hat? Aber das ist auch nur das Ende. Im Anfang heißt es nur, daß sein Herz verstockt wurde (7, 13; 8, 15; 9, 7) oder auch, daß er selbst sein Herz verhärtete (8, 11; 8, 28). Zuletzt erst heißt es, der Herr verstockte das Herz (9, 12; 10, 20). Sicher war das nur der letzte Gnadenruf Gottes, der Pharao zur Buße bringen sollte, den er mißachtete. Wie viele dem vorausgegangen sein mögen, wissen wir nicht. Sehr deutlich an den Ernst der Berufung mahnt auch das Beispiel des Bösewichtes Antiochus, der anhub zu beten, als sich der Herr nun nicht mehr über ihn erbarmen wollte (2. Makk. 9, 13). Darum mahnt ja die Bibel wiederholt mit solchem Nachdruck: Heute!! Es ist mit Gottes Wort nicht zu scherzen; es findet sich doch zuletzt! (2. Makk. 4, 17). Nimmt man einmal die Berufung nicht an, so geht es mit rapiden Schritten abwärts. Zunächst mag es nur Gleichgültigkeit sein, dann wird eine bestimmte Ablehnung daraus, zunächst mit, sodann aber ohne Vorwände und Entschuldigungen, und zuletzt schlägt der Haß in bittern Flammen empor, vgl. das Gleichnis vom Abendmahl (Luk. 14 und Matth. 21). Zuerst wird der Knecht ohne Antwort gleichgiltig entlassen, zum zweiten Male kommen die Entschuldigungeen und Absagen, und zuletzt gar der Mord an den Knechten. Oder Phil. 3 ist uns eine andere Klimax gegeben. Für die fehlende erste Stufe substituieren wir den reichen Mann (Luk. 16, 19), die zweite schildert den Bauchgötzendienst, und in der dritten Phase heißen sie dann gar die Feinde des Kreu=

zes Christi. Es mag ja nun freilich auch noch ein Feind des Kreuzes in elfter Stunde sich rufen lassen, aber ernst ist ein solcher Aufschub doch. Späte Reu ist selten treu.

Schauen wir nun auf die passive Seite der Berufung, auf die Erweckung. Wird die Berufung angenommen, so entsteht im Menschen die Erweckung. Sie ist ein Aufwachen vom Sündenschlafe, und Aufstehen vom Tode, kurz der Anfang des geistlichen oder neuen Lebens. Wollen wir aber die Erweckung schildern, so ist die Frage, welche Seite unsers Geisteslebens unterliegt der Erweckung. Nach Aristoteles ist alle geistige Tätigkeit des Menschen unter das Trilemma zu subsummieren, denken, fühlen, wollen. Für unsere Frage scheidet das Denken als unwesentlich aus. Es entspricht vielmehr der Anlage des Menschen, daß das Gefühl, als der am leichtesten erregbare Teil des Geistes am leichtesten und heftigsten erweckt wird. Bleibt aber die Erweckung nur ein Gefühl, so ist sie ungenügend, oder verkehrt. Lessing sagt einmal, daß andächtig schwärmen leichter ist als fromm handeln. Das eben ist die Gefahr und der Fehler der nur einseitig gefühlvollen Erweckung, daß das brennende Herz (Luk. 24, 32) und doch dabei die nüchterne Klarheit, die verbunden sein müssen, fehlen. Es ist bezeichnend, daß die beiden größten Apostel, Petrus der Apostel der Beschneidung, und Paulus der der Vorhaut das wachsen mit dem nüchtern sein verbinden (cf. 1. Theff. 5, 6; 1. Petri 5, 8). Es führt uns unsere Untersuchung hier auf die Revivals unserer englischen Brüder. Wie kommt es, daß so viele angeblich wiederbelebte Christen so bald wieder in den Schlaf versinken, wie ein ausgebranntes Strohfeuer? Weil nur das Gefühl, die Seele, angeregt ist, vielleicht auch das Denken im Verstand, nicht aber das Entscheidende, die Energie des Geistes, das Herz. Man vergleiche, was Gott in den Pfingstverheißungen des Alten Testaments verspricht, nicht einen neuen Kopf, nicht eine neue Seele, sondern ein neues Herz, einen neuen Geist (Hes. 11, 19; 36, 26; 14, 5; 36, 27; Joel 3, 1; cf. Pf. 51, 12). Ob eine Erweckung eine recht vollkommene, oder ungenügende, gefühlsselige ist, wird sich am Menschen bald erweisen. So wünschenswert und nötig eine rechte Erweckung von Gefühl und Willen ist, so bewahre uns doch Gott vor einer solchen Erweckung. Die Symptome dieser sind leicht erkennbar, Schwärmerei (vgl. Thomas Münzer), Verachtung der Predigt und aller Ordnung, Oberflächlichkeit, Redesucht, Bekehrungswut, Wundersucht, Hochmut, Selbstgerechtigkeit und vor allem ein schreiender Unterschied zwischen Leben und Reden, und darum zuletzt wohl gar Heuchelei und danach dann natürlich die Verdammung, das ist der Gang, den es so oft mit solchen tauben Blüten am Baum der Kirche nimmt.

Ist die Erweckung aber rechter Art, so ist das vor allem ihr Kennzeichen, daß sie nicht bleibt, was sie ist, sondern sich weiter entwickelt zur Frucht. Das Ruhen im Erweckungszustand ist der rechten Erweckung unmöglich, sondern sie ist stets der Anfang und Uebergang zum andern Teil der Heilsordnung, der Erleuchtung und Erkenntnis.

Der Bankerott der Weltweisheit.

Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?
1. Kor. 1, 20.

An anderem Ort, unter Literatur, zeigen wir ein Buch an von Dr. A. Schlatter: „Die philosophische Arbeit seit Kartesius nach ihrem ethischen und religiösen Ertrag.“ Wir möchten unsere Leser ganz besonders auf diese Schrift aufmerksam machen, denn ein sorgfältiges Studium derselben führt uns wie in einem Panorama die Denkarbeit der Philosophen seit dem 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart vor. Es ist ja keine Geschichte der Philosophie, die der Verfasser uns bietet, sondern er gibt nur die wesentlichen Grundgedanken der hervorragendsten Philosopheme in möglichst kurzer Fassung. Die Bekanntschaft mit denselben setzt er bei seinen Lesern voraus. Wer nicht an die abstrakte Denkarbeit der Philosophie gewöhnt ist, wird es schwer und fast ungenießbar finden, den abstrusen Gedankengängen der Philosophen durch ihre Labyrinthe zu folgen. Wer sich aber die Mühe nicht verdrießen läßt, an der Hand eines so bewährten Führers diesen als „Weltweisheit“ so berühmten und hochangesehenen Philosophemen nachzugehen, der wird dabei den Genuß haben zu sehen, wie „Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht hat.“ Jedes System hat seine kurze, interessante Geschichte; dann wird es überholt von einem neuen und als altes Eisen weggeworfen. Aber auch jedes nachfolgende System unterliegt unerbittlich demselben Schicksal. So hochmütig die „Vernunft“ sich spreizen mag und sich überheben über Gott und alle göttliche Offenbarung,— die Geschichte geht unaufhaltsam über alle hochmütigen Systeme der „Denker“ hinweg und erweist die Torheit ihrer Gedanken. — Das Studium dieser Schrift zeigt aber auch deutlich, in welchem engen Zusammenhang unsere ganze heutige Kultur und Wissenschaft in Staat, Schule und Kirche steht mit der Gedankenarbeit der Philosophen vergangener Jahrhunderte.

Auch die Entwicklung der Weltwissenschaft stand und steht unter der Leitung der göttlichen Vorsehung. Vom Mittelalter her herrschte auch nach der Reformation die Theologie als Königin der Wissenschaft und hielt alle andern Zweige weltlichen Wissens unter dem Bann ihrer eigenen dogmatischen Machtsprüche. Wer es wagte, Gedanken zu äußern, die mit den Satzungen der orthodoxen Dogmatik nicht übereinstimmten, der war bald im Kirchenbann. Als nach der Reformation die Theologie sich zur gelehrten, haarspaltenden Scholastik verknöcherte und statt am frischen Born der Quellen göttlicher Offenbarung sich stets jung und lebensfrisch zu erhalten, vielmehr jedem Lehrsatz ein für alle Zeiten unabänderliches Gepräge zu geben suchte, das künftige Geschlechter bei Strafe des Bannes nicht mehr ändern dürfen, da hat Gott ein Geschlecht von Denkern, von Philosophen, heraufgeführt, das berufen war, das Gericht über die steife, hochmütige Schultheologie herbeizuführen, und das den Mut hatte, die tyrannischen Herrschaftsansprüche der Theologen zurückzuweisen und einer freien Forschung die Bahn zu

brechen. Die Emanzipation des Denkens von theologischer Bevormundung, die freie Bahn für jede Art von Forschung, — das ist ein überaus wichtiger Ertrag, den die Denkgeschichte der vergangenen Jahrhunderte herbeigeführt hat.

Wie aber der Bann der an sich törichten Weltweisheit auch unser Denken und unser Geschlecht noch beherrscht, ist gerade aus Schlatters Buch zu ersehen. Aber auch heilsame Nachwirkungen jener Aufklärungsperiode sind im öffentlichen Leben überall zu erkennen.

Wir geben noch eine Probe aus Schlatters Buch. Die Aufklärung hatte zunächst „das Glück des Einzelnen" als höchstes Ziel sich vorgestellt und daraus entstand die rationalistische Tugendethik, die auch heute noch sich an die Stelle des Christentums zu setzen sucht. Von der Besserung des Einzelnen ging dann das Streben der Aufklärung über zur

Besserung des Staates.

Von hier an wollen wir Dr. Schlatter das Wort geben. Er schreibt:

Einen Uebergang von der Beglückung des Einzelnen zur Umwandlung der Sozietäten bildet die pädagogische Arbeit der Aufklärnug, wohl das größte und wirksamste Produkt derselben, mit dem sie die öffentliche Ethik beeinflußt hat. Ihre Pädagogik ist universal; alles wird Schule und jedermann lehrt, die Geistlichkeit, wie die Regenten, wie die Poeten, und kein Zweig menschlicher Tätigkeit wird von ihr übersehen. Die Anfänge der rationellen Landwirtschaft, des rationellen Theaterbetriebs, des rationellen Universitätswesens fallen ebensogut in diese Periode, wie die Rationalisierung des Dogmas, der Predigt und des Kirchenliebs.

Durch die Herstellung der Schule überlebt die Aufklärung alle Wandlungen, die sonst ihr Gedankengefüge erschüttert haben. Die Schule verdeutlicht noch heute ihr Dogma nahezu unverändert. Denn im Bereich der Schule besteht der Mensch aus einem Kopf, sonst aus nichts. Von seiten der Kirche ist gelegentlich daran erinnert worden, daß die Kinder auch ein Gewissen haben und z. B. die Pflege der Lüge durch die Schule ihren Wert schädige. Aerzte haben neuerdings behauptet, Schulkinder hätten auch einen Leib. Aber die dadurch veranlaßten Modifikationen des Betriebs bilden nur kleine Abweichungen vom fixierten Dogma, daß der Mensch aus Vernunft bestehe. Dasselbe gilt natürlich vom Lehrer, von dem lediglich die intellektuelle Leistung verlangt wird; die übrige Persönlichkeit kommt nicht in Betracht. Mit dem Intellektualismus verbindet sich der Universalismus der Zielsetzung: alles wird gelehrt: Religion ohne jedes Bedenken, ob man sie auch „lehren" könne, Naturkunde innerhalb der vier Wände eines Schulzimmers, Patriotismus u. s. f.*) Das letztere ist keineswegs erst ein moderner Ge-

---

*) Wie sehr gerade diese universale Zielsetzung in weltlichem Wissen bei unserem englisch-amerikanischen Schulsystem auf die Spitze getrieben wird, davon weiß jeder Hausvater ein Liedchen zu singen, der eine Anzahl Kinder durch englische Schulen gehen lassen muß. Die dickleibigen Bände von Arithmetik, Physiologie, Grammatik, Amerikanische Geschichte, Civil-

danke. Das Genfer Ratsprotokoll von 1776 berichtet von einer Verhandlung des Rats über die Erneuerung der Lateinschule der Stadt zum Zweck: „die bürgerliche mit der literarischen Erziehung zu verbinden, um dort nicht bloß den Gelehrten, sondern den Bürger zu bilden." Das Mittel, durch welches dieses universale Ziel als erreichbar erscheint, sind „Begriffe". Durch die Uebermittlung der Abstraktionen und Regeln soll Wissen entstehen; an der Sicherheit, mit der dieser Effekt eintreten müsse, zweifelt man nicht. Dieser Einschätzung des hier Geleisteten entspricht die Verbindung des Staatszwangs mit der Schule, und das Ganze ist durchdrungen vom großen Ideal der Gleichheit, wie es die Aufklärung beherrscht. Jeder lernt dasselbe, alle in derselben Stunde gleichviel.

Wird der innere Zusammenhang der Schule mit der Aufklärung erwogen, so ist es deutlich, wie nachhaltig sie durch die Jahrhunderte hinunterwirkt, und wie viel wir ihr zu danken haben. Allerdings verdeutlicht derselbe auch, warum wir in eine Aera der Reformversuche, die auf Unzufriedenheit mit der Arbeit der Schule beruhen, eingetreten sind. Das Dogma, auf dem die Aufklärungsschule gebaut ist, hat jenseits ihres Bereichs nicht mehr unbeschränkte Geltung, und das Gefühl, die Schule arbeite mit Fiktionen und setze ein unwahres Menschenbild voraus, breitet sich aus.

Neben der pädagogischen Arbeit der Aufklärung darf ihre Wirksamkeit für die Hygiene genannt werden, und auch damit hat sie den Staat seinem früheren Bestand gegenüber wesentlich verändert, wenn auch der Arzt weniger rasch als der Lehrer in die Reihe der von der Staatsmacht gestützten Beamten trat. Dieser Prozeß, der den staatlichen Arzt schafft, ist heute noch längst nicht abgeschlossen.

In das bestehende Recht bringt die Aufklärung die Toleranz hinein. Sie arbeitet nicht mehr mit absoluten Gegensätzen: mit Recht und Unrecht, mit Gut und Böse, sondern kennt nur abgestufte Unterschiede, die mehr oder minder entwickelte Vernünftigkeit, mehr oder minder ausgebildete Vollkommenheit nebeneinander setzen. Dadurch war man von der Verpflichtung zu einem unerbittlichen Kampf befreit und war zur „Duldung" bereit, doch immer so, daß die innere Verbindung der Aufklärung mit dem Despotismus wirksam bleibt. Friedrich II. und neben ihm Voltaire geben hierfür eine typische Illustration. Dieser despotische Zug ist darin innerlich begründet, daß die Allgemeingültigkeit der Vernunft einen Herrschaftanspruch begründet, der keinen Widerspruch zuläßt. Die Unvernunft soll schweigen. Darum haben die Führer der französischen Revolution den Uebergang von der „Freiheit" zur schroffsten Despotie ohne Bedenken vollzogen, und die rationale Geistlichkeit

---

government und dgl., sind alle so gehalten, als ob man aus sämtlichen Kindern lauter Professoren der Mathematik, der Anthropologie, der Philologie, der Geschichte und der Staatswissenschaft machen wollte. Ueber dem gelehrten Krimskrams und Vielerlei werden lauter leere Köpfe, gespreizte, oberflächliche Vielwisser und charakterlose Menschen herangebildet. D. R.

war ebenso herrisch als irgend ein anderer Klerus. Sie vertrat ja die Generalvernunft. Die Folgen erstrecken sich bis in die Gegenwart hinab. Deutschland hat noch nie einen wirklich liberalen Liberalismus gehabt.

Von ihrer weichen Seite her bringt die Aufklärung auf die Vermeidung der Härten in der Regierung des Staates. Hörigkeit, Folter, Galgen u. s. f. verschwinden. Namentlich stellt sich jede religiöse Justiz als Härte dar. Der Staat wird tolerant gegen alle Religionen. Damit beginnt die Bewegung, die zur Trennung von Kirche und Staat führt, ein wichtiger Erwerb der Aufklärung. Sie geht langsam voran, durchkreuzt teils von den despotischen Neigungen des Staates, der die Herrschaft über die Kirchen sich als ein Machtmittel erhalten will, teils von der Aengstlichkeit der Kirchen, die eine wesentliche Einbuße an Einfluß auf die Völker fürchten, wenn ihnen die vom Staat übertragenen öffentlichen Rechte verloren gehen. Immerhin ist das Verhältnis des Staates zu den Kirchen heute überall ein wesentlich anderes, als das, welches die Reformation schuf, und die Bewegung steht nicht still.

Auch Toleranz zwischen den Konfessionen wird erreicht. Rousseau erzählt im Rückblick auf seinen Uebertritt zum Katholizismus: was ihn am meisten davon zurückgehalten habe, sei ein unbestimmtes Grauen gewesen, mit dem jeder Genfer Knabe den Katholiken betrachtet habe. Dieses Grauen wird allmählich überwunden, natürlich in den verschiedenen Gegenden in verschiedener Raschheit, und dies gilt auch dem Muslim und Heiden gegenüber. Man bemüht sich, auch sehr fremdartige seelische Zustände zu verstehen. Die Befreiung von den dunkeln Angstgefühlen, die früher die religiösen Unterschiede umgaben, war mit eine unentbehrliche Bedingung für den ungehemmten Weltverkehr.*)

Eine mächtige Wirkung brachte auch die von der Aufklärung genährte Opposition gegen den bestehenden Staat hervor. In dieser Richtung erstrecken sich ihre Wirkungen soweit als diejenigen der französischen Revolution, da der Gedankenkreis, mit dem diese arbeitet, in deutlicher Verbindung mit der Aufklärung steht. Zur Rechtfertigung des Staats verwendet sie die Vertragsidee (Hobbes, Rousseau). Damit ist die Gemeinschaft den Interessen des Einzelnen nachgesetzt und dienstbar gemacht. Darum half die Vertragsidee nicht zur Ueberwindung der Verstimmung gegen den Staat. Sie stand in offenkundigem Widerspruch zur gegebenen Form desselben, da die Regierung mit ihrer Zwangsgewalt den Willen der Einzelnen nicht als den für sie und ihr Recht kausale Potenz anerkennt. So wird an den Staat der Anspruch gestellt, daß er anders werde; er wird aus seiner Tendenz, beim gegebenen Recht zu verharren, aufgescheucht und mobil gemacht. Bis aber die Forderungen der „Vernunft" durch den Staat realisiert sind, zieht sich diese gleichgültig von ihm zurück oder kehrt sich erbittert gegen ihn.

Ein greller Beleg dafür ist die Freimauerei. Daß Geheimnisbün-

*) Diese Angstgefühle sucht geflissentlich jene Kirche aufrecht zu erhalten, welche ihren Gliedern „bei ihrer Seelen Seligkeit" jede Gemeinschaft mit „Falschgläubigen" u. s. w. verbietet. D. R.

belei immer staatsfeindlich ist, ist ein einfacher Gedanke. Aber diese Einsicht, mag sie noch so einfach sein, blieb der Aufklärung versagt. Unter ihrer Führung nistete sich dieser Geheimbund unausrottbar ein.

Die Umwandlung der Kirche.

Mit den neuen Philosophen hatte sich ein neuer Lehrstand neben die Geistlichkeit gesetzt und ein neues Dogma war neben den bisherigen Konfessionen begründet. Damit waren die Kirchen von innen her zerstört. Ein Frankreich, über das Voltaire herrschte, war nicht mehr katholisch, ein Preußen, in dem Lessing der Stimmführer der Nation war, nicht mehr lutherisch. Wenn es auch zu einem gewaltsamen Angriff auf die kirchlichen Institutionen nur in Frankreich im Zusammenhang mit der Revolution gekommen ist und in Deutschland die kirchliche Gesetzgebung unverändert bleibt, so war doch auch hier der Bestand der Reformationskirchen überall nicht nur erschüttert, sondern aufgehoben. Denn diese hatten die Einheit der Lehre zum Fundament der Kirchenbildung gemacht. Dadurch, daß jedermann den Katechismus lernt und jeder Beamte die Lehrverpflichtung unterschreibt, wird gesichert, daß das eine und selbe Dogma als Einheitsband alle zur Kirche vereint. Diese Einheit war nun zerbrochen.

Dennoch bleiben alle schweren Kämpfe aus. Noch gleichzeitig mit den Anfängen der Aufklärung vollziehen sich die durch den Pietismus erregten Kämpfe, der doch mit dem kirchlichen Dogma in festem Zusammenhang blieb. Dennoch gehen die durch ihn veranlaßten Kämpfe durch alle deutschen Staaten und Stäätchen durch. Nichts Aehnliches geschieht beim Einzug der Aufklärung: geräuschlos breitet sie sich aus und gewinnt Sieg und Herrschaft. Man kann nicht sagen, daß von Anfang an Gewissenlosigkeit und List zur Anwendung kamen. Leibniz z. B. hat im „Neuen Versuch über den menschlichen Verstand" Normen über das Verhältnis zwischen der Aufklärung und der Kirche aufgestellt, denen die ethische Sauberkeit nicht abgesprochen werden kann. Ein Eid auf die Bekenntnisse, sagt er, kann das inwendige Urteil nicht für die Zukunft binden, da wir über unsern Gedankenlauf keine souveräne Herrschermacht besitzen. Treten im Fortgang der Denkarbeit Differenzen gegen die Lehrvorschrift ein, so ist in der Lehre die Uebereinstimmung mit dieser festzuhalten. Wird der Konflikt so, daß die Differenz zwischen der Lehre und der Ueberzeugung unerträglich wird, so ist das Amt mit Darlegung der Gründe niederzulegen. Ist von der Aussprache der Gründe zu fürchten, daß sie Gefahr und Leiden herbeiführe, so ist auch eine Preisgabe des Amts zuläßig, bei der ihre Gründe verschwiegen bleiben. Um aber diese Normen auszuführen, dazu gab der Leibnizsche Determinismus und Eudämonismus bei weitem nicht die erforderliche sittliche Kraft und Entschlossenheit.

Von beiden Seiten her waren Motive, die zur geräuschlosen Verschmelzung trieben, wirksam. Mit dem Pietismus waren die Vertreter des alten Dogmas deshalb in Kampf gekommen, weil jener an die

Kirche das Bußwort richtete und ihre Umkehr von ihr forderte. Sowie die Bußfolgerung gestellt wird, die die Tat als unerläßlich verlangt, entsteht der Kampf. Die Aufklärung arbeitet nicht mit sittlichen Kategorien und hält keine Bußpredigt. Wie man denken müsse und was vernünftig sei, die Temperatur dieser Frage unterscheidet sich wesentlich von derjenigen, was man wollen müsse und was Sünde sei.

Für Jesus hatten auch viele Aufklärer Hochachtung, namentlich die deutschen, und für das Christentum Verehrung. Man nimmt gern an, daß Jesus sicherlich vernünftig war, und die Religion des Neuen Testaments die beste sei. Auf der kirchlichen Seite war der Uebergang in den Rationalismus allmählich in einer stillen, aber beharrlichen Bewegung dadurch vorbereitet, daß die Lehre zum Hauptstück der Religion geworden ist. Man vollzieht das Glauben durch die Annahme der Lehre und den Gottesdienst durch Erklärung der Lehre. Nachdem das Dogma zum Grund der Kirche gemacht war, folgte die Intellektualisierung der Religion nach, und damit war der Rationalismus schon im wesentlichen da, auch wenn noch orthodoxe Vorstellungen als rational verteidigt wurden. Das starke griechische Element in der Lehre bildete das Einheitsband, mit dem die Aufklärung ohne Bruch und Kampf an die Orthodoxie sich angehängt hat. Ihr Verhältnis zum Katholizismus und zum Protestantismus war freilich nicht ganz dasselbe. Dort wurde ihr die Verschmelzung mit dem Kirchentum schwerer als hier. Auf dem protestantischen Boden nahm man gern an: das Christentum sei zwar der Reinigung bedürftig, jedoch auch fähig.

Dadurch wurde freilich aus der Aufklärung ein wunderliche Mischung sich durchkreuzender Vorstellungen. Schon der philosophische Leibnizianismus war ein Gemenge: er war Idealismus, sofern die inwendige Lebendigkeit nur aus Denken besteht, und gab gleichzeitig den Naturkategorien die Obermacht, da alles unter den Kraftbegriff fiel. Er war Individualismus und feierte die allgemeinen Vernunftwahrheiten. Er reduzierte den Menschen auf die logischen Funktionen und erweckte in ihm gleichzeitig ein überreiztes Verlangen nach Glück. Dazu kam nun erst noch der christliche Zusatz; das verkündigte man im Gottesdienst, obwohl man den Kultus prinzipiell ablehnt, und als Auslegung des Neuen Testaments, obwohl man die Religion ohne den Christus fertig hat.

Als positiver Wert läßt sich an dieser Konfusion herausheben, daß sie scharfe Risse verhütet hat. Bildung und Frömmigkeit bleiben zusammen. Schule und Kirche brechen nicht auseinander, und die Universitäten bleiben die Bildungsstätte der Geistlichkeit. Wir fürchten uns nicht ohne Grund vor dem Kampf; denn Kriege kosten Opfer, auch die geistigen.

In der verborgenen Innerlichkeit des Einzelnen mußte er doch durchgekämpft werden. Ueber den Pietismus kam ein tiefes Gefühl der Vereinsamung. Aber auch hier erwiesen sich Not und Kraft als innerlich verbunden. Aus dem Druck, den die Vereinsamung auf die Vertreter

der christlichen Ueberzeugung legte, entstand die neue Form der Vereinigung, die ihren Einigungspunkt in der gemeinsamen Arbeit hat, der religiöse Verein, und es liegt heute auf der Hand, wieviel fruchtbare Arbeit durch diese neu entstehenden Assoziationen geleistet worden ist.

Darin, daß die Kirchen nicht mehr unter sich waren, sondern in ihnen ein deutlicher, lauter Gegensatz vorhanden war, kamen sie unter eine kritische Macht, die anregend und reinigend auf sie wirkt. Man hatte nun im selben Volkstum verschiedene Ethiken nebeneinander, von denen die eine gut hieß, was die andere verwarf, zwei sich gegeneinander gegensätzlich verhaltende Religionen, von denen die eine fromm hieß, was die andere unfromm nannte. Es liegt im Kampf eine Kraft der Kritik, der nicht ausgewichen werden kann.

Die Reinigung der Frömmigkeit.

Von der christlichen Frömmigkeit warf man die Reue weg. Ein ungebrochenes Selbstvertrauen des Menschen zu sich blüht auf: der Mensch ist gut. Die berühmte Einleitung zu Rousseaus Konfessionen ist dafür typisch. Er will mit ihnen vor Gott treten, des Beifalls Gottes und der Menschheit gewiß. Und doch erweckt das Bild, das er uns zeichnet, notwendig das tiefste Mitleid. Und sein eigenes Bewußtsein wird von der Tragik seines Lebens berührt: das Ganze ist ja eine Apologie, und Apologie setzt das Bewußtsein um die Spannung voraus. Aber noch in den „Träumereien", wo die Melancholie schon schwer und düster über ihm liegt, hält er eifrig seinen Lehrsatz fest: J. J. Rosseau war ein guter Mensch.

Zum öffentlichen Lehrstand bildet das einen merkwürdigen Kontrast. Er kam aus Genf und hatte dort in jedem Gottesdienst die Calvinische Beichtformel angehört, die totale, nichts frei lassende Bejahung der menschlichen Schuld, eine Verurteilung unsers gesamten Wesens und Lebens, die nicht überboten werden kann. Sie wurde auch damals ordnungsgemäß in jedem Gottesdienst gelesen und jeder Genfer lernte den auf diese Ueberzeugung gegründeten Katechismus. Und nun stellte sich, scheinbar völlig unvermittelt, die frohlockende Ueberzeugung an ihre Stelle: o nein! wir sind gut.

Schuldbewußtsein entsteht nur mit dem Pflichtbegriff. Daß wir Gott und den Menschen verpflichtet sind, daraus erst kann der Schuldgedanke entstehen. Ein Nichtseinsollendes gibt es nicht, wenn es kein Sollen gibt, und die Reue muß fallen, wenn die Liebe fällt.

Daher rührt die Wehrlosigkeit der öffentlichen Lehrtradition. Sie hielt jedermann die negative These vor, die Darstellung unserer Sündhaftigkeit. Sie bildet angeblich den Anfang aller Erkenntnis, das erste Gewissen. Nicht am Bruch der Pflicht erlebt man die Schuld, nicht an der falschen Tat die Sünde, sondern sie ist da als Erstes und Gewisses. Darum sah sie wie ein Dogma aus, das nur auf Autorität hin angenommen werden muß. Nun waren geordnete Verhältnisse entstanden, eben durch die Energie der Reformationsethik, und zugleich die alte Au=

torität durch eine neue verdrängt. Nun verkündigten die Philosophen, daß der Mensch aufzublühen vermöge in einer Mannigfaltigkeit von Tugenden. Die Tugend ist ja das Vernünftige und die Vernunft ist da. Man machte zugleich in allen Lebensgebieten Fortschritte und sah wie mit neuen Augen die Natur. Der Mensch war also gut.

Mit der Reue fiel die Liebe. Von ihr sagt die Aufklärung einmütig: am Glück des andern sich beglücken, das sei Liebe. Die Liebe Gottes fällt somit.

Damit war gegeben, daß der Gottesdienst aufhörte, natürlich nicht die Kultusformen, wohl aber der Kultus selbst. Der Kanzelredner hielt Kanzelvorträge. Auch die Sakramentsfeier wird eine Unterrichtsstunde. Der Geistliche wird Staatsbeamter, Beförderer der Volksbildung, Kulturträger u. s. w. Für diejenigen Vorstellungen, die auf den Gottesdienst zielen: Gebet, Opfer, Berufung, Gehorsam, Absolution, Satisfaktion u. s. w. geht jeder anschauliche Inhalt unter; sie erscheinen einfach als Nullen. Es war ein schweres nationales Unglück, daß durch lange Zeiträume und große Landstriche hindurch unser Volk nahezu ohne Gottesdienst war und teilweise noch ist, und zwar nicht trotz, sondern durch die Geistlichkeit.

Während das Ende der Reue gegenüber den alten Traditionen einen plötzlichen Bruch darstellt, ist die Einstellung des Gottesdienstes durch die Intellektualisierung der Religion in der orthodoxen Zeit reichlich vorbereitet. Immerhin tritt noch eine deutliche Wendung ein: die orthodoxe Predigt hatte daran festgehalten, daß sie die Verkündigung des gnädigen Wortes Gottes sei; und das orthodoxe Sakrament war ein Akt göttlicher Gnadenspendung. Im aufgeklärten Bezirk geschieht im Kultus nichts; alles wird zu einer Schulstunde.

Wir haben jedoch auch dem Versinken des Kultus gegenüber festzuhalten, daß wir in der Geschichte immer auf die positiven Werte der göttlichen Regierung stoßen über und in aller menschlichen Verschuldung. Der Dienst Gottes erträgt keinen Servilismus; er wird mit einem amor generosus geübt, oder er ist profaniert. Diese Profanation zum Servilismus lag auf dem orthodoxen Kult schon deshalb, weil er erzwungen war. Durch Zwang aufgenötigtes Sakrament, aufgezwungene Evangeliumsverkündigung ist unvermeidlich mit vielen ethisch verwerflichen Vorgängen befleckt. Nun hört der Kultus auf. Und indem man nicht mehr wußte, was der Dienst Gottes ist, entstand Raum für den Dienst an den Menschen. Mit der Umwandlung der Religion in ein Tugend- und Beglückungsmittel wird die Ethik selbständig. Denn der Herd der Kraft, die immer größere Vervollkommung herbeiführt, liegt im Menschen selbst.

Indem ich dies als einen Gewinn bezeichne, glaube ich den christlichen Standpunkt in keiner Weise verletzt zu haben, nach welchem der Ursprung des guten Willens diejenige Stelle unsers Lebens ist, an der wir in ganz besonderer Weise Gottes bedürftig sind. Einer ist gut, und guter Wille entsteht durch die Willenseinigung mit Gottes Willen. Al-

lein damit ist nicht bestritten, daß es elementare ethische Erlebnisse und Gesetze gibt, die unabhängig von der christlichen Geschichte vorhanden und nicht erst aus dem Neuen Testament abgeleitet sind, die auch in ihrer elementaren Form schlechthin gültige Werte bleiben. Im orthodoxen Schema, wo sofort zu den spezifisch christlichen Funktionen übergegangen wurde, verdunkelte sich das. Es war ja schon von den ansehnlichen Werten die Rede, welche durch die Ausbildung desjenigen Dienstes, den der Mensch dem Menschen schuldet, entstanden sind: Schule, Hygiene, Mobilisierung und Ethisierung des Staats.

Von der Religion blieb die religiöse Lehre übrig. Vom Standpunkt der Aufklärung aus bedurfte sie in zwei Beziehungen einer gründlichen Besserung. Sie verlangte die Ausscheidung des geschichtlichen Stoffes und diejenige des Mysteriums.

Zufällige Geschichtswahrheiten sind minderwertig, religiös belanglos; allgemeine und notwendige Wahrheiten ergeben den Inhalt der Vernunft. Typisch ist Lessing mit seinem Jammer über die bloßen Tatsachen; was sollen uns Tatsachen helfen? „Die Geschichte ist das Exempelbuch zur Moral, die Moral das Formelbuch zur Geschichte." So pointiert steht die Sentenz in Schleiermachers Ethik; er drückt aber damit lediglich die Meinung der Aufklärung aus. Man muß also bei einer Tatsache erwägen, welche allgemeine Wahrheit man etwa aus ihr entnehmen kann, und diese allgemeine Formel ist einzig das Wertvolle, ja nicht das Geschehene, ja nicht die Wirklichkeit selbst.

Mit dieser Opposition gegen die Geschichte ist aber die christliche Tradition kassiert. Denn diese ist Geschichte. Ein einzelner Mensch wie Jesus kommt also nur als Beispiel für eine allgemeine Wahrheit in Betracht. Sein Dasein, sein Wirken gilt nichts; es handelt sich einzig um seine Gedanken, seine „Lehren". Die Einzigkeit des Christus, ebenso seine Wirkungsmacht in Richtung auf Gott als Versöhner und in Richtung auf die Menschen als Schöpfer der Gemeinde, werden gestrichen. Das einzige Schema, unter das er gestellt werden kann, ist: er sei der beste Lehrer der Moral. Wird dazu noch der „Religionsstifter" gefügt, so prägt sich darin nur die absolute Unfähigkeit aus, den Religionsbegriff zu fassen. Dieser Begriff steht auf der intellektuellen Höhe des Konvents, der bekanntlich auch Religion „gestiftet" hat.

Es kam darum notwendig in Frankreich wie in Deutschland zur bewußten Polemik gegen den Christus (Reimarus), jetzt nicht mehr nur jenseits der Kirche in den andern Religionen bei Juden oder Muslim, sondern innerhalb der Kirche selbst, da die Aufklärung ja die Kirche durchdrang, ohne daß eine Abgrenzung gegen die, die den Christus bestritten, möglich ward.

Es kam also für die Aufklärung nur das System der christlichen Begriffe in Betracht, und bei diesem stieß die Forderung der „klaren und deutlichen Vorstellungen" mit dem Mysterium zusammen. Die Ergebnisse dieser historischen Lage waren in hohem Grade abnorm. Das Interesse konzentrierte sich auf das, was niemand weiß, als ob hier, im Be-

reich des Unwißbaren, die Entscheidungen fielen. „Erkläre mir die Trinität; dann glaube ich an Jesus;" als hinge unser Verhältnis zum Faßbaren vom Unfaßlichen ab. Ungezählte haben sich z. B. über die Frage nach der endgültigen Verlorenheit der Verdammten mit herzlichem Anteil den Kopf zerbrochen, und davon ihre eigene Lebensführung abhängig gemacht, während sie hundert und hundert Dinge, die mit heller Faßlichkeit im Bereich unsers Bewußtseins stehen, unbeachtet ließen. Entweder Allwissenheit oder nichts — in dieses Dilemma hat uns die Aufklärung hineingestoßen, und es erzeugt heute noch eine weithin greifende religiöse Not.

Die Kritik des Christentums, die damit innerhalb der Christenheit vorhanden ist, ergab eine neue Situation, mit der die konfessionellen Brüche des sechzehnten Jahrhunderts nicht ganz vergleichbar sind, weil diese auf die Kirche sich bezogen, nicht auf den Christus. Jetzt geht der Streit um den Christus, damit auch um den ganzen Inhalt der christlichen Ethik, um den Geist und die Rechtfertigung, um das Glauben und die Kirchen. Es ist historisch immer von großen Folgen, wenn sich eine Ueberzeugung im Kampf mit ihrer Antithese erhalten muß. Schwächung liegt darin, denn jeder Kampf ist Not und wirkt als Druck, Kraft verzehrend, aber auch Stärkung; denn der Kampf treibt zur Begründung der Ueberzeugung an.

Der Providenzglaube, der nach der Entfernung der christlichen Gedankenreihe übrig blieb, war zunächst für die Aufklärung nicht ein unwirksamer Besitz. Wir stoßen nicht selten im achtzehnten Jahrhundert auf echten, ernsten Providenzglauben. Es ist aber unverkennbar, daß er abnimmt. In Paris setzt sich in der Gruppe des Barons Holbach entschlossener Atheismus durch. Der Vikar von Savoyen trägt seinen Gottesgedanken in apologetischer Absicht vor. Lessing flüchtet sich zum Spinozismus. Interessant sind die Wirkungen der kantischen Kritik des Gottesgedankens: niemand hat sich ernsthaft für die rationelle Metaphysik gewehrt, wohl aber für die Glücksethik. Garve sagte gegen Kant: der die Welt schaffende Gott bleibe doch immer die annehmbarste Hypothese, bei der man sich etwas denken könne, während bei der Ableitung der Welt aus einer generatio aequivoca niemand sich etwas denken könne. Er hat nicht unrecht; nur erzeugt man mit einer immerhin empfehlenswerten Hypothese keinen Providenzglauben, jedenfalls keinen solchen, wie er für die schweren Jahre von 1790—1815 erforderlich war.

Die Geschichte Israels.

I. Teil. Geschichte Israels bis auf Alexander den Großen.

Von Dr. S. Oettli, Professor in Greifswald.

Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Calw. und Stuttgart 1905.

Von Direktor W. Becker.

Die Hauptquelle der Geschichte des Volkes Israel kennt jeder Theologe, ja jeder einigermaßen geschulte evangelische Christ. Wozu, könnte man da fragen, noch eine besondere Darstellung dieser Geschichte?

Geschichtsdarstellung ist entweder eine Kunst, für deren Ausübung die Geschichtsquellen das Material liefern, oder eine wissenschaftliche Konstruktion, zu der sie die Anhaltspunkte geben. Jedes hat an seiner Stelle seine Bedeutung und Berechtigung und auch seine Schwierigkeiten. Namentlich die letztgenannte Art der Darstellung wird in der Regel um so schwieriger, je weiter die Quellen zeitlich oder räumlich von den Ereignissen abliegen.

Ueber den Zweck und die Absicht seines Buches sagt der Verfasser: „Ich habe für Theologen geschrieben, aber nicht bloß für sie. Eine der dringendsten Aufgaben der Gegenwart ist, die religiös interessierte Gemeinde der Gebildeten, namentlich die bibelfreundlichen Laien, in Fühlung mit unserer theologischen Arbeit zu bringen..... Und man sollte meinen, auf dem Boden der Geschichte, wo nur das eine Interesse gilt: die Wirklichkeit zu erkennen, müßten sich alle die zusammenfinden, denen die einfache Wahrheitsfrage höher steht, als fromme oder unfromme Meinungen und hergebrachte Lehrsätze. Wer von solchen in seinem Gewissen nicht loskommen kann, der lasse mein Buch ungelesen, er würde darin zu viel unerträgliche Anstöße finden. Dagegen für die, welche in der Wirklichkeit der Dinge Gottes Hand erkennen möchten, also bereit sind, auch ihre Anschauungen über die Heilige Schrift dem tatsächlichen Bestand derselben anzupassen, erhoffe ich von dem Studium dieses Versuchs etwelche Förderung der Einsicht in die Wege Gottes mit seinen Menschenkindern."

Die Darstellung zerfällt in sieben Abschnitte: „1. Von den Anfängen (d. h. der Patriarchengeschichte) bis zur Einwanderung in Kanaan. 2. Die Eroberungskämpfe bis zur Gründung des Königtums. 3. Das ungeteilte Königtum. 4. Die Reiche Israel und Juda nebeneinander. 5. Juda allein bis zur chaldäischen Katastrophe. 6. Das babylonische Exil. 7. Die jüdische Gemeinde unter persischer Herrschaft."

Jeder der sieben Abschnitte wird mit einer Uebersicht der Quellen eingeleitet. Daß diese bei den ersten Abschnitten am umfangreichsten ist, versteht sich von selbst. Es werden vier Quellen der Patriarchengeschichte unterschieden: eine jahvistische, eine elohistische, die deuteronomischen Reden und die Priesterschrift. „Jene Quellen", wird dann gesagt, „haben jedenfalls auch ältere Berichte in sich aufgenommen, von denen einiges bis in die mosaische Zeit hinaufreicht." — Von der Zeit der Entstehung der Quellenschriften wird gesagt: „Eigentliche schriftstellerische Arbeit wurde erst möglich, als die staatlichen Verhältnisse in den Anfängen der Königszeit sich befestigten. In den zwei Jahrhunderten dieses Zeitraums sind anzusetzen, der Jahvist in Juda und der Elohist, im Zehnstämmereich entstanden; der Jahvist von prophetischer, der Elohist mehr von volkstümlicher Haltung. Neben diesen beiden Quellen her, aber noch nicht mit ihnen vermischt, läuft eine priesterliche Ueberlieferung, die das Recht und den Kultus umfaßt; als der Jahvist und Elohist allgemeiner bekannt wurden, entstand unter ihrer Benutzung der Grundstock der Priesterschrift, an den sich bis zum Exil und sogar nach ihm noch Schich-

ten ähnlichen Charakters anlegten. Die deuteronomischen Reden verdanken ihren Ursprung schwerlich erst, wie fast alle Neueren urteilen, der Bewegung, welche mit der Josianischen Reform endigte, sondern können schon vorhiskianisch sein. Der Redaktionsprozeß, der diese vier vorliegenden Hauptquellen zum vorliegenden Hexateuch verschmolz, ist nicht mit Sicherheit festzustellen; das Bild, das man sich von ihm entwirft, fällt natürlich verschieden aus, je nach der Stellung, die der Priesterschrift in der Reihenfolge zugewiesen wird. Da der Jahvist und Elohist besonders eng in einander verflochten erscheinen, nimmt man — freilich ohne schlagende Evidenz — an, sie seien zuerst miteinander verbunden. Dann wurden die deuteronomischen Reden eingeschoben und erfolgte zugleich eine deuteronomistische Bearbeitung des vereinigten Jahvisten und Elohisten; zuletzt wurde die Priesterschrift, soweit sie damals schon bestand, eingearbeitet, vielleicht noch vor dem Exil, und zwar so, daß sie wegen ihres genealogischen und chronologischen Gerüstes den Rahmen für die übrigen Stoffe hergab; später kamen noch das Heiligkeitsgesetz, das übrigens auch alte Bestandteile in sich schließt, und exilische und nachexilische Novellen hinzu, bis ungefähr in der Mitte des fünften Jahrhunderts der Pentateuch annähernd in der Gestalt, in der wir ihn kennen, abgesehen von lediglich redaktionellen, kleineren Eingriffen, abgeschlossen ward, und von der griechischen Zeit an als das einheitliche Werk des Mannes galt, von dem in der Tat der erste und maßgebende Anstoß zu dieser ganzen geschichtlichen und literarischen Bewegung ausgegangen war, Moses."

Hier folgt nun eine dreifache Darstellung der Geschichte von Abraham an bis zum Tode Josephs; zuerst nach dem Jahvisten, sodann nach dem Elohisten und zuletzt nach der Priesterschrift. Dann wird „der Anteil der Redaktion" besprochen, und dann erst beginnt der Verfasser mit seiner eigenen Darstellung. Zunächst sucht er den Nachweis zu führen, daß die Behauptung, in diesen Erzählungen liege nichts geschichtliches vor, unhaltbar ist, „sondern daß sie wirklich die Anfänge der Geschichte Israels in sich schließen."

Auf der andern Seite wird auch gesagt: „Sie tragen freilich nicht die Art der altklassischen oder der modernen Geschichtschreibung an sich, sondern sind gewissermaßen eine Hieroglyphe, die erst der Entzifferung und Deutung bedarf. Die Hauptschwierigkeit, welche die Genesis der geschichtlichen Verwendung bietet, liegt in dem Umstande, daß sie in der Regel bloße Familiengeschichte zu enthalten scheint, während es sich tatsächlich hier um die Bewegung größerer Völkermengen handelt, wie aus gewissen Genealogien mit zweifelloser Deutlichkeit zu ersehen ist. Gen. 25, 2—4 werden von Abraham durch Ketura Söhne abgeleitet, deren Namen nicht Individuen, sondern Stämme bezeichnen; tragen sie doch teilweise schon die pluralische Form an sich: die Aschurim und die Letuschim. Nicht anders sind Vers 13—15 die zwölf Söhne Ismaels als arabische Stämme zu verstehen, und Gen. 36, 10—28 sind die edomitischen Klans in das Schema einer Familiengenealogie gefaßt. Das Ver-

zeichnis Gen. 46, 8—25 scheint gleichfalls nur einen Stammbaum der Familie Jakobs bieten zu wollen, während es in Wahrheit altisraelitische Geschlechter aufzählt. Das bedeutendste Beispiel dieser eigentümlichen Kunst, die verwandtschaftsverhältnisse verschiedener Stämme oder Völker in einem Familienbilde zu veranschaulichen, ist die sog. Völkertafel Gen. 10, ein Versuch, die ganze zur Zeit der Entstehung dieses Entwurfs bekannte Menschheit als eine einheitliche, wenn auch weitverzweigte Familie darzustellen. Daß mit diesen Namen fast ausnahmslos nicht Einzelpersonen, sondern Kollektiva gemeint sind, erhellt schon aus der Tatsache, daß nicht nur viele die pluralische Form aufweisen, sondern mehrere an zwei verschiedenen Orten des Verzeichnisses erscheinen, nämlich solche Stämme, deren Ursprungs- und Verwandtschaftsverhältnisse verschieden aufgefaßt wurden. Das genealogische Schema mußte dazu dienen, allerlei geschichtliche Beziehungen kurz und sinnreich zur Darstellung zu bringen. Ein Volk, das später in der Geschichte auftrat und dabei doch in Kultur, Religion, Sitte, Sprache, Körperbildung große Aehnlichkeit mit einem andern schon früher zu geschichtlicher Bedeutung gelangten Volk zeigte, steht zu ihm in dem Verhältnis von Sohn zu Vater, besonders dann, wenn das ältere dem jüngern den Kern seines Bestandes durch Absplitterung einzelner Elemente lieferte.....

Diese altertümliche Veranschaulichung von Völkerverbindungen und -beziehungen unter dem Bilde der Heirat und der Familie muß man richtig verstehen, um aus den Erzählungen der Genesis ihren geschichtlichen Gehalt zu erheben; aber mechanisch darf auch dieser Kanon nicht angewendet, sondern wirklich individuell gemeinte Züge und Gestalten sollen sorgfältig beachtet und nicht künstlich umgedeutet werden. Es steht nicht von vornherein fest, daß die gleiche Darstellungsform überall, in den genealogischen Verzeichnissen, wie in den ausgeführten Erzählungen angewendet sei, und kein triftiger Grund spricht dagegen, daß auf dem blasser gezeichneten Grunde umfassenderer Stammesbeziehungen auch wirkliche Familiengeschichte sich vor unsern Augen abspiele."

Diese Gesichtspunkte werden auf den in den Erzählungen der Genesis vorliegenden Stoff angewendet, wobei aber daran festzuhalten gesucht wird, daß die Vorväter Israels wirkliche Persönlichkeiten waren. So wird z. B. von Jakob gesagt: „Daß Gen. 31, 44—54 mehr als bloß eine Vereinbarung zwischen zwei Männern oder Familie erzählt," kannt nicht verkannt werden. Ohne zu leugnen, daß ein Jakob wirklich existierte, etwa weil sein Name Volksname geworden ist, muß man in dieser Geschichte doch den Niederschlag einer größeren Völkerbewegung erblicken: ein neuer bedeutender Zug von Ibrim kam, nach feindseligen Reibungen mit zurückbleibenden Stammesgenossen, von Osten her nach Palästina, schmolz dort mit den bereits seit Jahrzehnten nomadisierenden oder halb ansässig gewordenen Abrahamiden und Isaakiden zusammen und brachte diesen eine willkommene Stärkung zu der Zeit, als ein beträchtlicher Teil dieser Sippen sich abgesondert und im Süden des Toten Meeres festen Fuß gefaßt hatten: Seir-Edom-Esau, welcher der

Ueberlieferung als der ältere Bruder, das zuerst selbständig gewordene Volk gilt, jünger und kräftiger als Ammon und Moab, aber älter als Israel."

Der ganze Abschnitt mit den Worten: „Der Haupteindruck aber bleibt doch der, daß der prophetische Geist sich echter Ueberlieferungsstoffe bemächtigt und sie zu der Sinnigkeit und Schönheit ausgestaltet hat, in der diese Erzählungen zum unverlierbaren Besitztum nicht nur Israels, sondern auch aller Völker christlicher Kultur geworden sind. Beide Hauptquellen, Elohist und Jahvist, sehen es darauf ab, das Planmäßige und Heilvolle des göttlichen Willens in helles Licht zu stellen, und als die Losung, der sie folgen, könnte man wohl das schöne Wort Gen. 50, 20 (Elohist) bezeichnen: ihr zwar habt Böses gegen mich geplant, aber Gott hat es zum Guten gewendet, um viele Menschen am Leben zu erhalten."

Der Verfasser hat, wie man aus diesen Proben seiner Darstellung ersieht, versucht, sich in der richtigen Mitte zu halten zwischen den Extremen einer Anschauung, welche die Geschichte mit ihren Urkunden identifiziert, und einer solchen, welche die Geschichte nur im Gegensatz, oder gar im Widerspruch mit den vorhandenen Quellen konstruiert. Dieser letzteren Anschauung fällt die Aufgabe zu, zu erklären, wie Urkunden entweder ohne irgendwelche Tatsachen, oder im Gegensatz dazu entstanden sind, oder in ihr Gegenteil umgestaltet wurden, während die erstere eine mit ihren Geschichtsquellen identifizierte Wirklichkeit entweder aus andern Quellen nachweisen, oder philosophisch, oder auch theologisch konstruieren und die Geschichte dann zum philosophischen Lehr- oder zum dogmatischen Glaubenssystem umgestalten muß.

Die Grenzlinien beider Anschauungen lassen aber ein sehr weites Gebiet zwischen sich, auf welchem man noch sehr verschiedene Wege einschlagen kann. Das ist gerade bei diesem Abschnitt der Geschichte Israels um so leichter möglich, als die Genesis kein Geschichtswerk im heutigen Sinne ist.

Der zweite Teil dieses Abschnittes führt bis zu den ersten Eroberungskämpfen und ist ganz dem ersten entsprechend dargestellt.

Der zweite Abschnitt geht dann bis zur Gründung des israelitischen Königtums; er umfaßt die Geschichte der Festsetzung der Israeliten in Kanaan, die Kämpfe und Zustände der Richterzeit. Am interessantesten ist gerade der letztgenannte Gegenstand behandelt, der unter der Ueberschrift: „Religion, Kultur und Sitte der vorköniglichen Zeit" besprochen wird.

In den folgenden Abschnitten: „Das ungeteilte Königtum; Die Reiche Israel und Juda nebeneinander; Juda allein bis zur chaldäischen Katastrophe; Das babylonische Exil und Die jüdische Gemeinde unter persischer Herrschaft" nimmt die Besprechung der Quellen naturgemäß einen viel geringeren Raum ein, weil die literargeschichtlichen Anschauungen lange nicht soweit auseinander gehen, wie in Bezug auf die Geschichtsquellen der früheren Perioden, und weil die vorhandenen Ge-

schichtsquellen den Ereignissen selbst unbestritten viel näher stehen, als es in den vorhergehenden Zeitabschnitten der Fall war.

Es wird dann in jedem Abschnitt eine Darstellung der Ereignisse gegeben, welche der der Quellen möglichst entspricht; aber unerklärliche Angaben und unvereinbare Verschiedenheiten der Ueberlieferungen werden offen zugestanden. Was oben von der Darstellung der Kultur, Religion und Sitte der Richterzeit gesagt wurde, findet auch Anwendung auf den entsprechenden Abschnitt der Geschichte der ersten Königszeit. Am eingehendsten aber ist die Besprechung dieser Dinge für die mittlere Königszeit, d. h. die Zeit von der Reichsspaltung bis zum Untergang des Zehnstämmereichs; namentlich auch deswegen, weil hier auch die literarische Tätigkeit jener Periode noch besonders genannt und behandelt wird. Dem etwa im achten Jahrhundert v. Chr. angesetzten Jahvisten wird die Einführung der Urgeschichte in den religiösen Gesichtskreis Israels zugeschrieben. Darüber wird dann u. a. gesagt:

„Der Historiker kann nur fragen: Wie sind die religiösen Denker in Israel dazu gekommen, sich mit der Urgeschichte der Menschheit zu beschäftigen? und wie ist die einzigartige Gestaltung derselben in der Bibel zu erklären? Die erste Frage ist dahin zu beantworten, daß schon die kanaanäische Kultur, in die Israel als Erbe eintrat, mit heidnischen Ursagen durchtränkt war, und daß mit dem Eingreifen Assurs in seine Geschichte ein neuer Strom von Mythen aus dem Zweistromland Syrien überflutete. Wenn dieselben so wichtige Probleme wie den Ursprung der Welt und der Götter, die Entstehung der Menschheit und ihre Schicksale betrafen, so m u ß t e sich der Jahveglaube mit ihnen auseinandersetzen, und dieselben Lebensfragen in dem i h m kongenialen Sinne zu beantworten suchen. In der Art, wie ihm dies gelungen, ist eine seiner großartigsten Leistungen und eine direkte Wirkung des in den profetischen Männern waltenden Offenbarungsgeistes Gottes zu erkennen. Es war eine Kühnheit sondergleichen, das, was von Marduck und Bel erzählt war, auf Jahve zu übertragen und zugleich die religiös irreführenden, naturhaften Züge des Gottesbildes im hellen Glanz seiner sittlichen Erhabenheit erlöschen zu lassen. Da ist keine Rede mehr von Theogonie, Göttertrug und Götterkampf mit fabelhaften Ungeheuern; der Naturmythus verblaßt bis zur Unkenntlichkeit, und der Rahmen seiner Vorstellungen ist nur insoweit beibehalten, als er mit den erleuchtetsten Gedanken über das Verhältnis von Gott und Welt, Gott und Mensch, Mensch und Mensch ausgefüllt werden konnte. Es ist alles aus dem Heiligen Geist heraus wiedergeboren, der auch die großen Propheten des achten Jahrhunderts trieb. Diese wunderbare Metamorphose des Mythus ist ein viel kräftigeres Zeugnis für die Tatsache der göttlichen Offenbarung in Israel, als es die fehlerlose Ueberlieferung von angeblich den ersten Menschen zuteil gewordenen Belehrungen wäre.

Daß die religiöse Höhe der auserwählten Geister, in denen dieser Umwandlungsprozeß sich vollzog, nicht das Durchschnittsniveau der Menge bezeichnete, ist selbstverständlich; sie ragen um mehr als Haup-

teslänge über ihre Zeitgenossen hinaus und stehen wie Elia, Amos, Jesaia auf einsamer Höhe. Die Aufschlüsse über das Rätsel der Welt, die sie fanden, haben nicht sogleich, sondern erst nach und nach, in langen Jahrhunderten, das religiöse Volksbewußtsein durchdrungen und von trüberen Elementen gereinigt."

In dem Abschnitt: „Judäa allein bis zur chaldäischen Katastrophe" wird die Wirksamkeit der Prophetie eingehend behandelt. Unter der Ueberschrift: „Religion und Literatur" wird das Verhältnis der Prophetie und der Religion Israels zur schriftlichen Aufzeichnung des Gesetzes in folgender Weise dargelegt:

„Es ist von höchstem Interesse, die Stellungnahme der Prophetie zu diesem neuen so zukunftsreichen Faktor, der in Buchform kristallisierten, gegenständlich gewordenen Religion ins Auge zu fassen. Die Prophetin Hulda stellt ihr Wort unbedenklich in den Dienst des geschriebenen Gesetzes; auch Jeremia hat darin eine echte Willensäußerung Jahves erkannt und von ihrer Befolgung Heil für sein Volk erwartet. Man redet also mit Unrecht von einem n o t w e n d i g e n Gegensatz zwischen Buchreligon und prophetischer Religion. Weder wollte das Deuteronomium die lebendige und fortlaufende Bezeugung Jahves im prophetischen Wort überflüssig machen und abschneiden — stellt es doch die Kriterien auf, mittelst deren man sie auf ihre Echtheit prüfen könne — noch hat die zeitgenössische Prophetie in der geschriebenen Tora einen Gegensatz zu ihrem eigenen Wesen empfunden. Aber e i n e Gefahr schloß diese Wendung allerdings in sich, und zwar eine solche, der das Judentum erlag: daß man mit ausklügelnder Kasuistik den schriftlich fixierten Willen Jahves in einzelne Gebote zersplitterte und dann die leichten und äußerlichen auf Unkosten der tiefergehenden und schwierigeren, das Kultische mit Hintansetzung des Sittlichen, herausgriff. Oder in späterer Zeit, als furchtbare Schicksale das Gewissen der Gemeinde geschärft und zu einer ängstlichen Gedrücktheit gestimmt hatten, daß man einem sklavischen Buchstabendienst verfiel und sich unterfing, den lebendigen Gott in die Haft eines Buches zu sperren — ein Verhängnis, das fälschend und verwirrend bis in unsere Tage hinab nachwirkt."

An einer späteren Stelle wird die Frage aufgeworfen, ob damals d. h. etwa in der Zeit Josias die Quellenschriften des Hexateuch zusammengestellt worden seien, und dann darüber gesagt: „Ueber die Zusammenordnung der bisher vorhandenen Quellen des H e x a t e u c h s und der p r o p h e t i s c h e n G e s c h i c h t s b ü c h e r sind seit fünfzig Jahren zahlreiche, oft scharfsinnige und fein ausgesponnene Hypothesen aufgestellt worden. Wir sind aufrichtig genug, unsere Unwissenheit hierüber einzugestehen. Ob der Jahvist und Elohist zuerst für sich oder gleichzeitig mit den Deuteronomischen Reden verbunden worden; ob erst später, oder ob jetzt schon erzählende und gesetzgeberische Bestandteile nach dem Typus der Priesterschrift, und wenn ja, in welchem Umfang, eingefügt worden seien — darüber gibt es weder Uebereinstimmung unter den Forschern, noch eine aus zwingender Beweisführung geborene Gewißheit.

Das aber meinen wir feststellen zu dürfen, daß priesterliche Torot (Gesetzessammlungen) und Erzählungsstücke in erheblichem Umfang schon vor dem Exil aufgezeichnet und lange Zeit in gesondertem Bette fortgepflanzt wurden; denn eine Ordnung und Entwicklung des Kultus, wie die Reden von Amos, Hosea, Jesaia, Micha, Jeremia sie aufzeigen, ist ohne schriftliche Fixierung des alten Herkommens nicht denkbar, die übrigens auch an mehreren Stellen des Deuteronomiums, wie wir wahrzunehmen glauben, vorausgesetzt wird."

Das Buch Hiob dagegen wird, mit Ausnahme der Elihureden unbedenklich der Zeit des Jeremias zugewiesen.

In der Zeit des Exils wird „eine ergänzende und ordnende literarische Tätigkeit angenommen, die in das reichhaltige Ueberlieferungsmaterial eingegriffen habe."

Zu den interessantesten Abschnitten des Buches gehört derjenige über „Die religiöse Arbeit der exilischen Prophetie." Derselben werden zugewiesen Hesekiel, Jesaias 40—66, Jes. 11, 11—12, 6; 13, 1—14; 21, 1—10 und die Kapitel 24 bis 27 und 34 und 35. Außerdem werden noch in die letzte Zeit des Exils verlegt: Jer. 10, 1—16; 50, 1—51, 58; Micha 7, 7—20. Es ist ganz natürlich, daß bei dem vorliegenden Urkundenmaterial sich nicht viel über die äußeren Verhältnisse der Israeliten im Exil sagen läßt; dafür erhält man aber einen um so tieferen Einblick in das durch die Tätigkeit der Prophetie erzeugte und genährte geistige Leben der israelitischen Religionsgemeinde.

In die Zeit der „jüdischen Gemeinde unter persischer Herrschaft" wird eine nachmalige Durcharbeitung des Pentateuch, nach Einverleibung des Priesterkodex in denselben, verlegt. Von derselben wird gesagt: „Diese (Durcharbeitung) nahm auch nach der Einverleibung des Priesterkodex in das ältere Werk noch ihren Fortgang; sie schließt das hohe Maß von Textsicherheit aus, welches eine haarspaltende Quellenscheidung zur stillschweigenden Voraussetzung hat. Wäre „das Gesetz" als vollständiges Novum in die Gemeinde geworfen worden; hätte es nicht zahlreiche Anknüpfungspunkte in ihrer Erinnerung und in dem seit sechs Jahrzehnten wieder aufgelebten kultischen Brauch gehabt, so verstände man weder sein rasches Durchdringen in der Tempelgemeinde, noch vollends seine Uebernahme durch die ihr abgeneigten Samariter. Aber das läßt sich nicht bestreiten, daß, wie alt immer der Grundstock des Priestergesetzes gewesen sein mag, es jetzt zum ersten Mal das religiöse Bewußtsein der Gemeinde in seinen Tiefen erfaßte, durchdrang und als wichtigster Faktor gestaltete. Diese maßgebende Stellung konnte es erst nach dem Falle der einheimischen bürgerlichen Gewalt, der natürlichen Gegnerin priesterlicher Ansprüche, in einem solchen Gemeinwesen gewinnen, das auf nationale Selbständigkeit verzichtend, sich zur bloßen Kultusgemeinde ausbildete, die ihr Haupt in einem Hohenpriester sah."

Ueber die literarische Tätigkeit in jener Periode wird gesagt: „Es war überhaupt in literarischer Beziehung eine Zeit des Sammelns und Ordnens der von der Vergangenheit überlieferten Schätze. Der Tempel-

dienst, bei welchem nicht nur den levitischen Sängern von Berufs wegen eine wichtige Rolle, sondern auch der Laiengemeinde eine gewisse Betätigung zufiel, veranlaßte die Sammlung der umlaufenden religiösen Lieder und regte die weitere Produktion auf diesem Gebiete mächtig an. Daß alle Psalmen nachexilisch und von vornherein zum kultischen Gebrauch gedichtet seien, ist ein moderner Aberglaube; aber von selbst versteht sich, daß ältere Lieder in Sprache und Haltung dem Bedürfnis der Gegenwart angepaßt wurden und sich ähnliche Umgestaltungen gefallen lassen mußten, wie die geistlichen Lieder aus dem christlichen Altertum, oder dem 16. und 17. Jahrhundert in unsern Gesangbüchern.

Manche rein liturgische Zusätze lassen sich noch leicht ausscheiden; viele Psalmen sind allerdings von Hause aus auf den kultischen Gebrauch zugeschnitten, auch wenn sie Fragmente und Reminiscenzen aus älteren Liedern in sich aufnehmen.....

Der geschichtliche Wert des Psalters liegt auf der Hand: wären wir bloß auf die spärlichen Geschichtserzeugnisse und auf das Gesetz angewiesen, so erhielten wir ein sehr unzureichendes Bild von dem religiösen Innenleben der nachexilischen Gemeinde. Der Psalter enthüllt uns in seinen edelsten Liedern etwas anderes, als das offizielle Judentum, nämlich die wahre Gemeinde der Frommen, den „Israel Gottes" im Schoß der Kultusgemeinde, den nicht durch äußere Statuten, aber durch Geistesgemeinschaft gebildeten Bund der nach Jahve Fragenden, der Gerechten, der Dulder, der Stillen im Lande. Aus diesen Kreisen gingen später die Männer und Frauen hervor, die auf den Trost Israels warteten. Daß unter der Herrschaft des Gesetzes eine so tief gehende Unterströmung persönlichster Frömmigkeit möglich war, bleibt höchst merkwürdig, kann durch keine geistreiche Konstruktion erklärt werden, und ist ein gültiges Zeugnis dafür, daß die von den Propheten, besonders von Jeremia ausgehenden Antriebe mitten in der engen Zucht der Gesetzesreligion fortwirkten und ein reiches Leben erzeugten. Der Geist wehet, wo er will."

Es wird dann noch die Weisheitsliteratur, deren abschließende Sammlung ebenfalls in diese Periode gesetzt wird, besprochen, und dann werden die in der nachexilischen Gemeinde lebenden Zukunftserwartungen in folgender Weise geschildert: „Ein wesentlicher Zug in dem geistigen Bilde der jüdischen Gemeinde war die Hoffnung. Man hatte zwar nach der großen Rettung aus dem Tode des Exils noch manche kleinere Rettungen erfahren; aber viel fehlte noch daran, daß die herrliche Vollendungszeit angebrochen wäre, die Deuterojesaja, Sacharja und Haggai als nahe bevorstehend angekündigt hatten. Derselbe Dichter, der auf die vergangene Heimführung wie auf einen seligen Traum zurückblickt, der seinen Mund mit Jubel und die Heiden mit staunender Bewunderung erfüllt hatte, fährt doch fort zu beten: Bringe zurück, o Jahve, unsere Gefangenen, wie die Bäche im Mittagslande (die nach dem trostlosen sommerlichen Versiegen in der Regenzeit wieder Wasser führen)! Seine Zeit dünkt ihm eine Aussaat unter Tränen; die Freuden-

ernte mit den vollen Garben kann erst die Zukunft bringen. Daß die Verheißung immer noch zögerte, dafür konnte man den Grund in den Sünden der Gemeinde suchen; aber keine Zerknirschung darüber und keine Enttäuschung, wie sie die immer wieder unfruchtbar verlaufenden Bewegungen und Erschütterungen des letzten persischen Jahrhunderts brachten, hat die Hoffnung getötet. Dies beweisen die sehnsüchtigen Zukunftsblicke in manchen Psalmen und mehrere prophetische eschatologische Stücke. Endlich mußte doch die Parusie Jahves das Gericht über die Heiden, die Ausscheidung der Bösen und die Verherrlichung des wahren Jahvevolkes bringen. „Das Frevelsszepter wird nicht ewig auf dem Los der Gerechten lasten." Es naht der Tag, wo die Gottlosen werden wie die Spreu vor dem Winde; denn sie werden im göttlichen Gerichte nicht aufkommen, noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten. Jahve kömmt, die Erde zu richten. Es ist eine durchaus diesseitige Abrechnung, die Aufrichtung eines irdischen Gottesreiches, die erhofft und manchmal mit brennender Ungeduld herbeigerufen wird; der Horizont bleibt auch jetzt noch irdisch verschlossen. Mit natürlichen Vermittlungen wird dabei nicht gerechnet; Jahve selbst und er allein schafft durch ein Wunder die herrliche Zukunft, zu der von der Gegenwart keine sichtbare Brücke führt. Das unterscheidet diese Zukunftsbilder von denjenigen der vorexilischen Propheten, bei denen die Fäden, die in die Vollendungszeit hinauslaufen, an ihre zeitgeschichtlichen Verhältnisse wenigstens angeknüpft sind."

Es wird dann weiterhin noch dargestellt, wie in dem religiösen Bewußtsein jener Zeit die Bedeutung der Gemeinde mehr in den Vordergrund tritt und wie das Verhältnis der Gemeinde zur Heidenwelt nicht bloß als ein negatives gefaßt wurde. Indem die Israeliten anfingen, die Bedeutung ihres Gottes als des alleinigen, allerdings mehr unbestimmt zu fühlen, als klar zu erkennen, mußte auch der Gedanke an die Aufnahme der Heidenvölker in die Gemeinde der Zukunft auftauchen. Mit dem Hinweis auf diesen Missionsgedanken schließt das Buch ab.

Das Vorstehende gibt im großen und ganzen eine Vorstellung von dem Inhalt und der Darstellungsweise des Buches. Eine Auseinandersetzung mit den Einzelheiten — und aus denen setzt sich doch das Ganze zusammen — würde wahrscheinlich noch umfangreicher werden als das Buch selbst. Es hätte das aber keinen Zweck; denn so wie die Anschauungen auf diesem Gebiet gegenwärtig durcheinanderlaufen, und selbst bei dem Einzelnen, der sich eingehend mit diesen Dingen beschäftigt, in fortwährender Bewegung begriffen sind, wäre ein solches Unternehmen ebenso aussichtslos, als wenn man einen Fluß zum Felsen oder ein Meer zur Sandebene umgestalten wollte.

Interessant und lehrreich ist aber sicher ein solches Buch, in welchem der ernstliche und ehrliche Versuch gemacht wird, den alten Glauben, dessen Kraft der Einzelne an sich erfährt und dessen Wert die Geschichte bewiesen hat, mit einem Wissen zu verbinden, das sich der heutigen Gelehrtenwelt mit fast unwiderstehlicher Gewalt aufdrängt. Dieses Wissen

wird freilich nicht ohne weiteres angenommen, sondern nur dasjenige davon, was sich dem Verfasser des vorliegenden Buches bei näherer Prüfung als haltbar erwiesen hat, und er unternimmt es demgemäß, das Bild der Vergangenheit Israels auf Grund einer neuen Zeichnung, aber mit den alten Farben zu malen.

Es ist leicht begreiflich, daß ein solches Unternehmen von zwei Seiten Widerspruch findet; sowohl von denen, welche meinen, die neue Zeichnung vertrage sich nicht mit den alten Farben, sondern müsse farblos bleiben, als auch von solchen, denen zwar die alten Farben recht sind, die aber von den neuen Linien nichts wissen wollen. Aber auch diejenigen, welche das Unternehmen als berechtigt und ausführbar ansehen, mögen im einzelnen manches anders beurteilen, als der Verfasser des besprochenen Buches es tut. Wie man aber auch die Sache ansehen mag; die Aufrichtigkeit der Darstellung und die Sorgfältigkeit der Ausführung wird man ihm nicht absprechen können.

Neujahrspredigt.*)

Römer 8, 24—28.

Denn wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man siehet, ist nicht Hoffnung: denn wie kann man des hoffen, das man siehet? So wir aber des hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld. Desselben gleichen auch der Geist hilft unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebühret, sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen forschet, der weiß, was des Geistes Sinn sei; denn er vertritt die Heiligen nach dem, das Gott gefällt. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen die nach dem Vorsatz berufen sind.

Unter Gottes Obhut haben wir wieder ein Jahr vollbracht und ein neues angetreten. Einzelnen ist es wie ein Wunder, daß sie noch hier sind. Wir dürfen hoffen, daß unserm Leben noch eine Spanne Zeit hinzugesetzt werden soll. Und wer wäre es nicht zufrieden? Und wer breitete nicht seine Arme um einige Menschen, ihrer mehrere oder wenigere, die er gern an seinem Herzen fest halten möchte, solange es klopft? Ohne alle Beklommenheit geht es dabei nicht ab. Es ist, als schiffte man sich von neuem auf dem uferlosen Meeresstrom ein, der jeden Nachen unwiderstehlich fortreißt. In undurchdringlicher Nacht hinein wälzt er sich; keine Handbreit kann man vom Fahrzeug nach vorn sehen. Die Wirbel verschlingen einen Mitfahrenden nach dem andern. Aber wir müssen vorwärts ohne Wahl.

Und dabei machen es viele wie die Mannschaft jenes Schiffes, welche den Steuermann über Bord wirft, den Kompaß zerschlägt, die Fernröhre zerbricht und dann gutes Muts in die wilde See sticht; sie haben ja kluge Köpfe und rüstige Arme, so wird ihr gutes Glück mit ihnen sein!

---

*) Im Novemberheft letzten Jahres haben wir Seite 477 angezeigt: Die großen Taten Gottes. Von † Pastor Dr. H. Hoffmann. Festpredigten. Um auf jene Anzeige zu verweisen und zugleich eine Probe der betr. Predigten zu geben, bringen wir hiermit eine Neujahrspredigt zum Abdruck.

So unnütz ist für viele der Steuermann geworden, der gesagt hat: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Trüglich ist ihnen sein Wort, und die Aussichten in die Ewigkeit, in Himmel und Hölle, sind ihnen Nebelbilder. — Mögen sie denn hinfahren! Erbarme sich Gott über sie! — Wir aber werden wieder auf das Rettungsschiff geladen, dessen Fahne denselben Namen zur Inschrift hat, wie der heutige Tag, den Namen Jesu. Lassen wir uns erinnern, was wir unter seiner Führung in diesem unsichern Leben haben können.

Der Apostel nennt den Christen:

Drei gewisse Sachen für die ungewisse Zukunft.

Hoffen wir viel — wir können wissen, welche Hoffnung untrüglich ist.

Wünschen wir viel — wir können wissen, welcher Beistand unserer Schwachheit aufhilft.

Sorgen und fürchten wir viel — wir können wissen, welche Absicht Gott auch beim Schlimmsten hat.

1.

Hoffnungen trägt jeder aus dem alten Jahr ins neue herüber. Ohne zu hoffen, können wir nicht leben. Soll es uns in guten Tagen wohl sein, so müssen wir uns für das Zukünftige beruhigt fühlen, also hoffen können. Durch die bösen Tage tröstet uns die Aussicht hindurch, daß es doch wieder Licht werden müsse. Mit keinem Leid vertragen wir uns; wenn wir es nicht wegwälzen können, so hoffen wir es hinweg. Ueber die mannigfaltigen Hoffnungen hinaus, die jedem vorschweben, werden wir hier auf eine gewiesen, die allen vorgehalten wird. Sie hat das Eigene, daß sie unser keinem erfüllt unter die Augen treten wird, so lange wir mit sterblichen Augen sehen. Andere Hoffnungen werden doch wenigstens teilweise wirklich und handgreiflich, bis dahin aber bleiben sie alle zweifelhaft und trügerisch; nur jene eine Hoffnung hat ein festes, unbewegliches Fundament. Denn so gewiß die Geschichte von Bethlehem geschehen, und Jesus Christus der vollkommene Heiland geworden ist, wird er auch endlich das letzte Punktum hinter die Geschichte der Menschheit setzen. Dann wird er zu seinen vollen Ehren kommen, und mit ihm werden alle herrlich werden, die auf ihn hofften; reines Herzens werden sie sein, wie er, unsterblich, wie er. Damit wird Christi Reich vollendet, und alle Wege Gottes mit der Menschheit kommen zum seligsten Ziel.

Wir haben wieder einen Grenzstein auf unserm Lebensweg erreicht. Sollten wir nicht von da die Blicke hinaus auf dies vorgehaltene Ziel richten? Menschen sagen: nichts Gewisses als der Tod. Wir aber sollten Gott auf den Knieen danken, daß hinter dem düstern Ende ein helleres Ziel uns ebenso gewiß werden kann: die durch Christum uns vorgehaltene Hoffnung. Wir können es gut haben, wenn wir unsern Lauf auf sie hin richten. Trete der Herr heute vielen in den Weg, auf die er lange geduldig wartet, nein, die er längst darauf hindrängt, daß

ihnen ihre Sünden zur Qual werden möchten! Wie lange willst du dich vertragen mit dem Wesen in dir, das immer zuerst an sich selbst denkt, gern so und so auf seinen Willen besteht und eher allenthalben anderswo seine Herzenslust sucht als in Gottes Liebe? Er möchte dich doch endlich an deinen treuen, gnädigen, starken Heiland binden, so fest man durch Glaube und Vertrauen an jemand gebunden werden kann.

So viele aber unter uns sind, denen er als Versöhner und Fürsprecher bei Gott, als Arzt der Seele und Durchbrecher aller Bande unentbehrlich geworden ist, die dürfen rühmen: „Wir sind wohl selig." Du, einer unter ihnen, sollst wohl froh werden, daß durch Jesu Gnade Gottes väterliches Herz auf dich gerichtet ist, daß der Friede aus Jesu heiliger Brust ungehindert in deine Brust eintreten kann, daß seine Liebe zu dir, sein heiliger Geist in dir eine Macht gegen dein verkehrtes, böses Wesen geworden ist. Wer das Gut besitzt, worin man ewig ruhen kann, ist wohl selig — aber nur auf Hoffnung. Denn das ganze Werk des Heilandes an uns bleibt im Anfang, so lange wir hier sind. Auch die vordersten im Wettlauf nach dem himmlischen Kleinod kommen nicht auf den Punkt, wo sie sich nicht mehr vor den argen Geistern innen zu fürchten und gegen sie zu wappnen hätten. Nur stundenweis genießen sie tief innere Ruhe; viel weniger wird das Leben um sie her ein Paradies; auch der treuste Christ ist vor keinem Leide sicher.

Daher soll uns die vorgehaltene Hoffnung ein Helm und Schild gegen tausendfältige Anfechtungen zum Mißmut werden. Obgleich es ein Allerweltssprüchlein ist, daß unter der Sonne nichts Vollkommenes zu finden sei, so äfft uns unser Herz doch mit solchen Traumbildern. Wenn sie zerrinnen, so ärgern wir uns an unserm Los. Weil wir nach Schatten jagen, werden wir blind und undankbar gegen so vieles uns gegönnte Gute. Weil man sich falsche Bilder von christlicher Vollkommenheit vormalt, wird es dem Herzen zum Ueberdruß, daß längst durchrissene Ketten von Sünden ihm immer und immer noch nachschleppen. Man stellt hohe Anforderungen an andere, geringe an sich und findet es dann verwunderlich, daß des Reibens mit ihnen, auch mit den Nächsten, kein Ende ist. Wer Liebe zu der Gemeinde gewinnt, will sie gern herrlich sehen; und wenn es doch in der Herde Christi zugeht, als ob sie keinen Hirten hätte, so erkaltet die Liebe; man mißachtet das Gute, das er in seiner Kirche wirkt. — Es ist eben kein anderer Rat, als daß wir die uns geschenkte große, gewisse, selige Hoffnung besser in alles hineinziehen, was in uns und um uns wirr und bange ist. Die Morgenröte der zukünftigen Welt steht schon am Himmel; wer ihrem tröstlichen Glanz nachgeht, wird „warten mit Geduld", wenn hienieden nichts zustande kommt, worin Befriedigung zu finden wäre. Warten — nur nicht so, daß man die Hände im Schoß liegen lasse und sich den Kampf gegen Schwachheit und Sünde spare, weil sie zu seiner Zeit wie von selbst abfallen werde. Warten mit Geduld — dadurch wird das andere Wort nicht umgestoßen: Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern. Ein Christ wartet so wie ein Gärtner, der freilich den Herbst

nicht vor der Zeit heraufführen kann, aber im Schweiß seines Angesichts gräbt, begießt, beschneidet und desto ruhiger auf Sonnenschein und Regen, Ernte und Segen harren kann.

2.

Es ist die Krone aller Hoffnung, die uns hier vorgehalten wird. Wer sich nach ihr ausstreckt, ist darum noch lange kein Uebermensch, der Glück und Leid der Erde tief unter seinen Füßen hätte. Wir bedürfen vielerlei, so muß auch vielerlei Frucht und Hoffnung durch unser Herz spielen. Nun sollen wir alle Dinge in Gebet und Flehen vor Gott kund werden lassen. Ich denke, der heutige Tag gibt uns vor vielen andern dazu einen neuen Anstoß. Du hast dir sinnend die Menschen angesehen, denen du gern und aus allen Kräften wohltun möchtest, Gatte, Kinder, Anverwandte; du fühlst, wie wenig du vermagst? Also bete für sie, hebe damit heute von vorn an. Blicke, mein Kind, auf deinen Vater und deine Mutter; sie haben dich bis hierher geleitet; du möchtest sie doch gern bei dir behalten? Also bete für sie, daß Gott sie dir bewahre und segne. Wer Gott zutraut, daß er Bitten hören und Erbetenes uns herunterreichen kann, der schütte nur je und je sein Herz vor ihm aus und sage ihm seine Wünsche an. Was man aber wünschen soll? Ein Tor scheint der zu sein, welcher das nicht wüßte. Gesundheit, Auskommen, Erleichterung von Sorgensteinen, Gunst von Menschen —das wäre nicht wünschenswert? Aber stille! Es möchte Ursach geben, umgekehrt zu sagen: ein Tor ist der, welcher sich dünken läßt zu wissen, was er bedarf und was ihm frommt. So manches ersehnte Glück weist sich nachher als Unglück aus. Umgekehrt, die bittersten Pillen zeigen sich nachmals oft heilsam für das Herz. Wenn dir deine Seele und Gottes Gnade für sie die Hauptsache wird, wirst du völlig ungewiß werden, ob dir Gunst oder Ungunst von Menschen, Gesundheit oder Gebrechlichkeit, Wohlstand oder kümmerliches Los ersprießlich ist. Blindheit — welch entsetzliches Unglück! Welch ein Schreien zu Gott du anheben würdest, wenn sie dir oder einem der Deinen drohete. Aber wenn die Eltern jenes Blindgeborenen ihm in den Kinderjahren den Star von den Augen hinweggebetet hätten, so wäre er nicht zum Glauben an den Herrn gekommen. Hätte Joseph sich mit Gebetskraft aus den Fäusten seiner erbarmungslosen Brüder loswinden können — wie gern hätte er es getan — er wäre nicht der Mensch nach dem Herzen Gottes geworden, der er nur unter jahrelangem Druck werden konnte. Liebe Brüder! Je mehr die Sorge für das Heil der Seele in ihr Recht tritt und je mehr man an Erfahrung wächst, desto ungewisser wird man schwanken, was man bitten soll. Gott könnte den Beter beim Wort nehmen, und indem er das Kreuz wegzieht, das du wegbetest, nähme er einen Segen, einen unersetzlichen, weg; indem er das Glück gäbe, das man sich in das Haus hinein erfleht, legte er dem Herzen einen Fallstrick.

Da möchte einem freilich aller Mut zum Gebet, wenigstens zum Gebet um irdische Güter und gegen irdische Leiden, entfallen! Doch,

mit nichten! Wohl sollen die stürmischen Bitten sich legen, aber man soll nicht kopfscheu zum Bitten werden. Bring immerhin dein Anliegen vor Gott; sag heraus, wie es dir ums Herz ist. Wenn dein innerstes Verlangen nur darauf gerichtet ist, daß deiner Seele durch Gnade zum ewigen Leben ausgeholfen werde, es gehe sonst, wie es gehe — so führt der Geist des Herrn in dir das Wort für dich. Und wenn du bittest, was töricht ist, so wird Gott dir zum Besten nicht auf deine laute Stimme hören, sondern auf die leise Stimme seines Geistes, auf sein lautloses Seufzen. Der Heilige Geist macht deine Kurzsichtigkeit unschädlich; er schlägt das Unverständige in deinen Bitten nieder und bringt an Gottes Herz mit seiner Bitte, daß dir das gegeben werde, wofür du Gott in Ewigkeit danken wirst. Sei du nur im Grund des Herzens mit dem Heiligen Geist darin eins, daß dir nicht das Liebste, sondern das Beste gegeben werden möge — das ist dann so gemeint, wie es Gott meint. Denn:

3.

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen, denen die nach dem Vorsatz berufen sind." — Welche Liebe hat uns Gott erwiesen, daß er dies Wort in die Schrift hat einschreiben lassen! Ein Wort wie ein Leuchtturm, der viel mehr Menschen vor Schiffbruch behütet hat als die Strandfeuer an gefährlichen Küsten. Wir wissen nicht, was uns treffen kann, worauf wir uns gefaßt zu halten haben! Ueber Nacht mag das geschehen, was wir für unmöglich, für unerträglich hielten. Todesnacht, noch schlimmer, Geistesnacht kann sich über die geliebtesten Augen breiten. Das vermeintlich treuste Herz kann sich wandeln und Treue brechen. Ein Kind kann alle Mutterliebe vergessen und wie blind in sein Verderben rennen. Doch — ich weiß nicht, was schlimmer ist: solche jähe unvermutete Geschicke, die das Herz erstarren machen, oder jene langwierigen Uebel, deren man so gewohnt wird, daß die Seele darüber stumpf und dumpf wird. Aber jene wie diese, sie können zum Besten dienen; sie sollen denen zum Besten dienen, welche Gott lieben. Muß das eine glühende Liebe zu Gott sein, die solche Verheißung hat? Mit nichten! Nur so viel Liebe zu Gott, wie ein glimmender Funke, der sich sehnt, zur Flamme zu werden, nur so viel, daß einer aufrichtig verlangt, den Schöpfer seines Lebens, den Brunnquell aller Güte, den Vater unsers Herrn Jesu Christi, den Erbarmer seiner Seele, lieben zu lernen! — Wo freilich Gott diesen Funken nicht entzündet, wird er nicht aufglimmen. Gott aber legt dazu alle Inbrunst seines Herzens in den Ruf hinein, durch welchen er nach seinem Vorsatz uns treulose, in die Welt verliebte Menschen zu seinem lieben Sohne lockt, und läßt uns wissen, daß er seine Seele für unsere Seele gegeben hat. Wen überredet, wen überwindet diese rufende Liebe Gottes? Wer kann staunen, daß Gott ihn so angerufen hat, langmütig immer wieder anruft? Das gibt Liebe zu Gott, Liebe, die man sich nicht selbst eingepflanzt hat, sondern die gegen Verdienst und Würdigkeit in das Herz ausgegossen ist. Ach! vergeuden kann man diese edelste Gabe! Wieder verkaufen für fleischliche Liebe kann man sie! Nur das ist unmöglich,

daß sie durch irgend ein Geschick Gottes erstickt und erdrückt werde. Vielmehr alle Dinge dienen dem zum Besten, der dies von Gott geschenkte Feuer in sich verwahrt. Kein Verlust ist denkbar, der ihm Ursach gäbe, mit Gott zu hadern, er ist ja schon aufgewogen und überwogen durch Gottes überschwengliche Gabe. Und wenn Gott zuließe, daß ausgesuchte Bosheit dir deinen Augapfel nähme — mehr noch ist Gottes Augapfel wert, den er für dich sich ausgerissen und in den Tod gegeben hat. Zum Besten müssen alle Dinge den nach dem Vorsatz Berufenen dienen, die Gott lieben. Denn eben weil sie Gott lieben, sind sie nicht verliebt in sich selbst. Sie wissen, wie ihr Herz von Sünden durchwachsen ist und bleibt. Wohl! Was wie scharfe Messer ihnen in das Herz schneidet, schneidet wildes Fleisch weg. Was sie niederschlägt, kann den stolzen Sinn beugen und sie klein machen helfen. Was wie große Wasserwellen über sie herfährt, hebt ihre Seele los von der Lust am Eiteln und spielt sie Gotte in seine Arme. Tröstet sich die Welt in ihren Widerwärtigkeiten: wer weiß, wozu es gut ist? — Aber ein Christ kann sprechen: ich weiß, wozu es gut ist!

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Das Wort nehmen wir mit in das neue Jahr hinein. Ob es in bösen Stunden seine Macht an dir und mir beweisen wird? Wer Grund zu Besorgnissen hat, wer schon Ungewitter über seinem Hause sich aufwölken sieht, der lebe sich sorgsam in das Wort ein! Ueber vielen breitet sich heiterer Himmel aus? Bleibe es dabei, behüt euch Gott euer Glück! Wenn nun aber Zeichen am Himmel stünden, die unserm Volk im ganzen mit Sturm und Erdbeben drohen? Es ist zu unnatürlich, wie wir all den Segen mißbrauchen, den uns Gott in der Kriegsnot und nach ihr zugewendet hat. Es ist zu bedenklich, wie uns der Kamm schwillt, als könnte es uns an Rat und Tat nimmer fehlen. Daß das Heil, auch für die Nationen, von Christo kommt, wird nicht verstanden oder geleugnet, wird vergessen oder verlacht. Statt die Hände nach ihm auszustrecken, löst man mit erstaunlicher Hast ein Band nach dem andern, das die Völker noch an Christi Wort und Kirche knüpft. Das soll nicht bedrohlich sein? Und doch — gnädige Absichten Gottes müssen auch dadurch in Erfüllung gehen. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Bei der entsetzlichen Sturmflut vor wenigen Wochen ward unter andern ein ganzes Dorf in das Meer versenkt, nur das Kirchlein in der Mitte blieb über den Wellen. Dort hatte sich die ganze Gemeinde zusammengedrängt, dort war und blieb sie sicher vor dem Wogenschwall. Andere, schlimmere Sturmfluten werden über uns herfahren. Was sie auch verwüsten: die Kirche des Herrn wird über Wasser bleiben, die wahre Gemeinde, die Gemeinde derer, die „Gott lieben, weil sie nach dem Vorsatz berufen sind.“ Sie muß den Gewinn davon haben, sie wird das Zerstreute sammeln und die sichere Herberge der Armen und Elenden sein. Inzwischen segne uns Gott mit den reichen Gütern seines Hauses, dem geistlichen Segen in himmlischen Gütern: damit kein anderer Segen uns zum Fluch und jedes Wehe uns zum Segen werde. Amen.

Der Kampf um den Religionsunterricht in der Schule.

Dieser Kampf geht zur Zeit auch in Deutschland scharf vor sich. Und da stehen denn Glaube und Unglaube sich schroff gegenüber. Aber auch der Gläubige muß sich fragen: Wie können Lehrer, die selbst mit der Religion ganz und gar zerfallen sind, offiziell, von Amts wegen, als Religionslehrer wirken.

Wir bringen nachstehend zwei Artikel, den einen von Dr. Dennert, aus „Glauben und Wissen", den andern aus „Reformation". Sie zeigen, wie von zwei verschiedenen Seiten der Kampf geführt wird.

I.

Ein Lehrer in Bremen, Fritz Gansberg, hat ein Rundschreiben erlassen, in dem er mehrere Fragen über den „Religionsunterricht" stellt, ob man ihn fallen lassen soll, und was an seine Stelle treten soll. Achtzig „Gutachten" hat der Genannte nun in einem Buche zusammengefaßt.*) Das Buch ist sehr bemerkenswert, nicht etwa wegen der Tiefe und des Wertes der in ihm niedergelegten Gedanken, sondern weil es zeigt, worauf sich die Bestrebungen zur Entfernung des Religionsunterichts gründen und worauf sie hinzielen. Unter den hier aufmarschierenden Männern gibt es nur wenige bedeutende und nur einen als positiven Christen bekannten, Professor Dr. J. Hoppe-Hamburg, bei dem man sich fragt: wie kommt Saul unter die Propheten? Offenbar hat sich also der Fragesteller seine Leute sehr ausgesucht. Abschaffen wollen sie fast alle den Religionsunterricht, auch Hoppe, dieser aber aus dem Grunde, weil er nicht zugeben kann, daß ohne zustimmende Ueberzeugung des Lehrers ein Religionsunterricht möglich ist. Viele der Gutachten sind von grenzenlosem Haß gegen Religion, Christentum und Bibel diktiert, sehr viele zeugen von einer geradezu beschämenden Verständnislosigkeit für religiöse Fragen. Sehr bezeichnend ist es, daß Gansberg auch Juden ein Urteil abgeben läßt über Dinge, die sie doch vor allen nicht verstehen. Einer nennt das Streben der Bremischen Lehrer eine „sittlich gute Tat". Was soll man nun dazu sagen, daß zur Begutachtung über Religion und Religionsunterricht Menschen als Autoritäten gefragt werden, die von Religion keine Ahnung haben! Das ist etwa so, als wollte man über Schulangelegenheiten alle möglichen Leute um Rat fragen, nur nicht Lehrer.

Nun werden mich aber die Gutachter sehr entrüstet anfahren: was, wir sollen keine Religion haben! — Es ist ja stets so, ohne Religion will schließlich doch niemand sein. Nun, hören wir einmal, was Gansbergs Autoritäten unter Religion verstehen. Nach A. Braasch „gehört die Religion zum Nationalen", Paul Förster nennt Vaterlandsliebe „höchste Religion". Für W. Holzamer ist Religion „Durchdringung und Aufschließung der Persönlichkeit zu allem Schönen, Tiefen, Menschlichen, Freien" (von Göttlichem ist dabei aber nicht die Rede);

*) Fr. Gansberg, Religionsunterricht? Leipzig, R. Voigtländer, 1906.

W. Holzmeier hält die Religion für einen „Komplex von metaphysischen Darstellungen", der „christliche" Prediger O. Mauritz sieht in ihr „das Vermögen zu feiern, zu ahnen," während H. Molenaar sie als „Systematisierung des gesunden Menschenverstandes und Pflege alles dessen, was die Menschheit groß gemacht hat" definiert. J. Molin meint, Religion sei „Ehrfurcht vor der Mutter Natur (samt allen ihren Gebilden, namentlich dem Menschen), vor dem Schicksal, vor der Weltordnung", aber er setzt dann wenigstens doch hinzu „vor Gott". Demgegenüber ist es wahrhaft erquickend, wenigstens bei E. Budde zu lesen, daß Religion aufhört, wo die Offenbarung ein Ende nimmt. Schön ist auch, daß nach Otto Ernst „alles Denken und Handeln Frömmigkeit" ist und daß nach F. Bloh die Religion aufhört, wo „konfessionelle Beschränktheit" beginnt.

Eine zweite interessante Frage ist, weshalb denn nun der Religionsunterricht ausgerottet werden soll, da sagt R. Dehmel das große Wort: „Gläubige Seelen brauchen ihn nicht, aber die zweifelnden lernen da gründlich Unglauben fischen." H. H. Ewers findet, daß in ihm die Jugend mit dem „Phrasenbazillus der Methaphysik" vergiftet wird. Gewöhnlich wird gegen den Religionsunterricht eingewendet, daß die Kinder durch ihn irregeleitet werden und dabei besonders durch die Bibel, diese erklärt der Jude J. Stettenheim für ein „verderbliches" Buch, dessen Gutes von „Roheiten, Grausamkeiten und Eindeutigem überwuchert wird," A. Schutz versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß die Kinder durch Gestalten wie Abraham, Jakob, David, Salomo — sittlich verwirrt werden. O. Mauritz läßt sich sehr schön folgendermaßen vernehmen: „Wer könnte es über sich gewinnen, ein Kind, das von Spielen, von Blumen, von Mutterliebe träumt, zu wecken mit der Absicht, ihm das Bild eines seinen blinden Vater betrügenden Sohnes, oder das eines Aussatzbehafteten zu zeichnen, oder ihm von einem leeren Grabe zu erzählen, in welchem man den Leichnam nicht fand." Ob Mauritz es denn wohl über sich gewinnen kann, sein Kind von Spielen und Blumen zu den trockenen Zahlen der Rechenstunde gehen zu lassen?

Paul Förster nennt sehr geschmackvoll den Unterricht in einer bestimmten positiven geoffenbarten Religion „eine Schutzimpfung gegen die Ansteckung des Unglaubens." Interessant ist es auch, daß der frühere Pfarrer P. Goehre die Religion ausschließlich für eine Sache der Erwachsenen hält.

Viel wird gegen den üblichen Religionsunterricht gewettert. Daß sich manches gegen ihn sagen läßt, ist ja klar, ebenso daß er vielfach geistlos und schlecht erteilt wird. Aber gibt es denn nicht auch in den andern Fächern schlechte und geistlose Lehrer, muß man deshalb etwa einen Sturm gegen den Mathematikunterricht entfesseln, weil es geisttötende Mathematiker gibt? Es ist sehr bezeichnend, daß die Gutachter immer von ihren schlechten Erfahrungen reden und diese nun einseitig verallgemeinern. A. Fitger ist „die Herzlosigkeit

des landesüblichen Religionsunterrichts" von Kindheit an eine Qual gewesen, er mußte von einem Tag auf den andern 30—40 (!!) unzusammenhängende Bibelsprüche und irgend einen „trivialen (!) Choral" auswendig lernen, Predigten und Hausandachten haben ihm „auch nicht einen Gedanken gezeitigt, der ihm im Leben etwas wert gewesen wäre." Allein, trotzdem ist Fitger die Bibel das liebste Buch und den „alttestamentarischen Mythen" u. s. w. verdankt er viel Erfolg bei kleinen Gemütern. Das ist wenigstens etwas. Besonnen ist das Urteil von P. Natorp, der die Unwirksamkeit des heutigen Religionsunterrichts nicht den biblischen und kirchlichen Stoffen zuschreiben will, aber diese Stoffe bedürfen nach seiner Meinung eine Sichtung. Sehr interessant ist das Bekenntnis des jüngst verstorbenen Monistenbund-Präsidenten Kalthoff: in seinem Elternhause in Barmen seien alle Traditionen Wuppertaler Frömmigkeit lebendig gewesen. „Aber die Religion wurde nicht gelernt und hergesagt, sondern gelebt und gesungen." Die Not habe für ihn erst mit dem Religionsunterricht und dem lutherischen Katechismus begonnen.

Manche der Gutachter gehen so weit, den Eltern gar das Recht der religiösen Erziehung ihrer Kinder abzuerkennen, so P. Förster, nach ihm werden gerechte und ernste Eltern das Kind geistig reif werden lassen ohne Religion, damit es sich dann sein religiöses Bekenntnis selbst bilden kann. Aehnlich ist auch das Ideal von L. Gurlitt. Verständiger ist wieder E. von Hartmann, der die Ausschließung des Religionsunterrichts aus der Schule nicht gutheißt, die Schule müsse den Schülern auch Kenntnisse über Religion bringen, religiös erwecklich zu wirken und Andacht zu pflegen sei dagegen Sache von Familie und Kirche. Dagegen will er den Stoff sehr sichten, Wunder und Weissagungen beiseite lassen, jüdische Geschichten in den Geschichtsunterricht verweisen und den Schwerpunkt auf den religiös-ethischen Gehalt der biblischen Schriften legen. Auch einige andere werden der Bibel noch einigermaßen gerecht, so rühmt Prinz E. von Schönaich-Carolath wenigstens ihre „wunderbare Fülle an poetischen und ethischen Schönheiten." Aehnlich sieht J. Wassermann in ihr „die ewigen Urformen aller Kunst."

Ein sehr interessantes Kapitel des Buches bilden die Vorschläge dessen, was als Ersatz an Stelle von Religionsunterricht und Bibel treten soll. Da tritt die Kritiklosigkeit und Urteilsunfähigkeit einer großen Zahl der Gutachter geradezu belustigend zu Tage. Natürlich wollen die meisten an die Stelle des Religionsunterrichts einen Sittenunterricht setzen, nur wenige wollen ihn beibehalten oder doch in anderer Weise erteilt wissen. Allein es gibt noch andere Vorschläge in dem Buch: W. Bode wünscht überhaupt eine Reduktion der Schulstunden auf die Hälfte und die Schüler sollen selber wählen, was sie lesen und bedenken wollen. Wenn aber durchaus ein Ersatz für die Religionsstunde sein müsse, dann empfehle er — Buchführung und Stenographie, weil diese die „schulische" Behandlung noch am besten vertragen könn-

ten. Natürlich schwärmen auch manche für Ersatz durch die Naturwissenschaften. Ganz besonders spielt auch eine Goethe-Schiller-Religion eine große Rolle, deren Kultus empfiehlt besonders Fr. Molin. Nichts ist sicherer, als daß die beiden Männer es sich höflichst verbitten würden, daß man mit ihnen einen solchen Mißbrauch treibt.

Aber nun, was wollen denn diese Volksbeglücker im einzelnen an die Stelle der Bibel als Lehrgegenstand in der Schule setzen? Von dem in dem Buch dargebotenen Chaos können wir hier natürlich nur eine kleine Blütenlese nennen: E. Dahlke empfiehlt Nathan der Weise, Chamissos alte „Waschfrau"; Haeckel: Wilhelm Bölsche, Carus Sterne u. a., H. Litz, der bekannte Gründer und Leiter des deutschen Landeserziehungsheims, begeistert sich für „Märchen und Sagen, die da ahnen lassen die Wunder des Lebens", E. Lindenthal nennt u. a. Rosegger und Coopers „letzten Mohikaner", was wohl Rosegger dazu sagen wird, daß er die Bibel ersetzen helfen soll! Der Jude M. Nordau zählt eine Reihe von Klassikern auf, daneben auch noch Hopfens „Pinsel des Ming" und Cervantes „Don Quixote". A. Plothow empfiehlt Andersens Märchen, ebenfalls Rosegger und — Emerson (man denke, Emerson für Kinder!). Interessant ist auch, daß W. R. Rickmers meint, wenn man in der Klasse recht viel Romane, Reiseberichte u. s. w. liest, kann der Religionsunterricht ganz ausfallen, besonders nennt er noch des Afrikareisenden Schillings Buch „Mit Blitzlicht und Büchse".

Von besonderem Interesse ist es aber zu beobachten, wie die Bibelstürmer an die Stelle des Christentums eine heidnische Religion zu setzen bestrebt sind, dahin gehört es schon, wenn mehrfach Sprüche aus der Edda empfohlen werden. A. Dobel will die Bibel u. a. durch Marc Aurels Meditationen ersetzen; E. Haeckel durch die Sagen des klassischen Altertums, welche für diesen blinden Mann „den biblischen Stoffen an ethischer und ästhetischer Wirkung weit überlegen sind." A. Hartwich hebt noch ganz besonders die Götterlieder (nicht Heldenlieder) der Edda hervor. Daß ein Mann wie E. Horneffer in den Volksschulen besonders griechische Kultur setzen will, ist nicht weiter verwunderlich, wohl aber, daß er dabei doch soviel Selbstverleugnung besitzt, anzuerkennen, daß die Bibel unserm Volke „einen unermeßlichen Segen" gebracht hat, ersetzen aber kann sie nur das griechische Schrifttum. A. Kerz meint, die zweite Sure des Korans dürfe dabei nicht fehlen, und G. Tschirn, einem freireligiösen Prediger, erscheinen für den Jugendunterricht buddhistische Worte wertvoll. Das ist so eine ganz hübsche Auswahl, eines nur ist mir dabei verwunderlich, daß ich weder Haeckel noch Nietzsche als Ersatz der Bibel genannt finde, oder habe ich es am Ende übersehen? Es wäre denn doch sehr wunderbar, wenn sie vergessen sein sollten.

Alles in allem müssen wir sagen, daß es für den Einsichtigen kein wichtigeres Zeugnis für den Religionsunterricht und die Bibel gibt, als die Mehrzahl dieser Gutachten mit ihren kindlichen Verbesserungs-

vorschlägen. Es liegt uns fern zu verkennen, daß auch in dieser Bewegung ein kleiner Kern der Berechtigung steckt, nämlich einmal das, was E. Hoppe sehr berechtigter Weise in seinem Gutachten hervorhebt, daß man den Religionsunterricht nicht von Männern erteilen lassen sollte, die selbst keine Religion haben. Und das andere ist dies, daß gewiß in dem landläufigen Religionsunterricht manches verbesserungsfähig ist, kein Fach des Schulunterrichts leidet so unter toter mechanischer Behandlung, sinnlosem Auswendig-lernen-lassen u. s. w. wie die Religion. Sie sollte doch in aller erster Linie als Leben und Geist geboten werden. Daß dies oft nicht geschieht ist ganz sicher, daß sie auch von positiver Seite oft so nicht behandelt wird, ist ebenso sicher. Allein wenn man oft genug so tut, auch in manchen der Gutachten, als ob die Religionsstunde nur in der Hand eines Liberalen und Freisinnigen zu sein braucht, um Leben und Wahrheit zu erhalten, so ist dies eine großartige Täuschung und eine hochmütige Selbstüberhebung jener Herren: der Liberalismus macht an sich durchaus noch nicht das Leben aus, es gibt in ihm im Gegenteil unverhältnismäßig mehr tote Religionen als auf der Gegenseite, der ich aber damit ebensowenig das Privilegium erteilen kann, stets lebendige Religion zu besitzen.

Die Erfahrung hat hundertfach bewiesen, daß es neben und unter dem positiven Bibelglauben ein sehr segensreiches religiöses Leben gibt, das sich auch andern mitteilen kann. Daraus geht hervor, daß es töricht ist, den bisherigen Religionsunterricht und die Bibel in Bausch und Bogen zu verwerfen. Die einzig berechtigte Forderung vielmehr ist die, daß der Religionsunterricht mehr und mehr lebensvoll zu gestalten sei und die mechanische Behandlung abzustreifen habe. Dazu gehören aber vor allem lebensvolle und wahrhaft religiöse Religionslehrer, und so sollte man denn bei dieser ganzen Frage mit dem Reformieren da anfangen, wo es vor allem not tut, nämlich bei den Religionslehrern selbst. So lange dies Männer sind, die für die Religion ein so beschämend geringes Verständnis haben wie viele von jenen 80 Gutachtern, ja so lange es zahlreiche Lehrer gibt, die ganz in den seichten Bahnen des Haeckelschen Monismus wandeln und die dabei doch Religionsunterricht geben müssen, solange hilft es nichts am Unterricht selbst herum zu reformieren. Solchen Männern darf man eben den Religionsunterricht überhaupt nicht anvertrauen, weil ihnen dazu jede Befähigung fehlt. Nirgends ist der Befähigungsnachweis so nötig wie auf dem religiösen Gebiet, wenn man auf ihm mitreden und mitarbeiten will oder soll.

Unser Urteil also ist: es ist frivol, der Jugend die Religion vorzuenthalten und sie dadurch in einer Richtung verkümmern zu lassen, die zu den tiefsten Seiten des Menschen gehört. Es ist aber auch ebenso verwerflich, den Kindern die Religion von Männern darbieten zu lassen, die keine Ahnung von ihr und von dem Leben, das sie wirkt, besitzen.

II. Konferenz von Religionslehrerinnen.

Vom 5. bis 7. Juni tagte in Stettin die zweite Konferenz von Religionslehrerinnen. Diese „Konferenz" ist durch den Ernst der Zeit ins Leben gerufen und bezweckt einen Zusammenschluß derjenigen Religionslehrerinnen, die noch für sich und die ihnen anvertrauten Kinder das alleinige Heil im Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn sehen.

Das Programm der diesjährigen zweiten Konferenz war nicht minder reichhaltig, als das der vorjährigen in Göttingen. Mitgliederversammlungen, in denen die praktischen Aufgaben der Konferenz zur Sprache kamen, wechselten mit öffentlichen wissenschaftlichen Vorträgen und erbaulichen Ansprachen der Geistlichen, deren warmes Interesse und treue Mitarbeit den Konferenzmitgliedern sehr wertvoll gewesen ist.

Am Dienstag, nachmittags um 6 Uhr, fand ein feierlicher Eröffnungsgottesdienst in Bethanien statt, bei dem Gen.-Sup. Büchsel die Festrede hielt über Joh. 15, 26—27. Daran schloß sich ein Vortrag von Prof. D. Dr. Haußleiter-Greifswald über das Thema: „Jesus der Menschensohn und Gottessohn nach seinem Selbstzeugnis in den ersten drei Evangelien."

Der Hauptkonferenztag brachte nach einer Morgenandacht von Konsistorialrat Rogge-Stettin über Epheser 5, 9 zunächst einen längeren Vortrag von Frl. Haacks, z. Zt. Göttingen, über die Frage: „Wie muß der Religionsunterricht im Seminar gestaltet sein, damit die jungen Lehrerinnen befähigt werden, fruchtbringenden Religionsunterricht zu erteilen?" In der traurigen Tatsache, daß heutzutage die große Mehrheit der Lehrenden alle Freudigkeit für den Religionsunterricht verloren hat, sieht die Vortragende den Beweis, daß der Religionsunterricht auf den Seminaren nicht seine Schuldigkeit getan habe, und mit warmen Worten versuchte sie Hinweise zu geben, wie hier Wandel zu schaffen sei. Sie schloß ihre Ausführungen mit der Aufstellung von vier Sätzen, die durch die Versammlnug in folgender veränderter Fassung angenommen wurden:

1. Der Religionsunterricht in den Seminaren darf nur von Lehrern und Lehrerinnen erteilt werden, die eine klare positive Stellung zum Worte Gottes einnehmen.
2. Die Religionslehrer und -Lehrerinnen müssen die geistigen Einflüsse der Gegenwart innerlich verarbeiten, die Wahrheitsmomente aller neuzeitlichen Fragen über die Weltanschauung aufsuchen und sich zunutze machen, und ihre Zöglinge über den Wert der wichtigsten Ergebnisse wissenschaftlicher Bibelforschung aufklären. Diese Ergebnisse dürfen aber auf keinen Fall die Grundlage für die Behandlung des Lehrstoffes bilden.
3. Bei der Behandlung des gesamten religiösen Lehrstoffes muß die Bibel im Mittelpunkte des Unterrichts stehen.

4. Der Religionsunterricht in den Seminaren ist so zu gestalten, daß die Zöglinge mehr Selbständigkit im Denken, Urteilen und Handeln in bezug auf religiöse Fragen erlangen.

Der nun folgende Vortrag von Prof. Dr. Hoppe-Hamburg: „Behandlung der Schöpfungsgeschichte im Religionsunterricht auf der Oberstufe höherer Schulen“ legte auf Grund rein wissenschaftlicher Untersuchungen beredtes Zeugnis ab für die Unentbehrlichkeit der Schöpfungsgeschichte im Religionsunterricht. Der Vortragende erklärte, wenn er nicht auch in Genesis 1 Offenbarung sähe, würde er die Behandlung der biblischen Schöpfungsgeschichte unbedingt in den archäologischen oder literarischen Unterricht, am besten aber ganz aus der Schule verweisen. Er wies nach, daß die vielen unüberwindlichen Schwierigkeiten, die man in der Schöpfungsgeschichte zu sehen glaube, zum Teil in falschen Ueberseßungen ihren Grund haben, und daß viele anscheinende Widersprüche sich von selbst erklären durch die Art, wie der Text auf uns gekommen ist. So verwahrte sich der Redner energisch dagegen, Genesis 2 als einen zweiten vollständigen Schöpfungsbericht anzuerkennen; er sieht darin einzelne Notizen, Glossen, die auf losen Papyrusblättern aufgefunden und dann dem vorhandenen Bericht an verkehrter Stelle eingefügt sind. Gestützt auf eine Fülle naturwissenschaftlicher und sprachlicher Belege, bot der scharfsinnige Vortrag im einzelnen so viel des für alle Lehrenden Wertvollen, daß wir diejenigen, denen es um nähere Aufklärung in bezug auf bestimmte Punkte zu tun ist, besonders darauf hinweisen möchten, daß der Vortrag in allernächster Zeit im Druck erscheinen wird.

In einer Mitgliederversammlung am Nachmittag wurde der Beschluß gefaßt, bezüglich der konfessionellen Schule und des dogmatischen Religionsunterrichts eine Eingabe an sämtliche Regierungen Deutschlands zu machen.

Einer vorläufigen Auseinandersetzung mit der Gemeinschaftsbewegung soll folgende These dienen, die von der Konferenz angenommen wurde:

„Die Konferenz erklärt, daß sie die Gemeinschaftsbewegung, soweit sie sich zur Kirche in Widerspruch setzt, ablehnt.“

Die Stellungnahme zum kirchlichen Stimmrecht der Frau wurde bis zur nächsten Konferenz vertagt.

In der äußerst lebhaften Debatte der öffentlichen Abendversammlung wurden die Gefahren, die dem Religionsunterricht drohen, von allen Seiten beleuchtet und schließlich folgende in der Mitgliederversammlung vorberatene Fassung der Kundgebung an die Regierung einstimmig angenommen:

„Angesichts der religionsfeindlichen Kundgebungen, die im Anschluß an die Denkschrift der Bremer Lehrerschaft und auch sonst in letzter Zeit laut geworden sind, halten die Teilnehmer der zweiten Konferenz von Religionslehrerinnen es für ihre Gewis-

senspflicht, zu erklären, daß sie an der konfessionellen Schule und am Katechismusunterricht in Schule und Seminar festhalten."

Eine Andacht von Pastor Kunst-Stettin über Joh. 15, 16 bildete den Abschluß dieses reichen Tages.

Jeder, dessen Interesse durch diesen Bericht für diese Bestrebungen geweckt ist und der sich an denselben beteiligen möchte, kann näheren Aufschluß darüber in der Denkschrift der ersten Konferenz (Verlag von H. Wollermann-Braunschweig, 0,80 Mk.) finden. Auch sind zu jeder weiteren Orientierung gern bereit: Frl. Fr. Fricke, Göttingen, Wilhelm Weberstr. 1, und Frl. C. Gleiß, Hamburg, Freiligrathstraße 18. Auch dieses Jahr wird eine Denkschrift veröffentlicht werden mit den Vorträgen von Prof. Haußleiter, Prof. Hoppe und Frl. Fricke, die demnächst erscheinen wird.

Die neuesten Ausgrabungen in Palästina.

Daß in dem Urteil über den Inhalt der alttestamentlichen Schriften sich auch in weltlichen Kreisen ein Umschwung vollzieht, zeigt nachfolgendes Item, das wir der „Westl. Post" in St. Louis, Mo., entnehmen, die sonst nicht zu den übermäßig Konservativen zu rechnen ist.

Von dem alten Kanaan, in das die Kinder Israel als Eroberer einzogen, haben uns die erfolgreichen Ausgrabungen der letzten 16 Jahre ein anschauliches Bild verschafft. Namentlich die alten Kananiterstädte, die im Buche Josua, im Richterbuche und in dem ersten Buche der Könige als die Hauptbefestigungen des eroberten Landes bezeichnet werden, sind aus den Trümmerhaufen wieder aufgestiegen, die durch den englischen Palestine-Exploration-Fund, die Grabungen des Professors Sellin in Taanach und die Entdeckungen der deutschen Archäologen auf der Stätte des alten Megiddo bekannt geworden sind. Die bloßgelegten Reste der Stadtmauern des alten Lachis, die eine Dicke von 28 Fuß aufweisen, bestätigen die biblische Angabe von „den Städten der Amoriter, die groß und himmelhoch befestigt sind." Wir entnehmen aus den Keilschrifttafeln und den ägyptischen Erzeugnissen, die sich gefunden haben, den Beweis, daß der Exodus und die Eroberung Kanaans als historische Ereignisse des 14. und 13. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zu betrachten sind, und daß die Erzählungen des Buches Josua durchaus auf Wahrheit beruhen. Das Ueberraschendste waren aber die Spuren der grausamen religiösen Riten der vorisraelitischen Bewohner Kanaans. Unter den Fundamenten jedes Hauses fand man die Gebeine des unglücklichen Kindes, das als Bauopfer lebendig begraben wurde. Meistens waren es Kinder von wenigen Lebenswochen, die in den Krügen zu Tage traten; aber auch die Gebeine von mehr als 6jährigen Kindern mit den ihren Geistern geopferten Speisen erfüllen uns mit Entsetzen über diesen schrecklichen religiösen Ritus. Die Entschiedenheit, mit der das alte Testament die Ausrottung der kananitischen Religion verlangte, wird uns damit als ein wichtiger Kulturfortschritt verständlich. In der jüdischen Zeit war nur die Versenkung der den älteren menschlichen Bauopfern beigegebenen Schale und des Kruges gestattet. Weder in Gezer noch in einer anderen Fundstelle israelitischer Ueberreste ist die geringste Spur von Kinderopfern gefunden worden.

In der Kette der überraschenden Funde, die 1888 mit der Entdeckung der keilschriftlichen Korrespondenz und Bibliothek in Tell el-Amarna in Aegypten begannen, in den prähistorischen Begräbnisplätzen und den steinzeitlichen Ueberresten in Unterägypten ihre Fortsetzung fanden und durch die Hittitischen Tonwaaren in Kappadocien den Zusammenhang einer neu erschlossenen ältesten Kulturperiode auf babylonischer Grundlage ergaben, bedeuten diese Ausgrabungen in Palästina ein äußerst wichtiges Glied, weil wir dadurch die in den historischen Nachrichten der Bibel enthaltenen Angaben anknüpfen können an den Ertrag der ägyptologischen und assyrologischen Forschungen des letzten Jahrhunderts.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Lutherische Kirchen in Groß-New York. Groß-New York hatte vor acht Jahren 97 lutherische Kirchen, von welchen 63 deutschen Gemeinden gehörten. In 16 wurde nur englisch gepredigt und in 18 in schwedischer und andern Sprachen. Seitdem ist eine Reihe namentlich englischer Kirchen hinzugekommen, und obwohl wir die gegenwärtige Zahl der lutherischen Kirchen in Groß-New York nicht gezählt haben, so glauben wir doch, sicher annehmen zu dürfen, daß es ihrer jetzt nicht weniger als 125 sind. Denn gerade in den letzten Jahren hat sich unsere Kirche auf dem Gebiet, welches zu Groß-New York gehört, entwickelt wie nie zuvor. Wo wir jetzt 125 Gemeinden haben, gab es vor 25 Jahren noch kaum mehr als 25 bis 30 Gemeinden. Ist dieses Wachstum nicht staunenswert? (D. L. H.)

Im Tempel der Reformjuden hält die englische Gnadengemeinde in Lancaster, Pa., während ihre neue Kirche gebaut wird, ihre Gottesdienste ab. Daß die Juden den Lutheranern ihren Tempel angeboten haben, ist ja aller Anerkennung wert. Und es ist gewiß kein Unrecht, in dem Gebäude, in dem sonst der reformjüdische Rabbiner seine religiös-politisch-ökonomischen Reden hält, das Wort vom Kreuz, das dessen vier Wände noch nie gehört haben, erschallen zu lassen; aber wie, wenn den Juden ihr Tempel einmal über Nacht abbrennt? Ist dann die Gnadengemeinde nicht moralisch verpflichtet, auch ihres Teils den Reformjuden ihre Kirche anzubieten? Und dies wäre denn doch etwas ganz anderes. Unter solchen Umständen, d. h., wenn eine Gemeinde zeitweilig eines Gebäudes zum Abhalten ihrer Gottesdienste benötigt ist, tut sie unseres Erachtens stets besser, wenn sie die Gastfreundschaft solcher Gemeinden annimmt, denen sie mit gutem Gewissen und ohne Entweihung ihrer Kirche den Liebesdienst wiederum vergelten kann. Das ist nun in diesem Falle unmöglich. (D. L. H.)

Also das ist ganz recht, im jüdischen Tempel christlichen Gottesdienst zu halten und die Gastfreundschaft der Juden in Anspruch zu nehmen. — Die Juden aber im Notfall nach ihrer Weise Gott dienen zu lassen in einer christlichen Kirche, das wäre eine Entweihung derselben! Das könnte doch nur dann eintreten, wenn die Juden geflissentlich den Herrn Jesum lästern würden in der christlichen Kirche. Treue um Treue, Vertrauen um Vertrauen muß doch offenbar solchen Dingen zu Grunde liegen, sonst unterbleiben solche Höflichkeiten besser ganz und gar.

Eine Intersynodale Konferenz war auf 24. und 25. Oktober in Fort Wayne, Ind., anberaumt und auch abgehalten worden. Diese Konferenzen haben aber, wie das „Kirchenblatt" von Iowa schon vor der Konferenz schrieb, ihren Zweck nicht erfüllt. „Es steht vielmehr zu befürchten, daß die Einigung der deutschen Synoden des Westens in noch weitere Ferne gerückt ist, wenigstens soweit die Synoden der Synodal-Konferenz in Betracht kommen. Die Weigerung von seiten Missouris, diese Konferenzen mit Gebet, Schriftlektion und Gesang zu eröffnen, hat nur zu deutlich gezeigt, wie tief die Kluft ist, die uns nach Missouris Meinung von ihnen trennt, und wie stark der Fanatismus, der unsere Gegner beseelt. Daß man sich in Fort Wayne näher kommen wird, kann nach den Erfahrungen der früheren Konferenz

kaum gehofft werden. Und doch wäre eine Verständigung so hochnötig. Der Unglaube macht überall Fortschritte, der Abfall vom Glauben ist groß; dazu kommt die Gefahr, daß die Glieder unserer Kirche den Sekten zur Beute fallen. Stände die lutherische Kirche einig und geschlossen diesen Gefahren gegenüber, wie viel stärker würde sie sein, wie viel Anfechtung und Aergernis würde vermieden werden. Es sind solche Erwägungen, die die Veranstalter dieser Intersynodalen Konferenzen trotz aller Mißerfolge nicht müde werden lassen, aufs neue einen ernstlichen Versuch zu machen, das Ziel der Einigkeit zu erreichen; und viele treue Lutheraner bitten Gott den Herrn mit ihnen um seinen Segen und Erfolg. Für einen Erfolg dürfen wir schon jetzt Gott danken: Es haben diese Konferenzen die Synoden von Ohio und Iowa einander näher gebracht und es steht zu hoffen, daß es bald zu voller Verständigung kommt."

Nach der Konferenz berichtete die „Germania" darüber mit fogenden Worten: „Die Internationale Konferenz, die am 24. und 25. Oktober zwischen Vertretern verschiedener lutherischer Synoden in der luth. St. Johannes-Kirche zu Fort Wayne, Ind., abgehalten wurde, um eine Einigung in gewissen Lehrpunkten zu erzielen, fand ihren Abschluß. Als von Gliedern der Ohio-Synode der Antrag gestellt wurde, eine Konferenz auf nächstes Jahr einzuberufen, wurde von sämtlichen Vertretern der Missouri-Synode gegen diesen Antrag gestimmt, und es werden wenigstens in mehreren Jahren keine derartigen Zusammenkünfte der Synoden mehr stattfinden. Es waren bisher fünf Zusammenkünfte zum Zwecke einer Einigung abgehalten worden. Wenn auch keine Einigung erzielt wurde, so haben die Konferenzen doch den Zweck erfüllt, mehr Klarheit über den Standpunkt zu schaffen, den die Synoden in der Lehrfrage der „Bekehrung" und der „Wahl zum ewigen Leben" einnehmen. Die in Betracht kommende Lehrfrage ist diejenige, wegen welcher sich die Ohio-Synode vor etwa 20 Jahren von der Synodal-Konferenz trennte.

„Mit einem strengen Schulgesetz," so wird der Luth. Kirchenzeitung berichtet, „will man, wie es scheint, mancherorts in Ohio unsere lutherischen Eltern und Pastoren plagen. In Hamilton wie in Reading haben die Behörden den Kindern, welche während der Woche zum Konfirmandenunterricht gehen wollen, bestimmt gesagt: 1. Wir können euch nicht entschuldigen. 2. Wenn ihr eine Stunde ausbleibt, so könnt ihr für den halben Tag nicht in die Schule aufgenommen werden. 3. Wer drei halbe Tage im Monat ohne Entschuldigung abwesend ist, wird suspendiert. Kurzum, wer im Monat dreimal in den Konfirmandenunterricht geht, wird aus der Staatsschule ausgewiesen, falls er dadurch den Unterricht in der Staatsschule versäumt. Wir meinen, die Lutheraner sollten sich aufraffen, eigene Schulen errichten und sie in guten Stand setzen; dann entgehen sie dieser Tyrannei."

Wir meinen, daß an vielen Orten der deutschen Christen zu wenig sind, um gesonderte Konfessionsschulen zu gründen und zu erhalten. Es sollte vielmehr das Streben aller wahren Christen, ob deutsch oder englisch, dahin gehen für den Religionsunterricht sich freie Stunden zu erkämpfen von den Schulstunden der Staatsschulen. Das scheint die einzige mögliche Lösung, um den trostlosen Resultaten der religionslosen Staatsschule zu entgehen. Von dem Wust, der in englischen Schulen gelehrt wird, kann gut ⅓ über Bord geworfen werden, um Zeit frei zu geben für gesonderten Religionsunterricht, den natürlich jede Denomination ihren Predigern zur Pflicht machen müßte.

Eine Methodistenkonferenz wurde unter dem Vorsitz von Bischof Berry in Chicago gehalten, in welcher Stadt sich über 100 englische methodist. Gemeinden befinden. Zur Konferenz gehörten etwa 300 Mitglieder. Dem im Apol. veröffentlichten Bericht entnehmen wir einige interessante Notizen.

Der Bischof hielt in der Laienkonferenz eine schneidende Ansprache, die ziemliches Aufsehen erregte und berechnet war, gewissen Wühlern und Friedensstörern das Handwerk zu legen. Er nahm, wie es heißt, solche Laien durch die Hechel, die meinen, es müsse in einer Gemeinde alles nach ihrem Willen und Kopf gehen. „Church Boß" nannte er sie und er zeigte, daß wenig Unterschied sei zwischen einem „politischen Boß" und einem „kirchlichen Gemeinde-Boß". Beide seien rücksichtslose Wühler und richten gewöhnlich nur Unheil und Unzufriedenheit an unter dem Volk. Wir müssen den „Gemeinde-Boß" los werden, er muß gehen. Ich habe, sagte der Bischof, keinen Gebrauch für einen „Boß" in der Gemeinde. Wir kennen diese Meister oder Herren. Der „Gemeinde-Boß" ist ein Mensch, der vorgibt, die Gemeinde zu vertreten, während es gewöhnlich eine Tatsache ist, daß er weiß, daß er nicht das Mundstück seiner Gemeinde ist, sondern sein eigenes. Solch ein „Boß" ist gewöhnlich ein Mensch, der selten oder nie eine Betversammlung oder Klasse besucht, und der sich um das Gedeihen des Reiches Gottes wenig kümmert.

In seiner Ansprache an die Kandidaten, welche in volle Verbindung aufgenommen werden sollten, hat der Bischof wichtige Punkte berührt, die für manche eine Ueberraschung waren. So sagte er z. B.: Wenn eine Vorwahl an demselben Abend stattfindet, wo die Betversammlungen gewöhnlich gehalten werden, dann glaube ich, daß es eure Pflicht ist, wie die eines jeden guten Bürgers, daß ihr zuerst an den Stimmkasten geht, um eure Stimme abzugeben. Wenn es noch Zeit ist, dann geht zurück in die Betversammlung und dankt Gott dafür, daß ihr Gelegenheit hattet, wenn möglich einen guten Bürger als Beamter wählen zu helfen. Ich weiß wohl, daß man es vor Jahren zurück als eine Ketzerei betrachtet hätte, wenn man gesagt hätte, daß der Stimmkasten wichtiger sei, als der Besuch der Betversammlung; allein in unseren stürmischen Zeiten ist es die Pflicht der christlichen Bürger, dann und da seinen Einfluß zu gebrauchen, wo es was nützt, um, wenn möglich, ehrliche und rechtschaffene Beamte zu wählen. Wenn jeder christliche Bürger bei Vorwahlen seine Pflicht tun würde, könnten wir eine reinere, bessere Regierung in den Städten und im Lande haben.

Die Tendenz einiger Gemeinden, nach der unsinnigen Ansicht eines Professors Osler zu handeln, hat der Bischof als schädlich und verderblich bezeichnet. Die alten Prediger mit ihrer reichen Erfahrung können ebenso erfolgreich arbeiten, als wie die jungen, wenn ihre körperlichen Kräfte ausreichen. Ja, ein Mann mit 70 Jahren, wenn er sonst kräftig und gesund ist, ist in mancher Beziehung einem jüngeren Mann vorzuziehen. Manche meinen, daß die Nützlichkeit eines Predigers mit 70 Jahren aufhört; manche glauben, daß einer die Grenze seiner Nützlichkeit mit 60 Jahren erreicht habe, und schon hört man Stimmen, die keinen Prediger haben wollen, der über 50 Jahre alt ist. Das ist ein krankhafter Zustand in der Kirche. Wenn diese Absurdität und Sinnlosigkeit so fort getrieben wird, dann werden wir bald eine Predigerschar von nur Knaben haben. — Solche Männer sind nötig, die unerschrocken die Schäden auch im Gemeindeleben aufdecken und bestrafen.

Die Generalkonferenz der canadischen Methodistenkirche. Die Generalkanferenz der canadischen Methodistenkirche kam am 27. September zum Schluß. Unter den wichtigeren Beschlüssen und Verhandlungen erwähnen wir die folgenden:

In Bezug auf den Pastoral-Termin wurde beschlossen, daß die Stadtmissionsbehörde unter der lokalen Kontrolle stehen soll, und daß in dieser Arbeit die Zeitbeschränkung des Pastoraldienstes aufgehoben werde. Zwei andere Versuche, die bestehende Ordnung eines vierjährigen Pastoraltermins zu ändern, wurden niedergestimmt, die eine dahin lautend, daß in besonderen Fällen mit der Zustimmung der jährlichen Konferenzen der Termin länger als vier Jahre dauern dürfe; der andere, daß die Zeitbeschränkung ganz und gar aufgehoben werde.

In Bezug auf den Studienkursus für die Prediger wurde nach einer Debatte folgende Veränderung gemacht, daß nämlich der Studienkursus von jungen Methodisten-Predigern zwei Jahre auf einem Bezirk und drei Jahre auf dem Kollegium in sich schließen soll, anstatt wie bisher drei Jahre auf einem Bezirk und bloß zwei Jahre auf dem Kollegium.

In Bezug auf die Gehälter der Prediger wurde beschlossen, daß die Minimalsumme für verheiratete Prediger $750 (wie bisher); für ordinierte ledige Männer $600 (bisher $450); für Probeprediger $400 (bisher $350) sein soll.

In Bezug auf Trauung von geschiedenen Personen wurde folgendes beschlossen: Da unser Herr uns eine ganz bestimmte Erklärung gegeben hat in Bezug auf die Gründe für eine Auflösung des Ehebundes, so soll kein Methodistenprediger eine Trauung vollziehen, bei welcher eine der zu trauenden Personen früher ehelich geschieden worden ist, es sei denn, daß er sich davon überzeugt hat, daß die Ehescheidung wegen der vom Herrn angegebenen Ursache gewährt worden ist, und daß die zu trauende Person nicht die schuldige Partei ist."

Der Feldzug zur Unterdrückung des Lasters. Dieser Feldzug nahm seinen Anfang im Jahre 1872 durch sieben Verhaftungen, die Anthony Comstock vornahm. Er hatte damals keinen Gedanken daran, daß die Unterdrückung des Lasters seine künftige Lebensaufgabe werden würde, allein nachdem er die Entdeckung gemacht, daß die Verbreitung unsittlicher Bücher ein organisiertes Geschäft sei, welches bereits seit einem halben Jahrhundert existierte, entschloß er sich, zu tun, was in seinen Kräften stehe, um zu verhindern, daß diese Bücher in die Hände der Jugend kommen. Vier Herausgeber druckten 169 verschiedene solcher Bücher in den Ver. Staaten. Das Problem, vor dem er stand, war der Kampf gegen diese vier Herausgeber. Morris K. Jesup bekam einen Brief zu sehen, in welchem Comstock sich an den Sekretär der Y. M. C. A. in New York wandte. Er machte sich darauf mit Comstock bekannt, versicherte denselben seiner Sympathie und übergab ihm $650, um womöglich die Platten und den vorhandenen Vorrat der Bücher dieser vier Herausgeber zu sichern. Das geschah innerhalb einigen Wochen. Die Platten wurden in Besitz genommen und zehn Tonnen vorrätiger Bücher ebenfalls. Diese Beschlagnahme schien von so großer Wichtigkeit zu sein, daß Jesup eine Anzahl hervorragender Prediger, Aerzte und Geschäftsmänner in seine Residenz einlud, woselbst er ihnen die Tatsachen vorlegte. Seit jener Zusammenkunft waren Wm. E. Dodge, Samuel Colgate, General Slocum und andere hervorragende Männer Freunde des Un-

ternehmens und gaben demselben ihre herzliche Sympathie und Unterstützung. Morris K. Jesup unterstützt die Sache immer noch und die andern Genannten taten es bis zum Ende ihres Lebens. Anthony Comstock und die Genannten gründeten die Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters, deren Präsident Samuel Colgate 21 Jahre lang blieb. Und es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß alle die ausgezeichneten Männer und Frauen, die Comstock zu Anfang beistanden, sowie alle, die seitdem seine Bemühungen unterstützt haben, es freiwillig taten und ihn nicht verließen während der Jahre der bittersten Opposition und Angriffe. Heute hat die Gesellschaft einen permanenten Fonds von $65,400. Die laufenden Ausgaben betrugen im letzten Jahre etwa $10,000, davon $7000 für Gehalte und $1250 für Miete. Die Verwaltung geschieht auf die aller sparsamste Weise.

Mit Bezug auf die Opposition hielt Comstock dafür, daß die Majorität des Volkes die Gesetze mache, er daher in der Durchführung derselben nur die Wünsche der Majorität seiner Mitbürger erfülle. Die Minorität mag ihm opponieren, allein es sei nichtsdestoweniger seine Pflicht, zuzusehen, daß die Uebertreter des Gesetzes bestraft werden. Comstock sagt: „Gibt es eine Sache, die dem Herzen eines ehrenwerten Mannes oder einer ehrenwerten Frau teurer ist, als die Sittenreinheit der Jugend unserer Nation? Sobald das Publikum es verstehen wird, wie ich hoffe, daß es der Fall sein mag, daß die Sittenreinheit unserer Jugend meine Mission ist, so bin ich gewiß, daß die Zahl meiner Freunde und Gönner so zahlreich werden wird, wie die Blätter an den Bäumen."

Was hat nun dieser Feldzug unter Comstocks Leitung während der 34 vergangenen Jahre zu stande gebracht? In dieser Zeit wurden 3000 Personen den Gerichten überantwortet und über 100 Tonnen Literatur unsittlichen Charakters nebst zahllosen unsittlichen Bildern und Werkzeugen zu unsittlichen Zwecken zerstört. Die Zahl der Verhaftungen hat mit jedem Jahre zugenommen. Im letzten Jahre wurde alle drei Tage eine Verhaftung vorgenommen. Von den Verhafteten wurden 2000 schuldig gefunden oder bekannten sich selber als schuldig, während 1800 bestraft wurden. Mehr als 500 Jahre Gefängnishaft wurde Personen auferlegt, die durch Comstock vor den Richter und die Jury gebracht wurden. Die auferlegten Strafgelder beliefen sich auf über $200,000. Außerdem war Comstock der Polizei behilflich in der Unterdrückung vieler Spiellokale, und wurden durch ihn 3,000,000 Lotterie-Billette und 600,000 Lotterie-Zirkulare zerstört und 119 Lotterien ein Ende bereitet. Unberechenbar ist die Zahl der Jugend unseres Landes, die er durch seine gesegnete Tätigkeit vor dem verderblichen Einfluß der von ihm zerstörten unsittlichen Bücher und Bilder bewahrt hat. Möge es ihm beschieden sein, seine segensreiche Wirksamkeit noch viele Jahre fortsetzen zu können.

Karnival in einer Presbyterianer-Kirche. Wenn uns aus dem finsteren Mittelalter berichtet wird, in welch tiefen Verfall die Kirche damaliger Zeit verfallen sei, so werden auch die Narrenpossen aufgezählt, die man damals veranstaltete, um das Volk in der Kirche zu belustigen.

Auf diesen Tiefpunkt des Verfalls scheinen leider die modernen protestantischen Kirchen in Amerika herabzusinken. So fanden wir in einer politischen Tageszeitung folgenden Bericht, den wir im englischen Wortlaut wiedergeben:

Spirits of Darkness.—High Carnival Held Last Night at Bethel

Presbyterian.—The witches and high spirits of darkness held a great carnival last evening at the Bethel Presbyterian church. According to reports, it was a genuine festival such as was held in early days. The "sweethearts" appeared attired as ghosts and to the boys was left the task of guessing "who is who."

When feasting time arrived all were seated at a table covered with leaves, among which were scattered nuts, candies and fruits, and these could be had only by hunting for them. The carnival is said to have been one of the largest ever held at that place.

Es ist eine tief zu beklagende Sache, wenn eine Kirche, die einst so hoch stand, so tief gesunken ist, daß sie das Entwürdigende dieser Narrenpossen nicht mehr fühlt. Diese Scenen wurden in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November, am sogenannten Halloween, einem aus echt heidnischem Aberglauben entsprungenem Feste, aufgeführt, das bei der ausgelassenen amerikanischen Jugend zu so viel Unfug und Aergernis Anlaß gibt.

Die Ev.=Luth. Synode von S. Katharina, Parana u. a. St. hielt ihre zweite Versammlung vom 3. bis 5. August in Curityba. Die Synode besteht aus 13 Pastoren, 35 Gemeinden und 8 Predigtplätzen. Die Seelenzahl beträgt 15,404; von denen 2527 stimmberechtigt und 7819 kommunionberechtigt sind. Die Synode bedient auch eine kleine lutherische Lettengemeinde in ihrer Sprache. Der Präses der Synode, Pastor Kuhr, legte der Versammlung Thesen über die Inspiration der heiligen Schrift vor. „Durch Erheben von den Sitzen," schreibt das Gemeindeblatt, „bezeugte die Synode ihre einhellige Zustimmung zu der Grundlehre von der wörtlichen Inspriration der heiligern Schrift" Ferner nahm die Synode eine eingehende Visitationsordnung an. Ein Antrag, daß die Synode sich der Allgemeinen Evangelisch=Lutherischen Konferenz anschließe, jedoch mit der Erklärung, „daß sie ein für allemal dagegen ist, daß den preußischen Vereinslutheranern Sitz und Stimme in der Engeren Konferenz erteilt werde," wurde verschoben; das Gemeindeblatt soll zunächst einen aufklärenden Artikel über die Ziele dieser Konferenz bringen. — Das Gemeindeblatt, von Pastor G. Riegel, Jainville, wird von 656 Abonnenten gehalten, darunter auch von manchen „Brüdern in der Jowa Synode", denen der Redakteur in seinem Bericht seinen Dank ausspricht. Große Freude erregte ein Schreiben der lutherischen Gotteskasten Deutschlands, das die junge Synode ermuntert und ihr fortgesetzte Unterstützung verheißt. Wir heben folgenden Abschnitt heraus: „Die Synode hat sich in ihrer Konstitution mit aller Entschiedenheit auf den Grund des Bekenntnisses unserer ev.=luth. Kirche gestellt. Das gereicht uns zu ganz besonderer Freude. Denn auch wir stehen von ganzem Herzen auf diesem Bekenntnis, weil wir in ihm das kirchliche Bekenntnis sehen, das allein mit Gottes Wort übereinstimmt und die in diesem geoffenbarte evangelische Heilswahrheit zum richtigsten und entsprechendsten Ausdruck bringt. Wir sehen in diesem Bekenntnis das teure Erbe unserer Väter, das sie uns in schweren Kämpfen und mit den größten Opfern erstritten haben, nicht, damit wir es leichten Herzens vergeuden, sondern vielmehr in der Erkenntnis seines Wertes hochhalten und bewahren. Wir begrüßen deshalb die Gründung der Synode wegen der zwischen ihr und uns herrschenden Einigkeit im Glauben und Bekenntnis mit inniger Genugtuung. Es mag allerdings geschehen, daß die Synode um dieser ihrer konfessionellen Stellung willen

manche Schwierigkeit und manchen Kampf zu erfahren bekommen wird. Denn die gegenwärtige Zeitströmung auf evangelischer Seite ist der Betonung des Bekenntnisses nicht günstig. Man liebt vielmehr die unklare Verschwommenheit als die klare Bestimmtheit. Aber da es nicht menschlicher Eigensinn, sondern allein die dem Worte Gottes schuldige Treue ist, welche der Synode ihre Stellung vorschreibt, so mag sie getrost kommen lassen, was da kommen mag. Der Treue hat der Herr seinen Lohn verheißen — das wird auch die Synode erfahren dürfen." Bezüglich der in der Synode gebrauchten Gesangbücher wird berichtet, daß es deren sieben verschiedene sind. Wir möchten hiermit unsere Brüder in Brasilien auf das unübertroffene „Kirchenbuch für Ev.-Luth. Gemeinden" hinweisen. Nicht nur die Auswahl der Lieder (595), sondern auch sein liturgischer Teil empfiehlt es. Wir aber wünschen der jungen Schwestersynode in Brasilien Gottes reichen Segen in ihrer Arbeit, auf ihrem Felde Gottes Wort und Luthers Lehre fest zu gründen zum Heile vieler Seelen. (Aus einem W. Bl.)

Das Ableben der Frau Eddy scheint nicht mehr ferne zu sein. Diese Gründerin der neuen Humbugger-Religion: "Christian Science" muß über kurz oder lang ihren Tribut auch an den unerbittlichen Zerstörer alles irdischen Lebens bezahlen. Ihre Ableugnung, daß Krankheit und Tod etwas seien, nützt natürlich nichts gegen die Macht des Todes. So sehr auch die Scientisten sich gerne hinwegtäuschen möchten über den prekären Zustand ihrer falschen Prophetin, so wird doch auch sie nicht für immer leben. Eine Nachfolgerin wird Frau Eddy nicht bekommen. Ihre „Wissenschaft", die sie lehrte, soll ihre Nachfolgerin werden. Wir aber hoffen, daß der Zauber dieses Unsinns sich bald lösen wird, wenn erst die Urheberin desselben vom irdischen Schauplatz abgetreten sein wird. Wenn selbst hochverständige philosophische Systeme hinfallen, sollte der Unsinn bleibenden Erfolg haben?

Eine Weltgelegenheit. Unter dieser Ueberschrift hat ein Esperanto-Enthusiast den Unsinn verzapft mit Hilfe dieser Allerweltssprache, Esperanto, die Welt zu Christo bekehren zu können. Zuerst klagt er, daß die Sprache uns so unübersteigliche Barrieren darbietet, um die Völker Europas, auch Deutschland und die übrigen germanischen Nationen inbegriffen, mit dem wahren Christentum, wie Autor es kennt, zu beglücken. Er hat vielleicht nie in seinem Leben den Versuch gemacht, auch nur einen deutschen Satz zu lernen, geschweige die deutsche Sprache, mit Hilfe deren er doch sicher über 60 Millionen Menschen mit dem Evangelium erreichen könnte. Nun hat er vor einigen Monaten spielend Esperanto gelernt und ist davon so entzückt, daß er glaubt, Esperanto sei das Mittel, um Europa wenigstens 50 Jahre schneller für Christentum zu gewinnen. Er hat offenbar nicht daran gedacht, daß zuerst die Völker Europas zum „Esperanto" bekehrt werden müßten, ehe „Esperanto" als Hilfsmittel für die Bekehrung zu Christo gebraucht werden könnte. Wenn davon die Bekehrung zu Christo abhängig wäre, so wäre es schlecht bestellt um die Sache des Evangeliums.

Wieder ist ein angesehener Priester, J. R. Slattery in New York, aus der römisch-katholischen Kirche ausgeschieden. Er stammt aus einer vornehmen römischen Familie New Yorks und war der Gründer und längere Jahre der Leiter der römisch-katholischen Negermission in Baltimore. Der Grund seines Austritts ist, daß er an der katholischen

Kirche ganz irre geworden ist und ihre unwahren Ansprüche als das, was sie sind, durchschaut hat. Als Ergebnis seiner geschichtlichen Studien gibt er folgendes an: In fast jeder Streitsache zwischen Katholiken und Protestanten haben die letzteren recht und die ersteren unrecht. Von seiten der Römischen würden ferner in weitgehendem Maße Erfindungen und Betrügereien benutzt. Er erinnert dabei an die sogenannten pseudoisidorischen Dekrete, auf die sich fast alle Ansprüche des Papsttums stützen, und die nichts anders als ein großartiger Schwindel sind. Endlich habe die römische Kirche wiederholt etwas als Ketzerei verdammt und später doch als Lehre angenommen. So sei die pelagianische Irrlehre, daß der natürliche Mensch nicht tot in Sünden sei, wohl verurteilt worden, werde aber tatsächlich von der römischen Kirche gelehrt. Leider wiederholt sich bei Slattery der Fall, der sich schon oft bei solchen, die die Lügen des Papsttums erkannt haben, zugetragen hat: er ist nicht nur irre geworden an der römischen Kirche, sondern überhaupt an dem geoffenbarten Wort Gottes, und ist ganz in Vernunftglauben gesunken. — Anders machte es ein Kardinalsekretär in Rom, wo das Evangelium sich mehr und mehr Bahn bricht, so daß der Papst vor nicht langer Zeit öffentlich darüber geklagt hat, daß die protestantische „Ketzerei“ in der „heiligen“ Stadt unter seinen eigenen Augen zunehme. Dieser Kardinalsekretär, also ein Glied des päpstlichen Haushalts, kam zu einem Waldenserprediger und begehrte Unterricht im Evangelium. Nach eingehender Belehrung, die bald im Hause des Predigers, bald in der Stube des Sekretärs im päpstlichen Palast erteilt wurde, trat der Sekretär aus der katholischen Kirche aus und ist nun Glied der Waldenserkirche. — Am allerbesten aber machte es der polnische Priester Dawidowski zu Scranton, Pa., ein junger römisch-katholischer Pfarrer, der schon seit einer Reihe von Jahren mit unserm Polenmissionar Sattelmeier verkehrte, von einer Erkenntnis zur andern kam, seinen römischen Zuhörern nach Luther predigte und vor einigen Wochen die Wahrheit auch öffentlich bekannte, indem er in Pastor Sattelmeiers Kirche öffentlich dem römischen Antichristen und seinen Greueln entsagte und sich der lutherischen Kirche zusagte. Seine Frau, seine Schwiegereltern und eine Anzahl polnisch-katholischer Familien sind ihm gefolgt, haben sich von der römischen Kirche losgesagt und sich unserer Kirche angeschlossen. Dawidowski unterrichtet vorläufig in unserer polnisch-lutherischen Gemeindeschule in Scranton, bereitet sich aber zugleich auf das Pedigtamt in unserer Kirche vor, um einmal unter seinen Volksgenossen als lutherischer Prediger zu wirken. (Lutheraner.)

Vor sogenannten endlosen Kettenbriefen (endless chain letters), einer echt amerikanischen Erfindung, haben wir schon öfters gewarnt. Ihr Wesen besteht darin, daß eine Person an 3—10 Bekannte einen Brief schreibt und um einen kleinen Geldbeitrag für irgend einen Zweck bittet. Jeder Empfäiger eines solchen Briefes wird dann ersucht, dasselbe zu tun, wieder an zehn Personen zu schreiben, um dieselbe Summe zu bitten, und jeder dieser Adressaten soll dann das Gleiche tun, und so weiter. Auf diese Weise wird eine „Kette“ hergestellt, aus vielen kleinen Beiträgen kommt schließlich eine große Summe zusammen, und man ist besonders darauf bedacht, daß die Kette ja nicht gebrochen wird, das heißt, daß kein Empfänger eines Briefes es unterläßt, wieder zu schreiben. Das ist eine unverschämte und verwerfliche Weise, von Bekannten und Unbekannten, von Chri-

sten und Unchristen Geld zu sammeln, wobei auch die beim Kollektieren so nötige Kontrolle wegfällt. Aber noch schändlicher und verwerflicher sind Kettenbriefe, die jetzt herumgesandt werden und die auch, wie uns Zuschriften aus dem Leserkreis des „Lutheraner" melden, in unsere Gemeinden dringen. Sie enthalten ein Gebet um die Bekehrung der Heiden oder um die Bewahrung vor Sünden oder um die Gewinnung von Missionaren (von diesen drei Gebeten liegen uns Abschriften vor). Jeder Empfänger, wer er auch sei, soll das ihm zugesandte Gebet sprechen, also auch solche, die gar keine Christen sind. Keiner soll die Kette brechen, sondern vielmehr neun Briefe mit dem Gebete an Bekannte schicken. Das Schändlichste jedoch ist, daß in ganz gottloser Weise jeder, der einen solchen Brief erhält und das Gebet nicht spricht, mit schwerer Strafe bedroht wird. In dem einen uns vorliegendem Briefe heißt es wörtlich: „Wer dieses Gebet nicht sprechen will, wird von irgend einem Unglück heimgesucht werden. Eine Person, die einem solchen Briefe keine Beachtung schenkte, wurde von einem schrecklichen Unglück betroffen. Wer hingegen das Gebet neun Tage nacheinander spricht und es neun andern Personen zusendet, jeden Tag eine Abschrift vom Tage des Empfanges an, wird am neunten Tage oder später eine große Freude erfahren. Während des heiligen Festes wurde in Jerusalem verkündigt, daß, wer dieses Gebet weiter befördert, aus jedem Unglück errettet werden wird." Unsere Jungfrauen, an die, wie es scheint, besonders solche Briefe gesandt werden, haben in ihrem Katechismus aus Gottes Wort die rechte Lehre vom Gebet gelernt. Sie wissen, daß es nicht auf das bloße äußerliche Werk des Betens ankommt, wie die Römischen und die Schreiber dieser Briefe meinen, sondern darauf, daß das Gebet in wahrem Glauben und im Namen Jesu Christi geschehe. Sie wissen auch, daß Gott nirgends verheißen hat, daß er ein solches handwerksmäßiges Gebet erhören und belohnen will, daß aber andererseits, wenn sie eine solche verkehrte Zumutung mit Recht nicht beachten, sie doch allezeit in Gottes Hand sind, der sie wider alle Fährlichkeit beschirmen und vor allem Uebel bewahren will. In dem einen Briefe, aus dem wir die obigen Worte mitgeteilt haben, wird der Bischof der Episkopalkirche in Massachusetts, Lawrence, als Urheber des Gebets und Befürworter des Planes genannt; dieser hat jedoch in Abrede gestellt, daß er irgend etwas damit zu tun habe. Man werfe alle "endless chain letters" ins Feuer!

(Lutheraner.)

Auch in unserm Synodalkreise sind solche Briefe in Umlauf gesetzt worden, zum Teil für den Zweck des Kirchbaus u. dgl. Wir halten das, abgesehen von allen oben angeführten religiösen Gründen, die wir durchaus billigen, schon darum für verwerflich, weil zu viel Geld dabei rein verschwendet und in die Postkasse geworfen wird. Man bedenke: Wer auch nur drei Kettenbriefe weiter geben soll, muß 6 Cents Porto auslegen und dann seinen Dime an den Ausgangsort senden. Also um den gewünschten Fond seinerseits um 10 Cents zu vermehren, muß jeder noch 8 Cents an die Post bezahlen, Papier, Envelope und Mühe nicht eingerechnet! Diesem Unfug sollte entschieden gesteuert werden.

Ausland.

Der Fall Römer, über den wir zuletzt in der Rundschau vom Juli (S. 306) berichteten, hat seitdem sich weiter entwickelt. Obgleich das rhein. Konsistorium dem Presbyterium in Remscheid die Anweisung gab, Römer

nicht ein zweites Mal zur Pfarrwahl zuzulassen, wollten die Liberalen doch dessen Wahl ertrotzen. Als das Konsistorium wieder die Bestätigung versagte, erfolgte von seiten der Gemeinde wieder eine Berufung an den Ev. Oberkirchenrat in Berlin. Die Beschwerde der Gemeinde wegen Nichtbestätigung Römers wurde dann vom Ev. Oberkirchenrat am 12. Oktober abgelehnt mit folgender Begründung:

„Nachdem durch diese Entscheidung (des Oberkirchenrats über die erste Wahl) der Einspruch endgültig als begründet erklärt war, schied Römer, da es sich nicht etwa um Mängel des Wahlverfahrens, sondern um ein in seiner Person liegendes Hindernis für die Bestätigung seiner Wahl handelte, aus der Zahl der für die Widerholung der Wahl in Betracht kommenden Bewerber mit der Wirkung aus, daß die Bestätigung seiner Wiederwahl von vornherein ausgeschlossen war. Diese Folgerung ist an und für sich selbstverständlich, und es ist nicht ersichtlich, inwiefern es für sie einer näheren Begründung, die das Presbyterium in seiner Beschwerde vermißt, bedarf. Hiermit erledigen sich auch die Ausführungen über die dem Konsistorium bei Ausübung des Bestätigungsrechts gezogenen Schranken. Wenn das Königliche Konsistorium seine Entscheidung schon vor völliger Durchführung des an die Wahlverhandlung sich anschließenden weiteren Verfahrens, sowie es in seinem Beschluß vom 5. Juli geschehen ist, auf grund des ihm von dem Superintendenten zugegangenen Berichts über den Ausgang der Wahl getroffen hat, so kann dieser Umstand bei der völlig klaren Sach- und Rechtslage keinen ausreichenden Anlaß bieten, die sachlich auf Versagung der Bestätigung hinauslaufende, nach vorstehendem durchaus begründete Entscheidung aus formellen Gründen aufzuheben, und damit lediglich eine weitere Verzögerung in der Erledigung der Angelegenheit herbeizuführen."

Vom Fall César haben wir in der Rundschau vom November 1906 (S. 464) berichtet. Da Pastor César im Koloquium seinen christusleugnerischen Standpunkt bekannte, so wurde ihm vom westfälischen Konsistorium die Bestätigung versagt. Die sog. Mittelpartei hat sich dann besonders des Past. César angenommen und die Entscheidung des Konsistoriums getadelt. Darüber gabs nun weitere Verhandlungen und wir finden dazu in Ref. folgendes Item:

Der Fall César und die Einigungsbestrebungen. Die Mittelpartei hat in ihrer Erklärung zum Fall César als zweiten Satz, wie früher mitgeteilt, folgenden aufgestellt: „Wir erblicken in dem Vorgehen (des westfälischen Konsistoriums) eine Verletzung der inneren Zusammengehörigkeit aller deutsch-evangelischen Landeskirchen auch in ihrem wesentlichen Bekenntnisstande, wodurch zugleich ihr äußerer Zusammenschluß tatsächlich gefährdet wird." Dekan Römer, der Herausgeber des „Ev. K.-Bl. für Württemberg", macht dazu die nachstehenden sehr beachtenswerten Ausführungen: „Die zweite Ziffer dieser Erklärungen dürfte den Bestrebungen auf ‚Zusammenschluß der evangelischen Kirchen Deutschlands' die Todeswunde beibringen. Man hat bisher immer betont, der Bekenntnisstand der einzelnen Landeskirchen solle beim äußeren Zusammenschluß völlig unberührt bleiben. Hier nun verkündet eine angesehene kirchliche Vereinigung, und zwar diejenige, von der die Bestrebungen für den Zusammenschluß in erster Linie ausgegangen sind, den Zusammenhang der Bekenntnisfrage mit der Einheitsbewe-

gung und fordert, daß Geistliche aller deutschen Landeskirchen überall in anderen Landeskirchen zum Pfarrstand unbeanstandet Zulassung finden sollen. Das Ergebnis wäre, daß z. B. Pastor Steudel, weil er nach der Entlassung aus dem württembergischen Dienste in der Landeskirche von Bremen angestellt ist, nun auch wieder in der württembergischen Kirche anstellungsfähig wäre. Oder ein anderes Beispiel: Es ist bekannt, wie modern gerichteten Predigtamtskandidaten, denen um der Lehrordnung ihrer Landes- oder Provinzialkirche willen daheim bezüglich der Anstellung Schwierigkeiten drohen, von einflußreicher Seite aus gerne der Weg zum Uebertritt in den Pfarrdienst anderer Landeskirchen mit liberalerer Ordnung vermittelt wird. Dies müßte entschieden beanstandet werden, wenn auf diesem Umweg nach ein paar Jahren Dienstes in einer anderen Kirche unter Umgehung der heimatlichen Lehrverordnung die Rückkehr in das Pfarramt der eigenen Landeskirche erzwungen werden könnte."

Berliner Kirchenwahlen. Wie in Westfalen der Liberalismus sich mit Gewalt Eingang zu schaffen sucht in die evangelischen Gemeinden, so ergreift er auch in Berlin jede sich ihm bietende Gelegenheit, um in den dortigen Gemeinderatswahlen die Oberhand zu gewinnen. Da werden durch die sonst kirchenfeindlichen liberalen Zeitungen die Wähler aufgehetzt, Leute, die sonst sich um kirchliche Vorgänge nicht kümmern, nie in die Kirche gehen, werden durch die Aussicht der Kirchensteuer u. dgl. aufgereizt, Gastwirte wirken im Verein mit den liberalen Pfarrern, um Sozialdemokraten und andere Kirchenfeinde zu gewinnen, sich in die Wählerliste eintragen zu lassen, um so ein Votum zu gewinnen, das für ungläubige, kirchenfeindliche, „liberale" Kirchengemeinderäte stimmt und dem positiven Christentum in den Gemeinden wo möglich den Todesstoß gibt.

Die Schuld an diesen unerquicklichen Zuständen trägt in erster Linie die kirchliche Verfassung, die in der liberalen Aera Falk gegen den Widerspruch der bekenntnistreuen Kreise unter staatlichem Druck den bekenntnisfeindlichen Kreisen die Eroberung der Kirche mittels des Wahlzettels ermöglicht hat. — Es ist nur gut, daß der Herr im Regiment sitzt und auch all diesem unlauteren Treiben gegenüber nicht rat- und hilflos ist, sondern stets von neuem erfahren läßt:

Wenn sie's aufs Klügste greifen an,
So geht doch Gott ein andre Bahn.
Es steht in seinen Händen.

Der Kampf des Unglaubens wider das biblische Christentum wird in unserer Zeit nicht nur auf dem Gebiet der Kirche geführt, sondern auch auf dem der Schule. In der Lehrerschaft der Volksschule herrscht das Streben vor, den Religionsunterricht ganz aus der Schule zu verdrängen oder doch zu verkrüppeln. Simultanschule heißt das Losungswort, das der liberale (?) Freisinn ausgegeben hat, um zu seinem Ziel zu kommen. Damit treibt er natürlich nicht nur die gläubigen, evangelischen Lehrer in die Oppositian, sondern das ganze katholische Zentrum wird mobil gemacht gegen dieses Streben, die Konfessionsschulen aufzuheben und in Simultanschulen zu verwandeln.

Nachfolgendes Item zeigt, wie der Kampf in Bayern geführt wird.

B a y e r n. Immer weitere Kreise zieht der Kampf um die Schule. Am 28. September veranstalteten die ultramontanen Organisationen Münchens im Riesensaale des Münchener-Kindle-Kellers eine stark besuchte Versammlung, welche erklärte: „Die im Saale des Münchener Kindl-Kellers versammelten katholischen Männer Münchens, mindestens 6000 an der Zahl, erklären sich aufs entschiedenste für die Erhaltung der konfessionellen Schule in ihrem vollen Bestande. Sie können die für die Simultanisierung vorgebrachten Gründe nicht als stichhaltig gelten lassen, während sie in ihrem Festhalten an der Konfessionsschule durch gewichtige unterrichtliche, erziehliche und religiöse Gründe bestimmt werden. Der stärkste Beweggrund ist die Tatsache, daß sich die Freunde der Simultanschule — zum Teil bewußt, zum Teil unbewußt — mit ihrer Forderung auf dem Wege zur religionslosen Schule befinden". Die gehaltenen Reden sollen in viel tausend Flugblatt-Exemplaren im katholischen Volke verbreitet werden. — Auf dem 26. Parteitage der deutschen Volkspartei wurde von dem Landtagsabgeordneten Muser-Offenburg ausgeführt, daß die Demokraten weiter gehen, als die Liberalen, und die „volle Verweltlichung der Schule" verlangen. In der Diskussion teilte dipl. Ing. L. Stindt-München, bezugnehmend auf die Klagen des demokratischen Führers Payer-Stuttgart über den Rückgang des demokratischen Gedankens bei den Nationalliberalen, mit, daß die Münchener Nationalliberalen für Behandlung der Tagesfragen in entschieden liberalem Sinne eintreten. — In einer Versammlung des Nürnberger evangelischen Schulvereins referierte Gymnasialprofessor Dr. Blaufuß-Nürnberg über „konfessionellen Religionsunterricht", und beleuchtete hierbei die Oberflächlichkeiten der Kammerrede des Lehrers Beyhl-Würzburg. Hierbei wurde folgende Resolution gefaßt: „Der Lokalverband Nürnberg des evangelischen Schulvereins in Bayern nimmt Kenntnis von der Behauptung des Abgeordneten Beyhl aus seiner Rede vom 7. Juni 1906: „Etwas anderes ist pädagogisch-psychologischer und etwas anderes kirchlich- dogmatischer Religionsunterricht"; sie verwahrt sich gegen die damit gemachte Unterstellung, als ob kirchlich-dogmatischen Religionsunterricht zu erteilen nach den Gesetzen der Psychologie und Pädagogik unmöglich sei und weiß sich eins mit allen Meistern der Pädagogik seit nunmehr fast 2000 Jahren in der festen Ueberzeugung, daß die christliche Wahrheit in einziger Weise sowohl dem Denken und Empfinden des Kindes nahe gebracht werden kann, als auch das beste Mittel ist, um ein sittliches Wollen der Jugend zu erzielen".

Um so unbegreiflicher ist die Kurzsichtigkeit der preußischen Regierung, die in Schulsachen einen Mann wie Kultusminister Studt regieren läßt. Er hat es verstanden, die g a n z e Lehrerschaft wider sich mobil zu machen, und damit die Schulfrage um so mehr in ein akutes Stadium des Kampfes hineinzutreiben.

Darüber schreibt der „T ü r m e r" im Oktoberheft:

Sie alle, die 80,000 preußischen Lehrer, ohne Unterschied der Parteirichtung, sind in der Ueberzeugung einig, daß es noch keinen preußischen Kultusminister gegeben hat, der den Zündstoff der Unzufriedenheit in solchem Maße anhäufte, wie Herr v. Studt. Man gehe nur in die freien Konferenzen, auf die Schulhöfe oder überhaupt dorthin, wo zwei oder drei Lehrer zusammen sind! Kommt das Gespräch auf den derzeitigen Unterrichtschef, dann schüttelt alles den Kopf, und es ist gut, daß der Minister die Urteile nicht hört, die auch konservativ gesinnte Lehrer über ihn fällen. Wir möchten

diesen Umstand scharf hervorheben; denn es gibt Leute, die den Minister und seine Räte glauben machen, es sei nur der freisinnige Teil der Lehrerschaft, der dem jetzigen Ministerium die wohlverdiente Ruhe gönne. Es hat die ganze Lehrerschaft in die Opposition hineingetrieben, die pädagogischen Leser des „Reichsboten“ nicht weniger als die sogenannten „Freunde der Gleichstellung“.

Ein Rätsel war schon die Berufung v. Studts ins Kultusministerium. In Westfalen weiß heute noch niemand, weshalb eigentlich gerade der Oberpräsident dieser Provinz der Chef im Ministerium des Geistes wurde. Ein Parlamentarier war Herr v. Studt ganz und gar nicht, auch kein Redner, ferner auch kein Mann, der irgend welche befruchtenden Ideen in sein Ressort mitbrachte oder einen weiten Blick offenbarte. Nichts von alledem! Aber eins war ausschlaggebend: v. Studt war Reichsboten-fromm, oder, wie er selbst bekennt, „ein positiver Christ“, so positiv, daß ihm die geistliche Schulaufsicht unentbehrlich ist. Unserer Kaiserin wird, im allgemeinen wohl mit Recht, nachgerühmt, daß sie sich um Politik nicht kümmert. Solche, die es wissen können, halten aber an der Ueberzeugung fest, die Berufung v. Studts sei die Erfüllung eines Lieblingswunsches der Kaiserin und eines Hofpredigers gewesen. Man betrachtete ihn in diesen Kreisen als eine Säule der Religion. Von dieser Ansicht ist man auch heute noch nicht zurückgekommen.

Die neueste Leistung des Ministeriums Studt ist der bekannte Bremserlaß an die Bezirksregierungen. Er ist eine alles Maß überschreitende Bevormundung der Städte und ein Schlag ins Gesicht der zum Teil darbenden Lehrer. Nach oben hin will Herr v. Studt keine Gleichstellung; so wählt er eine solche nach unten. Wir wollen nicht schildern, wie hellste Empörung die gesamte Lehrerschaft ergriff, als sie diesen Erlaß zu Gesicht bekam. Ein Heer verbitterter Erzieher sucht in der Schule seiner schweren Aufgabe gerecht zu werden. Wie sind alle andern Ressorts bemüht, dem Parlament für die Untergebenen möglichst viel abzuringen! Herrn v. Studt wirft man die Summen in den Schoß; aber er hat für sie keine Verwendung! Dabei soll diese Maßnahme der Landflucht der Lehrer steuern. Wie wird der Minister sich täuschen! Der Lehrermangel selbst aber wird noch drückender werden; denn auch der einfachste Mann muß sich beim Lesen solcher Erlasse sagen, daß er seinen Sohn nicht einem Berufe zuführen darf, dessen Glieder solcher Fürsorge anvertraut sind. So haben denn auch solche Regierungskundgebungen eine Wirkung, die man im Lager der Lehrer nur mit Freuden begrüßen kann. Voll bitterer Satire bemerkte neulich gelegentlich einer schulpolitischen Debatte ein Mitglied der betreffenden Konferenz: „Aber ich bitte Sie, meine Herren: wünschen wir doch alle, daß uns dieser Herr v. Studt noch recht lange erhalten bleibt! Augenblicklich schädigt er uns sehr. Doch warten Sie einige Jahre! Die Volksschule ist dann durch die Mißwirtschaft des Kultusministeriums derart in Verruf gekommen, daß man sich vor Lehrermangel nicht mehr zu retten weiß. Und der ist noch stets unser mächtigster Bundesgenosse gewesen!“ So urteilt man in allen Lehrerkonferenzen über Herrn v. Studt! K. M.

A u c h m i t d e m K i n d e r s c h u t z ist es dermalen schlecht bestellt im alten Vaterland, wie wiederum der T ü r m e r im Oktoberheft zeigt.

Zum Kinderschutz ruft Direktor Schädel-Worms im Oktoberheft des

Türmers auf. Mit Vereinen u. dergl. sei es nicht getan, da allzuleicht „Fragen für die unser Interesse stets zu spontaner Betätigung wach erhalten bleiben müßte, durch schablonenhafte Festlegung seitens der Vereinstätigkeit dem allgemeinen und unmittelbaren Interesse entrückt werden: man zahlt seinen Beitrag und hat seine Schuldigkeit getan. — So wird in gar manchen Fällen die Vereinstätigkeit, die durch den Zusammenschluß getrennter Kräfte ein Segen sein sollte, zum Unsegen." Sei nicht auch der „Fall Dippold" mit einer rasch auflodernden sittlichen Entrüstung nach Befriedigung der Sensationslust ziemlich rasch erledigt gewesen, ohne daß etwas Ernsthaftes geschehen wäre? „Wenn nun solche Frevel wenigstens noch eine entsprechende Sühne fänden! Allein bekanntlich kennt unser für Eigentumsvergehen so empfindliches Recht für Körperverletzung und Schlimmeres nur ein sehr niedriges Strafmaß. Ich nehme ein beliebiges — ausdrücklich beliebiges — Beispiel aus einem Zeitungsblatt, das mir vor acht Tagen ungesucht in die Hand kam. Da heißt es: Erstens, eine Rabenmutter, welche erklärte, sie würde ihr Kind schlagen, bis es „eingehe", erhält — 9 Monate Gefängnis! Zweitens, ein Vater erhält wegen fortgesetzter Mißhandlung seines zwölfjährigen Sohnes — 4 Monate Gefängnis! Er appelliert (!) und erhält — 1 Jahr Gefängnis! Ein Jahr oder weniger für systematische Tortur der eigenen, leiblichen Kinder — womöglich bis zum Tod! Was ist da haarsträubender, die Tat oder die Sühne? — Wenn ferner diese minimale Strafe den Verbrecher noch empfindlich träfe! Aber erstlich für solche Subjekte, auf deren sittliches Niveau und dementsprechende Vertrautheit mit Verbrechen aller Art dies unnatürliche Verbrechen der Kindermißhandlung schon von vornherein schließen läßt, ist das Gefängnis selten mehr eine Strafe, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie Stammgäste desselben zu sein pflegen. Sodann aber pflegen sie sich für die erlittene Unbill meistens an der unschuldigen Ursache, dem Opfer, mit erneuter und verdoppelter Wut schadlos zu halten. Die Behörde muß oft mit verschränkten Armen zuschauen, wenn solch ein Kind aus dem Gerichtssaal an der Hand seines Peinigers in seine Folterkammer zurückkehrt. Keine Vorbeugung vor der Tat, keine rechte Sühne der Tat, keine Vorbeugung gegen eine Widerholung der Tat.

Um diese Frage in Fluß zu bringen, müßte vor allem die öffentliche Meinung aufgerüttelt werden, das so erwachte Rechtsbewußtsein sodann die Presse zwingen, sich für diese Sache zu interessieren. Beide Faktoren würden dann endlich die Gesetzgebung und die Behörde zum Eingreifen veranlassen. Uebrigens ließe sich schon innerhalb des bestehenden gesetzlichen Rahmens durch straffere Handhabung der bestehenden Bestimmungen viel erreichen. Zunächst müßten Armenverwaltung und Polizei nicht länger eine mögliche Ueberschreitung ihrer Kompetenzen ängstlich zu fürchten haben. Die Ueberwachung und Kontrolle verdächtiger Fälle müßte frühzeitiger und energischer einzugreifen in der Lage sein. Sodann müßte das öffentliche Rechtsbewußtsein auf strengere gerichtliche Bestrafung dringen. Drittens aber müßte die Verwaltungsbehörde solche Eltern und Verwandten strenge zu überwachen, ihnen nötigenfalls ihre Opfer zu entreißen und sie zu den Erziehungskosten empfindlich heranzuziehen ermächtigt sein. Man sieht, nur der dritte Punkt erfordert eine Revision der gesetzlichen Bestimmungen.

Wenn also, um es zusammenzufassen, die öffentliche Meinung, durch die Presse aufgerüttelt, es den öffentlichen Organen — Armenverwaltung, Polizei, Gericht und Verwaltungsbehörde — ermöglichte, schon jetzt energischer

vorzugehen, wie vieles wäre gewonnen! Wer hilft Stimmung machen? Und welches ist der Lohn? „Was ihr getan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir getan!“

Vorstehende Artikel sind gewiß geeignet, die optimistischen Meinungen von der vortrefflichen Schulverwaltung des preußischen Staates, und die gute Meinung von den vortrefflichen Rechtszuständen im deutschen Reiche gründlich zu zerstören. Wenn jemand im trunkenen Uebermut ein Wort sagt, das als Majestätsbeleidigung konstruiert werden kann, da wird die „beleidigte“ Majestät öfter mit Strafen von drakonischer Strenge „gerochen“, wie sie wegen Roheits- oder Sittlichkeitsverbrechen nur selten verhängt werden. — Ja, es ist Tatsache, sagt der „Türmer“, im modernen Deutschland kann der Wüstling, der sich an einem Kinde vergreift, der Zuhälter, der einem harmlosen Passanten das Messer in die Seite stößt, der Unmensch, der einem alten, kranken Pferde nach unsäglichen Martern auch noch die Zunge aus dem Halse reißt, vor Gericht glimpflicher davonkommen als einer, dem im Rausch eine alberne Bemerkung über die „Majestät“ entschlüpft.

Gewinne und Verluste der protestantischen und katholischen Kirche in Deutschland. Obgleich, wie bekannt, der Ultramontanismus in Deutschland eine große Rührigkeit entfaltet und die Regierungen, namentlich in Preußen, der katholischen Kirche viele ungebührliche Konzessionen machen, ihr erlauben, Klöster zu eröffnen in fast rein protestantischen Landesteilen —, so zeigt doch die Statistik, daß die Zahl der Uebertritte zur protestantischen Kirche aus der katholischen die Zahl der Konversionen zur katholischen Kirche weit überragen. — Da nach deutschem Staatsgesetz jedes Kind von Geburt an als zur Religion der Eltern gehörig gerechnet wird, so kann eine Kontrolle der Uebertritte leicht geübt werden, weil jeder Religionsänderung, Konversion oder Austritt aus der Kirche, bei den Staatsbehörden gemeldet und von ihnen registriert werden muß. Pastor Schneider von Elberfeld hat in seinem Kirchlichen Jahrbuch Tabellen veröffentlicht, aus welchen das Verhältnis der resp. Konversionen zu ersehen ist. Er gibt die Zahlen für Preußen und die übrigen deutschen Länder in getrennten Tabellen. — Wir geben nachstehend die Konversionen für ganz Deutschland von den Jahren 1890—1904 inkl., und zwar unter a die Uebertritte zur protestantischen Kirche, und unter b die zur katholischen.

	a	b		a	b		a	b
1890	3105	554	1895	3895	588	1900	6143	701
1891	3202	442	1896	4366	664	1901	6895	730
1892	3342	550	1897	4469	705	1902	7073	827
1893	3532	598	1898	5176	699	1903	7615	848
1894	3821	659	1899	5546	660	1904	7598	809
						Summa:	75978	10054

Die evangelische Bewegung in Oestreich hat nach dem „Kirchl. Anzeiger“ auch im ersten Vierteljahr dieses Jahres wieder zugenommen. Allein in Wien sind 368 Personen zur evangelischen Gemeinde übergetreten. In Steiermark wurden im ersten Vierteljahr 308 Uebertritte vollzogen. Im Bezirk des evangelischen Pfarramts Salzburg, wo im vorigen

Jahr 69 Uebertritte vollzogen wurden, sind von Neujahr bis Anfang April 55 Personen evangelisch geworden, darunter etwa die Hälfte in der Salzstadt Halle. In Bonn wurden 30 Personen gleichzeitig in die evangelische Kirche aufgenommen. Auch in Böhmen beginnt die Bewegung wieder kräftig einzusetzen. In dem slowenischen Dorfe Rizmanje ist fast die ganze Bevölkerung, rund 500 Seelen, aus der katholischen Kirche ausgetreten und vor dem Gesetz konfessionslos geworden; ein freikirchlich-evangelischer Prediger wird die Gemeinde von Zeit zu Zeit besuchen. — Auch in Ungarn ist eine Uebertrittsbewegung beachtenswert. Nachdem schon im vorigen Jahre etwa 200 Personen, ausschließlich aus deutschen Bauernfamilien bestehend, in Barrs an der Drau evangelisch geworden waren, sind im Frühjahr d. J. in Tisza-Szt. Miklos 54 Familien, wiederum ausschließlich deutsche Bauern, zur evangelischen Kirche übergetreten.

Ueber denselben Gegenstand schreibt das K. Bl. (Ja.): „Die evangelische Bewegung in Oesterreich ist auch im vergangenen Jahre nicht zum Stillstand gekommen. Aeußerlich sichtbare Zeichen dafür geben folgende Zahlen an. Aus der römischen Kirche kamen zur lutherischen 4022 Personen (1904: 3573), aus andern Konfessionen 294 (292), so daß zusammen 4316 eintraten. Zu den Reformierten gingen 458 Römische (409), aus andern Konfessionen 81, zusammen 539. Zu beiden evangelischen Kirchen traten somit 4855 Personen, davon 4480 Römische. Dagegen haben sich 760 Lutheraner dem Papste unterworfen (724). Zu andern Konfessionen gingen 85. 295 Reformierte wurden päpstlich (284), 61 gingen zu andern Konfessionen. Somit sind aus beiden evangelischen Kirchen 1201 Personen ausgetreten, davon in die römische Kirche 1055 (1008). An zehn Orten, in denen bisher noch keine lutherischen Gottesdienste abgehalten wurden, sind solche zum ersten Male gefeiert worden, an 20 Orten wurden Religionsunterrichtsstellen eingerichtet. 5 Filialen wurden zu Pfarrgemeinden erhoben. 4 Vikariate wurden neu eingerichtet. 5 Kirchen wurden geweiht, 3 sind noch im Bau begriffen, während 7 nahe vor dem Bau stehen. 2 Pfarrhäuser konnten bezogen werden, 2 sind im Bau begriffen, ein evangelisches Schulhaus wurde erbaut. Wie sehr auch die römische Kirche die Abfallsbewegung, wie sie es nennt, zu hindern sucht, sie kann ihr doch keinen wesentlichen Einhalt tun. Mit welch unlauteren Mitteln sie kämpft, dafür ist der in Breslau erscheinende „Hausfreund" ein schmerzlicher Beweis. Derselbe will das Ansehen der evangelischen Kirche in der Art und Weise Denifles zuschanden machen. Er bringt Stellen aus Luthers Schriften, die dem Zusammenhang entnommen, einen ganz andern Sinn geben, als sie bei Luther haben, und setzt dann Preise von 1000 Kronen aus für den, der ihm nachweist, daß die angeführten Worten bei Luther sich nicht finden. So wird ein Wort Luthers angeführt, die Taufe sei nichts nütze, um zu zeigen,wie unchristlich Luther sei, aber es wird verschwiegen, daß Luther meint, wenn der Glaube auf Seite des Getauften fehle. Wer gegen eine lebende Person in solcher Weise vorgehen würde, müßte wegen Beleidigung und Verleumdung bestraft werden. Ferner wird in der römischen Presse immer wieder vor der evangelischen Kirche gewarnt, weil ihre Geistlichen Christusleugner seien, und alle Fälle, in denen protestantische Geistliche wegen Irrlehre Aergernis gaben, werden der ganzen Kirche angerechnet. Man sieht, wie die moderne protestantische Theologie den Römischen geradezu in die Hände arbeitet. Denn

wenn sich die römische Kirche das Ansehen geben kann, allein Hüterin und Beschützerin der Grundwahrheiten des christlichen Glaubens zu sein, dann ist die evangelische Bewegung allerdings Abfallsbewegung. Die Römischen sollten aber unsere Kirche nach ihrem Bekenntnis und nicht nach einzelnen davon abgefallenen Pastoren beurteilen, ebenso wie sie sich dagegen erklären, wenn von evangelischer Seite Sittenlosigkeit einzelner römischer Priester zu Eigentümlichkeiten des ganzen Priesterstandes verallgemeinert werden. Ebenso wird immer wieder gesagt, daß „Los von Rom" so viel heiße als: Los von Oesterreich, als ob Evangelische nicht ebenso treue Untertanen des Kaisers sein könnten wie Römische. Sicher ist, daß es um alle politischen, sozialen, wirtschaftlichen und nationalen Verhältnisse Oesterreichs besser stünde, wenn im 17. Jahrhundert die Gegenreformation nicht siegreich gewesen wäre und die evangelische Kirche vernichtet hätte."

Knebelung des römischen Priesterstandes. Die neueste Enzyklika des Papstes enthält Bestimmungen, den Priesterstand betreffend, welche die Freiheit desselben in ganz knechtischer Weise beeinträchtigen. Es wird erstens allen Theologie studierenden jungen Leuten und Priestern verboten, die Vorlesungen in den öffentlichen Universitäten zu besuchen. Zweitens darf kein Priester auf eine nicht klerikale Zeitung oder Zeitschrift abonnieren oder lesen. Drittens darf kein Priester das Wort verkündigen ohne besondere bischöfliche Erlaubnis, und dann nur über kirchlich-approbierte Lehren. Viertens darf kein Priester etwas schreiben oder veröffentlichen, was nicht die geistliche Zensur passiert hat. Fünftens darf kein Mitglied des geistlichen Standes einem Verein beitreten, der nicht bischöfliche Sanktion hat. Sechstens darf er weder Konferenzen noch Versammlungen besuchen, die nicht von seinen Obern veranstaltet sind.

Nach einem soeben bekannt gegebenen königlichen Edikt wird verfügt, daß in Spanien die für Ziviltrauungen vorgeschriebenen Formalitäten wieder beobachtet werden, und daß Personen, welche sich trauen lassen, nicht gezwungen werden dürfen, über ihre Religion Auskunft zu geben. Diese Bestimmung steht in direktem Widerspruch zu dem, was der päpstliche Abgesandte verlangt hat und wird wahrscheinlich noch zu heftigen Auseinandersetzungen im Parlament führen, weil die orthodox-klerikale Partei immer noch sehr stark ist, und die Durchführung des königlichen Edikts die Bedeutung der kirchlichen Trauung beinahe aufhebt. Es wird also in Zukunft in Spanien für Anhänger verschiedener Kirchengemeinschaften möglich sein, eine Ehe einzugehen, selbst wenn es für die Satzungen ihrer respektiven Kirche besonders sehr unangenehm ist.

Wie die Katholiken über den Papst denken. Die "Civilta cattolica" schrieb 1868: „Die Schätze der Offenbarung, die Schätze der Wahrheit, die Schätze der Gerechtigkeit, die Schätze der Gnadengaben sind von Gott auf Erden in die Hände eines Menschen gelegt, der allein ihr Verwalter und Wächter ist, und dieser Mensch ist der Papst." „Wenn der Papst denkt, ist es Gott, der in ihm denkt." 1866 sagte dann auch Pius selbst von sich: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Im gleichen Jahr schrieb der Kardinal Erzbischof Damet von Bordeaux an den Papst: „Er wird immer das Organ des Glaubens, das Zentrum der göttlichen Regierung und die lebende Fleischwerdung der Autorität Christi sein." Veuillot,

der mit seinem Univers ganz Frankreich terrorisierte, sagte: „Jesus Christus, der souveräne Herr über alle Dinge, hat seinen Sitz im Papst." „Der Papst ist der Mund Jesu Christi, der für das Geistliche und Zeitliche dekretiert, und alle Dekrete des Papstes sind göttlich, unwandelbar und ewig." In England erfand gar der Konvertit Faber eine Andacht zum Papst, worin es unter anderm heißt: „Der souveräne Pontifex ist die dritte sichtbare Gegenwart Christi unter uns."

Wir aber sagen: Der da meint, auf dem Stuhle Petri zu sitzen, wird gerichtet durch das Wort Pauli, denn der Apostel nennt ihn ein Kind des Verderbens und einen Widersacher, der sich überhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also daß er sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott, und gibt sich aus, er sei Gott. (2. Thessal. 2, 4.) (K. Bl.)

F r a n k r e i c h. Es wird immer klarer, daß die katholische Kirche mehr und mehr dem Ultraklerikalismus und dem Ultramontanismus verfallen ist. Von Bischöfen mit freiheitlichen Tendenzen ist keine Rede mehr. Im Gegenteil, der Gesamtepiskopat, von dem heute jedermann weiß, daß er gerne die gesetzlich geforderten Kultusvereine gegründet hätte, hat vor dem Papste kapituliert, sobald dieser die Losung: Keine Kultusvereine! ausgegeben hatte. Der Papst aber hat also gehandelt, einmal, um der französischen Regierung zu zeigen, daß man nicht ungestraft dem Papsttum wider den Kopf stößt und mit ihm bricht, sodann, um seine volle Souveränetät gegenüber den Episkopalen zu beweisen. Es handelt sich für ihn nicht nur um seine Stellung in Frankreich, sondern in der Welt überhaupt. Das Prinzip der Oberherrschaft gegenüber der Regierung ist mit im Spiele. Wie würde sich sonst der Papst weigern, in Frankreich zu gestatten, was er in Preußen z. B. zugibt? Die französische Regierung wollte mit der Kirche Frankreichs verhandeln ohne den Papst, und hat in der Tat im Artikel 4 der Kirche alle wünschenswerten Freiheiten gewährt, denn mit der Bestimmung, daß ein Kultusverein, um legal zu sein, vom Bischof genehmigt sein müsse, hat sie die Kirche tatsächlich dem Papste in die Hände geliefert, da die Bischöfe fortan nur noch durch den Papst und nicht, wie früher, auch durch Mitwirkung der Regierung ernannt werden. Der Papst aber fürchtete, es möchten sich die Kultusvereine zu frei gestalten, die Laien möchten ein zu gewichtiges Wort mitreden. Somit hat er das ganze Gesetz verworfen und begehrt nun Garantien durch ein neues Gesetz. Nicht ein Minister oder auch der Staatsrat sollen ihm Konzessionen machen, sondern ein neues Gesetz soll es tun; das bisherige muß zu des Papstes Gunsten geändert werden, so daß alle Güter der Kirche erhalten und alle Macht in die Hände des Papstes gegeben wird. Den Katholiken wird von ihren Bischöfen, die sich der Kurie mehr als je unterwerfen, gesagt, die Religion sei im Spiele. Und weil das geglaubt wird, so organisieren die Bischöfe in ihren Gemeinden einen katholischen Block, der vorderhand nur darin besteht, daß keiner etwas tun, an keinem Vereine teilnehmen darf, den der Bischof nicht gutgeheißen; die Gläubigen sollen von Tag zu Tag warten auf die Anordnungen, die ihnen vom Bischof gegeben werden. Und weil die Devoten samt den mitlaufenden Indifferenten und Skeptikern die große Mehrheit und den Bischöfen treu ergebene Kreaturen sind, so hat dieser Block alle Aussicht, eine Macht zu werden, gegen welche die Regierung kaum aufkommen wird. Schon werden außerdem in den Städten große Lokale gemietet, in die der Kultus im Notfalle verlegt werden soll. Und die Bischöfe mit den Priestern haben allen Grund, dem nichts in

den Weg zu legen. Denn hinter ihrer Tätigkeit steht noch die geheime, aber starke Agitation der Jesuiten und anderer Orden, die sehr leicht die oberen Klassen der Bevölkerung in diesen Privatkapellen an sich ziehen würden und so die Hauptmacht in der Kirche würden. Die Regierung wird übrigens, sobald die Kammern zusammentreten, gezwungen werden, sich auszusprechen über ihre Auslegung des Artikels 4. Denn sie hat einigen Kultusvereinen, die sich mit „schismatischen" Priestern gebildet haben, die Güter der Kirche zuerkannt, die doch gesetzlich nur solchen Vereinen gegeben werden sollen, deren Priester vom Bischof anerkannt ist. Würden diesen Vereinen die Güter belassen, so würden vielleicht noch sehr viele im Lande ihnen nachfolgen, und dann hätten die Klerikalen erst recht alle Ursache, der Regierung vorzuwerfen, daß sie mit ihrem Gesetze das Schisma in der Kirche provozieren wollte. Und damit käme natürlich die Regierung in ein sehr schlimmes Licht vor dem gesamten katholischen Volke Frankreichs zu stehen.

Gesetzliche Sonntagsruhe in Frankreich. Das Gesetz über die Sonntagsruhe (loi sur le repos hebdomadaire) ist im Juli von der französischen Kammer genehmigt worden.

Schon seit langen Jahren hatte unter den Evangelischen Frankreichs die „Liga für die Beobachtung des Sonntags" an der Erreichung dieses Zieles gearbeitet. Von interkonfessioneller Seite war die „Volksliga für die Sonntagsruhe" ebenfalls schon lange bestrebt, für die Sonntagsheiligung unter dem Volk zu wirken, und Mr. de Mun und Abbé Lemire waren auf katholischer Seite tätig, das Volk für die Sonntagsruhe zu gewinnen. Nachdem die Kammer zuerst dem Plan zugeneigt hatte, irgend einen Wochentag gesetzlich zur Ruhe festzulegen, den jeder Arbeitgeber selbst zu bestimmen berechtigt wäre, ist es dem Arbeitsausschuß mit Hilfe zahlreicher Syndikate nach einem Kampf von ungefähr dreißig Jahren gelungen, daß als wöchentlicher Ruhetag der Sonntag gesetzlich festgelegt worden ist.

Seit den Zeiten Childeberts war die Sonntagsruhe in Frankreich obligatorisch gewesen, und mit der Zeit um einundzwanzig Heiligentage im Jahre vermehrt worden, bis die Revolution 1789 die göttliche Ordnung der Ruhe am siebenten Tage aufhob und durch die Ruhe am zehnten Tag (décadi) ablöste. Das Konkordat, welches Napoleon I. mit dem Vatikan 1801 abschloß, setzte den Sonntag wieder für die staatlichen Einrichtungen ein, während im Gebiet des Handels und der Industrie die Arbeit am Sonntag erlaubt war. Unter der Restauration 1814 wurde nur die äußere Beobachtung des Sonntags geboten, und die dritte Republik gab durch Gesetz vom Juli 1880 in ihrem Bestreben der Lösung des Staates von der Kirche die Arbeit am Sonntag vollkommen frei.

Interessant waren die Mitteilungen über das Ergebnis dieses Gesetzes auf das Gesamtwohl der Arbeiter, die Minister Dubief bei den Beratungen über das Gesetz der Sonntagsruhe kürzlich im Senat zur Sprache brachte. Er hob hervor, daß innerhalb von zehn Jahren ununterbrochener Arbeit dreißig Prozent der französischen Arbeiter durch Ueberarbeiten gänzlich arbeitsunfähig geworden sind, und nun dauernder Ruhe pflegen müssen.

Das Bestreben vom sozial-humanitären Standpunkt aus, die Arbeitskräfte dem Vaterlande zum Wohl zu erhalten, hat nun trotz Trennung des Staates von der Kirche in Frankreich dazu geführt, die in der Schöpfungsordnung begründete Ruhe am siebenten Tage als Staatsgesetz endgiltig auf den Sonntag festzusetzen. M. Thelemann.

Literatur.

Aus dem eigenen Verlag, Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., kam uns zu:

Bible Stories for Parochial and Sunday Schools. **With Scripture Verses and Verses of Hymns and with Questions on the Lessons. With 70 Illustrations of Jul. Schnorr v. Carolsfeld, 4 Maps in colors by Charles Juehne, Chronological Tables, Biblical Coins, Measures and Weights. Cloth and Side Title with picture of Good Shepherd printed in black. The Bible text used in this book is taken from the American Standard Edition of the Revised Bible. 298 page, price 50 cts.**

Das vorstehend genannte Buch ist die englische Ausgabe unserer neuen Biblischen Geschichte, die zum Unterschied von der alten den Titel hat: „Geschichten der Bibel." Wer Kinder zu unterrichten hat, die nur sehr mangelhaft deutsch lesen und verstehen können, wird in dem englischen Buch ein gutes Hilfsmittel für den Unterricht finden neben dem englischen Katechismus. Und wem Kenntnis der Bibel und der christlichen Heilslehre höher steht, als eine mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache, der wird zu diesem englischen Hilfsmittel des Unterrichts greifen, um die Kinder für die evangelische Kirche zu erhalten. — Auch viele Erwachsene, die nur mangelhaft deutsch lesen und sprechen können, oder englische Ehegatten aus andern Kirchen geehelicht haben, dürften auf dieses Buch aufmerksam gemacht werden.

Ferner kam aus unserem Verlag der altbewährte Hausfreund: Evangelischer Kalender auf das Jahr 1907 mit prächtigem Titelbild, worin Jesus als Leiter eines Knaben und Mädchen, beide in moderner Kleidung, dargestellt wird.

Der Kalender bringt außer dem Kalendarium die Erklärung der Kalendernamen in den Monaten April bis Juni inkl., zwei Erzählungen: „Das Gelübde" und „Goldeva".; Lebensbild von Paulus Gerhardt; das neue Naturalisationsgesetz; kurze treffliche Abschnitte „Für den Familienkreis"; Synodales. (Hier werden die verschiedenen Anstalten, Diakonissenhäuser, Waisenhäuser, Asyle, Lehranstalten und andere Institutionen und Werke aufgeführt, die unter Leitung der Evang. Synode stehen.) Von 13 Vermächtnissen kann der Kalender berichten.

Als etwas vollkommen Neues ist zu begrüßen das Adressenverzeichnis der Pastorenwitwen innerhalb der Synode. Dasselbe zeigt leider die überraschende große Zahl von 103 Witwen!

Die Zahl der Emeriten und Invaliden ist nicht genannt; dürfte aber doch wohl auch berücksichtigt werden.

Der Kalender ist zu dem üblichen Preis von 15 Cents, mit Porto 18 Cents, zu haben.

Das Kalendarium mit weißem Papier durchschossen, steif kartoniert, enthält nur die Adressen und Verzeichnisse der Beamten mit Ausschluß alles übrigen Lesestoffes. Preis 10 Cents.

Verlag von Fr. Jansa, Leipzig 1905. Schleiermachers und C. G. Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeinde. Von E. R. Meyer, Oberlehrer in Wohlau. Dem theolog. Seminar der Brü-

dergemeinde in Gnadenfeld zu seiner 150jährigen Jubelfeier und insonderheit dem Pädagogium in Niesky gewidmet. 288 Seiten. Preis ?

Ein sehr lesenswertes Buch. Wenn der Einsender bei Empfang desselben zur Rezension Bedenken hatte, ob dasselbe beim Leserkreise unserer Zeitschrift genügendes Interesse finden werde, da es doch nur für solche geschrieben schien, die von Haus aus an der Brüdergemeinde oder an Schleiermacher besonderes Interesse nehmen, so hat ihm die Lektüre den Eindruck hinterlassen, daß es wohl geeignet ist, bei jedem Leser, der Empfänglichkeit besitzt, geistiges Ringen mitzuempfinden, solches Interesse zu erwecken. Es sind nicht nur individuelle Erlebnisse, die geschildert werden, sondern dieselben stellen einen Typus einer religiösen Bewegung dar, die unter mannigfaltigen Modifikationen sich jederzeit wiederholen wird.

Brinkmann, ein etwas älterer Schulgenosse Schleiermachers, mit dem derselbe erst auf der Universität in intime Beziehung getreten ist, hat die literarische und diplomatische Laufbahn betreten und ist nach einem reichbewegten Leben in hoher Stellung am schwedischen Königshofe gestorben. Seine Geschichte ist für den Zweck des Buches nur von nebensächlicher Bedeutung und ist nur hineingezogen, weil die Nachrichten über seine Schülerlaufbahn reichlicher vorhanden sind als über die Schleiermachers, und weil infolge dessen die Zustände des herrnhutischen Schulwesens zu damaliger Zeit sich anschaulicher schildern lassen, als dies bei Benutzung der spärlicheren Quellen für Schleiermachers Jugendleben allein möglich sein würde. Das Hauptinteresse ist Schleiermacher zugewendet. In der Darstellung des Konfliktes, der zu dem erzwungenen Austritte Schl.'s aus dem Seminar zu Barby und aus der Brüdergemeinde überhaupt führen mußte, merkt man es ja dem Verfasser wohl an, daß er mit seiner Sympathie auf der Seite des Ausgeschiedenen steht, aber die Darstellung ist durchaus objektiv nach beiden Seiten gerecht und auf gründlichster Sachkenntnis und eingehendsten Vorstudien beruhend. Anregend lehrreich sind die Angaben über die wissenschaftlichen Ziele und Leistungen der brüderischen Unterrichtsanstalten. Das Hauptaugenmerk ist natürlich auf die Darstellung der religiösen Eigentümlichkeit gerichtet, wie sie sich im Leben der Anstalten ausprägt. Der Herrnhutismus ist aufs Praktische mit strenger und allseitiger Durchführung übertragener Pietismus,, darauf beruhen seine Vorzüge, seine ungemeine Leistungsfähigkeit, aber auch seine Einseitigkeit. Nicht nur kirchlich, sondern auch bürgerlich, gesellschaftlich haben sich die Brüdergemeinden von „der Welt" abgeschlossen, um einen Gottesstaat im kleinen zu bilden unter Fernhaltung oder Ausscheidung alles Andersartigen. Der Pietismus will es ernst nehmen mit der Religion, Religion ist persönliches Verhältnis zu Gott, nahe liegt für den religiösen Sinn das Bedürfnis, sich Gott in der Gestalt menschlicher Persönlichkeit gegenüber zu stellen, damit das Gemeinschaftsverhältnis ein möglichst nahes, vertrautes werden könne; daher beim Herrnhutismus die geradezu zur Einseitigkeit gesteigerte Hochstellung Christi, vermöge deren er eigentlich nicht nur als Mittler zwischen Gott und Menschheit angeschaut wird, sondern als Stellvertreter Gottes des Vaters. Eine eigene Theologie hat ja wohl der Herrnhutismus nicht geschaffen, sondern das Erbe der lutherischen Orthodoxie gewährte ihm Freiheit, auf Christum, den lieben Heiland, alle die göttlichen Attribute zu übertragen, die das Bedürfnis eines ununterbrochenen gefühlsreichen Liebesverhältnisses in ihm zu finden ver-

langte. Der Heiland, der Herzensfreund und Seelenbräutigam, ist zugleich der erhabene Regierer der Gemeinde und jedes einzelnen, der demselben nicht nur seine sittlichn Pflichten vorschreibt, sondern auch seinen äußeren Lebensgang durch das Los bestimmt, das ist das oberste Gesetz im Leben der herrnhutischen Gemeinde. Da nun aber die Durchführung dieses Gesetzes in die Hände fehlbarer Menschen gelegt ist, so kann es nicht ausbleiben, daß im Namen Jesu Christi Gebote erlassen und Beschränkungen auferlegt werden, die doch nur menschlichen Ursprungs sind. Ein gesetzliches Wesen, mit generalisierender Gleichmäßigkeit die Unterschiede der Individualitäten nicht beachtend, stellt Forderungen, die entweder nur mit Preisgebung der Wahrhaftigkeit befolgt werden können oder, wie es in Schleiermachers Falle geschehen, zum Widerspruche um des Gewissens willen führen müssen. Daß Schleiermacher in seiner Jugend Herrnhuter gewesen, aber aus der Brüderkirche ausgetreten ist, weiß jeder, der ein wenig Kirchengeschichte gelernt hat, aber wie sehr er vom Herrnhutismus positiv und negativ beeinflußt geblieben ist, lehrt das Buch in einer doch noch nicht allgemein bekannten Weise.

Vom Verlag von Jennings & Graham, (Methodistischer Verlag) Cincinnati, O., kam uns zu:

Luther, the Leader; by John Louis Nuelsen. Cloth, price $1.00 net; 255 pages.

Vorliegender Band gehört zu einer Serien-Ausgabe: Men of Kingdom. von welchen, wie der Umschlag angibt, schon 5 erschienen sind: Peter, the Hermit; Augustine, the Thinker; Chrysostom, the Orator; Athanasius, the Hero; Cyprian, the Churchman.

Der uns vorliegende Band hat also Dr. Nuelsen zum Verfasser, Prof. am Method. Deutschen Wallace College in Berea, O. Der als Professor wie als Publizist allzeit eifrige und tätige Verfasser hat in vorliegendem Buch ein schönes Werkchen geschaffen, das gerade dem jüngeren Geschlecht in Amerika ganz besonders zu empfehlen ist.

Ein Leben Luthers in vielen Bänden zu schreiben, ist gewiß leichter, als in einem kleinen Band der ganzen phenomenalen Größe des Mannes gerecht zu werden. In drei Hauptabschnitten mit deutlich markierten Unterabteilungen beschreibt er:

I. The making of the Leader.
II. Pulling down the Old.
III. Building up the New.

Verfasser hat sich bemüht, Luther als ein Kind seiner Zeit verständlich zu machen. Dadurch tritt deutlich hervor, was er mit seiner Zeit gemein hat, auch die Fehler und Makel seiner Zeit; aber um so deutlicher wird auch seine alle Zeitgenossen und Mitarbeiter so weit überragende Größe und Charakterstärke, wodurch allein Luther zum Apostel der Deutschen werden konnte. Mit großer Unbefangenheit schreibt der Verfasser auch solche Dinge, die leicht gegen die amerikanische Art des Christentums verwendet werden können. Aber auch Schwächen und Fehler des großen Mannes werden nicht verschwiegen: so, daß er zu sehr dogmatisch befangen war, um recht im Geist der Liebe auch anders Denkende neben sich zu behandeln und zu ertragen. Ein Fehler, der leider bei seinen blinden Anhängern und Nachbetern hierzulande um

so stärker ausgeprägt ist, je weniger sie an die wahre Größe des Mannes heranreichen.

Auch in unserer evangelischen Kirche sollte dieses schöne Büchlein weiteste Verbreitung finden.

Aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kam uns zu: Bobertag, Pastor J., Isaak August Dorner. Sein Leben und seine Lehre mit besonderer Berücksichtigung seiner bleibenden Bedeutung für Theologie und Kirche. Mit Portrait. Preis 1.50 Mk., geb. 2 Mk.

Verfasser will den Versuch machen, Dorners Leben und Lehre wieder aufzufrischen und zwar nicht nur für die wissenschaftlichen Theologen, sondern auch für weitere Kreise gebildeter Nichttheologen, in der Ueberzeugung, daß insonderheit die Kernpunkte von Dorners Theologie geeignet sind, mancher suchenden Seele weiterzuhelfen zur Klarheit und Festigkeit ihres christlichen Standpunktes. Im ersten Abschnitt sind Dorners Jugendjahre, im zweiten seine Mannesjahre und im dritten Dorners Theologie behandelt.

Wir halten es für sehr zeitgemäß, daß der Verfasser seine Zeitgenossen wieder erinnert an die hervorragende Bedeutung der Theologie Dorners für die evangelische Kirche. Einerseits orthodoxe oder konfessionelle Einseitigkeit, die in die reformatorische Scholastik und Konfession sich versteift, als ob sie der Gipfel des Christlichen wäre —, eine Einseitigkeit, die besonders in diesem Lande bei Lutheranern und Reformierten sich findet und jede Vermittlung ausschließen möchte; anderseits die Neigung rationalistischer Verflachung der christlichen Heilslehre, oder der Gleichgültigkeit gegen präzise Ausprägung aller wichtigen Punkte des christlichen Glaubens — das ist vielfach das Gepräge der heutigen Theologie. Bei der dadurch angerichteten Verwirrung und Unsicherheit, in welche viele gläubige Seelen geraten durch das ungewisse Hin- und Herschwanken auch gläubiger Theologen, ist es eine Wohltat und ein Hochgenuß, eine Theologie zu studieren, die so tief begründet ist in der Schrift, in der Geschichte der christlichen Kirche und in der Erfahrung des gläubigen Christen, wie die Theologie Dorners. Dorner ist gleich weit entfernt von rationalistischer Verflachung wie von konfessioneller Einseitigkeit und Ausschließlichkeit. Seine so gründliche philosophische Durchbildung, seine genauere Bekanntschaft mit den beiden Hauptkonfessionen der protestantischen Kirche, eine Bekanntschaft, die nicht bloß auf Buchgelehrsamkeit sich gründete, sondern auf genauere persönliche Studien in England, Irland, Schottland, Holland, sowie auf seine praktische kirchliche Tätigkeit, die er neben seiner Professur in verschiedenen Stellungen zu üben Gelegenheit hatte, insbesondere zuletzt durch seine Mitgliedschaft an dem Kollegium des Oberkirchenrats in Preußen — das alles war geeignet Dorner zu dem weitsichtigen und weitherzigen Theologen zu machen, wie er in seinen Werken sich zu erkennen gibt. Er ist ein vorzüglicher Systematiker, der es verstand, den Ertrag der Bibelforschung und Geschichte in ein einheitliches System zu verarbeiten. Und zwar berührt er sich nahe mit Oetinger, R. Rothe und besonders mit Martensen, mit dem er lebenslang in treuer Freundschaft verbunden war. Dorner dürfte ganz besonders von uns mehr studiert und berücksichtigt werden, indem er eine mild lutherische Richtung vertritt, die die Schroffheiten einseitigen Luthertums abweist und auch die reformierte Theologie und Kirche

zu ihrem Recht kommen läßt; wie anderseits auch die Fehler der beiden Seiten klar erkannt werden.

Wer Dorners Leben und Schriften nicht kennt, der greife zu diesem Büchlein, das eine kurze und gute Darstellung von beiden gibt und jedem schon zur Genüge zeigt, welche reiche Schätze der Erkenntnis christlicher Wahrheit in Dorners Schriften aufgespeichert sind.

Schlatter, D. A., Die philosophische Arbeit seit Cartesius nach ihrem ethischen und religiösen Ertrag. Vorlesungen an der Universität Tübingen. Preis 4.50 Mk. (Heft 4|5 des 10. Jahrgangs der „Beiträge zur Förderung christl. Theologie." Herausg. von Prof. D. A. Schlatter und Prof D. W. Lütgert. Preis des Jahrgangs 10 Mk.) 255 S.

Das Buch ist nicht in der Form von Vorträgen angelegt, sondern gibt Kapitelabteilungen, im ganzen 23. Es behandelt Cartesius, Spinoza, Leibniz, die Popularphilosophie in Frankreich und Deutschland, die englische Kritik der Vernunft, Kant, Fichte, Schelling, Baader, Hegel, Schleiermacher, Herbart, Schoppenhauer und Nitzsche. Im Schlußkapitel folgen „die religiösen Erträge der letzten philosophischen Bewegungen". Wir gedenken an anderem Ort, im redaktionellen Teil ausführlicher auf das Buch einzugehen, und verweisen daher auf den Artikel: „Der Bankerott der Weltweisheit."

Inhalt der neusten Nummern folgender Zeitschriften aus dem Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh:

Der Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Lic. E. G. Steude. 42. Band. 1906. Preis jährlich 8 Mk.

Inhalt des 10. Hefts: Das Weltvermögen und die Grundprinzipien des Materialismus. (Schluß.) Von F. Kraft. — Die Bezeugung der Tatsachen des Heils in der Predigt, sowie die Grundlagen dieser Bezeugung. (Forts.) Von Pfr. Lic. Dr. Viktor Kirchner. — Theolog. Literaturbericht.

Theologischer Literatur=Bericht. Herausgegeben von Pfr. J. Jordan. 1906. Preis jährlich 3 Mk.

Inhalt des 10. Hefts: Religionsphilosophie und Geschichte (3), Exegetische Theologie (19), Homiletik (4), Judaika (4), Kirchliche Gegenwart (3), Biographisches (7), Literaturgeschichtliches (12), Romane und Novellen (2), Volksschriften (14), Vermischtes (1), Neue Auflagen und Ausgaben (4), Bücherschau, Zeitschriftenschau, Rezensionenschau.

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. 2. Jahrg. 1906. Monatlich ein Heft von 32—48 Seiten. Preis jährl. 5 Mk., mit Porto 5.60 Mk., ins Ausland 6 Mk.

Inhalt des 10. Hefts: Die Freude am Reich. Betrachtung vom Herausgeber. — Abhandlungen: Eine Vorfrage. Von Landgerichtsrat W. Kulemann. — Auch ein neues Einigungswerk. — Allgemeine Mitteilungen: Ergebnis der Umfrage des Deutschen Evang. Kirchenausschusses über die Anrechnung der Tätigkeit im geistl. Amt. — Landeskirchliche Umschau: Rheinland; Provinz Posen; Pommern.

Man wird angesichts der erfreulichen Einigung, die der Protestantismus vollziehen will, die Bedürfnisfrage für dies Unternehmen bejahen dürfen und

ihm gern guten Fortgang und gesegneten Erfolg wünschen. Die vorliegenden Nummern sind frisch geschrieben, bringen Artikel über die Einigungsbewegung in den einzelnen Landeskirchen, aus denen man den Stand der Frage erkennen kann. Wir empfehlen die Monatsschrift allen Pfarrlesezirkeln. In den Einigungsbestrebungen des Protestantismus liegt seine Zukunft. Deshalb wünschen wir dem jungen Unternehmen von Herzen viele Freunde und Leser.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Monatlich ein Heft von 24 S. mit 10—16 Bildern. Preis jährlich 3 Mk., mit Porto 3.60 Mk.

Inhalt des 4. Hefts: Ein farbiger Volkserzieher. Von Paul Richter. (Mit 7 Bildern.) — Die Tragödie von Lientschau. (Mit 3 Bildern.) — Der Kongostaat und die Eingeborenen. Von Paul Richter. — Missionschronik. — Nachrichten vom großen Missionsfelde. — Bücherbesprechungen.

Das uns vorliegende reich illustrierte 4. Heft beginnt mit einem interessanten Artikel des Herrn Past. Paul Richter über „Booker T. Washington", eines früheren Sklaven, der unter trostlosen Verhältnissen aufgewachsen, durch rastlose Arbeit so unendlich viel für sein farbiges Volk getan hat. Seine Anstalten in Tuskegan beherbergen zur Zeit 1100 Zöglinge. Pastor Richter schreibt am Schluß: „Sollte nicht endlich angesichts der Leistungen dieses Mannes das bis zum Ueberdruß gehörte Gerede von der Minderwertigkeit und Bildungsunfähigkeit der Neger zum Schweigen kommen?" Daran reihen sich die jeden Missionsfreund interessierenden Aufsätze: Der Ueberfall von Lientschau im Oktober 1905; der Kongostaat und die Behandlung der Eingeborenen; Missionschronik; Nachrichten vom großen Missionsfeld usw. Das Blatt erfüllt seinen Zweck, Missionsinteresse zu wecken und Missionsliebe zu pflegen, voll und ganz und sei allen christlichen Familien und Vereinen warm emfohlen.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Julius und Paul Richter. Monatlich ein Heft von 8 S. mit 4—5 Bildern. Preis jährlich 1 Mk., mit Porto 1.36 Mk. Beide Blätter zusammen 3.75 Mk., mit Porto 4.35 Mk.

Inhalt des 4. Hefts: Robert Moffat. (Mit 2 Bildern.) — Wie das Wort in Deutsch-Ostafrika nicht leer zurückkommt. Von Pfr. Fricke. (Mit 1 Bild.) — Vermischtes.

Saat und Ernte bringt spannende Aufsätze, welche, unterstützt durch gute Abbildungen, der reiferen Jugend sicherlich Freude bereiten werden. Nr. 4 bringt ein Lebensbild von Robert Moffat und seiner Arbeit im Kapland; Berichte über Erfolge in Deutsch-Ostafrika und 2 kleinere Erzählungen. Allen Jugendvereinen dringend zu empfehlen; zumal der Preis äußerst niedrig gestellt ist.

Glauben und Wissen. Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christl. Glaubens. Herausgeber Dr. phil. E. Dennert. Verlag von Max Kielmann, Stuttgart. Preis jährlich in Deutschland 5 Mk. Erscheint in Monatsheften, 2 Bogen stark.

Diese gediegene Zeitschrift hat ihren 4. Jahrgang vollendet mit dem Jahr 1906. Die Tendenz des Blattes ist schon im Titel genügend angege-

ben. Es tritt den Anmaßungen einer materialistischen Zeitströmung entgegen, bekämpft auch den Unglauben auf theologischem Gebiet; bringt gediegene Artikel aus dem Gebiet der Naturwissenschaft und Literatur; eine Umschau in Welt und Zeit, in Zeitschriften und Büchern, gibt über viele Einzelheiten kurze Nachrichten; ein Fragekasten über ernste religiöse Fragen verhandelt mit den Lesern viele wichtige Punkte, die von allgemeinem Interesse sind So wirkt das Blatt nach allen Seiten hin anregend, belehrend und Irrtümer abwehrend. Wer namentlich für das Gebiet der Naturkunde besonderes Interesse hat,, dem dürfte dieses Blatt sehr willkommen sein.

„Das Reich Christi", Monatsschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums. Herausgeber: Dr. Joh. Lepsius. Bezugspreis für den Jahrgang (36 Bogen) Mk. 6.; Ausland Mk. 6.50. Bestellungen zu machen: Reich Christi-Verlag, Großlichterfelde, Zehlendorferstr. 15.

Wir haben je und dann Veranlassung genommen, auf dieses Blatt aufmerksam zu machen, das so entschieden für die Grundwahrheiten des Christentums eintritt, wenngleich es in Sachen der Inspiration weit entfernt ist von dem, was ein engherziger Orthodoxismus allein als Wahrheit will gelten lassen. Ein weitherziges und doch kernfestes Christentum wird im Reich Christi vertreten, ein Standpunkt, der sich nicht imponieren läßt von den marktschreierischen Produkten der modernen Theologie, die ihren Unglauben als „Resultate der Wissenschaft" im Volke einzuschwärzen sucht. Die Torheit solchen Unterfangens wird gebührend gegeißelt und die biblische Wahrheit mutig verteidigt.

„Die positive Union." Kirchliche Monatsschrift. Organ der landeskirchlichen Vereinigung der Freunde der Positiven Union. 2 Bogen monatlich. Preis in Deutschland Mk. 4. Enthällt kräftige Zeugnisse wider den modernen Unglauben der negativen Theologie. Im Septemberheft erscheint darin ein Vortrag, gehalten von Direktor Past. Stuhrmann in Barmen auf der Kösener Konferenz der Positiven Union am 8. Mai 1906. „Welche Aufgaben erwachsen den positiven Kreisen unserer Landeskirche aus den religiösen Bewegungen der Gegenwart?" Der Vortrag mag mit Erlaubnis der Redaktion in einem späteren Heft des Magazins zum Abdruck kommen.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Das Oktoberheft, mit dem ein neuer Jahrgang beginnt, enthält u. a.: Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den steirischen Alpen. Von Peter Rosegger. — Erdkatastrophen und Vorsehung. Ein Vermittelungsversuch. Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor. — Wieland als Politiker. Von L. Gerhardt. — Was er fand. Eine Novelle von Käthe Sturmfels. — Die Ethik der Gewalt. Von J. Brierly. — Die Eisenstange und die Tiger. Von Hermann Löns. — Der junge Herr des 20. Jahrhunderts. Von Karl Fichte. — Mädchenbildung. Von P. Gruß. — Der Philosoph des Anarchismus und Nihilismus. Zum 100jährigen Geburtstag Max Stirners. Von F. Heman. — Kultusminister von Studt. Von K. M. — Kindermißhandlung. Von Direktor Schädel. — Die Gesellschaft im alten Berlin. — „Stolz sein auf—". Von H. Walling. — Türmers Tagebuch: Jena. Germania in Rußland.

Majestätsbeleidigungen. Unter dem Kaiserauge. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! Feminismus. Um Jesu willen! Auch ein System! Ein frommer Wunsch? — Hohentwiel. Von Dr. Karl Storck. — Hüter der Sprache. Eine Plauderei von O. F. — Die stille Gemeinde. — Ein deutscher Intendant (Wolfgang Heribert von Dalberg). — Retif de la Bretonne. Von Hans Murbach. — Beseelte Bücher. Von F. Lienhard. — Alte Volkskunst und neue Zweckästhetik auf der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung. Von Felix Poppenberg. — Aus dem Eigenen. Von Ludwig Fahrenkrog. — Zum Verständnis moderner Kunst. Ludwig Fahrenkrog. — Der Engel in der Kunst. Von St. — Musikalische Volkskultur. Aus dem Sommer-Tagebuche eines Musikers. Von Dr. Karl Storck. — Melodientaubheit. Von St. — Eugen Gura. Von St. — Kunstbeilagen: Ludwig Fahrenkrog: Die Lebenswoge. Adam und Eva an der Leiche Abels. Lucifers Fall. — Notenbeilage: Lieder von Viktor Hansmann.

„Der Türmer“ ist nach wie vor ein ausgezeichnetes Blatt, das für Bildung, wahrhaft christliche Ethik die wertvollsten Dienste leistet. Je mehr im alten Vaterlande ein öder, unmännlicher Hurrahpatriotismus das ganze Volksleben durchseucht, ein impertinenter Militarismus mit größter Frechheit das freie Bürgertum verhöhnt, verachtet und beleidigt, ein despotisch-knechtseliger Spitzelgeist die Staatsidee verächtlich macht und durch die nie aufhörenden Majestätsbeleidigungsprozesse eine stets höher steigende Verbitterung erzeugt, um so höher muß ein deutsches Magazin eingeschätzt werden, das es wagt, immer wieder und wieder auf diese und andere Krebsschäden des deutschen Volks- und Staatslebens hinzuweisen. Gewöhnliche Zeitungen legen selten oder nie den Finger auf diese bedrohlichen Zustände, die das deutsche Reich wieder einem zukünftigen „Jena“ entgegentreiben. Was liegt der vaterlandslosen Judenpresse am Wohl des deutschen Volks. Die immer größere Vereinsamung des deutschen Reiches, die fortwährend drohenden Koalitionen der Mächte, deren Spitze sich gegen Deutschland richtet, sollte wahrlich Antrieb genug sein, auf wahre Stärkung des Reiches bedacht zu sein. Diese aber wird nicht erreicht durch Despotie und kriechende Knechtseligkeit, sondern durch Heranbildung wahrhaft freier, charaktervoller Männer, die auch „Majestäten“ die Wahrheit sagen dürfen. Solche Männer solch ein Geschlecht zu erziehen, das ist offenbar die Aufgabe, welche der Türmer sich gestellt hat. Und solch ein Geschlecht brauchen wir auch in Amerika, das sich nicht scheut, den falschen Strömungen des Mammonsgeistes, der Plutokratie, des engherzigen Nativismus und Amerikanismus, einer falsch verstandenen Gesetzesfrömmelei und dergl. offen entgegenzutreten und sich auf die wahre Geisteshöhe zu schwingen sucht, die alle falschen Einseitigkeiten zu überwinden trachtet. Möge es dem „Türmer“ beschieden sein, auch hierzulande sich von Jahr zu Jahr mehr treue Freunde zu erwerben. Auch gebildete Amerikaner dürften mit diesem vornehmen Blatt bekannt gemacht werden und es sicherlich hoch einschätzen.

Der deutsche Volksfreund. Ein illustriertes Wochenblatt, herausgegeben von der Amerikanischen Traktatgesellschaft in New York. Preis jährlich $2.00.

Wir halten es für angemessen, zum Beginn des neuen Jahres unsere Leser auf obiges Blatt besonders aufmerksam zu machen. Es ist kein politisches

Blatt und kein denominationelles Kirchenblatt. Es ist dafür ein echt christliches Blatt, das es verdient in jedem Christenhause eine Stelle zu finden. Es beurteilt unsere ganze Zeitströmung und Zeitereignisse vom Standpunkt des Reiches Gottes; bringt gediegene Artikel aus allen Gebieten des Wissens; vertritt einen gesunden evangelischen Standpunkt besonders dem römischen Wesen gegenüber, gibt Rundschau über die Vorkommnisse in Welt und Zeit; in prächtigen Bildern werden teils Personen, teils Monumente oder Landschaften oder Szenen aller Art abgebildet. Kurz, der deutsche Volksfreund verdient es, als ein Mittel gebraucht und empfohlen zu werden, um der glaubens- und christusfeindlichen Tagespresse entgegenzuwirken. In gebildeten deutschen Familien sollte der deutsche Volksfreund viel mehr Verbreitung finden, als er sie tatsächlich bis jetzt gefunden hat.

Die Wartburg. Deutsch-evangelische Wochenschrift. Amtliche Zeitschrift des deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark und des Salzbundes. Erscheint in München im Verlag von J. F. Lehmann. Preis fürs Ausland 2.15 Mk. vierteljährlich.

Dieses Blatt berichtet hauptsächlich über alte und neue Vorkommnisse in dem Verhältnis zwischen der protestantischen und katholischen Kirche.

Uebergriffe, Gewaltstreiche von katholischer Seite und dergl. werden fast in jeder Nummer berichtet. Ferner hält es besonders seine Leser auf dem Laufenden in Sachen der „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich und berichtet wie dort Klerus und Regierung ihr möglichstes tun, um der Ausbreitung des Evangeliums in Oesterreich möglichst viele Hindernisse zu bereiten.

Rom ist und bleibt stets derselbe heimtückische Feind der evangelischen Kirche und aller wahren Geistesfreiheit, und es ist gut, wenn seine Machenschaften der Welt bloßgelegt werden durch ein Blatt, wie die Wartburg.

Die Reformation. Deutsche evang. Kirchenzeitung für die Gemeinde. Herausgegeben von Pastor Ernst Bunke; Tempelhof, Berlin, Berlinerstr. 15. Erscheint in wöchentlichen Heften, Preis jährl. in Deutschland Mk. 8.00. Verlag Berlin, S. W. 61, Johanniterstr. 6.

Ein in positiv gläubigem evangelischem Sinn gehaltenes Blatt, das stets Fragen behandelt, welche die Gegenwart der kirchlichen Zeitlage erzeugt. Es bringt Nachrichten aus dem kirchlichen wie theologischen Gebiet, monatliche Umschau in Zeit und Welt, geschrieben von Dietr. v. Oertzen, vierteljährlich als Beilage ein Literaturblatt. Der Leser wird da also gut orientiert über viele Dinge, die wir oft nur kurz berühren oder andeuten können.

„Der Zionsfreund." Vollendete seinen 8. Jahrgang. Herausgeber: Pastor Arnold Frank, Hamburg 4, Eimsbüttelerstraße 31. Dieses Blatt bringt Nachrichten aus der Mission unter Israel und erscheint jeden Monat. Es wird gegen Vergütung des Portos frei an Freunde der Judenmission im In- und Auslande verschickt. Briefe und Liebesgaben sind an obige Adresse zu senden. Das Novemberheft 1906 bringt den interessanten Lebenslauf und die Bekehrungsgeschichte von Pastor H. Jakobs, welche zeigt, wie wunderbar Gott der Herr den Seelen nachgeht, die er als Werkzeug seines Reiches auserseher hat. Auch die Bekehrungsgeschichte seines Sohnes ist noch kurz mitgeteilt.

„Haus und Herd." Ein Familienmagazin für jung und alt. Erscheint monatlich bei Jennings & Graham, Cincinnati, O. Preis pro Jahr $1.50. — Ein fein illustriertes Familienblatt, das interessante Erzählungen Bilder und Beschreibungen gibt aus Nah und Fern, aus der Vergangenheit und Gegenwart. Auch die Lektionen der Sonntagschule und Nachrichten aus der Epworth Liga erscheinen in dem Magazin. Es ist unterhaltend und belehrend und für jede christliche Familie empfehlenswert.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 9. Band. St. Louis, Mo. März 1907.

Eine Passionsbetrachtung.

Joh. 12, 1—8; Matth. 26, 6—13; Mark. 14, 3—9.

Von P. E. Otto.

Der Dichter sagt: „Es dient zu meinen Freuden und kommt mir herzlich wohl, wenn ich in deinem Leiden, mein Heil, mich finden soll," und damit will er doch sagen, daß es für uns alle zum größten Heile und Segen gereicht, wenn wir den Zusammenhang erkennen und erwägen, in welchem dies Leiden Jesu mit unserm Leben, Glauben und Hoffen steht, wenn wir einsehen, was dies Leiden Jesu uns angeht. Sind es doch leider viele, die so leben, als ob dies Leiden Jesu sie eben nichts anginge. Wenn ich aber erkennen will, was es mich angeht, muß ich doch zuvörderst betrachten, wie es an und für sich war, wie es zugegangen ist; dem Stufe für Stufe nachzugehn, dazu sind unsere Passionsgottesdienste da.

Wir wissen, daß Jesus aus der Bescheidenheit seines irdischen Berufes, in welchem er bis in sein Mannesalter hinein als der Zimmermannssohn in der Stille gelebt, in die Oeffentlichkeit hervorgezogen worden ist durch die gewaltige Geistesbewegung, welche sich an das Auftreten Johannis des Täufers knüpfte, wie er seines Berufes inne geworden ist, nicht nur der Verkündiger, sondern der Bringer und Ausrichter des Reiches Gottes zu sein. Wie er diesen seinen Beruf auffassen und ausrichten, wie er die ihm dazu verliehenen Gottesgaben anwenden solle, und wie nicht, darüber ist er sich von Anbeginn an mit Entschlossenheit klar geworden, darein läßt uns die Versuchungsgeschichte einen Einblick tun. Sie zeigt uns zunächst, wie er seine Sendung nicht auffassen, seine Gaben nicht anwenden darf und will: nicht dazu, Steine in Brot zu verwandeln, sich die Nöte des Lebens zu ersparen und sich gute Tage zu machen, nicht, sich von der Zinne des Tempels herabzulassen und durch Ausführung kühner, selbstgewählter Wagnisse sich den Ruf eines großen Wundertäters zu erwerben, nicht nach der Welt Macht, Pracht und Herrlichkeit zu trachten auf die Gefahr hin, mit dem Geiste der Welt und des Fleisches im geringsten einen Vertrag schließen

zu müssen. So ist das Ergebnis zunächst ein verneinendes, falsche Wege ablehnendes: Nein, so stehts ihm fest, so soll es nicht sein; wie aber denn? Das hat der Heiland dem Rat und Plane seines himmlischen Vaters überlassen, wie er es fügen würde. Wir sehen jetzt von der Erfüllung aus, was der himmlische Vater mit ihm vorgehabt hat, wie es dem ziemete, um deswillen und durch den alle Dinge sind, der da viele Kinder zur Herrlichkeit führet, daß er den Herzog ihrer Seligkeit durch Leiden vollkommen machte, daß derselbe wie die eherne Schlange erhöht werden, und daß gerade aus seinem Tode der Welt das Heil werden sollte. Daß nun der Sohn Gottes von Anbeginn an, wie er den Beruf, der Bringer des Gottesreiches zu sein, vom Vater empfangen, auch entschlossen gewesen ist, sein Leben und alle seine Kräfte zur Ausrichtung desselben einzusetzen, ja wenn's sein sollte, auch sein Blut dafür zu vergießen, das ist ja gewiß; ja mehr noch, daß es ihm von Anfang an klar gewesen ist, wie die Ausführung dieses Berufes nicht anders als mit großem Kampf, unterm Widerstande gewaltiger Macht und schließlich mit Selbstopferung, mit Preisgebung seines Lebens geschehen könne, das hat er mit klaren Worten ausgesprochen. Darin eben ist er auch uns gleich geworden, er hat gehandelt nach derselben Regel, die er auch uns, wenn wir seine Nachfolger sein wollen, als Weisung gegeben hat: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer es aber verliert um Gottes willen, der wird es finden."

Aus dem allen folgt aber doch nicht, daß der Herr Jesus seinen Tod als den eigentlichen Endzweck seines Lebens angesehn und denselben gesucht habe, daß er nach Jerusalem gezogen sei, um sich dort kreuzigen zu lassen, um den Zorn und Haß seiner Gegner zu reizen und sie zur Bluttat aufzustacheln, damit dadurch der Wille Gottes befriedigt und der Menschheit Vergebung der Schuld erkauft werde. Die Geschichte des Griechenvolks erzählt von einem Könige, der zum Wohle seines Volkes den Tod gesucht hat. Zwischen zwei Städten oder Staaten, Athen und Sparta, war Krieg; nach hergebrachter Weise fragten beide Parteien beim Beginn des Kampfes die weissagende Gottheit um Rat, welche Partei siegen werde, was zur Gewinnung des Sieges erforderlich sei. Die Antwort lautete: Das Heer wird siegen, dessen König zuerst umkommt. In beiden Heeren ging darum der Befehl aus, dem Könige der Gegenpartei im Kampfe ja kein Leid zu tun, seinen Angriffen nicht mit Gegenwehr zu begegnen. So zog sich der Krieg mehr und mehr zur Bedrängnis der Athener in die Länge. Da beschloß der edle König derselben, Codrus hat er geheißen, der Bedrängnis ein Ende zu machen und durch seinen Tod seinem Volke den Sieg zu verschaffen; er verkleidete sich als ein Tagelöhner, ging mit der Holzaxt ins Lager der Feinde, um Arbeit zu suchen, dabei fing er unter irgendwelchem Vorwande einen Streit an und ward unerkannt erschlagen. Als man an seiner Leiche die Zeichen der königlichen Würde bemerkte, ergriff Mutlosigkeit die Spartaner: die Götter sind wider uns, lasset uns fliehen, und die Athener erfochten einen leichten Sieg. Nun, dieser edle Mann

hat den Tod gesucht, um dadurch die Gunst der Götter für sein Volk zu erkaufen.

Der Göttersspruch, der dort erlassen war, beruht auf der Vorstellung vom Neide der Götter. Die Gottheit ist neidisch, so war der heidnische Glaube, sie gönnet keinem Menschen ein vollkommenes Glück; wer ein großes Gut erwerben will, der muß mit einem Opfer dafür bezahlen. Hat Jesus auch diese Vorstellung von seinem himmlischen Vater gehabt, daß er, um gnädig sein zu können, erst seinen Zorn stillen und Blut sehen müsse? Nein, gewiß nicht, Jesus hat den Willen seines himmlischen Vaters besser gekannt. Was ist der Wille Gottes, der in seinem Reiche erfüllt werden soll? Gott w i l l , daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, Gott will n i c h t , daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre. D i e s e n Willen seines Vaters hat Jesus zu erfüllen gesucht, das ist der Endzweck seines Lebens gewesen, d a r u m hat er das Wort ergehen lassen, in dem er gewissermaßen die Summa seines Wollens und Wirkens zusammenfaßt: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken". „Darum ruft er: „Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel." Sein Volk und durch dieses die Menschheit z u G o t t z u f ü h r e n , das ist's, was er e i g e n t l i c h gewollt hat.

Nun ist es ersichtlich, daß der Herr Jesus bei der Ausrichtung dieses heiligen Gotteswillens sich selber, sozusagen, eine große Rolle zugedacht, eine hohe Stellung sich zugewiesen hat. Er hat w o l l e n der Lehrer, der Meister und Herr, ja der Herrscher und König seines Volkes sein, natürlich ein Herrscher, der zugleich Diener auch des Geringsten sei, mit einem Worte, er hat der Messias seines Volkes sein wollen, das hat er erwünscht, ersehnt, erhofft, erbetet, das ist, wenn man so sagen darf, das Ideal seines Lebens gewesen. Und das Mittel, durch welches er die Erreichung dieses Zieles hat anstreben wollen, war ihm das Wort Gottes, dem er die unvergängliche und unwiderstehliche Siegesmacht zugetraut hat. Auf der andern Seite aber ist's doch auch nicht so gewesen, daß er irgend eine Zeitlang sich gewissermaßen dem schönen Traume hingegeben habe, als werde es ihm gelingen, durch seine Lehre sein Volk zu bekehren, für Gott zu gewinnen und ein stilles, heiliges, friedliches Gottesreich in seinem Volke zu gründen, dem sich dann die Völkerwelt huldigend neigen würde, daß ihn nur allmählich die rauhe Wirklichkeit über die Aussichtslosigkeit dieser schönen Erwartungen belehrt hätte, und daß ihm schließlich nichts übrig geblieben sei, als auf sein Ideal zu verzichten und sich mit Sanftmut und Würde in das Unvermeidliche zu fügen. Seinen Jüngern ist es so gegangen, sie haben sich dem verlockenden Traume hingegeben, daß ihr Meister der siegreiche König eines Reiches sein werde; er selbst hat sich nie in dieser Täuschung befunden.

Das zeigt uns auch die vor uns liegende Erzählung. Wir finden Jesum in Bethanien, einem Flecken, etwa 1½ Meilen von der Haupt-

stadt Jerusalem entfernt gelegen, in einem Hause, das er sich durch vielfältige Wohltaten verbunden hatte. Die Evangelisten Matthäus und Markus nennen uns den Namen des Hauswirtes: Simon, der Aussätzige; natürlich ist's ein geheilter Aussätziger, denn ein noch mit der Krankheit Behafteter hätte Jesum nicht einladen können, jener hätte sich nicht einmal in seinem Hause aufhalten dürfen, sondern von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, hätte er draußen vor der Stadt wohnen müssen, war doch nach den Vorurteilen des Volks gerade der Aussatz die Krankheit, die als das leibhaftige Abbild der Sünde und als das offenbare Zeichen des göttlichen Fluchs angesehen wurde, und da die furchtbare Krankheit fast nie, es sei denn durch ein Wunder, heilbar war, so dürfen wir wohl annehmen, daß dieser Simon von Jesu geheilt worden war und dieser den Unglücklichen seiner Familie wieder gegeben hatte. Der Evangelist Johannes lehrt uns die andern Glieder der Familie kennen, Martha, Maria und Lazarus. Martha, wahrscheinlich die Frau des Simon, hat während der Abwesenheit ihres Mannes das Hauswesen desselben versehen und sie hat schon früher Jesum in ihr Haus aufgenommen und sich viel Sorge und Mühe gemacht, ihm zu dienen. Die Schwester, Maria, ein empfängliches, großer Gedanken fähiges Gemüt, empfindungsvoll und leicht zur Begeisterung geweckt, hat schon früher in der Gegenwart Jesu die kleinen Verrichtungen des täglichen Lebens für Nebensache und die Stunden des Zusammenseins mit ihm für unschätzbar gehalten, und sie dem einen, was not ist, gewidmet. Und nun war vor kurzem die Dankbarkeit der Familie auf den Gipfel erhoben durch die Auferweckung des Lazarus, den Jesus lieb hatte. In diesem Hause nun pflegte Jesus auch sonst wohl nach den Kämpfen und Mühen des Tages eine heimatliche Ruhestätte zu finden, diesmal war's aber noch eine besondere festliche Gelegenheit, ein Ehrenmahl war ihm bereitet. Die Berichte der Evangelien stimmen hier nicht ganz überein, wie das so zuzugehen pflegt, wenn ein und dieselbe Begebenheit von Mehreren berichtet wird, daß Abweichungen in den Nebenumständen sich einzustellen pflegen. Nach dem einen hat das Mahl sechs Tage vor Ostern stattgefunden, nach den andern zwei Tage vor dem Feste, nach dem einen hat der feierliche Einzug in Jerusalem schon stattgefunden, nach dem andern steht er noch bevor. Wie dem nun auch sei, die Stimmung der Tischgenossenschaft an jenem Abend können wir uns denken, eine hochgespannte Erwartung der Dinge, die da kommen sollen und müssen. Die Stunde der Entscheidung ist gekommen, Jesus steht vor der Türe Jerusalems und klopft an, er fordert sein Volk heraus zur Wahl. Er verkündigt Gottes Reich, Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit, Reinigung des entstellten Gottesdienstes, er ruft: tut Buße. Ihm gegenüber stehen die Pharisäer, die Hohenpriester, die Schriftgelehrten: „Wir brauchen keine Buße, wir wissen, daß Gott mit Mose geredet hat, wir haben das Gesetz, den Tempel, die Opfer, wir tun nach Gottes Gesetz, wir sind Gottes Volk." Wem wird Jerusalem folgen? Bis jetzt hat sich's gar nicht so ungünstig angelassen. Monate vorher schon haben die

Hohenpriester ihr Gebot ausgehen lassen, daß jeder in den Bann getan werden solle, der es mit Jesu halte, daß man ihn anzeigen solle, wo er wäre, auf daß man ihn verhaften könne; und was hatte ihr Drohen bis jetzt gefruchtet? Bis an die Schwelle Jerusalems, nach Bethanien, war etliche Wochen zuvor Jesus aller Gefahr trotzend gedrungen, um sein Rettungswerk an Lazarus' Grabe zu vollziehen, und nun gar jetzt vor dem Feste, wo so viele Galiläer nach Jerusalem gekommen sind, was war da nicht alles zu befürchten und zu hoffen: „alles Volk hängt ihm an." Frei ist Jesus im Tempel aufgetreten, und niemand hat's gewagt, Hand an ihn zu legen; sie haben ihn wollen zur Rechenschaft ziehen: „aus welcher Macht tust du solches?" Er hat's abgelehnt, sie als seine Richter anzuerkennen, und hat ihnen die Gegenfrage gestellt: was dünket euch von Johannis Taufe? Sie haben sich nicht getraut, hierauf Antwort zu geben, und so hat auch er ihnen die Antwort verweigert; sie haben ihn wollen in Versuchung führen, ihn als einen Rebellen gegen des Kaisers Herrschaft hinzustellen, aber er hat ihre Arglist zu Schanden gemacht: kurz, nach Menschen Gedanken stand, sozusagen, Jesu Sache gar nicht schlecht, unanfechtbar schien er dazustehen, und wir können uns denken, daß die Jünger in gehobener Stimmung eine große Wendung zugunsten ihrer und ihres Meisters Sache erwarteten.

Auf der andern Seite mag's auch nicht an Solchen gefehlt haben, denen eben wegen der Nähe der Entscheidung ihre Verbindung mit Jesu bedenklich vorkam. So vielleicht und wahrscheinlich der Gastgeber Simon. Daß Jesus das Gastrecht bei ihm beanspruchte, konnte er zwar nicht ablehnen, er konnte ja nicht leugnen, daß er Jesu Dank schuldig war, und er mußte es in der Ordnung finden, daß Jesus, wenn er in Jerusalem war, sein Haus, sozusagen, als Absteigequartier benutzte, aber vielleicht war's ihm doch nachgerade etwas zu viel, obgleich er ein begüterter Mann war, so wiederholt für eine zahlreiche Gesellschaft Quartier zu bieten, und vor allem war's ihm doch bedenklich, daß er vielleicht von der herrschenden Partei ganz und gar als ein Anhänger des Nazareners angesehen werden möchte, und mit den Obersten in Jerusalem mochte er's doch um keinen Preis verderben; so mag er's trotz der äußerlich gewährten Gastfreundschaft Jesum haben fühlen lassen, daß seine Anwesenheit nicht ganz willkommen sei. Da tritt Maria herein, vielleicht eben durch die Undankbarkeit ihrs Schwagers zum Widerspruch herausgefordert, will sie die kühle Zurückhaltung desselben ausgleichen durch eine glänzende Huldigung, die sie Jesu darbringt. Kostbare, Wohlgeruch verbreitende Salben gehörten im Morgenlande zu den Luxusgegenständen eines wohlbegüterten Hauses und wurden wie Schmuckgegenstände oft Jahre lang aufbewahrt für besondere feierliche Gelegenheiten. Eine solche, meint Maria, ist jetzt gekommen, wie sie ähnlich nicht wieder kommen mag. Sie will aber mehr als bloß einem hochgeehrten Gaste eine besondere Ehre erweisen, sie will an ihrem Teile ein Bekenntnis aussprechen, was Jesus i h r sei. Jesus hat die Annahme des Titel Messias lange vermieden, weil zu leicht mit demselben sich falsche Vorstel=

lungen verbanden; er wollte nicht der Messias nach den Vorstellungen des Volks sein, und doch der rechte Gesalbte Gottes w o l l t e er sein. Und nun tritt Maria herzu und eignet sich mit ihrer Tat das Bekenntnis an, das einst Petrus in geweihter Stunde im Namen der Jünger ausgesprochen, und von dem Jesus geboten hatte, sie sollten es niemanden sagen. Maria bekennt in ihrer Tat das Geheimnis des Jüngerglaubens: „Du bist m e i n Gesalbter; mögen die Obersten und Hohenpriester dich verkennen und dir die Salbung zum Könige verweigern, ich, ein armes Weib, ich die Sünderin, erkläre dich für meinen Heiland, für den Bringer des Reiches Gottes; ich bin nicht wert, dir das Haupt zu salben, die Füße laß mich salben in tiefster Demut." Es ist nicht denkbar, daß Maria mit klarem Bewußtsein Jesu die letzte Ehre erweisen, ihn zuvorkommend zu seinem Begräbnisse salben wollte; woher hätte sie das wissen sollen, was eben kein Mensch wußte und woran keiner dachte, daß Jesu Ende so nahe bevorstehe? Wohl mag eine Ahnung ihr Herz erfüllt haben, daß der Herr, den sie in Demut verehrt, so hoch, so herrlich über ihr stehe, und zu so großen und hohen Dingen berufen sei, daß er ihrem Kreise entrückt werden und für sie nicht mehr da sein werde, so daß die Salbung gewissermaßen ein Abschiedszeichen für sie war; aber eine Trauerhandlung, womit sie ihrem Schmerze um den bevorstehenden Verlust Ausdruck geben wollte, war es sicher nicht.

Man hätte erwarten sollen, daß jubelnder Beifall aus dem Kreise der Jünger die Handlung Marias begrüßen würde: Du hast Recht, Maria, er i s t der Gesalbte, und keine Salbe ist für ihn zu kostbar; es ist ja auch denkbar, daß solcher Beifall gezollt worden ist, und daß die Evangelisten den Umstand nur unerwähnt gelassen haben, sie erzählen uns nur von einer abweisenden Stimme des Mißfallens, die von einer Seite laut wird, nach dem Ev. Joh. ist es Judas, der durch seine absprechende Bemerkung auch die andern ansteckt. Die Rede klang verständig, praktisch, sie war aber nicht einmal ehrlich gemeint, und wäre sie's gewesen, wäre sie doch nicht berechtigt. Was wäre ein Leben, wenn es bloß nach verständig-nüchterner Regel zugeschnitten wäre, wenn jede freie Aeußerung der Liebe verpönt wäre; es gibt ja solche Menschen, und es ist ja vielleicht auch gut, daß es solche gibt, die alles nach der pur verständigen Regel der Nützlichkeit eingerichtet haben wollen, aber daß sie die Alleinherrschaft in der Welt führen sollten, davor behüte uns Gott.

Maria bekümmert sich und tritt scheu zurück, mißtraut sich selber und meint wirklich, eine Taktlosigkeit begangen zu haben, und während sie kühn genug gewesen war, sich mit dem Urteile aller Obersten des Volkes in Widerspruch zu setzen, schüchtert der Tadel eines Jüngers, von dem sie ja annimmt, daß er den Sinn Jesu besser als sie verstehen werde, sie völlig ein.

Jesus nimmt Maria in Schutz, aber auf eine Weise, die sowohl für sie selbst wie für die Jünger äußerst überraschend und zugleich tief betrübend sein mußte: „Daß sie dies Wasser auf meinen Leib gegossen, das hat sie getan, daß man mich begraben wird." Da war es wieder.

das schlimme Wort von seinem Tode, das die Jünger schon ein paar Mal gehört und nie verstanden hatten, das sie immer erschreckt hatte, jedesmal wenn ihre Hoffnungen recht am Aufblühen waren, da kam dies Wort wie ein kalter Hauch die Blüten tötend. Aber ob's Menschen, auch den liebsten, gefiel oder nicht, es hat doch ausgesprochen werden müssen, denn es war wahr; und so ist es noch, mag das Wort vom Kreuze ein Aergernis sein oder als eine Torheit gelten, es ist doch eben so und nicht anders, der Weg zur Herrlichkeit geht durchs Kreuz; durch Sterben zum Leben, durch Leiden zur Herrlichkeit, das ist der Wahrspruch des Christentums. Maria hat recht getan, ein edles Werk, sie hat getan was sie konnte — und mußte, sie hat weissagend gehandelt, ohne zu wissen, Gott hat durch sie geredet und sie geheißen, was sie tun soll. Wenn das Reich Gottes ein irdisches wäre und der Messias ein irdischer König, dann wäre ihr Tun unberechtigt, sie hätte keine Befugnis gehabt, den Herrn zu salben, solch ein König hätte vom Hohenpriester gesalbt werden müssen, nachdem er von der Masse, der Majorität auf den Thron erhoben wäre. Aber so ist's hier nicht; dieser König verdankt seinen Thron nicht menschlicher Anerkennung, sondern göttlicher Sendung; nicht gewählt ist er worden von seinem Volke, sondern verstoßen und verworfen, nicht gesalbt vom Hohenpriester, sondern verflucht, nicht anerkannt von dem Gesetz des Buchstabens und der Satzungen, sondern gerichtet und verdammt, „wir haben ein Gesetz", hat's geheißen, „und nach dem muß er sterben;" und das hat geschehen müssen, auf daß wir von den Banden und dem Fluche eben dieses Gesetzes erlöset würden und nicht mehr unterm Gesetz seien, sondern unter der Gnade. Darum darf ihm nun auch jedes, auch das geringste Menschenkind gläubig dankend nahen, solche Huldigung gefällt ihm wohl. Jesus nimmt Maria nicht nur in Schutz, sondern er preiset sie: „wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat." Sie ist mit ihrer Huldigung ein bleibend Muster und Vorbild, das uns zeigt, was der Herr um uns verdient, was er von uns begehrt.

Tausend Dank, du treues Herz der Herzen,
Alles in uns betet an. Amen.

Die Auferstehung Jesu Christi.

Von Prof. W. Baur.

Seit bald 1900 Jahren erschallt die Predigt von dem Auferstandenen! Wo man ihr zufiel, da hat sich die Lebensmacht des Evangeliums an den Herzen bewährt und in der Welt ein Neues geschaffen, ein Neues, das man geahnt und ersehnt, aber aus eigener Kraft nicht erreichen konnte. Es fehlt natürlich auch nicht an solchen, die der Wundermähr vom gekreuzigten, begrabenen und auferstandenen Gottes- und Mariensohn zweifelnd gegenüberstanden. „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Und so geht's noch heute. Es gibt, versichert man uns, keine

Durchbrechung des festgefügten Naturzusammenhangs. Was nicht auf dem Wege des Experimentes vor unsern Augen sich irgendwie wiederholen läßt, das ist ins Reich der Sage und in den Wundergarten der Poesie zu verweisen. Dort mag es seine eigentümliche Bedeutung haben, es mag insofern der Wirklichkeit angehören und dieselbe uns verständlich machen, aber geschichtliche Wirklichkeit oder wirkliches Geschehen ist diesen Dingen nicht zuzuschreiben.

Da nun aber der Bestand des Christentums geschichtlich nachweisbar im engsten Zusammenhang mit der Predigt vom gekreuzigten und auferstandenen Christus steht, ja von ihr durchaus abhängt, so muß man sich doch billig fragen, wie konnte diese Predigt derartig wirken? Wird die Geschichtlichkeit des Inhalts der apostolischen Verkündigung vorausgesetzt, so ist das Problem damit noch nicht gelöst. Wird uns die Lösung auf anderem Standpunkte leichter, oder müssen wir gar die kirchliche Lehre preisgeben, um überhaupt das Problem lösen zu können? Wir haben das Recht und die Pflicht, die verschiedenen Lösungsversuche zu prüfen; unser evangelischer Standpunkt gewährleistet uns das eine und treibt uns zum andern.

A. Die Lösungsversuche.

1. Wie kam es, daß die Meinung verbreitet wurde, Christus sei leibhaftig aus dem Grabe erstanden? Sehr einfach, antwortet der Hoherat und ihm nach andere, Heiden und Christen: die Jünger haben den Leichnam Jesu gestohlen! Danach hätte sich das Christentum auf nacktem Betrug aufgebaut. Das ist denn doch eine ganz ungeheuerliche Behauptung! Darum begnügten sich die andern mit der Annahme des Scheintodes. In dem kühlen Grabe, angeregt durch den Duft der Salben, ist Christus wieder zu sich gekommen. Also ein Mißverständnis, das der Herr nicht zerstreute, sondern bestehen ließ; eine leichtsinnige Annahme, ein voreiliger Schluß, das sind die Quadern, auf denen der Bau der christlichen Kirche ruht! Professor E. Riggenbach (Die Auferstehung Jesu; 1. Serie, 5. Heft der biblischen Zeit- und Streitfragen) behauptet von diesen beiden Hypothesen mit Recht, sie seien heute verschollen. Hat Lessing sich über die Orthodoxie geärgert, weil sie das Gewicht einer Ewigkeit an die Spinnenfäden äußerer Beweise hängen zu können wähnte, so darf man obigen dreisten und törichten Behauptungen gegenüber sagen: auf solch morschem Fundamente kann selbst in dieser nicht schwer zu täuschenden Welt nichts einigermaßen Dauerndes erreicht werden.

Die erste Gemeinde hat an die Auferstehung Christi aus dem Grabe geglaubt. Man hat davon als von einer Tatsache gepredigt und so kam es zur Ausbreitung des Christentums, zur Sammlung von Gemeinden unter Juden und Heiden, zur Gründung einer Kirche, in der heute noch Millionen glauben, daß Christus wahrhaftig auferstanden ist; wie will man diese Tatsache hinreichend erklären?

„Die Kritik," sagt Horn (Neue kirchliche Zeitschrift 1902, Hefte 4—7), „die das versuchte, vollzog im Wechsel ihrer Hypothesen einen

bemerkenswerten Selbstobjektivierungsprozeß." Die Jünger waren Betrüger! Nein, sie waren nur leichtgläubige Menschen! Durchaus nicht; „sie mußten an den verklärten Erstandenen glauben. Ihr Innenleben entzündete sich unwiderstehlich zu Visionen des wunderbar Verklärten." So sagen die Vertreter der subjektiven Visionshypothese. Dazu gesellte sich dann die objektive Visionshypothese, auf die aber in ihrer neuesten Gestalt der so wie so nicht ganz glücklich gewählte Name gar nicht mehr paßt. Endlich aber sollten wir auch dem Versuch, die Auferstehung Christi spiritistisch zu erklären, unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

2. Was die (subjektive) Visionshypothese anlangt, so müssen wir uns zunächst über Entstehung und Bedeutung der Vision klar zu werden versuchen. Die Vision entsteht, wenn die Seele dem, was sie im Zustande des Traumlebens unmittelbar fühlt, Gestaltung gibt. Objektiv wirklich ist dabei nur die Seelentätigkeit und der ganze psycho-physische Vorgang.

Infolge einer Täuschung wird das Geschaute oft ebenfalls für wirklich vorhanden gehalten, und insofern erklärt man die Vision für eine Sinnestäuschung im Bereiche der Gesichtssphäre; vielfach wird man auch ein Recht haben, die Vision für eine krankhafte Sinnestäuschung auszugeben. Jedenfalls gehört die Vision dem Traumleben der Seele an, wie sie ja auch im gewöhnlichen Traum stattfinden kann. Die Grenze zwischen Normalem und Abnormem, Gesundem und Krankem ist hier besonders schwer festzustellen.

Den Stoff zu seinen „Gesichten" nimmt der Visionär aus dem, was ihn im nicht visionären Zustande innerlich besonders erregt und umtreibt; es sind die Gegenstände (und was damit zusammenhängt) seiner Furcht, Hoffnung, Erwartung, Liebe und Andacht, die ihm in der Vision scheinbar leibhaftig gegenübertreten.

Gehört der Inhalt des Geschauten ins Gebiet des Religiösen, so haben wir es mit der Art der Vision zu tun, die uns in diesem Zusammenhange natürlich allein interessiert.

Endlich ist zu beachten, daß, wenn auch jeder Mensch die Anlage zum Visionär haben mag, doch nicht jeder ein solcher wird; die Geschichte lehrt uns aber, daß zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen Visionäre auftraten und in schneller und andauernder Folge größere oder kleinere Kreise Visionen erlebten.

So sei es nun auch in den Zeiten der Apostel gewesen. Die Jünger des Herrn seien besonders visionär veranlagt gewesen; man verweist hier natürlich auf Maria Magdalena und hauptsächlich auf Paulus; man redet von der „enthusiastischen Geistesart der Galiläer" und von „visionärer Ansteckung." Man nimmt an, die Visionen hätten monatelang angedauert und seien nur langsam und allmählich ausgeblieben.

Aber, wie kam es zu den Visionen? Das Seelenleben der Jünger war durch Jesu Tod in seinen Tiefen erschüttert und aufgewühlt; man

konnte zunächst nicht begreifen, wie es mit dem Meister ein solches Ende nehmen konnte. Aber die Liebe zu dem Gekreuzigten war nicht erloschen; der Glaube nur angefochten, aber nicht gänzlich gewichen. Man erinnerte sich an Jesu Worte von seinem Sterben und Auferstehen und kämpfte gegen die rauhe Wirklichkeit an. Jetzt stand man vor dem Grabe; man fand es offen und leer. Da kam es wie eine himmlische Erleuchtung über das arme, gequälte Herz! Er ist auferstanden! Und nun — sah man ihn.

So mußte eine Tatsache — das leere Grab — schließlich die Visionen herbeiführen helfen. Auch sonst aber greifen die Visionstheoretiker noch zu Hilfsmitteln aus der Außenwelt. „Donner und Blitz, Fieber, Sonnenstich bei Paulus, bei den Jüngern Luftspiegelungen auf den Bergen Galiläas, Fasten, Gebets- oder auch religiöse Tanzversammlungen, unheimlich klappernde Fenster und dergleichen mehr" (nach Horn a. a. O.).

Was besonders Paulus anlangt, so wird auf die Erfahrungen hingewiesen, die er als Christenverfolger gemacht. Er habe aus ihren Predigten schon von dem Sühnetod Jesu gehört; er habe sich einem Opfermut und einer Märtyrer-Freudigkeit gegenüber gesehen, die ihn innerlich umgetrieben und beunruhigt habe, besonders auf dem Wege nach Damaskus. „Peinliche Zweifel am Recht" seines Tuns sollen in ihm aufgestiegen sein und ihn innerlich gefoltert haben. „Schreckliche Bilder" traten vor seine Seele und ängstigten ihn dermaßen, daß er, der visionär Veranlagte, unter allerlei äußeren Einwirkungen, die noch hinzu kamen (siehe oben), die kritische Stunde vor Damaskus erlebte.

So glaubt man den Umstand, daß die ersten Christen von Christi Auferstehung, Verklärung und Fortwirken nach dem Tode überzeugt zu sein behaupteten, ganz natürlich erklären zu können. Was sie sahen, waren innerliche Erlebnisse, die selbst wieder das Produkt psysischer Faktoren waren, wobei freilich äußere Umstände anregend mitwirkten. Auch ein Atheist kann sich das Zustandekommen der Ueberzeugung von Jesu Auferstehung in Herz und Gemüt der Jünger so erklären. Aber wie, wenn die Anregung zum visionären Erlebnis von dem verklärten Christus und indirekt von Gott selbst ausging?

3. Dies behauptet die sogenannte objektive Visionshypothese und zwar in der Ausprägung, in der sie der eben abgehandelten am nächsten steht und noch nicht wesentlich über sie hinausführt. Nicht als ob Christus auf die Nerven- und Gehirnpartieen der Jünger, die beim Zustande einer Vision in Tätigkeit treten, eingewirkt hätte, sondern der verklärte Herr, der seinen Jüngern unsichtbar nahe war, beeinflußte ihr Seelenleben derart, daß sie ihn empfanden und nun selbsttätig den Empfundenen in Visionen verkörperten. Sie täuschten sich insofern nicht, als er ihnen tatsächlich nahe war; aber sie sahen nicht ihn, sondern nur das selbsterzeugte Bild, dem natürlich objektive Wirklichkeit nicht zukam.

Abgesehen davon, daß mit dem Kommen und Wiederaufhören der geistigen Einwirkung von seiten Christi auf die Jünger auch die Visio-

nen kamen und gingen, besteht zwischen dieser Ausgestaltung der objektiven Visionshypothese und der subjektiven kein Unterschied. Anders verhält es sich aber mit der Modifikation der objetiven Visionshypothese, zu der sich neuerdings manche Forscher bekennen. Sie heißt nur mit Unrecht eine Visionshypothese; sie ist mehr als das. Denn das, was die Jünger „schauten", war nach dieser Annahme nicht ein bloßes Produkt ihrer Phantasie, sondern objektive Realität. Von gewisser Seite wird darum auch der Ausdruck „Vision" als Bezeichnung dessen, was die Jünger von dem Auferstandenen erlebten, entschieden abgelehnt. Christus „hat sich seinen Jüngern gezeigt, er hat bewirkt, daß sie ihn sehen, seine Stimme hören, ihn fühlen und greifen konnten, um sich dadurch überzeugen zu können, daß er lebe. Das Wie dieses Geschehens bleibt schlechthin unerkennbar, wie bei jedem Wunder. Aber gemäß der neueren Erkenntnistheorie dürfen wir vielleicht sagen: Jesus übte eine so gewaltige Einwirkung aus auf die Seele der Jünger, daß er sich dadurch sichtbar machte. Sie sahen ihn nur in dem Augenblick, wenn Jesus und wo Jesus sich ihnen zeigen will. Aber hiermit soll die Sache keineswegs in eine bloße Vorstellung aufgelöst werden, als wäre die Erscheinung nichts als das Produkt lebhafter Phantasie auf seiten der Jünger. Nimmermehr! Die Erscheinungen des Herrn sind objektive Wirklichkeit. Sie sind so tatsächlich und real, als nur irgend etwas sein kann u. s. w."

Steude sagt hiezu (Beweis des Glaubens, Februar 1906), derartige Vertretung der objektiven Visionshypothese stehe dem folgenden Urteile Keßler's über dieselbe hart entgegen: „Sie ist ein verzweifelter Ausweg. Nur zu dem Zwecke, das Wunder einer leiblichen Auferstehung zu umgehen, konstruiert man ein neues Wunder: das reale Einwirken eines Abgestorbenen, was doch den Naturgesetzen nicht weniger widerspricht. Die Auferstehung wird so zu einer Art Geistererscheinung, zu dem Umherirren und Spuken eines Gespenstes. Wie derartige Dinge auf das menschliche Gemüt wirken, kann man jedoch an den Jüngern selbst beobachten. Dadurch wären aus einer zerstreuten Heerde gewiß nie die unerschrockenen Gründer der Kirche geworden."

Steude ist also der Meinung, dieses Urteil sei ungerecht und lasse sich nicht aufrecht halten. Aber etwas Richtiges scheint es uns doch zu enthalten; es ist der Satz: „die Auferstehung wird so zu einer Art Geistererscheinung!" Den Eindruck bekam wenigstens der Artikelschreiber auch, als er die obigen Ausführungen über die Erscheinungen des Auferstandenen las, noch ehe ihm das beanstandete, harte Urteil Keßler's in einer Anmerkung zu Gesichte kam. Gewiß tut man den Vertretern der objektiven Visionshypothese in ihrer neuesten Gestalt Unrecht, wenn man ganz positiv behauptet, „nur zu dem Zwecke, das Wunder einer leiblichen Auferstehung zu umgehen, konstruiert man ein neues Wunder." Auch scheint uns, was vom „Umherirren und Spuken eines Gespenstes" gesagt wird, überflüssig und unzutreffend zu sein. Endlich muß doch der Satz: „wie derartige Dinge auf das menschliche Gemüt wirken u. s. w.",

angesichts dessen, was Spiritisten im angeblichen Verkehr mit den Geistern Abgeschiedener leisten und ertragen, wenigstens ganz bedeutend eingeschränkt werden. Uebung und Gewöhnung tun auch hier viel.

Aber wenn man sagt, Christus habe sich seinen Jüngern gezeigt, habe bewirkt, daß sie ihn sehen, seine Stimme hören, ihn fühlen und greifen konnten, so behaupten eben das die Spiritisten und jene die ohne Spiritisten zu sein, die merkwürdigen Phänomene des Spiritismus zu prüfen beflissen sind, von den Geistern, mit denen sie angeblich verkehren. Die Vertreter der neuesten Auferstehungs- und Erscheinungshypothese mögen persönlich von dem Spiritismus weit entfernt sein; die obige Darlegung des Sachverhalts scheint uns doch das Urteil herauszufordern: Die Auferstehung wird so zu einer Art Geistererscheinung.

4. Horn a. a. O. geht doch etwas rasch über die spiritistische Erklärung der Auferstehung hinweg. Er handelt sie dort ab, wo er von der Möglichkeit einer Einwirkung des verstorbenen Christus auf die Seinen redet und faßt sie mit der objektiven Visionshypothese zusammen. Aber schließen denn Visionen und Geistermaterialisationen einander nicht aus? Sind Visionen dort zum mindesten nicht überflüssig, ja störend, wo „Geister" sich materialisieren? Hat sich Christus nach Art der Geister verleiblicht, so stand eine gleichzeitige Vision der Jünger seinen Manifestationen nur hindernd im Wege; denn nicht im visionären Zustande vernehmen die Spiritisten die Kundgebungen aus dem Jenseits. Wohl mögen dem Neuling die Haare zu Berge stehen; aber der Erfahrene sieht und hört, untersucht und prüft und verkehrt im spiritistischen Kreis so ruhig, wie er es daheim inmitten der Seinen auch tut. — „So gut wie Niebuhrs und Schuberts Oheim dem Großvater Schuberts erscheinen konnte, so gut konnte auch Christus sich seinen Jüngern als Geist offenbaren." (Bei Horn a. a. O.) Das wird etwa das Räsonnement eines Spiritisten heute noch sein.

Dabei wird man dann freilich dem Zwecke nach die Erscheinungen Christi hoch hinausheben über die „gewöhnlichen Geistermaterialisationen; denn sie dienten einem großartigen, welthistorischen, sittlichen Zwecke. Und was gewinnt man dabei? Nichts geringeres, als daß die Tatsache des Fortlebens und Fortwirkens Christi in eine Reihe mit solchen Tatsachen gebracht wird, die wir heute noch sozusagen auf dem Wege des Experimentes beliebig und vor den Augen eines jeden herbeiführen können. Man frage doch einmal diejenigen, die sich mit den merkwürdigen Vorkommnissen des Spiritismus eingehend und vorurteilsfrei beschäftigt haben, was sie erleben! Sie werden erzählen von dem Kommen und Verschwinden der Geister, von der Materialisation und Aetherialisation bis herab zu den einfacheren Phänomenen. Sie werden erzählen von der Dematerialisation, und so das Verschwinden des Leichnams Jesu erklären, sie werden hinweisen auf Henoch, Elias, Samuel und ruhig behaupten, die Wunder der Schrift seien für sie des Anstoßes entkleidet, den sie als angebliche Gleichnisse ohne moderne Parallele besonders für den Gebildeten immer behalten müßten.

Unser Hinweis auf Betrug und Selbsttäuschung wird ohne Eindruck bleiben, solange wir die spiritistischen Phänomene nicht als Produkte des Betrugs resp. der Selbsttäuschung nachweisen können. Professor Zöllner in Leipzig erklärte sie als Wirkungen intelligenter, vierdimensionaler Wesen. Mit dem einfachen Zweifel an der Realität der Materialisationen werden wir nichts ausrichten; denn man sieht die „verleiblichten" Geister, man hört ihre Stimmen, man betastet sie, man unterhält sich mit ihnen, wenigstens eine Zeitlang. Dabei behält Kant, der jede Einwirkung der Geister auf die Sinne leugnet, vollkommen Recht. Denn nicht den Geist nimmt man wahr, sondern seine Wirkungen, d. h. er baut sich zum Zwecke des Verkehrs mit uns seinen Leib aus feinster Materie auf.

Mag der spiritistische Versuch der Lösung des Auferstehungsproblems zu „gehässigen Vergleichen" führen und die „Reinheit der Idee des Geisterreiches" trüben; all das wird einem Anhänger des Spiritismus nicht viel gelten. Denn er wird die gehässigen Vergleiche verachten und seine Idee vom Geisterreich nach dem formulieren, was er mit Augen sehen, mit Ohren hören und mit den Händen betasten kann.

5. All diesen Theorien und Erklärungsversuchen steht die Kirchenlehre gegenüber. „Hier steht die mächtige Ursache mit ihren gewaltigen Folgen wirklich im besten proportionalen Verhältnis" (bei Horn a. a. O. Seite 485, Anmerkung 3). Sie hält erstens an der Tatsache der Auferstehung Christi am dritten Tage fest und bewahrt so der Sonntagsfeier ihre historische Grundlage. Zweitens behauptet sie die leibliche Auferstehung Christi aus dem Grabe und folgert hieraus die Gewißheit unserer eigenen dereinstigen leiblichen Auferstehung. Drittens schließt sie mit der Auferstehung Christi aufs engste zusammen seine Verklärung und gründet darauf unsere und der ganzen Welt Erneuerung und Vollendung. „Wir stehen hier," sagt Riggenbach (a. a. O.), „vor einem Wunder, das jede natürliche Erklärung ausschließt." Die Schrift berichtet es uns und zeigt uns, wie die ersten Christen zu der Verkündigung von Christi leiblicher Auferstehung gelangt sind.

(Schluß folgt.)

Ev. Joh. 20, 23.

Von P. E. Otto.

Bei einer neulichen Besprechung in brüderlichem Kreise kam die Rede darauf, daß unsere evangelische Kirche leider zu wenig Einfluß auf das öffentliche Leben ausübe, und dies führte weiter darauf, daß auch dem einzelnen Geistlichen, speziell in unserer Synode, im Unterschied von andern Denominationen, zu wenig autoritativer Einfluß auf das Leben seiner Gemeindeglieder gegeben sei. Als Ursache davon wurde unter anderm auch dies angeführt, daß wir zu manchen Wahrheiten und klaren Aussprüchen der Schrift nicht die rechte Stellung einnehmen, nicht Ernst genug damit machen. Während nun selbstverständlich zu dem Zugeständnis jeder bereit sein mußte, daß wir gegenüber den sitt-

lichen und religiösen Forderungen des Evangeliums immer dahinten bleiben, so war doch eine Brgründung für die Behauptung zu verlangen, daß wir als Ganzes, als Kirche, in einer auf unserer Lehranschauung gegründeten Praxis an einer Schriftwahrheit vorübergehen, ohne ihr die erforderte ernstliche Würdigung zu erweisen. In Bezug hierauf nun wurde auf die Stelle Ev. Joh. 20, 23 hingewiesen: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten." Die dabei zu Grunde liegende und sich kundgebende Auffassung war die, daß bei uns dem Geistlichen nicht die genügende Autorität eingeräumt wird, das „Behalten der Sünde" als Straf- und Zuchtmittel anzuwenden, und daß wir dieser Nichtanerkennung entgegenkommen mit dem ausdrücklichen Zugeständnisse: wir Pastoren haben auch gar nicht die Macht, Sünden zu vergeben oder zu behalten, sondern wir haben nur die Befugnis, zu v e r k ü n d i g e n, daß unter gewissen Bedingungen die Sünden vergeben, beim Mangel derselben behalten werden. Damit verzichte der evangelische Geistliche auf eine ihm von Rechts wegen zukommende Autorität, und während er auf der einen Seite durch am unrechten Platze geübte Demut sich Zustimmung und Wohlgefallen erwerben möchte, befriedige er auf der andern gerade das tiefere religiöse Bedürfnis nicht. Es wurde auf ein konkretes Beispiel hingewiesen, wo ein Gemeindeglied einem Prdiger gesagt hatte: „Herr Pastor, ich muß Vergebung der Sünden haben; wenn Sie mir dieselbe nicht geben können, muß ich anderswo hingehen, wo man eine bessere Lehre hat." Die Zeit gestattete es nicht, in die Diskussion über den Gegenstand gründlich einzugehen, und wenn in jenem Kreise wohl Gelegenheit genommen werden wird, durch vorbereitete Erörterung Klarheit und Einmütigkeit in dem für unser Amtsleben wichtigen Punkte herzustellen, so mag es auch hier gestattet sein, das Interesse des größeren Leserkreises an der Sache vorauszusetzen und Gedanken darüber der Betrachtung vorzulegen.

Vergebung der Sünden war die große Herzensangelegenheit der Frommen des alten Bundes, die Wurzel und Grundlage alles Glücks, welches des Herrn Tag für die Seinen bringen wird; an jenem Tage wird in Jerusalem kein Einwohner sagen: ich bin schwach, d e n n das Volk, das darinnen wohnt, wird Vergebung der Sünden haben. Vergebung der Sünden war die große Gabe, die der Messias bringen sollte: „von diesem zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen." Diese Anschauung bestätigt der Evangelist an unserer vorliegenden Stelle, indem er den Auferstandenen als erste und allumfassende Frucht seines Sieges den Seinen die Vollmacht zum Vergeben und Behalten der Sünden erteilen läßt. Das ist das erste, was unsere Stelle lehrt: die Vergebung der Sünden ist das größte Gut, die Versagung derselben das größte Uebel. Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit, und so ist sie das Allumfassende, dem gegenüber alles gewissermaßen nur Mittel zum Zwecke ist. Wort Gottes und Sakrament, christliche

Gemeinschaft, Gebet, sittlicher Wandel, es ist ganz wahr und schön, daß man alle diese Dinge um ihrer selbst willen suchen, lieben und üben soll, aber der Mensch ist nun einmal so eingerichtet, daß er nach einem Endzweck für sich sucht, daß er dem Höchsten gegenüber fragt: was habe ich davon? Das ist wohl jedenfalls ein aus der Geschichte des Christentums zu gewinnender Eindruck, daß dasselbe seine Siege, seine Widerstand überwindende Kraft dem Vorzuge verdankt, daß es dem Bedürfnisse des Menschenherzens nach Vergebung der Sünde entgegenkam, und es ist ein aus der Beobachtung der Gegenwart zu gewinnender Eindruck, daß der Hauptgrund für den Widerspruch und die Gleichgültigkeit, womit die moderne Welt dem Christentum begegnet, in dem Mangel am Bedürfnis nach Vergebung der Sünde zu suchen ist. Sicherlich hat das Christentum auch einen theoretischen Charakter, es bildet eine Welt- und Naturanschauung und hat sich mit der im Werden begriffenen Welterkenntnis in Beziehung zu setzen, aber seine Grundrichtung ist doch praktisch, persönlich, es handelt sich in ihm um die Frage, wie stehe ich persönlich zu Gott?

Die Vollmacht, Sünden zu vergeben und zu behalten, ist demnach eine großartige, wie sie sonst keiner der von Gott geordneten Gewalten gegeben ist. Ein Staat kann wohl über Vermögen, Freiheit und Leben seiner Angehörigen verfügen und den Besitz dieser Güter an die Befolgung seiner Ordnungen knüpfen, aber in das innere Gebiet, in das Verhältnis der Menschen zu Gott hat er keine Macht, bestimmend einzugreifen, wahrhaft zu fürchten braucht sich der Mensch nur vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Handhabung solcher Vollmacht nur mit dem Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit mit Demut und Ehrfurcht geübt werden darf.

Die Vollmacht, Sünden zu vergeben und zu behalten, ist demnach gebunden an die Mitteilung des Geistes Christi und hat dieselbe zu ihrer Voraussetzung. Denen, und nur denen, welchen Jesus seinen Geist mitgeteilt hat, kann er auch die Vollmacht geben, zu binden und zu lösen. Wenn Jesus selbst für sich die Macht in Anspruch genommen hat, auf Erden Sünden zu vergeben, wenn er sagt: der Vater richtet niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohn übergeben, so will er doch selbstverständlich nicht der alttestamentlichen Wahrheit beschränkend entgegentreten, daß ein einiger Gesetzgeber ist, der selig machen kann und verdammen (Jak. 4, 12), daß bei Gott allein die Vergebung ist, daß man ihn fürchte (Ps. 130, 4), sondern doch eben darum kann er die Prärogative Gottes sich aneignen, weil sein ganzes Denken und Wollen dem des Vaters unter- und eingeordnet ist, weil er mit dem Vater eins ist im Geiste. So kann auch der Auferstandene den Seinen die Vollmacht erteilen, weil und in dem Maße wie sie Träger seines Geistes geworden sind. Schon bei seinen Lebzeiten hat Jesus nach Matth. diese Vollmacht zugesprochen, dem Petrus allein (Kap. 16, 19) und den Jüngern insgesamt (Kap. 18, 18); wenn nach der Darstellung unsers Evangeliums der Auferstandene die Vollmachtsworte dem Sinne nach ausdrücklich

wiederholt, so will damit gesagt sein, daß erst nach Vollendung des ganzen Lebens Jesu, nach seinem Leiden, Sterben und Auferstehen, sein eigentliches Wesen, sein Sinn und Geist den Seinen völlig hat offenbar werden können, so daß nun erst ihr Sinnen und Urteilen von dem des Meisters vollkömmlich beeinflußt werden konnte.

Gottes Gericht, die Maßstäbe, nach denen er das Tun der Menschen beurteilt und Sünden behält oder vergibt, sind immer sich gleich gewesen, aber ein anderes ist sein sich selbst ewig gleichbleibendes Wesen und seine fortschreitende Offenbarung im Geistesleben der Menschheit. Nach dem Sinne des Evangeliums und Jesu selbst hat es eine wahrhaftige Offenbarung Gottes schon vor ihm gegeben. Jesus ist nicht, wie Marcion behauptete, der erstmalige Offenbarer des wahren Gottes in der Welt; das Gesetz, von dem kein Tütelchen verloren gehen darf, verdankt doch seine unantastbare Heiligkeit seiner Herkunft von Gott, der durch Moses geredet hat, es offenbart also die Maßstäbe des göttlichen Gerichtes, nach denen im Himmel Sünden vergeben und behalten werden, an sich ganz richtig; aber seine Verwaltung ist in die Hände von Menschen gegeben, die von dem wahren Sinne und Geiste dieses Gesetzes keineswegs erfüllt sind, auf Mosis Stuhle sitzen die Pharisäer und Schriftgelehrten, nach deren Worten man tun soll, nach deren Wandel man sich nicht richten darf. Deshalb sind diese Gesetzesausleger auch nicht in den Sinn und Geist des Gesetzes eingedrungen, sondern sind beim Buchstaben stehen geblieben, sie haben das in einem einzigen, vornehmsten Gebote wurzelnde, lebendige Gesetz breitgeschlagen in eine Summe unlebendiger Satzungen, und ihre Gerechtigkeit ist nicht bloß darum mangelhaft, weil sie mit ihrem Wandel hinter den Forderungen des Gesetzes zurückbleiben, sondern auch in dem Sinne, daß sie nicht den rechten Weg zur Gerechtigkeit vor Gott weisen können, daß sie blinde Leiter sind. In ihrem Sinne haben Pharisäer und Schriftgelehrte und Priesterschaft das Recht, Sünden zu vergeben und zu behalten, für sich monopolisiert; obwohl sie mit Worten sagten: wer kann Sünden vergeben, denn allein Gott? und obwohl sie mit ihren Opfern, Fasten und Waschungen das Recht Gottes anerkannten, sich die Vergebung der Sünden abkaufen zu lassen, so haben sie doch tatsächlich das Recht des Bindens und Lösens für sich selbst in Anspruch genommen. Für ihren Nationalstolz war's selbstverständlich, daß nur Abrahams Kinder von der Verwerfung ausgenommen seien, und für ihren Klassenstolz war's ausgemacht: „Das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, das ist verflucht."

Dem gegenüber setzt nun Christus, sozusagen, den neuen Gerichtshof ein; nicht mehr von Mosis Stuhle herab soll das vor Gott giltige Urteil gefällt werden nach dem Maßstabe des Gesetzes der Satzungen, sondern das gnadenreiche Evangelium soll gepredigt werden aller Kreatur; nicht mehr nach der Gerechtigkeit vor dem Buchstaben der Satzungen soll das Urteil über Seligkeit oder Unseligkeit promulgiert werden, sondern nach dem Glauben; nicht mehr solls heißen: die Gerechten sollen leben, die Sünder aber sollen sterben, sondern: es ist kein Unter-

schied, sie sind allzumal Sünder, aber also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. So ist das letzte Wort, das nach dem vierten Evangelium der Auferstandene an die Gesamtheit seiner Jünger richtet, durchaus in Analogie aufzufassen mit dem Scheideworte, das die synoptische Darstellung in sachlicher Uebereinstimmung überliefert; es spricht den Inhalt der Sendung aus, mit welcher die Jünger betraut sind, zu predigen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden allen Völkern. Wenn hierbei hauptsächlich von der Aufgabe der Jünger die Rede ist, das Evangelium nach außen in die Völkerwelt zu tragen, so ist selbstverständlich darin eingeschlossen, daß sie den Inhalt ihrer Sendung auch nach innen auf die Gemeinde Christi selbst fortwährend anzuwenden haben. Diese ihre Verkündigung der Vergebung für alle Bußfertigen ist die absolute Wahrheit, bei der bleibt es, sie ist im Himmel und darum in Ewigkeit gültig.

Fragen wir nun, wer sind die Adressaten der Vollmacht, die „Ihr", an welche die Rede gerichtet ist, so dürfen wir uns doch nicht denken, daß Jesus die Vollmacht zu lösen und zu binden mit dem Aussterben der Elfzahl erlöschend betrachtet habe, er hat auch nicht eine an besondere bestimmte Form gebundene apostolische Succession geordnet, sondern er sieht in den Elfen seine ganze zukünftige Gemeinde, alle die, zu denen er spricht: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, und die Ausrüstung zur Uebung dieser Vollmacht besteht in der Mitteilung seines Geistes. In der Ausrüstung mit seinem Geiste, dem Geiste Gottes selber, besteht die absolute Sicherheit der gläubigen Gemeinde, die durch keine andere Autorität anfechtbare Norm auszusprechen, nach der sich das Verhältnis eines Menschen zu Gott, seine Annahme oder Verwerfung bestimmt. Es ist die Richtigkeit, Untrüglichkeit des Prinzips, welche unsere Stelle dem Verkündiger des Evangeliums trostreich verbürgt. Wir dürfen dem von aller Welt verworfenen Sünder sagen: tue Buße und glaube, deine Sünden sind dir vergeben, und wir wissen, daß unser Urteil richtig ist, so wahr Gott lebt, und wir dürfen dem welt- und selbstseligen Tugendhelden sagen: deine Gerechtigkeit gilt nichts, und wir wissen, mag er noch so entrüstet darüber sein, wir reden im Sinne Gottes.

Daß wir diese Sicherheit über die Wahrheit und ewige Gültigkeit unserer evangelischen Verkündigung besitzen, wird ja nun wohl niemand bestreiten, aber man ist nicht zufrieden, dieses Selbstverständliche in unserer Stelle ausgesprochen zu finden, sondern man sucht in ihr ein Mehreres, und in gewissem Sinne und Grade ist ja dies auch berechtigt. Nicht nur die Normen, nach denen Gott im Himmel mit den Menschen verfahren will, zu verkündigen hat Jesus die Seinen beauftragt, sondern auch die Forderungen der göttlichen Gerechtigkeit in gewissem Maße auf Erden zu vollstrecken. Wie Gott überhaupt nicht bloß **über**

die Menschen herrscht, sondern zugleich durch Menschen, so hat er Organe seiner vergeltenden und gesetzanwendenden Gerechtigkeit geordnet, nicht nur im Staate, sondern sicherlich auch in der Kirche. Von dieser gesetzanwendenden Autorität, meint man, müsse hier in unserer Stelle die Rede sein; den Jüngern und ihren Nachfolgern, und das soll in diesem Falle heißen, den geordneten Leitern der Gemeinden sei in diesen Worten die unbedingte Autorität gegeben, dem Einzelnen oder irgend einer Mehrheit gegenüber nicht bloß den Willen Gottes auf Grund seines Wortes zu verkündigen, sondern zu vollstrecken.

Was nun den ersteren Teil, das Erlassen der Sünde betrifft, so kann zwischen dem Verkündigen und dem Vollstrecken des göttlichen Willens kein irgendwie praktischer Unterschied gefunden werden. Welchen Unterschied könnte es für den Geistlichen ausmachen, wie könnte es sein Hochgefühl von der köstlichen Würde seines Amtes mehren oder mindern, ob er sich sagt: ich darf dem Bußfertigen im Vertrauen darauf, daß er wirklich bußfertig ist, die volle Vergebung im Namen Gottes ankündigen, oder ob er sich sagt, Gott gebraucht mich als Werkzeug, um dem Gläubigen durch mein Wort die Vergebung zuzuwenden. Die unfehlbare Sicherheit eines Herzenskündigers, zu wissen, daß dieser und jener einzelne Mensch wirklich bußfertig und gläubig ist, kann sich der Geistliche doch nicht zuschreiben, sondern muß das dem Durchforscher und Lenker der Herzen überlassen. Oder wie könnte es dem gläubigen Empfänger eine größere Gewißheit geben, wenn er vom Priester hört: absolvo te, als wenn ihm der Verkünder des Wortes sagt: so wahr der Herr lebt, vor dem ich stehe, dir sind deine Sünden vergeben. Der Unterschied liegt nach einer andern Seite. Wird die Vergebung der Sünden vom Geistlichen nur verkündigt, so tut er dasselbe, was die Heilige Schrift tut; es kann also der Empfänger dasselbe, was er vom kirchlichen Beamten hört, eventuell auch ohne Vermittelung desselben bloß durch die Schrift oder sonst durch freien Verkehr mit Gläubigen zugesichert erhalten; er wird dann allerdings auch die Stätte liebgewinnen und aufsuchen, die für die geordnete Verkündigung dieser Botschaft bestimmt ist, aber unbedingt an dieselbe gebunden ist er nicht.

Ist dagegen der kirchliche Beamte die autorisierte Person, welche die Vergebung der Sünden austeilt, so ist der Empfänger an ihn gewiesen und gebunden. Es ist klar, daß diese Anschauung nur auf dem Boden des Katholizismus ihre Berechtigung und die Unfehlbarkeit der Kirche, vermöge deren sich Ideal und Wirklichkeit völlig decken, zu ihrer Voraussetzung hat; es ist auch klar, daß sie eine Geringschätzung des Worts gegenüber dem Institut, ein Höherschätzen der sinnlichsichtbaren und greifbaren Erscheinung gegenüber den verborgenen Wirkungen des Geistes in sich schließt. Bei jenem strammen Lutheraner, der von seinem Pastor schlechthin Vergebung der Sünden haben wollte und nicht bloß Verkündigung, daß Gott dem Bußfertigen vergebe, wars doch im Grunde nicht intensiveres Heilsbedürfnis, was ihn zu diesem Verlangen

trieb, sondern vielleicht zum Teil gedankenlose Anhänglichkeit an Hergebrachtes, vor allem aber das derbere und zugleich bequemere Bedürfnis einer greifbaren Erfahrung; er wünschte, sich keine Skrupel machen zu müssen, ob er im rechten Seelenzustande sei, sondern sich mit einer auf greifbarer Erfahrung beruhenden Gewißheit sagen zu können: ich habe getan, was man kirchlicherseits von mir verlangt hat, das ist genügend befunden worden, und ich habe dafür die Vergebung der Sünde, damit Punktum. Solche Anschauungen dürfen wir nicht befördern.

Es ist insonderheit der zweite Teil unsers Schriftwortes: „Welchen ihr die Sünden behaltet, denen sind sie behalten," auf den sich der Vorwurf bezieht, daß wir's in unserer Synode mit Worten der Schrift nicht ernst genug nehmen. Es ist dies begreiflich; der redliche Arbeiter, der sich um den Aufbau seiner Gemeinde bemüht, wird die Schäden unsers gemeindlichen Lebens, den Mangel an Zucht und geistlicher Lebendigkeit tief empfinden, er wird sich des Zugeständnisses nicht erwehren, daß wir in manchen Beziehungen hinter andern Kirchengemeinschaften augenfällig zurückstehen, und er wird sich nach einer Waffe sehnen, die es ihm ermöglicht, kräftiger den zerstörenden Einflüssen entgegenzuwirken. Eine solche Waffe glaubt man in unserm Spruche suchen zu dürfen. Eine Menge von Dingen hat der Geistliche seiner Gemeinde als Unrecht vorzuhalten; wohl sind die Vergehungen unserer Gemeindeglieder meist negativer Art, sie befleißigen sich im Durchschnitt eines unanstößigen, vor der Welt unstrafbaren Wandels, aber die weltliche Genußsucht, die Gleichgiltigkeit gegen Gottesdienst, die Vernachlässigung religiöser Jugenderziehung u. s. w. sind Schäden, gegen die der Geistliche so oft wehrlos dasteht, tadelt und rügt er, so entfremdet er die Leute nicht nur von sich, sondern was schlimmer ist, von der Kirche nur noch mehr. Da möchte er ein Mittel haben, die Leute vor ein Entweder Oder stellen, entweder ihr bessert euch oder ihr geht eines Gutes verlustig, das ihr nicht entbehren könnt, daher muß von der Befugnis, Sünden zu behalten, energischer Gebrauch gemacht werden. Nun, was heißt das? Es kann in dem Zusammenhange, in welchem jener Vorwurf gegen unsere Synode erhoben wird, nicht gemeint sein, daß wir die Sünden energischer, rückhaltloser tadeln sollten. Denn wenn auch jeder Einzelne in dieser Beziehung sich irgendwie in der Verfehlung schuldig finden wird, so ist doch daran kein Zweifel, daß wir uns die Verpflichtung und das Recht zuschreiben, die Sünden nach dem Worte Gottes zu strafen. Wir wissen dabei allerdings, daß das Wort Gottes eine erziehende Macht ausüben soll, Erziehung aber besteht auch nicht bloß im fortwährenden Tadeln und Strafen, vielmehr werden die Zwecke derselben oft durch solches gerade vereitelt. Wir wissen auch, daß Betätigungen höheren geistlichen Lebens, wie wir sie an unsern Gemeinden vermissen, sich gar nicht gesetzlich erzwingen lassen, sondern, auch wo sie sich zeigten, des innern Wertes entbehren würden, wenn sie nicht aus freiem inneren Triebe hervorgegangen wären. Darüber also, was wir verkündigen, wie wir das Wort Gottes handhaben und austeilen sollen,

besteht uns keine Ungewißheit; eine Mahnung daran, daß wir die anerkannten Grundsätze und Verpflichtungen immer treuer und eifriger befolgen mögen, ist jederzeit angebracht; darüber herrscht keine Meinungsverschiedenheit. Die Forderung aber, daß wir von der Befugnis, Sünden zu behalten, besser Gebrauch machen müssen, hat eine andere Tendenz. Es liegt dabei als Voraussetzung die Klage zu Grunde, daß wir mit der Verkündigung des Wortes nicht genug ausrichten, daß wir den einreißenden Schäden wehrlos gegenüber stehen, man kann predigen und predigen, es hilft nichts, ja, man kann von der Liste der Gemeindeglieder streichen, man macht sich nichts daraus. Es fehlt den Leuten zu sehr an dem Bewußtsein, daß sie an der Kirche etwas haben, sie ist ihnen zu sehr eine quantité negligeable, die sie entbehren können, das Bewußtsein von der Unentbehrlichkeit der Kirche muß geweckt, es muß nachdrücklich behauptet, in Predigt und Unterricht eingeprägt werden: ihr braucht Vergebung der Sünden, h i e r ist der Ort, wo die Sünden vergeben werden, wer sich nicht hier Vergebung der Sünden holt, der hat im Himmel keine zu erwarten. — Können wir unsere Predigt in diesem Sinne verbessern? Das heißt die Kirche als Anstalt zur Mittlerin zwischen der Seele und Gemeinde und Gott machen, und die Konsequenzen dieser Anschauung hat der mittelalterliche Katholizismus gezeigt; nach diesen Fleischtöpfen werden wir uns doch nicht sehnen.

Kirchenzucht ist notwendig und Gottes Ordnung, aber sie muß aus dem Geiste der Gemeinde heraus sich gestalten; das lehrt Matth. 18, 18. Was der Inhalt unserer Verkündigung sein soll, das wissen wir mit untrüglicher Gewißheit; wenn wir dem Bußfertigen Gnade, dem Ungerechten und Selbstgerechten Zorn verkündigen und den gleichen Maßstab auch bei uns selbst anlegen, so wissen wir, das ist kein menschlich subjektives Urteil, sondern es ist der Sinn Gottes selbst. In der Ausübung der Kirchenzucht dagegen haben wir keine unfehlbare Autorität, wir handeln als Vertreter und Werkzeuge Gottes, aber wir sind menschliche und fehlbare Werkzeuge und können nicht sagen: so wie wir richten, richtet Gott. Der Wunsch nach größerer richterlicher Autorität, nach einer schneidigeren Waffe, den Widerständen zu begegnen, ist begreiflich und verzeihlich, aber er gleicht doch dem Verlangen der Knechte im Gleichnisse: „Herr, willst du, daß wir das Unkraut ausjäten?“ Das Amt des evangelischen Predigers ist nun ein- für allemal Säemannsarbeit auf Hoffnung.

Paulus vor dem Richterstuhl der Kritik.

Abgedruckt aus „Reformation.“

„Paule, du rasest! Die viele Wissenschaft bringt dich in Raserei!“ So stand einst Paulus vor dem Richterstuhl des Prokurators Festus, und so lautete das Urteil aus dem Munde des heidnischen Beamten. Und wie lautet es jetzt unter Christen und noch dazu unter christlichen Theologen? „Paule, du rasest! Aber nicht das viele Studieren und die

große Gelehrsamkeit ist es, die dich so rasend macht (damit möchte man vielleicht fürchten, sich selbst das Urteil zu sprechen), vielmehr ist dein exaltiertes Wesen, deine krankhafte Anlage, deine Epilepsie die Ursache davon. Aus ihr erklärt sich all deine Verschrobenheit und Anormalität, deine phantastische Anschauung und ungesunde Theologie, mit der du die so reine und einfache Lehre Jesu verdunkelt und verdorben hast."

Es ist viel über den Christus in Frenssens „Hilligenlei" geschrieben worden; ja, möchte mir scheinen, wohl zu viel. Man hat diesem Buch damit zu viel Ehre angetan. Es ist ja schon eine ganze Literatur, die sich ihm angehängt hat! Fast noch charakteristischer als das Christusbild dünkt mir das zu sein, welches dort von dem Apostel Paulus entworfen wird. (S. 575—581.)

„Es lebte da, nicht weit von seinem Heimatlande ein Volksgenosse, ein Nationalist und Klerikaler, ein Mann von hoher Gelehrsamkeit, von großer nationaler Bildung und allgemeiner Weltbildung, von scharfem Verstand. — Er war aber ein durch und durch kranker Mensch. Und zwar war seine Krankheit, wie er an vielen Stellen in den Briefen an seine Freunde erzählt, diese: er war von schweren nervösen und geistigen Störungen gepeinigt, welche ihm das natürliche Leben als lauter Elend, Ekel und Sterben erscheinen ließen; von Zeit zu Zeit steigerte sich dieser Zustand zu epileptischen Anfällen, während welcher er — bewußtlosen Geistes — Bilder von wunderbarer himmlischer Herrlichkeit und Schönheit sah."

Das ist mit kurzen Worten der Ausgangspunkt der Betrachtung. Er soll uns den Schlüssel bieten zum Verständnis dieser Persönlichkeit und zur Erklärung ihrer Entwicklung. An der Stelle kommt derselbe Gedanke von neuem zur Geltung, da in diesem Leben die Entscheidung fiel und aus dem Saulus ein Paulus wurde. Das Erlebnis vor Damaskus findet auch von hier aus seine Deutung. In dem wunderbaren Glauben seiner Zeit genährt und vollgesogen, in der brennenden, heißen Erwartung des „ewigen, himmlischen Wesens", das Gott vom Himmel senden soll, und das als der Heiland die Menschheit von allem Uebel erlösen wird — „himmlisch Wesen! holde Lichtgestalt! Heiland! Reich Gottes! komme! komme! denn die Welt ist reif" — und auf der andern Seite von grimmigster Empörung darüber gepackt, daß eine Sekte im Norden seiner Heimat es zu behaupten wagte, dies himmlische Wesen sei erschienen, als Handwerker verkleidet, ohne daß seine Kirche ihn erkannte und sanktionierte — in dieser Verfassung sehen wir den Gottesmann gen Damaskus ziehen, zugleich von schweren, bangen Zweifeln geplagt, ob nicht die anderen mit ihrem Glauben vielleicht doch recht haben, zumal angesichts ihres allezeit wohlgemuten, fröhlichen Verhaltens, ihres unerschütterlichen Gottvertrauens. „Wenn es nun doch wahr wäre? Wenn es wahr wäre? .... Ach, wenn er .... wenn er sich mir zeigte! .... wenn ich ihn sähe, auferstanden, erwiesen als ein Himmelsgast; dann .... dann würde ich befreit durch ihn von diesem Todesleib ....

ich stände, in befreitem hohen Leben, dicht an Gottes Knie,*) ein seliges Wesen .... ja dann! .... Und sieh .... da .... als er in diesem furchtbaren Zweifel dahin ging, da kam einer jeder schweren, körperlichen und seelischen Zustände über ihn: er sah den, der sein Herz in diese Not riß, umstrahlt, umglüht mit wunderbarer himmlischer Größe und Schönheit."

Das war also der Vorgang vor den Toren von Damaskus? Das war jenes Ereignis, das die größte Wandlung hervorrief, die wohl je in eines Menschen Entwicklung vorgekommen ist? Das war die Geburtsstunde der Weltbewegung, die von diesem Heidenapostel ausging und die nachher nichts wieder an gleichem aufzubieten hat? Im letzten Grunde doch nichts anderes als ein heftiger Anfall von Epilepsie! Lange Zeit ist die Christenheit in einem schweren, tiefen Traum einhergewandelt; sie hat geglaubt, in diesem Evangelium das Heil und die Wahrheit zu besitzen, bis die unermüdliche Gelehrtenarbeit es zustande brachte und ein Frenssen aufstand, sie gewaltsam aufzurütteln und ihr die Augen aufzureißen, daß sie den schweren Irrtum erkannte, in dem sie sich befand, und sich nun heraussehnte aus diesem Bann zurück zu der klaren, einfachen Wahrheit, welche Jesus gebracht haben soll.

Denn, in der Tat, der christliche Glaube unserer Tage ist mit paulinischem Geiste durchtränkt. Wir sollten uns, so wie es Frenssen darstellt, nicht Christen, sondern Pauliner nennen. Das gilt in einem Umfange, daß es schwer halten wird, von diesem Paulinismus loszukommen. Er übt eine zu starke Gewalt auf die Gemüter aus. Das war schon in jener ersten Zeit der Christenheit so. Sonst würde sich ja nicht der große und wunderbar schnelle Einfluß erklären, den dieser Mann auf die Entwicklung gewann. „Er überredete mit seinem Feuergeist die alten Getreuen. Er überwand die alten Anhänger. Er überzeugte andere: Volksgenossen und Freunde. Denn man sehnte sich nach einem großen, starken Glauben und nach einem einheitlichen Weltbild. Und er war tapfer und geistreich, und von tiefer, heißer, dämonischer Frömmigkeit. Wie ein heiliger Wahn, sagt er selbst, lebte und glühte in ihm sein neuer Glaube und seine Liebe. Und war von ungeheurer Phantasie. Er wußte alles. Gottes geheimnisvolle Pläne, und die Erschaffung der Welt, und das letzte Gericht. Alles, alles wußte er. Er baute ein wunderbares Gedankengebäude auf, mit Stangen und Schrauben, starr und steif, doch von einem Feuer der Liebe durchglüht; das reichte von der Hölle und ging durch die Gräber der Toten, und stieg bis zum siebenten Himmel, und wohl darüber hinweg." —

Wenn wir das so lesen, wird es uns dann nicht klar, ja, werden wir dann nicht von der Sehnsucht erfaßt, möglichst schnell loszukommen von dieser gefährlichen, wohl gar dämonischen Macht, welche die Gemüter solange gefesselt gehalten hat? Ein schwärmerischer Phantast,

*) Das immer wiederkehrende „Knie" Gottes ist sicher das unschönste Bild in Fr's sonst so bestrickendem Bilderreichtum. Weshalb redet er nicht vom Herzen Gottes?

ein Epileptiker, ein Hysteriker! Wir wollen nicht länger, daß dieser über uns herrsche! Darum los, frei von ihm! Doch wohin? was dann? Zu der ungetrübten, lauteren, seligen Frohbotschaft Jesu? Doch besitzen wir sie? Wo haben wir sie? Hat nicht dieser unselige Paulus einen so starken Einfluß ausgeübt, daß alles, was von Jesus gemeldet ist, unter dieser Verdunkelung gelitten hat und mit in diesen Verwirrungsprozeß hineingezogen ist? Ist es in der Tat Frenssen etwa gelungen, uns das reine, unverfälschte Jesusbild wiederzugeben? Und haben wir nun die Handschrift aus Hilligenlei sonntäglich in den Gottesdiensten zu verlesen und unsern Predigten zugrunde zu legen?

Doch halt! noch eine weitere Schwierigkeit! Wir kommen so vielleicht nur von dem Regen in die Traufe! Paulus ein Epileptiker, ein geistig anormaler, nicht ganz zurechnungsfähiger Mensch! Steht es mit Jesus denn besser und gehen wir bei ihm in dieser Beziehung ganz sicher? Jesus selbst hat es vorausgesagt: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über seinen Herrn; es muß dem Jünger genug sein, daß er werde wie sein Meister, und der Knecht wie sein Herr; haben sie den Hausherrn Beelzebub geheißen, wie viel mehr seine Hausgenossen!" In der Tat, so ist es eingetroffen, wenn auch vielleicht in der umgekehrten Reihenfolge. Auch Jesus hat herhalten und hat sich auf seinen geistigen Zustand hin untersuchen lassen müssen. Auch über ihn ist das Verdikt gesprochen: geistig anormal, psychisch krank! Wir haben es ja in der psychiatrischen Wissenschaft so herrlich weit gebracht, daß wir nach ihren Gesetzen und nach ihrer Methode auch Menschen aus längst vergangenen Zeiten zu prüfen und in ihrem Innenleben uns klar zu legen vermögen!

Es sind in der Gegenwart zwei Schriften ziemlich zu gleicher Zeit erschienen, welche diese Frage behandeln, eine von dem Dänen Rasmußen unter dem Titel: Jesus, eine vergleichende psychopathologische Studie, und eine von einem Fachmann, wie es scheint, Dr. de Loosten, mit der Aufschrift: Jesus Christus vom Standpunkt des Psychiaters. Beide kommen ungefähr zu dem gleichen Resultat, der zweite sogar auf streng wissenschaftlichem Wege, wie er meint. Sie sehen beide in Jesus einen psychisch Leidenden und krankhaft Affizierten, der als solcher nicht zurechnungsfähig sei. Es ist lehrreich, wie verschieden über diese Schriften geurteilt wird, auf der einen Seite von Dr. Joh. Lepsius im Reich Christi (IX 2|3), und von Joh. Naumann in der „Christlichen Welt" (XX, 12) auf der andern Seite. Der letztere hält, wenn er auch ablehnend sich äußert, eine ernsthafte Auseinandersetzung mit diesen Ideen für erforderlich. Als ob eine solche überhaupt möglich wäre und irgend welchen Erfolg verspräche! Liegt hier nicht ein völlig verschiedener Maßstab vor! Und lassen sich wirklich diese Geisteserscheinungen und Glaubensäußerungen derart wissenschaftlich auf ihr Wesen hin festlegen? Werden sie nicht dem, welchem die Voraussetzungen für das Verständnis fehlen, insofern er nicht in der gleichen oder ähnlichen Erfahrung steht, immer als abnorme Regungen und pathologische Zustände

erscheinen? Hierüber werden wir auf diesem Wege schwerlich eine Verständigung erzielen. Das wollen wir nur gleich zugestehen und wollen nur von vornherein uns klar machen, von was für einem andern Geiste jene Untersuchungen geleitet sind, als wir ihn zu haben meinen.

Doch was für Jesus gilt, gilt auch für seinen Apostel. Er kann auf das gleiche Verhalten ihm gegenüber Anspruch erheben. Wie der Herr, so der Knecht! Mit dem einen steht und fällt auch der andere. Wird der eine nur vom Glaubensstandpunkt aus erfaßt, so auch des andern Gedanken. Es ist nicht zufällig, daß Frenssen, der über Paulus dies strenge Urteil fällt, auch für seinen Jesus, teilweise wenigstens, eine leise Neigung zu der gleichen Auffassung verrät, so wenn er ihn als das verträumte Kind schildert, das leicht in eine Art Dämmerzustand versinkt (S. 497), oder wenn er das Tauferlebnis als einen Augenblick des von Sinnenseins, seliger Verzückung malt (S. 508) oder wenn er seine Seele beim Durchdenken des möglichen Sterbens und gar des Auferstehens „bis an die Grenze des Menschlichen, bis an die Grenze eines erhabenen Wahnsinns gehen läßt" (S. 542). Sind das Aussagen, zu denen sich Frenssen über Jesus versteigt, so kann es uns nicht mehr wunder nehmen, daß Paulus von seiner Seite diesen noch so viel schärferen Urteilsspruch erfährt. Es wird uns klar, woran dies vielleicht liegt. daß es etwas Jesus und Paulus Gemeinsames ist, das zu dieser Beurteilung führt.

Hören wir, um das noch besser zu verstehen, die andere Kritik, der in der Gegenwart der Heidenapostel untersteht. Es wird augenblicklich besonders viel über Paulus geredet und geschrieben. Das ist auch ganz natürlich. Namentlich ist es unter den vorher angedeuteten Umständen nur zu verständlich, daß das Verhältnis von Paulus zu Jesus ein gern behandeltes, oft gehörtes Thema ist. Es ist das eine Frage, welche für einen jeden der Entscheidung harrt. Aber gerade in bezug auf sie zeigt es sich uns, daß Frenssen keineswegs unbedingt recht hat, die deutsche Gelehrtenarbeit und die Kritik für seine Darlegungen in Anspruch zu nehmen und mit denselben identifizieren zu wollen. Auch in dieser Hinsicht würden die Kritiker, teilweise wenigstens, wie sie es sonst schon getan haben, suchen, die unangenehme Gefolgschaft von sich abzuschütteln und würden erklären, nichts mit ihr zu tun haben zu wollen. Die „klugen, tapferen, deutschen Gelehrten" möchten gerade klug genug sein, dies Dichterstück und Phantasieprodukt nicht als Ertrag wissenschaftlicher Forschung anzuerkennen.

Es ist ja sicher, Frenssen hat in den Kritikern bis zu einem bestimmten Grade seine Gewährsmänner. Er schließt sich eng an sie an. Namentlich an das, was sich in Wredes Schrift über Paulus (in den religionsgeschichtlichen Volksbüchern I, 5|6) findet, klingen seine Ausführungen vielfach an. Aber gerade, was wir bei dem Dichter als die Hauptsache erkannten, wird von dem Breslauer Gelehrten doch ganz anders beschrieben; der Geisteszustand des Apostels erfährt eine völlig verschiedene Beurteilung. Wrede betont mit allem Nachdruck, wenn er

auch für Paulus ein schweres Leiden gelten läßt und die krankhafte Erregbarkeit seiner Natur nicht abstreiten will, daß „da Uebertreibung hier vom Uebel sei, der Eindruck der Gesundheit bei jenem überwiegend sei.“ Er sagt: „aus seinen Briefen spricht ja ein reich bewegtes, auch raschem Stimmungsumschlage unterworfenes Gefühlsleben, seine Frömmigkeit zeigt eine Innigkeit, die oft etwas Leidenschaftliches hat, seine religiöse Sprache kann sich zum mächtigen Pathos steigern, aber das alles ist doch keine Exaltiertheit und verrät nicht die flackernde Unruhe einer kranken Seele. Und unsere Quellen liefern auch Bilder, die den Visionär ganz vergessen lassen. Wer denkt an ihn, wenn er die besonnene Weisheit und praktische Klugheit bemerkt, mit der Paulus in die mancherlei Fragen des korinthischen Gemeindelebens eingreift u. s. w.? In seiner Persönlichkeit lagen eben doch starke Elemente, die dem Ueberfluten des Schwärmerischen einen Damm entgegensetzten: vor allem der auf die Tat gespannte Wille, aber auch der scharfe Blick für die wirklichen Dinge in seinem Gesichtskreise und die Fähigkeit verständigen Denkens“ (S. 18). Aehnlich lautet das Resultat, zu dem Weinel in seiner ebenfalls hierher gehörenden Monographie gelangt (Paulus, der Mensch und sein Werk; die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas). Weinels Urteil hat vielleicht ein besonderes Gewicht, weil er so stolz ist auf das, was die moderne Kritik in dieser Beziehung festgestellt hat. Er sagt mit starker, fast etwas kindlicher Emphase: „Erst die moderne realistische Theologie, die nicht mehr den Aberglauben hat, als machten die theologischen Systeme die Geschichte der Kirche, die frei ist von aller Bläße der Gelehrtenstube (!?) und den großen Menschen in seinem heiligen Leben mit Gott und in seinem sittlichen Handeln mit den Menschen in den Vordergrund rückt, hat die rechte Schätzung für den Apostel gefunden, welche bleibt, auch wenn man sein Lehrgebäude nicht mehr wohnlich finden kann“ (S. 222). Wir haben also allen Grund, auf diesen Kritiker zu hören und seine Ergebnisse als maßgebend auch für uns gelten zu lassen. Auch er gibt zu, daß „Paulus trotz der Anfälle ‘des Satansengels’ und trotz seiner Visionen durchaus den Eindruck eines gesunden Mannes macht, in der Vollkraft der Jahre, den nicht Gefahren zu Wasser und zu Lande, nicht Strapazen und Kasteiungen, nicht Entbehrungen und grausame Strafen aus der Bahn zu werfen vermögen. Knapp, klar und scharf, männlich und fest, klug und verständig, ernst und trotzig ist des Paulus Wesen und das Wesen seiner Frömmigkeit, trotz seiner Verzückungen. Uebrigens sind diese keineswegs sehr häufig gewesen; er lebt nicht von ihnen und empfindet die ruhigen Stunden seines Lebens nicht als schlimme, gottferne Unterbrechungen eines nur der Kontemplation und der Ekstase gewidmeten Lebens. Des Paulus Frömmigkeit ist mehr als Verzückung; sie ist stetes, ruhiges, beglücktes, tapferes Leben im Geist oder in Christus.“ Wir könnten noch andere Zeugen vernehmen, so etwa C. Clemen, der gleichfalls in seinem zweibändigen Werk über Paulus mit Vorliebe die große Nüchternheit hervorhebt, mit der dieser die realen Verhältnisse berücksichtigte und beurteilte (vgl. II, S.

318) oder auch P. Wernle (in den Anfängen unserer Religion), der als Gegengewicht gegen die Schwärmerei die Demut nennt, die tiefe Demut, die den Apostel gegenüber Gott beseelte (S. 116). Von allen würden wir ungefähr das Gleiche hören und würden sehen: Frenssen steht mit seiner Auffassung in gewisser Weise für sich allein da, verlassen von seinen treuen Gewährsmännern, von den „klugen, tapferen, deutschen Gelehrten."

Und doch! Nun kommt die Kehrseite! Seine Anschauung steht keineswegs außer Zusammenhang mit der der anderen. Die Linien sind deutlich verfolgbar, welche von jenen zu ihm hinüberführen. Es ist vielleicht nicht so verkehrt von Frenssen, die engen Beziehungen hervorzukehren, welche für ihn vorliegen. Er sagt nicht ohne Grund in seinem kürzlich erschienenen Schlußwort (S. 6): „es fehlt diesen meinen Gegnern — er meint die von der kritischen Richtung — an Entschiedenheit. Sie sehen bald in Anhänglichkeit nach dem alten Glauben zurück und möchten ihm gern durch Zutat und Umdrehung aufhelfen, daß er brauchbar wird auch für die neue Zeit; bald sehen sie nach vorne, sehen die neue Zeit; und freuen sich ihrer. Aber dann sehen sie wieder zurück. Sie haben den Standpunkt des Jungen, der beim Streit der Kameraden am Baum lehnte: er gefiel seiner Partei, und es ist nichts aus ihm geworden."

Die neue Zeit! Was wird sie bringen? Frenssen prophezeit wohl nicht schlecht, wenn er betont: Entschiedenheit. Die Gegensätze spitzen sich immer mehr zu, und die Fragestellung wird eine immer schärfere. Die Vermittlungsversuche leiden elend Schiffbruch. Dies gilt auch für das Bild des Apostels Paulus. Es ist in dieser Hinsicht Frenssen unbedingt zuzugeben: er ist der konsequente. Er stellt mutig und kühn die Ergebnisse fest, welche die andern mittels einer Straußenpolitik sich selbst verbergen. Und zwar woran liegt es? An welchem Punkte liegt die Entscheidung? Wo trennen sich die Wege? Mir scheint, bei der Frage, in welches Verhältnis die Geschichte und die Heilstatsachen zu dem Glaubensleben des Apostels gestellt werden, inwieweit Subjektives und Objektives in ihm in Verbindung bleibt. Es kann nicht für das Verständnis von nebensächlicher Bedeutung sein, wenn Glauben und Theologie, Glauben und Dogma in der Weise auseinandergerissen werden, wie es in der Gegenwart in bezug auf den Heidenapostel geschieht. Hören wir nur, was wiederum Wrede in dieser Beziehung sagt! Der Schritt von der Religion zur Theologie wird von ihm besprochen, wie er zunächst als ein Abwärtssteigen erscheint, vom Einfachen, Unmittelbaren, Urlebendigen zum Komplizierten, Vermittelten, Reflektierten, und wie er dann doch auch wieder einen Gewinn mit sich bringt. Was ist nun das, das Paulus als Theologe geschaffen hat, und wie er die entstandene Religion umgebildet hat? „Alles ist damit gesagt, daß er das Christentum zur Erlösungsreligion gemacht hat. Das Erlösende liegt aber in keiner Weise im Menschen, sondern außer ihm in einem göttlichen Erlösungswerke, das für die Menschen ein für alle mal das Heil bereitet hat. An=

ders ausgedrückt: es liegt in der Geschichte, die zwischen Gott und der Menschheit spielt, in der Heilsgeschichte oder den Heilstatsachen. Die ganze Neuerung des Paulus ist darin beschlossen, wie er diese Heilstatsachen, die Menschwerdung, den Tod und die Auferstehung Christi, zum Fundamente der Religion gemacht hat" (S. 103). Dadurch ist Paulus in Wredes Augen der zweite Stifter der christlichen Religion geworden. Das ist die Umbildung und Verbildung, welche die Botschaft Jesu von dieser Seite aus erfahren hat. Dies Stück des Christentums haben wir so schnell wie möglich zu beseitigen; es hat nicht nur keine Bedeutung für uns; als dem mythologischen Bereich angehörend, schließt es sogar eine Beeinträchtigung wahrer Religiosität ein.

Was bleibt dann noch übrig? Etwa die Gefühlsreligion und Stimmungsreligion, wie sie Wernle (S. 254) beschreibt, da er es als eine der Bedeutungen des Apostels Paulus hinstellt für die Religionsgeschichte, daß er das eigentliche Leben der Religion in das Gefühl verlegt hat? „Das Bangen und Hoffen, das Haben und Suchen, Jubeln und Sichsehnen, der Wechsel von Gottesglück und Heimweh nach Gott ist die Religion nach Paulus, und indem wir uns diesem Göttlichen, das über uns kommt, überlassen, werden wir erlöst, d. h. aus dieser Welt heraus zu Gott erhoben" (S. 254). Eine andere Nüance hebt Weinel heraus, da er des Paulus „Frömmigkeit als etwas Kühnes, Trotziges und Freudiges" schildert. „Es ist nach ihm nicht die Frömmigkeit, die da müde singt: „So nimm denn meine Hände und führe mich .... Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt!" Es ist die Frömmigkeit, die trotzig zum Kampf ruft: „Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen — Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben" (S. 76). Religion ist hier Kraft, kraftvolles und darum freudvolles Leben. Aber dabei kommt es auch bei ihm schließlich auf die Einschränkung, auf das subjektive Gebiet hinaus. Ja, sofern das Objektive hineinspielt, sieht er es als einen unangenehmen Störenfried an. „Es bringt mit Paulus ein Zug von jenem Tatsachen-„Glauben" ins Christentum ein, der den wahren, innerlichen Glaubensbegriff so leicht zerstört. Für Paulus fielen die Tatsache und der innere Vorgang zusammen; da er sie nicht auseinanderhielt, hat er dem Christentum für immer die Gefahr des doppelten Glaubenbegriffs aufgebürdet und es bis auf den heutigen Tag unsicher gemacht" (S. 78). Also bei allen Kritikern Subjektivität, nichts als Subjektivität! Das ist das Gemeinsame und Entscheidende. Wir wiederholen hier noch einmal: erscheint Frenssen unter diesen Umständen nicht als der konsequente? Das in seinem Glaubensleben ganz auf sich gestellte Subjekt, das ohne einen objektiven Rückhalt ist, wird stets nicht nur als ein Schwärmer erscheinen, sondern auch ein solcher sein. Religiosität von ausschließlich subjektivem Charakter wird immer zur Ekstase ausarten, zum Fanatismus, ja zur psychisch-krankhaften Erregung; noch dazu, wenn sie sich in solcher Kraft, mit diesen charakteristischen Begleiterscheinungen, mit

diesem Feuer äußert, wie bei dem Apostel Paulus! Sie kann, wie Frenssen es tut, wissenschaftlich nur als pathologische Erscheinung gewertet werden. Wo das Verständnis fehlt für den objektiven Hintergrund ihrer Religion und ihres Glaubens, müssen beide, Jesus und Paulus, als Ekstatiker, Hysteriker, Paranoiker oder ich weiß nicht, als was betrachtet werden.

Was ist darum dagegen zu erwägen? Was kommt dagegen in Betracht? Ein Doppeltes! Einmal ist es noch gar nicht ausgemacht, daß Subjektives und Objektives ohne weiteres von einander getrennt werden können für das Glaubensleben des Apostels, wie es die Kritik voraussetzt. Zunächst, was Paulus betrifft, so würde er sicher selbst mit der ganzen Kraft seines Herzens dagegen protestiert haben. Für ihn gehörte beides unauflöslich zusammen, und war in dieser Einheit Sein und Nichtsein des Glaubens gegeben — wie es Weinel selbst zugibt, da er sagt, daß Tatsache und innerer Vorgang für Paulus zusammenfielen. War das aber etwa so, daß eins sich nur lose an das andere fügte, und eins nur äußerlich an dem andern hing, etwa wie die Schale an dem Kern, so daß unbeschadet des wesentlichen Gehaltes beides von einander gelöst werden konnte? Das wäre zu untersuchen, und es wäre da doch noch ein starkes Fragezeichen zu dem Vorgehen der Kritik zu machen. Wir können uns nicht des Eindrucks erwehren, als ginge die moderne Theologie mit aller Gewalt darauf aus, den Apostel Paulus durchaus zu ihrem Schutzheiligen zu stempeln, und sie ziehe nun von seinem Glaubensleben ab, was ihrer Anschauung widerspricht und ihr unsympatisch ist. Auf diese Weise legt sie, sich selber unbewußt, der Religiosität dieses Mannes schließlich ihr eigenes Bild unter, und merkt gar nicht, wie unter ihren arbeitenden Händen mit der Zeit etwas völlig anderes herauskommt, als wie das Original es darstellt, ja sich am Ende sogar das Gegenteil zeigt von dem, was Paulus gedacht und gewollt und geglaubt hat. Es ist die Subjektivität, die Schwärmerei, die Psyche der Modernen, welche dem nüchternen, einfachen, objektiv gestimmten, tatsachenfrohen Heidenapostel imputiert wird. Hier gilt nur ein Entweder — Oder. Entweder lassen wir den ganzen Paulus gelten und nehmen ihn so, wie er sich uns selber darstellt, oder wir lassen ihn ganz fallen, als Glaubensmann nicht weniger denn als Theologen. Auf halb und halb, oder viertel und dreiviertel können wir uns nicht einlassen. Es ist daher Feines nicht geringes Verdienst, daß er in dem diesen Gegenstand behandelnden Hefte der biblischen Zeit- und Streitfragen (II, 5|6) Paulus direkt als Theologen vorführt und dartut, wie diese Theologie nicht ein äußerliches Beiwerk ist, sondern ein konstitutives Element der Glaubensanschauung und des Glaubenslebens des Apostels.

Diese Frage hängt nun aber weiter mit einer anderen umfassenderen zusammen. Das ist die Frage, wie weit Tatsachen der Geschichte für das Glaubensleben überhaupt Bedeutung haben können. Wir können die Frage auch so formulieren: wie weit gilt es und was schließt es ein, daß Offenbarung in einem objektiven Geschehen und nicht in einem

subjektiven Erleben gegeben ist? Von dieser Entscheidung hängt es ab, wie wir den Paulinismus beurteilen und welche Stellung wir zu ihm einnehmen. Im Blick auf Paulus würde sich dieselbe des näheren dahin zuspitzen, was wir von seiner Bekehrung halten und wie wir uns dieselbe erklären. Deuten wir dieselbe nur subjektiv, so ist es klar, daß uns der Sinn verloren geht für das Interesse, das der Apostel an den Heilstatsachen nimmt. Bleibt sie uns aber das objektive Geschehnis, das zustande gekommen ist auf Grund des unmittelbaren, persönlichen Eingreifens des lebendigen Gottes, so begreifen wir es, wie der großartige Zug zum Geschichtlichen hin in des Apostels Glaubensanschauung hineingekommen ist, und was das besagt, daß für ihn der Glaube auf Tatsachen beruht. Von dem Verständnis der Bekehrung aus entscheidet sich das Verständnis der paulinischen Theologie. Das zeigt die moderne Theologie, welche uns hier das wunderbare Schauspiel bietet, daß sie, die sich so gerne die realistische nennt (s. Weinel S. 222) — sie sollte allerdings eher die idealistische oder gar spiritualistische heißen! — und die so stolz ist auf ihren historischen Sinn, das Organ völlig vermissen läßt für diese Realitäten der Geschichte. Wir wollen dem gegenüber die Geschichte festzuhalten suchen und sie immer besser und immer tiefer verstehen lernen als eine Heilsgeschichte Gottes.

Von diesem Gedanken aus sei zum Schluß mit Dank noch hingewiesen auf Dryanders Predigten, welche das Leben des Apostels Paulus behandeln. An ihrem Anfang steht mit Recht die Betrachtung über die Bekehrung des Paulus, und dieselbe hat zum Mittelpunkt die These: sie geschieht nicht durch eine Tat des Apostels, sondern des Herrn! Julius Kögel.

Die Echtheit des zweiten Briefes Petri.

Von P. G. Fr. Schütze.

Die Frage, ob der 2. Pt.*) eine echte, vom Apostelfürsten Petrus herrührende Schrift, oder eine pseudonyme, plagiarische Fälschung ist, besteht noch in voller Schärfe. Adhuc sub iudice lis est. „Durch der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." das darf man auch von dieser Epistel sagen. Von der einen Seite ebenso warm verteidigt, wie von der andern heiß befehdet, ist die Frage, auch nachdem Roma locuta der Kanon abgeschlossen, in den selbständigeren Teilen der katholischen Kirche nie beendet, und besteht heute durch die freie Forschung der protestantischen Kirche auf's neue in alter Schärfe, so daß es nicht als müßig erscheinen mag, auch in dieser Zeitschrift die Frage einmal wieder aufzurollen und das Für und Wider einer genauen sachlichen Prüfung zu unterwerfen.

I. Die patristische Bezeugung.

Wenn wir für eine Schrift Zeugnis bei den Zeitgenossen oder Nach-

*) Die in dieser Abhandlung gebrauchten Abkürzungen, wie 2. Pt. oder wo es sich um den Vergleich beider Briefe handelt, auch nur II, z. B. II, 1, 14, bedürfen keiner weiteren Erklärung.

kommen suchen, so müssen wir scharf trennen zwischen Zeugnissen für das kanonische Ansehen der betreffenden Schrift und solchen Angaben und Spuren, die eine Bekanntschaft mit derselben ergeben.

Erstere sind für 2 Pt. spät und nur spärlich. Nicht vor Origenes läßt sich der 2. Pt. als eine mit dem 1. Pt. gleichwertige, kanonische Schrift mit Sicherheit nachweisen, und auch im folgenden Jahrhundert trifft man noch viel Zweifel und Bedenken. Origenes[1] braucht den Brief als echt, weiß aber von Zweifeln, denn er sagt, daß Petrus eine anerkannte Epistel hinterlassen habe, und daß man auch wohl eine zweite annehmen dürfe, obwohl sie bestritten werde.[2] Für sich selbst ist Eusebius der Ansicht, daß der 2. Pt. unkanonisch (οὐκ ἐνδιάθηκος) sei.[3] Ebenso protestiert der Kanon des codex Mommsen (aus den Jahren 359—365), der aus der nordafrikanischen Kirche stammt, gegen die Rezeption des 2. Pt.[4] Das Konzil von Laodicea (ca. 366) aber rezipiert den 2. Pt., ebenso wie die beiden bekannten Konzile von Hippo Regius 393 und Karthago 397. So ist auch der Kanon des Papstes Damasus 382 für seine Aufnahme.[5]

Seit dieser Zeit ist denn nun der 2. Pt. in der abendländisch-römischen Kirche unangefochten kanonisch, nicht aber im Morgenland. Die syrische Kirche nimmt den 2. Pt. erst um 500 in der Handschrift des Philoxenus (S. 2) auf, während die Peschittha (S. 1) ihn noch nicht hat.

Auch in der griechischen Kirche wird noch gelegentlicher Widerspruch laut. Didymus von Alexandrien († 395) bezeichnet 2. Pt. als unecht und unkanonisch. Gregor von Naziänz († 390) und Theodor von Mopsuestia († 428), zwei Antiochener, verwarfen ihn. Auch Hieronymus hat seine Bedenken.[6] Es bleibt schließlich noch das auffallende Stillschweigen des Canon Muratori über den 2. Pt. zu besprechen. Der Wortlaut in der (besten) Mailänder Handschrift lautet: Apocalypsis etiam Johannis et Petri ... tantum recipimus ... quam quidam ex nostris legi in ecclesia nolunt. Der Text scheint hier an den durch Punkte angedeuteten Stellen verstümmelt zu sein, weil der stets und

1) Hom. in Lev. 4, 4 cf. II, 1, 4: Ihr seid zu Teilhabern der göttl. Natur gemacht. Hom. 13, 6 in Num. cf. II, 2, 16: Wie die Schrift sagt: Ein stummes Tier redete mit Menschenstimme und verhinderte die Torheit des Propheten. Hom. 7, 1 in Jos.: Petrus bläst die zwei Posaunen seiner Episteln.

2) Eus. h. e. 6, 25, 8.

3) Ein Brief Pt., der sog. erste, ist rezipiert. Diesen haben die alten Presbyter in ihren Schriften als unbestritten benutzt. Aber der Brief, der als sein zweiter zirkuliert, ist uns als unkanonisch überliefert. Trotzdem wird er, da er manchen nützlich erscheint, mit den andern Schriften gelesen. h. e. III, 3.

4) Cf. Zahn: Grundriß der G. K. S. 81: epistulae Petri II, ver. CCC, una sola.

5) Petri apostoli epistulae duas. Cf. Zahn l. c. S. 83 und Pulpit commentary (2. Pt., page iii).

6) Scripsit P. duas epistolas, quae Catholicae nominantur, quarum secunda a plerisque eius esse negatur propter stili cum priore dissonantiam.

überall als kanonisch geltende 1. Pt. auch keine Erwähnung findet. Vielleicht ist so zu übersetzen und ergänzen: Die Offb. Joh. und (den ersten Brief) Petri erkennen wir nur an, (nicht aber den zweiten), gegen dessen kirchliche Lesung einige protestieren.

Ungleich reicher fließen aber die Quellen der Patristik, wenn wir nur Zeugnis für das hohe Alter und die weite Verbreitung des 2. Pt. suchen. Die älteste patristische Schrift, die vermuten läßt, daß ihr Autor mit dem 2. Pt. bekannt war, ist der 1. Korinterbrief des Clemens von Rom (23, 2), wo die Worte: „Unglückselig sind die Zweifler, jene, die in ihrer Seele zwiespältig sind und sagen: dies haben wir auch schon in den Tagen unserer Väter gehört, und siehe, wir sind alt geworden, und nichts von alledem ist uns widerfahren",[7] die Stellen 2. Pt. 3, 4 und Jak. 1, 8 zusammenzuwerfen scheinen. Ebenso erscheinen die Worte *μεγαλοπρεπῆς δόξα* (9, 2) aus 2. Pt. 1, 17 entlehnt zu sein. Auch Barnabas scheint den 2. Pt. gekannt zu haben; denn er bringt das Psalmwort Ps. 90, 4 in der Fassung, wie es 2. Pt. 3, 8 hat (15, 2). Deutlicher sind die Entlehnungen im Hirt des Hermas.[8] Ferner sind aus dem zweiten Jahrhundert noch Anklänge zu finden bei Justin im Dialog mit Trypho, bei Melito von Sardes und bei Theophil von Antiochien.[9]

Im dritten Jahrhundert soll Clemens von Alexandrien den 2. Pt. kommentiert haben.[10] Hippolyt sodann schreibt (um 220): Die Propheten redeten nicht aus ihrer eigenen Macht, noch predigten sie, was sie selbst wünschten, sondern empfingen zuerst Weisheit durch das Wort, danach aber wurden sie in Gerichten über die Zukunft wohl unterwiesen.[11] Ebenso: Die bösen Engel, die in der Hölle gekettet sind, als Strafe für ihre Sünde.[12] Firmilian endlich (ca. 270) schreibt: Paulus und Petrus . . . , welche die Irrlehrer verflucht haben in ihren Briefen, und uns gewarnt haben, daß wir sie meiden.[13]

Was endlich die Integrität des Briefes angeht, so haben wir absolut kein äußerliches Beweismaterial irgend welcher Art für die Annahme, daß Teile desselben interpoliert seien. "There is no evidence whatever in favor of the theory of interpolation from manuscripts or versions or ancient authority of any kind." (Pulp. comm.)

---

7) Cf. Hennecke. Ntl. Apokryphen. S. 98.

8) Cf. Sim. 6, 4: *τῆς τρυφῆς καὶ τῆς ἀπάτης ὁ χρόνος ὥρα ἐστί μία* und 2. Pt. 2, 13: *ἡδονὴν τὴν ἐν ἡμέρᾳ τρυφήν, . . . , ἐντρυφῶντες ἐν ταῖς ἀπάταις αὐτῶν*; Vis. 3, 7: die den rechten Weg verlassen haben und 2. Pt. 2, 15; Vis. 4, 3: ihr, die ihr der Welt entflohen seid. 2. Pt. 2, 20.

9) Ad. Autolykum 2, 9: "Men of God, moved by the Holy Ghost and becoming prophets, inspired and made wise by God himself, became taught of God." (Cf. Pulp. comm., page ii.)

10) Eus. h. e. 6, 14.

11) De antichristo 2, cf. 2. Pt. 1, 20 f.

12) Adv. haer. 10, 30, cf. 2. Pt. 2, 4.

13) Cypr. ep. 75, 6.

II. Das Zeugnis des 2. Pt. in eigener Sache.

Der Leserkreis des 2. Pt. ist weder durch eine Ortsbestimmung in der Adresse, noch sonst irgendwie charakterisiert. Wir wissen nur, es sind — selbstverständlich — Christen. Aber diese Leute müssen doch irgend welche Beziehungen zu Petrus gehabt haben; denn woher ist sonst der Brief? Und zwar müssen dese Beziehungen intimster Art und schon von langer Dauer gewesen sein. Schon einmal (wenigstens) hat Petrus an diese Freunde geschrieben, schreibt jetzt diesen Brief zu dem doppelten Zweck (3, 1), sie 1. an die prophetischen Weissagungen des A. T. und 2. an das durch die Apostel vermittelte Gebot Jesu zu erinnern, und hat im Sinne, auch noch öfter zu schreiben (1, 12). Da nun aber nach 3, 1 der Inhalt und Zweck beider Briefe ein wesentlich gleichartiger ist, so kann dieser 3, 1 erwähnte Brief nicht in unserm 1. Pt. erhalten sein.

Zunächst ist, wie schon Hieronymus (l. c.) festgestellt hat, eine starke Differenz im Stil zwischen beiden Briefen. Man hat daraus ein Argument gegen die Echtheit des 2. Pt. abgeleitet. Mit Unrecht. Der ganze 1. Pt. ist von Petrus dem Silas diktiert, also mit ruhiger Ueberlegung geschrieben (I, 5, 12), während der 2. Pt. etwas von dem Gluthauch des schwerttragenden Donnersohnes in Gethsemane atmet. Wahrscheinlicher aber hat ja Silas den 1. Pt. ganz selbständig nach den Direktiven des Petrus phrasiert. In beiden Fällen also Grund genug für eine Stilverschiedenheit. Man braucht gar nicht, wie Hieronymus es tut, zwei verschiedene Uebersetzer aus dem Aramäischen anzunehmen; denn es liegen keinerlei Anzeichen für eine Uebersetzung vor. Im übrigen ist die Stilverschiedenheit auch gar nicht so arg groß. Des Stiles wegen könnte der 1. Pt. mit dem II, 3, 1 erwähnten wohl identisch sein.

Beiden Briefen gemeinsam ist eine Vorliebe für Hapaxlegomena, deren wir 55 im 1. Pt., 48 aber im 2. Pt. finden. Auch zeigen sich eine ganze Reihe von Aehnlichkeiten in beiden Briefen.[1] Jedoch den springenden Punkt bilden die sachlichen Differenzen. Und da ist zu konstatieren, daß inhaltlich beide Briefe bedeutend von einander abweichen. Der 1. Pt. ist in seinem letzten Grund so sehr auf den Gedanken der *ἐλπὶς* hin orientiert, daß man auf Grund dieser Tatsache Petrus den Apostel der Hoffnung genannt hat. Der 2. Pt. dagegen hat als Grundton das Dringen auf Erkenntnis. Der 1. Pt. spricht öfters über die großen Heilstaten aus Jesu Leben (1, 18 f.; 2, 21. 24; 3, 18; 4, 1; 1, 3. 21; 3, 19; 4, 5; 3, 22), sowie über dogmatische Fundamentallehren

---

[1]) Vgl. *ἰσοτίμιος* (2, 1, 1) und *τίμια* (2, 1, 3) mit *τίμιος* (1, 1, 7. 19). Der Gruß (2, 1, 2a) stimmt wörtlich mit dem in 1, 1, 2b; *ἀρετὴ θεοῦ* (cf. 2, 1, 3 und 1, 2, 9) wird nur in diesen beiden Briefen gebraucht, *ἐπιχορηγήσατε* (2, 1, 5) und *χορηγεῖ* (1, 4, 11); *φιλαδελφία* (2, 1, 7 und 1, 1, 22; 3, 8); *ἀπόθεσι) τοῦ σκηνώματός μου* (2, 1, 14) und *σαρκός ἀπόθεσις* (1, 3, 21); *ἐπόπται* (2, 1, 16ς und *ἐποπτεύοντες* (1, 2, 12), *τηρεῖν* (2, 2, 4 und 1, 14); *ἀσέλγεια* (2, 2, 7 und 1, 4, 3) und noch öfter. Auch der Gebrauch des *ἴδιος* (1, 3, 1. 5 und 2, 2, 16; 3, 17), sowie das häufige Fehlen des Artikels ist für beide Briefe charakteristisch.

(Versöhnung, Wiedergeburt u. s. w.), während der 2. Pt. dies alles stillschweigend als bekannt voraussetzt und höchstens flüchtig streift. Kurz: Der 1. Pt. ist wesentlich dogmatisch, der 2. Pt. wesentlich ethisch.[2)]

Es leuchtet ein, daß bei solcher Verschiedenheit in der Gesamtanlage der 1. Pt. nicht der II, 3, 1 erwähnte, diesem homogene Brief sein kann. Dazu kommen noch Einzelheiten, die allein genommen wohl nicht ausschlaggebend sind, aber doch den Eindruck der Verschiedenheit bedeutend zu verstärken geeignet sind. So finden wir, was vielleicht schon bei der Stilverschiedenheit hätte erwähnt werden sollen, im 1. Pt. viele teils wörtliche, teils nur anspielende Zitate aus dem A. T., während solche im 2. Pt. (mit Ausnahme von 2, 22; 3, 8) fast nur dem N. T. entstammen. Auch die Bezeichnung der betreffenden Leserkreise spricht gegen die Annahme des 1. Pt. in 2, 3, 1. Der 1. Pt. richtet sich an die kleinasiatischen Gemeinden, der 2. Pt. wohl kaum. In Pauli eigenstem Missionsfeld hätte Petrus schwerlich Pauli Briefe zu empfehlen brauchen (cf. 2. Pt. 3, 15. 16). Paulus soll auch an die Leser des 2. Pt. geschrieben haben (l. c.). Welchen Brief? Der Epheserbrief paßt wohl (gegen Hofmann) auf die Adressaten des 1. Pt., aber entspricht nicht dem, was Pt. an die Leser des 2. Pt. geschrieben haben soll. Gelegentliche Bemerkungen sind noch kein eigens zu einem bestimmten Zwecke geschriebener Brief. Dieser Brief Pauli ist nicht mehr vorhanden, ebensowenig wie der II, 3, 1 erwähnte Brief Petri. Der vorhandene 1. Pt. scheint andere Leser zu haben als der 2. Pt. Das ist ja nun aber gerade der Hauptangriffspunkt gegen die Echtheit des 2. Pt., daß man sagt, an die gleichen Gemeinden können im Abstand weniger Jahre nicht zwei so absolut verschiedene Briefe gerichtet sein. Und in der Tat, wären die beiden Leserkreise identisch, so müßte man die Unechtheit eines der beiden Briefe folgern. Aber die Logik dieses Arguments ist nicht unanfechtbar. Der Vordersatz von der essentiellen Differenz ist richtig. Aber für den Hauptsatz (die Identität der Empfänger) fehlt der Beweis. Und damit fällt der zwingende Schlußsatz (die Unechtheit des 2. Pt.).

Haben wir aus dem 2. Pt. so ein Zeugnis für seine Echtheit gefunden, so wollen wir nunmehr versuchen, zwischen seinen Zeilen eine Andeutung über die Adressaten zu finden.

In 2. Pt. 1, 12—15 ist nicht, wie man erwarten sollte, ein Gegensatz von Wort und Schrift angedeutet. Wir können demnach also annehmen, weil auf V. 15 ein starker Nachdruck liegt, daß ein anderer Gegensatz zu diesem „erinnern und erwecken" dem Apostel vorschweben muß. Diesen Gegensatz finden wir (nach Analogie von Jud. 3) nicht in Schrift — Wort, sondern Gelegenheitsschrift — längere Lehrschrift. Ist dieser Schluß nun richtig, so ergibt sich daraus, daß der Verfasser zu den Lesern in dem berufsmäßigen Verhältnis eines Missionars zu

---

[2)] Der Hauptton liegt im 2. Pt. auf der Warnung vor der Verführung durch Irrlehrer und Spötter.

einer von ihm gesammelten Gemeinde stand.[3] So müssen wir die Leser des 2. Pt. dort suchen, wo Petrus als Missionar gewirkt hat, unter den Judenchristen, also wohl in Palästina oder Syrien. An solche Gemeinden mag Paulus ja während der Gefangenschaft in Cäsarea, etwa als Antwort auf ein an ihn gerichtetes Trostschreiben, einen zum Ausharren ermahnenden Brief gerichtet haben.

Ferner paßt der Inhalt von Petri Missionspredigt, wie er 1, 16 charakterisiert ist, auch nur für Judenchristen. Bei den Heiden lag wohl der Hauptton der Predigt auf dem Kreuz (1. Kor. 1, 17. 23; 2, 2); bei den Juden aber, die ihn fleischlich angeschaut hatten, und ihn auch in fleischlichen Hoffnungen zu betrachten gewohnt waren (Luk. 24, 21; Act. 1, 6; 2. Kor. 5, 16), mußte die Verkündigung seiner Auferstehung, Macht und Wiederkunft überwiegen. Auch verbieten diese Verse (1, 16 ff.) unter dem „wir" an Paulus und seine Gehilfen mitzudenken; denn sie waren nicht Augenzeugen der Herrlichkeit Jesu gewesen. Wenn vielmehr, wie unbestritten ist, 1, 17 f. sich auf die von den Synoptikern berichtete Verklärung Jesu auf dem Hermon bezieht, für welche doch nur drei Augenzeugen waren, von denen nur noch zwei am Leben waren, so bestätigt das die Vermutung, unsere Adressaten in einer Gegend zu suchen, wo Petrus und Johannes gemeinsam missioniert hatten (Act. 8, 14. 25), nämlich Samarien. Der Leserkreis des 2. Pt. ist also nach seinen eigenen Andeutungen eine Reihe von Gemeinden oder auch eine Einzelgemeinde in Samarien oder dessen Umgegend.

Daß es sich nicht um eine Gemeinde handeln kann, die Petrus allein gesammelt hat, beweist das „eure Apostel." (3, 2).[4] Das schließt einige Apostel aus, andere aber, oder einen andern, mit ein. So ist es naturgemäß, weil wir nur von Johannes als Missionsmitarbeiter Petri wissen, hier auch nur an diesen mit zu denken, was uns wieder mit unsern andern Beobachtungen nach Samaria verweist.

Endlich weist auch die Selbstbezeichnung des Verfassers (1, 1) als Symeon Petrus auf einen judenchristlichen Leserkreis hin. Die Form Symeon oder Simeon ist die ältere, (wobei das „e" dem hebräischen ע entspricht), nach der wir den Sohn Jakobs und den Greisen im Tempel zu nennen gewohnt sind, während Simon die abgeschliffenere, hellenistische Namensform darstellt. Diese archaistische Form wird in der Sept. regelmäßig gebraucht, im N. T. aber auf Petrus bezüglich nur zweimal,

---

[3]) *γνωρίζω* (1, 16) in der bibl. Gräzität fast nur in der Bedeutung „bekannt machen". In der Sept. ist *γν.* das Hauptwort für das Hiph. von jadai, neben *διδάσκω, διαμαρτύρομαι, δηλῶ, ἀναγγέλω.* Es wird gebraucht von der Offenbarung Gottes, Ps. 39, 5; Jer. 11, 18. So auch der Gebrauch im N. T., cf. Joh. 15, 15; 17, 26. Außerdem, wie hier, von der apostolischen Predigt. 1. Kor. 12, 3; 15, 1; Gal. 1, 11. (Cremer Wrtrb., S. 247 f.).

[4]) Cf. Clemens 1. Kor. 5, 3 *λάβωμεν πρὸ ὀφθαλμῶν ἡμῶν τοὺς ἀγαθοὺς ἀποστόλους*, wobei syntaktisch (gegen Hennecke l. c. S. 91) *ἡμῶν* zu *ἀποστόλους* zu ziehen ist (cf. Clem. 1. Kor. 9, 2). Um des Nachdrucks willen, im Gegensatz zu andern Aposteln, schreibt Cl. unsere Apostel, was er auch schon V. 1 andeutet *τοὺς ἔγγιστα γενομένους*, die uns am nächsten (in der Zeit oder am Herzen) sind.

nämlich hier und Act. 15, 14 aus dem Munde des Jakobus. Diese gut bezeugte Lesart Symeon macht es unmöglich an heidenchristliche Leser zu denken. Wo Petrus an Heidenchristen schreibt (1. Pt. 1, 1), nennt er sich nur Petrus. Desgleichen tut Paulus, der nur, wo er im 1. Kor. und Gal. auf die judaistischen Hetzereien zu sprechen kommt, die aramäische Form Kephas braucht. Auch die ja für Heidenchristen bestimmten Synoptiker (Marcus ist nach dem Zeugnis des Papias, Lukas nach seinem eigenen für Heidenchristen, und Matthäus existiert nur in der heidenchristlichen Uebersetzung) haben nur dreimal, abgesehen von Jesu Reden, den Ausdruck Simon Petrus, im Apostelkatalog, Matth. 16, 16 und Luk. 5, 8, während Johannes nie Petrus allein gebraucht, sondern in allen Abschnitten, wo Petri Erwähnung getan wird, regelmäßig zuerst Simon Petrus sagt und dann nachher beide Formen, Petrus und Simon Petrus, abwechselnd braucht. Also nur in judenchristlichen Kreisen ist das hier gebrauchte Symeon natürlich.

III. Die Veranlassung des 2. Pt.

Bei oberflächlichem Lesen von 1, 12—14 könnte es erscheinen, als ob der 2. Pt. nur den Zweck verfolgte, zum Ersatz der mündlichen Predigt, aus der Ferne ein Wort der Mahnung zu sein. Aber wie schon Petrus in 3, 10 vor leichtfertigem Lesen der Briefe Pauli warnt, so darf er auch beanspruchen, daß man seine Briefe genauer durchforscht, auch auf ihre Veranlassung hin. Auf eine besondere Veranlassung nun läßt zuerst schließen die besonders ausdrückliche Verbindung des ethischen und eschatologischen Moments. Das ganze Kap. 1 enthält diesen Ton. Die Leser werden ermahnt zu christlichem Leben unter Hinweis auf die Verheißungen (V. 4), auf das ewige Reich (V. 11), auf die Parusie (V. 16), auf den Gerichtstag (V. 19). Diese selbe Verknüpfung treffen wir wieder in 3, 2 u. 10—18. Zweitens aber weist auch die Polemik in Kap. 1 u. 3 auf einen besondern Anlaß hin. Die ethische Mahnung (1, 5—8) wird verschärft durch den Hinweis auf die, welche es an solchen Tugenden fehlen lassen. Diese aber gehören nicht zu den Lesern; denn die nur hier, und gerade hier, eintretende Anrede als Brüder, sowie in Kap. 3 das V. 1. 8. 14. 17 gebrauchte ἀγαπητοί zeigt, daß Petrus noch Vertrauen zu seinen Lesern hat. Diese unsittlichen Christen sind aber für die Leser eine große Gefahr, daß sie sich von jenen verführen lassen (3, 17). Drittens endlich kommt der apologetische Ton hinzu in der Charakterisierung seiner Predigt (1, 16—18), daß Petrus beteuert nicht kluge Fabeln, sondern Selbsterlebtes gepredigt zu haben. Kurz das ganze erste Kapitel ist voller Andeutungen auf bestimmte Verhältnisse; es herrscht gleichsam eine gewitterschwangere Luft, in der man es fühlt, es muß etwas vorliegen, das diesen Ton veranlaßt. In Kap. 2 u. 3 entladet sich dann auch das Gewitter. Im engsten Anschluß an die Erwähnung der alt. Propheten kommt das Thema und die Veranlassung des Briefes, die falschen Propheten. Wir müssen etwas näher auf sie eingehen. Wie im A. T. neben den Propheten Gottes auch

Männer standen, die unwürdig dem Prophetenamte Schande machten, so würden auch unter den Lesern Lehrer auftreten, die 1. unheilvolle Sonderlehren predigen, 2. großen Anhang finden, 3. durch schlaue Ausbeutung der Gemeinden sich pekuniäre Vorteile verschaffen. Sie sind aus den Kreisen der Christen hervorgegangen; denn sie sind getauft (1, 9; 2, 20), sind aber ärger jetzt, denn zuvor, denn in der Tat verleugnen sie Jesum (2, 1) durch unsittlichen Lebenswandel, besonders durch Ehebruch und Unzucht (2, 10. 14. 18). In diesem Punkte aber gerade werden sie viele Anhänger finden, und dadurch dazu beitragen, daß das Evangelium verlästert wird. Auch unnatürliche Unzucht ist in ihrem Schuldregister; denn darauf weist die Andeutung auf Gen. 6, 1—4 (cf. 2, 4) und Gen. 19, 5 (cf. 2, 6 f.) hin. Dabei ist ihnen auch das Heiligste nicht heilig; denn selbst während der Agapen[1]) sündigen sie mit lüsternen Blicken (2, 13). Als Lehrer des Christentums sich ausgebend (2, 1), wenden sie sich meist an die Unbekehrten, die noch nicht fest im Glauben gewurzelt sind (2, 14. 18). Dabei lassen sie sich für ihre schändliche Verführung noch hohen Lohn zahlen (2, 3. 14). Darin (in der Geldgier) gleichen sie dem Bileam (2, 15), aber auch darin, daß sie Gottes Volk zur Unzucht verleiten (cf. Num. 31, 16). Durch süße Worte und prächtige Reden (Röm. 16, 18) verlocken sie alle Schwachen, indem sie Freiheit verheißen (2, 19), indem sie ihre eigene zügellose Fleischeslust als die echte christliche Freiheit anpreisen und die bösen Geister als ungefährliche und verächtliche Wesen darstellen, über die sie ohne Furcht spotten und schmähen, während doch selbst die heiligen Engel über diese nicht zu schmähen und zu urteilen wagen (2, 10 f., vgl. Offb. 2, 24). Sie geben vor jene bösen Gewalten in ihrer ganzen Tiefe durchschaut zu haben, aber wissen nichts (2, 12, cf. 1, 9; 3, 16) und reden Worte, hinter denen nichts ist. Hand in Hand mit der libertinistischen Lehr- und Lebensart geht natürlich auch der Spott über die eschatologischen Hoffnungen (3, 3 f.). Das hängt wesentlich zusammen, wie auch bei Petrus die Heiligung auf den Grund der parusiastischen Erwartung gepflanzt ist. (3, 10—14).

Wer sind nun diese falschen Propheten, und wo haben wir sie zu suchen? So lange man die Leser des 2. Pt. in den Heidenchristengemeinden Kleinasiens sucht, stößt man auf unüberwindliche Schwierigkeiten, daß nämlich das Auftreten der falschen Lehrer und Spötter als noch erst zukünftig hingestellt wird (2, 1 ff.; 3, 3. 17), während diese doch in Präsentien als schon jetzt existirend bezeichnet werden. (2, 10—22; 3, 4 f., 9. 16; cf. 1, 9). Man darf als Parallele nicht 2. Tim. 3, 1—9 heranziehen; denn ein anderes ist es in der Schilderung der zukünftigen Zustände aus dem Fut. in das Präs. überzugehen — wie wir auch im Deutschen das langatmige „haben werden, sagen werden, tun werden" möglichst vermeiden, nachdem ein- oder zweimal der Satz

---

1) Wenn nämlich nach Jud. 12 ἀγάπαις in 2, 13 statt ἀπάταις zu lesen ist; was wahrscheinlich ist, trotzdem hier ἀπάταις besser bezeugt ist.

als futurisch gekennzeichnet ist — ; ein anderes aber in verschiedenen Stellen einmal scharf präsentisch, das anderemal scharf futurisch zu reden. Sehr einfach liegt aber die Erklärung, wenn man im Auge behält, daß der 2. Petr. zwischen 60 und 63 n. Chr. an ausschließlich judenchristliche Gemeinden gerichtet ist. Sie haben nach Aussage des Schreibers den echten Glauben, und stehen in ihm (1, 1. . 10. 12; 3, 1. 17 f.). Nicht unter ihnen, d. h. aus ihren Kreisen werden die falschen Propheten aufstehen (cf. Act. 20, 30; 1. Joh. 2, 19), sondern zu ihnen werden sie kommen, d. h. von außen her, aus den Heidenchristen (2, 1—3, cf. Act. 20, 29). Nicht ihre Existenz, sondern nur ihre verderbliche Wirksamkeit unter den Lesern gehört noch der Zukunft an. Der Gegensatz lautet nicht: die Frommen unter euch und die Spötter unter euch, sondern: ihr Frommen und die fremden Spötter (3, 16—17). An die Leser hat Paulus einen Brief geschrieben (3,15), die vielen andern Briefe, die von den Leichtfertigen verdreht werden, sind an Heidenchristen gerichtet. Die Irrlehrer sind also Heidenchristen. Damit stimmt auch die allgemeine Beobachtung überein, daß judaistische Irrlehrer nie als Libertinisten charakterisiert werden (cf. Gal., 1. Kor.); daß dagegen schon zur Zeit der Apostel der Libertinismus eine spezifisch heidenchristliche Verirrung war (cf. Apoc.). Selbst in den Pastoralbriefen, wo Paulus von den Irrlehrern der Zukunft redet, die er als judaistische kennzeichnet (2. Tim. 3, 1 ff.; 1. Tim. 4, 1 ff.), dürfen wir das „unkeusch" und „Wollust" nicht als spezifisch jüdisch urgieren, sondern müssen das als den Einschlag der heidnischen Umgebung in das judenchristliche Gewebe ansehen; denn sexuelle Verfehlungen sind sonst im N. T. ja nur bei Heidenchristen moniert.

Die Veranlassung des 2. Pt. ist also, kurz zusammengefaßt, der traurige sittliche Zustand, den Petrus kürzlich bei heidenchristlichen Gemeinden gefunden, und vor dem er seine geistlichen Kinder warnen und bewahren will. Ob dieser väterliche Warner nun wirklich Petrus, oder aber ein pseudonymer Plagiator des 2. Jahrh. ist, das können wir erst entscheiden, nachdem wir den Judasbrief in Bezug auf sein Verhältnis zum 2. Pt. untersucht haben.

IV. Petrus und Judas.

Die unbestreitbare Aehnlichkeit zwischen beiden Briefen hat verursacht, daß von vielen Gelehrten der 2. Pt. ganz oder teilweise für unecht erklärt ist. So will z. B. Grotius[1] den 2. Pt. in zwei Briefe, c. 1—2 und c. 3, zerlegen. Ullmann[2] läßt nur c. 1 als echt übrig; Berthold[3] scheidet c. 2 aus und Geß[4] streicht 1, 20b — 3, 3a als Interpolation aus. Die Hauptgründe, die im allgemeinen für die Priorität des Jud. angeführt werden, — wie denn in der Tat jetzt die landläu-

---

1) ed. Windheim II, 1038, 1042 f., 1053, 1060.
2) Krit. Untersuchung des 2. Pt. 1821.
3) Einleitung 1819. S. 3157 ff.
4) Das apost. Zeugnis von Christi Person 1879, II, 2. S. 412.

fige Ansicht den Jud. das Original und den 2. Pt. die Kopie sein läßt, — sind folgende:

1. Die ausdrucksvollere Sprache des Jud. gegenüber den gemäßigteren Worten des 2. Pt., durch welche es wahrscheinlich gemacht sein soll, daß Judas mit diesen Irrlehrern selbst in Berührung gekommen ist, während Petrus von ihnen nur — und zwar eben aus dem Jud. — gehört haben soll. Aber dieser Grund läßt sich nicht halten, vielmehr spricht er für die Originalität des 2. Pt., wenn wir (cf. oben) im Auge behalten, daß Petrus nur Weissagung schreibt, daß also er mit den Irrlehrern selbst keine Berührung gehabt hat. Es ist doch klar, daß ich aus eigener Erfahrung lebendiger schildern kann als von Hörensagen. Hat nun der gleichfalls an Judenchristen gerichtete Jud. diese persönliche Erfahrung zur Grundlage, so ergibt das naturgemäß, daß seine Abfassungszeit später als die des 2. Pt. ist, daß dieser also unmöglich den Jud. plagiarisch benutzt haben kann.

2. Judas ist ausführlicher, indem er V. 9 die Michaelslegende gibt und V. 6 die Ursache des Falls der Engel durchsichtiger andeutet, als 2. Pt. Während wir aber letzteres einfach bestreiten (man vgl. doch bitte einmal 2. Pt. 2, 4 f. und Jud. 6), müssen wir in Bezug auf den ersteren Einwand auf die schon gemachte Bemerkung hinweisen, daß 2. Pt. überhaupt fast gar nicht auf das A. T. Bezug nimmt in seinen Zitaten, daß also dies argumentum e silentio wenigstens unsicher ist. Dagegen erscheint es doch viel natürlicher, daß Judas nach Eintritt der geweissagten Gefahr nun auch die Warnung davor so eindringlich wie möglich macht und zu diesem Zweck sie mit dem eigenen Gedankeninhalt ausführt und erweitert. Ueberhaupt tut man den apostolischen Schriftstellern unerträglichen Zwang an, wenn man an ihre Schriften den modernen Maßstab anlegt. Sie wollen ja nicht ihre Gedanken erweitern oder gar die Zitate als ihr geistiges Eigentum ausgeben, sondern da ihre Zitate sich nur auf einen eng begrenzten und allgemein bekannten Schriftenkreis erstrecken, so brauchen sie nicht so peinlich verfahren, da jeder ihrer Leser sofort weiß, was Zitat ist und was nicht. Ziehen wir zudem die mündliche Tradition in Betracht, so ist es ja so leicht möglich, daß im Gedächtnis zwei oder mehrere Stellen sich verschmelzen, wenn auch eins davon nicht im Bereich der Heiligen Schrift war.[5] So wäre es denn auch durchaus nicht unmöglich, daß dem Judas V. 9 bona fide als Zitat mit untergeschlüpft wäre.

3. Soll es nicht wahrscheinlich sein, daß Judas nur das 2. Kap. des 2. Pt. zitiert habe, ohne sich auf die andern Kapitel, und besonders auf die Schilderung des Gerichtes in II, 3, 10 bezogen zu haben. Dieser Argumentation aber liegt wieder die Vorstellung zu Grunde, als habe Judas, wenn er zitieren wollte, den 2. Pt. mußte vor sich liegen haben, den er sodann durchgesucht habe, ob er nicht etwas Brauchbares

---

5) Als modernes Analogon erinnere ich daran, daß, wenn ich nicht irre, Frommel einst das „Die Nacht ist keines Menschen Freund“ von Seume als Bibelzitat in einer Predigt gebrauchte.

darin finde. Wer kann denn sagen, warum einem Schriftsteller gerade dieses und nicht jenes Wort eingefallen ist? Wir könnten hier den Spieß umdrehen und den zweiten Grund, Judas sei ausführlicher, widerlegen mit der Antwort: Nein, Petrus ist ausführlicher, er hat die Schilderung des jüngsten Tages. Aber alle solche Beweisführung ist ja nie bindend und überzeugend, die mit Hätte und Müßte arbeitet.

Es liegt uns also ob, selbst positive Gründe zu bringen, warum 2. Pt. älter als Jud. sein muß. Dazu müssen wir zunächst den Judasbrief allein ein wenig betrachten. Um aber nicht erst eine ganze Einleitung des Judas geben zu müssen, sei es gestattet, nur die Resultate kurz anzugeben. Wer den Brief mit offenen Augen liest, kann an der Hand unserer Argumentation über den 2. Pt. leicht den Weg ersehen, auf dem wir zu diesen Resultaten gekommen sind.

Der Brief des Judas ist also verfaßt von einem Bruder Jesu, der nach Jesu Auferstehung gläubig geworden, schon z. Z. des 1. Kor. als Prediger des Evangeliums wirkte, 57 n. Chr. (Matth. 13, 55; Joh. 7, 3—8; Act. 1, 14; 1. Cor. 9, 5). Durch die Betonung seiner Bruderschaft zu Jakobus wird klar, daß er sich an judenchristliche Gemeinden wendet. Nach V. 3 stand er zu seinen Lesern schon in einem längeren, innigen Verhältnis, das er zu einem längeren Lehrschreiben benutzen wollte. Durch besondere Ereignisse veranlaßt, tritt nunmehr an dessen Stelle dieser kurze Brief. Judas ist auf seinen Predigtreisen (1. Kor. 9, 5) mit diesen Irrlehrern in Berührung gekommen; weshalb er auch nicht schreibt, als ob er neue Tatsachen seinen Lesern meldet, sondern er schildert und charakterisiert nur gewisse den Lesern wohlbekannte Leute. Er bezeichnet sie (V. 4) als die, von deren Erscheinen schon längst geweissagt ist, und zwar nicht ihr Erscheinen überhaupt, sondern ihr Erscheinen unter den Lesern. Denn nur so ist V. 4 zu fassen. Τοῦτο bezieht sich nur dann auf Nachfolgendes, wenn es eben unmittelbar auf τοῦτο folgt, sonst immer und also auch hier auf Vorausgegangnes. Und das ist hier πάρεισέδυσαν. Ihr Einschleichen ist ein Gericht an den Gemeinden; wie Jesu Kommen in die Welt an sich schon ein Gericht an der Welt ist, (Joh. 3, 17; 12, 47, und dabei doch Joh. 9, 39; 3, 19), so ist es mutatis mutandis (nach Analogie von 1. Kor. 11, 19) auch hier. Der Satz ἀσεβεῖς — ἀρνούμενοι kann nicht als Inhalt von τοῦτο gefaßt werden, da jede syntaktische Verbindung fehlt, sondern diese Partizipialkonstruktion ist eine Opposition zu τίνες ἄνθρωποι und entspricht einem vollständigen Satz wie οὗτοί εἰσίν οἱ προγεγραμμένοι κτλ.

Auch das πάλαι darf man nicht pressen, als ob es durchaus eine Hinweisung auf die πάλαια διαθήκη sein müßte; sondern πάλαι bedeutet[6] nur die Vergangenheit im Gegensatz zur Gegenwart, also sowohl was

---

[6] Vgl. Cremer Wörterb. der Ntl. Gräzit., S. 743 f. Ein sprachliches Analogon ist das lateinische nuper = neulich, das sich auf Jahrhunderte zurückbeziehen kann, sofern nur die Tatsache seither nicht wiederholt ist. So kann π. sich auch auf jüngste Gegenwart beziehen, so lange die Tatsache fertig und abgeschlossen ist.

schon lange her, vor Zeiten, ehemals, früher (vgl. Hebr. 1, 1), als auch wie hier, im Unterschied von eben Eingetretenem, so viel wie schon länger her. Wo ist nun die Schrift, in der geweissagt ist, daß solche gottlosen Menschen in die Gemeinden eindringen werden? Nochmals sei es betont, nicht die Existenz solcher Leute ist das Gericht, sondern das Einschleichen in die Gemeinde Christi. Im Buch Henoch sowie andern atl. Prophetien können wir solche Weissagung nicht suchen, da damals christliche Gemeinden nicht vorhanden waren. Judas bezieht sich also hier auf eine ntl. Schrift. Nun liegt aber eine solche unverkennbar deutlich vor in 2. Pt. 2, 1—3, 4. Ist diese Stelle also nicht aus einer älteren Schrift abgeschrieben, — bei dem absoluten Fehlen irgend einer solchen Schrift, die diese Annahme ermöglichen könnte, brauchen wir dieser Konjektur nicht weiter nachzugehen, — so ist klar, daß Judas hier den 2. Pt. zitiert. Ebenso liegt V. 17 f. ein direktes Zitat aus 2. Pt. 3, 3 vor. Man übersehe nicht das ὑμῖν in V. 18. Der Leserkreis von Jud. und 2. Pt. ist derselbe. Das wird bei folgender Ueberlegung klar. Die V. 18 erwähnten Spötter sind nach dem Zusammenhang von 16—20 dieselben, auf die sich V. 4 bezog. Die beiden Zitate also, die in V. 4 nur angedeutete Weissagung und die V. 18 verbatenus gegebene Weissagung, müssen in ein und derselben Schrift gestanden haben. Da aber nur der 2. Pt. diese Bedingung erfüllt, so ist bewiesen, daß Judas hier den 2. Pt. benutzt. Da nun aber das ὑμῖν ausdrücklich sagt, daß diese Schrift, in der wir den 2. Pt. erkennen, an die Leser des Judas gerichtet ist, so liegt folgender Tatbestand vor: Es existieren zwei ntl. Schriften, die an denselben Leserkreis gerichtet sind, die eine, 2. Pt., mit Weissagung auf zukünftige Uebelstände, die andere, Jud., mit Hinweis auf die Erfüllung der Weissagung und zweimaliger deutlich angegebener Benutzung jenes andern Briefes. Kann da die Priorität des 2. Pt. noch länger fraglich sein?

Fassen wir also nochmal zusammen. Der 2. Pt. ist nach dem Zeugnis der Väter in ältester Zeit schon als apostolisch, wenn auch nicht unbestritten bekannt. Er will auch selbst nichts anders als ein Brief Petri sein. Die Gründe gegen seine Echtheit und für seine Abhängigkeit von Jud. sind hinfällig. Also können und müssen wir in vollstem Umfang die Echtheit und Glaubwürdigkeit des 2. Pt. als eines Sendschreibens Petri behaupten.

Der rechte Takt im Verkehr zwischen Pastor und Gemeinde.*)

Referat, erstattet bei der Konferenz des Atlantischen Distrikts von Pastor H. Arlt.

Wie ich auf dieses Thema gekommen bin.

Als von dem ehrw. Präses unsers Distrikts mir die ehrenvolle Aufforderung zu einem Referat für unsere Konferenz zu teil wurde, hinsichtlich dessen die Wahl des Themas mir überlassen blieb, da erging es

*) Nachfolgende Arbeit muß beurteilt werden nach den Worten 1. Pet. 4, 17; 1. Kor. 5, 12; 9, 27 b; 11, 31 f., weshalb wir sie hier unverkürzt im Wortlaut veröffentlichen. (D. R.)

mir, wie wohl den meisten der Brüder Pastoren häufig bei der Wahl eines Predigttextes, nämlich nach dem Sprichwort: „Wahl macht Qual." In Anbetracht der Zusammensetzung unserer Konferenz aus Pastoren und Laiendelegaten, welch letztere doch auch von dem Referenten bei seiner Arbeit berücksichtigt werden sollten, schien mir ein abstrakt wissenschaftliches Thema aus dem Gebiete der Theologie oder Philosophie von vornherein ungeeignet; viel wünschenswerter dagegen und mehr am Platze für unsere gemischte Versammlung ein praktischer Gegenstand, der für beide Teile gleiches Interesse hätte und in Amt und Gemeinde nutzbringend verwertet werden könnte. Aber welcher Gegenstand sollte dies sein?

Nach längerem vergeblichen Nachdenken erhielt ich eines Tages ganz ungesucht einen Fingerzeig. Es war nämlich im engeren Brüderkreise die Rede davon, daß noch immer kein Ort für unsere diesjährige Distrikts-Konferenz gefunden worden sei, und es wurde die Frage aufgeworfen, warum es so schwer halte, eine Gemeinde dazu willig zu machen, da wir doch eine ganze Anzahl von Gemeinden im Distrikt hätten, welche die mit der Aufnahme einer solchen Zahl von Gästen verbundenen Kosten ganz gut tragen könnten. Die Antwort lautete, daß es ja doch nicht bloß auf die Gemeinde, sondern auch auf den Pastor derselben ankomme, und daß in diesem Umstand vielleicht am ehesten die Ursache der Schwierigkeit zu finden sei. Und nun fiel eine Bemerkung, die freilich für uns Pastoren nicht schmeichelhaft ist, aber doch heraus muß, weil sie eben eine Wahrheit, wenn auch eine bittere, enthält. Es wurde nämlich gesagt, daß mancher Bruder sich deshalb scheue, die Konferenz einzuladen, weil er sich seiner Gemeinde gegenüber des oft taktlosen und ungeistlichen Benehmens gewisser Brüder schäme und fürchte, daß darunter das Ansehen des geistlichen Amtes und seine eigene Autorität in der Gemeinde in der Folgezeit leiden müsse. Es wurde darauf hingewiesen, daß auf unsern Konferenzen, nicht sowohl in den Sitzungen, als vielmehr außerhalb derselben, häufig ein recht leichtfertiger Ton herrsche, von dem auch besser gesinnte und ernstere Brüder oft mit fortgerissen würden; daß von manchem im Besuch der angrenzenden Wirtschaften und im Vertilgen der dort feilgebotenen Getränke des Guten oder, richtiger gesagt, des Schlechten entschieden zu viel getan und dadurch ein wenig schönes Beispiel gegeben werde, und daß diese Dinge zweifellos dazu beitragen müßten, das Ansehen des Ortspastors in seiner Gemeinde herabzusetzen und in der Zukunft seinem strafenden Worte gegen leichtfertiges und ungebundenes Wesen den Ernst und die Kraft nehmen. Und im Anschluß daran wurde mir geradezu gesagt: „Das wäre ein Thema für Ihr Konferenzreferat." Ich griff den Gedanken auf, wenn auch nicht ohne Widerstreben; denn ich dachte daran, daß derjenige, welcher für andere die Kastanien aus dem Feuer holt, sich gewöhnlich die Finger dabei verbrennt, und daß dem, der die Wahrheit geigt, die Fiedel um die Ohren geschlagen wird. Aber das Thema ließ sich ja erweitern; es brauchte nicht beschränkt zu wer=

den auf das rechte, würdige Benehmen der Pastoren auf den Konferenzen, sondern es konnte ganz allgemein behandelt werden, etwa in der Fassung „Pastoraler Takt", und darin von dem Verhalten des Pastors unter der Kanzel gesprochen werden.

Aber auch in dieser Form schien mir das Thema noch zu eng begrenzt und für unsere Konferenz zu einseitig. Sollten denn unsere Brüder Delegaten nach Anhören des Referates etwa mit moralischem Stolz sich in die Brust werfen und mit dem Gefühl nach Hause gehen: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen?" Nein, das durfte nicht sein. Bei ehrlicher, unparteiischer Prüfung wird man finden, daß im Verkehr zwischen Pastor und Gemeinde von beiden Seiten gegen den rechten Takt oft verstoßen wird; also sollten auch unsere lieben Delegaten ein Wort zum Nachdenken und Weiterverbreiten mit auf den Weg bekommen. Aus dieser Ueberlegung ergab sich schließlich die Formulierung des Themas: „Der rechte Takt im Verkehr zwischen Pastor und Gemeinde."

I.

Wir sprechen zuerst vom rechten Takt des Pastors. Es ist eine allgemeine Klage, die auf Tatsachen beruht, daß der Respekt vor dem geistlichen Stande immer mehr schwindet, daß die Autorität des Predigtamtes immer weniger Anerkennung findet. In gewissem Sinne darf der Pastorenstand auf sich die Klage Hiobs anwenden (Hiob Kap. 29 u. 30): 1. O daß ich wäre wie in den vorigen Tagen, 7. Da ich ausging zum Tor in der Stadt, und ließ meinen Stuhl auf der Gasse bereiten; 8. Da mich die Jungen sahen und sich versteckten und die Alten vor mir aufstanden. 9. Da die Obersten aufhörten zu reden und legten ihre Hand auf ihren Mund. 10. Da die Stimme der Fürsten sich verkroch und ihre Zunge an ihrem Gaumen klebte. 11. Denn welches Ohr mich hörte, der pries mich selig, und welches Auge mich sah, der rühmte mich. 21. Man hörte mir zu und schwiegen und warteten auf meinen Rat. 22. Nach meinem Wort redete niemand mehr, und meine Rede troff auf sie. 30, 1. Nun aber lachen meiner, die jünger sind denn ich, welcher Väter ich verachtet hätte zu stellen unter meine Schafhunde. 9. Nun bin ich ihr Saitenspiel geworden und muß ihr Märlein sein."

Wir wollen nun freilich gern zugeben, daß dieser Mangel an Ansehen des geistlichen Standes wenigstens zum Teil in den Verhältnissen des Landes seine Begründung findet. In einem Lande, in dem alle Standesunterschiede nivelliert sind, in dem nicht ein von Gott oder Menschen eingesetztes Amt, auch nicht das größere Maß von Wissen und Bildung, sondern einzig und allein der größere Geldbeutel Autorität, Macht und Einfluß verleiht; in einem Lande, in dem die obrigkeitlichen Aemter oft durch schimpflichste Bestechung und niedrige Machinationen erlangt werden, und infolgedessen der Respekt vor der Obrigkeit ein unbekanntes Ding ist; in einem Lande, in dem auch die Stellung des Pastors einzig und allein von der Willkür der Gemeinde abhängt, so daß durch die geschickten Intriguen einiger unzufriedener Wortführer ihm

nach dreimonatlicher Kündigung der Stuhl vor die Tür gesetzt werden kann; in einem solchen Lande darf man sich nicht wundern, wenn dem geistlichen Amte nicht diejenige Ehre gegeben wird, die ihm nach Gottes Wort gebührt. Aber selbst wenn wir alle diese der Autorität unsers Standes ungünstigen Verhältnisse gelten lassen, so wollen wir uns doch nicht die vielleicht schmerzliche aber doch nötige und heilsame Selbstprüfung ersparen, ob wir vielleicht, zum Teil wenigstens, diese unerfreulichen Zustände mit verschuldet haben. Warum wird so manchem Pastor von seiner Gemeinde nicht derjenige Respekt entgegengebracht, den man erwarten sollte? Ist es nicht oft deshalb, weil er es häufig an dem rechten Takt im Verkehr mit seinen Gemeindegliedern fehlen läßt? Textgemäße und stilgerechte Predigten allein machen es ja nicht, sondern „am Prediger predigt alles." Durch taktloses, ungeistliches Benehmen unter der Kanzel wird der Eindruck von hundert schönen Predigten zu nichte gemacht.

Viele Pastoren verderben sich von vornherein ihre Stellung in der Gemeinde durch die Art und Weise, wie sie sich vor ihrer Wahl benehmen und sich die Stimmen der Wähler zu sichern suchen. Es geht bei einer Pfarrwahl oft gerade so unwürdig zu, wie bei der Wahl zu irgend einem städtischen oder staatlichen Amt. Statt nach der Probepredigt ruhig wieder nach Hause zu fahren und die Sache dem Herrn anheimzustellen, der der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche, statt kindlich und vertrauensvoll sich auf sein Walten zu verlassen, glauben viele Pastoren allerlei Mittelchen anwenden zu müssen, um eine ihnen günstige Stimmung in der Gemeinde zu erzeugen. So läuft man denn in den Häusern umher, streicht sich heraus, und bittet demütig um die Stimme; oder man ist sogar schamlos genug, wie ein politischer Kandidat die Wähler in den Wirtshäusern zu traktieren und sich dadurch ihre Stimme zu erkaufen. Es mag sein, daß der Kandidat dadurch gewisse Elemente der Gemeinde für sich gewinnt, sicherlich aber sind es nicht die besser Gesinnten; bei diesen macht er sich vielmehr durch solch ungeistliches Treiben von vornherein verächtlich. Und deren Stimmen er etwa auf diese Weise gewonnen hat, das sind gerade diejenigen, die ihm später am allerersten Schwierigkeiten machen und sich allerlei Freiheiten ihm gegenüber herausnehmen werden. Am unwürdigsten und widerlichsten ist es zu sehen, wenn mehrere gleichzeitige Bewerber um dieselbe Stelle vorhanden sind, wie einer den andern über- oder unterbietet, einer den andern herabsetzt und ihm den Rang streitig zu machen versucht. Einmal erlebte ich es sogar, wie ein Kandidat auf das Mitleid der Leute spekulierte, indem er bei seinen Besuchen in den Häusern unter Tränen seine angebliche traurige Lage schilderte und erklärte, daß er, falls er nicht gewählt werden würde, nicht wüßte, wie er sich weiter helfen sollte. Und dieser Bewerber war noch dazu ein lediger, junger Mann. Muß man nicht die Anwendung derartiger und ähnlicher Kunstgriffe als in hohem Maße taktlos und unverträglich mit der Würde des geistlichen Amtes bezeichnen? Darf ein Pastor, der auf diese Weise in eine Gemeinde hineinkommt, von derselben Respekt und Achtung erwarten?

Wenn am Prediger alles predigt, wie vorher gesagt wurde, so gehört zum rechten Takt auch die rechte äußere Erscheinung. Hierüber nur nebenbei ein paar Worte. Man braucht durchaus nicht der Ansicht zu huldigen, daß der Pastor stets im schwarzen Gehrock und weißer Halsbinde in der Oeffentlichkeit erscheinen müsse. „Was schwarz sich trägt und geistlich heißt, das hat nicht immer Christi Geist." Die Forderung eines Claus Harms in seiner Pastoraltheologie, daß ein Pastor nie anders als in Amtstracht sich zeigen solle, dürfte wohl als stark katholisierend und das allgemein Menschliche und Natürliche verleugnend beiseite zu schieben sein. Selbst ein Mann wie der Generalsuperintendent Max Frommel pflegte auf seinen Spaziergängen und Reisen keine prononziert geistliche Tracht zu tragen, sondern seinen geistlichen Charakter unter einem gewöhnlichen Anzuge zu verbergen, und zwar mit der Begründung, daß auf viele Leute eine weiße Krawatte wirke wie das rote Tuch auf den Stier in der Arena. Und auch ein Funcke, der doch wahrlich nicht zu den Modernen gehört, sagt in einem seiner Bücher, daß er sich kleide wie ein gewöhnlicher Sterblicher, um desto ungenierter mit den Leuten sprechen zu können. Aber wie sich der Pastor auch kleide, ob schwarz oder grau oder blau, immer sollte seine äußere Erscheinung würdig und schlicht sein; alles Auffällige, Gesuchte, Modemäßige oder gar Geckenhafte muß als taktlos zurückgewiesen werden. Der einfache Christ, ja auch die Welt nimmt mit Recht Anstoß an einem Pastor mit gelben Schuhen, mit Brillantringen am Finger, mit stutzerhaftem Röckchen. Bei aller Entfremdung von Kirche und Christentum herrscht doch immer noch ein feines Gefühl in der Welt dafür, was sich für einen Pastor schickt und was nicht. Bei allen amtlichen Verrichtungen sollte der Geistliche aber auch in der Kleidung unbedingt den geistlichen Charakter wahren. Mit der Rose im Knopfloch Altargottesdienst abhalten, wie ich es einmal bei einem Pastor einer sonst sehr strengen lutherischen Synode gesehen, ist unbedingt unpassend und taktlos, und mit Recht wird die Gemeinde dadurch geärgert. Desgleichen nimmt der einfache Christ Anstoß daran, wenn der Pastor im grauen Straßenanzug Krankenkommunion erteilt.

Doch diese Aeußerlichkeiten nur nebenbei, obgleich auch sie vom Pastor berücksichtigt werden sollten. Wichtiger aber noch ist das rechte taktvolle Benehmen im Umgang mit der Gemeinde. Es gibt ja außer den Familienverbindungen kaum eine innigere, als die eines Pastors mit seiner Gemeinde; bei langem, ungestörten Zusammenleben entsteht mit den Jahren hier ein so eigenartiges und herzliches Verhältnis, wie es anderswo kaum wieder zu finden ist. Zur Erreichung dieses Zieles bedarf aber der Pastor im Umgange mit den Gemeindegliedern auf alle Fälle einen gewissen feinen Takt; leider aber wird derselbe häufig aus den Augen gesetzt und dadurch das Verhältnis ein unerquickliches. Stolz und vornehme Zurückhaltung, Schroffheit und Härte im Auftreten schicken sich schlecht für einen Diener Jesu Christi, widersprechen direkt dem Charakter seines Amtes und sind seinem erfolgreichen Wir-

ken im höchsten Maße hinderlich. Daß ein Pastor mit derartigen Eigenschaften sich in unserm demokratischen Lande nicht lange an einer Gemeinde halten kann, ist gewiß. Sie werden wohl auch im hiesigen Pastorenstande seltener gefunden als im alten Vaterlande, wo der „Pfaffenstolz" eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt hat. Aber um so mehr wird durch das andere Extrem gefehlt, nämlich durch die allzugroße Vertraulichkeit und Familiarität mit den Gemeindegliedern. Macht sich der Pastor durch das erstere unbeliebt und verhaßt, so verliert er durch das letztere den Respekt von seiten der Leute, die sich ihm gegenüber bald allerlei herausnehmen werden. Die Grenze zwischen beiden Extremen, zwischen Stolz und Schroffheit einerseits und plumper Familiarität anderseits wird aber sehr leicht verwischt. Der rechte Seelsorger wird jedem Gliede seiner Gemeinde, ohne Unterschied von Stand und Vermögen, mit brüderlicher Freundlichkeit und Herzlichkeit entgegentreten; er wird eher gegen den Armen freundlicher sein als gegen den Reichen, um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, daß er die Person ansehe. Hierbei sollte er aber stets das gegenseitige Verhältnis zwischen ihm und der Gemeinde im Auge behalten und plumpe Vertraulichkeit weder selbst begehen noch dulden. Und selbst wo der Pastor eine scherzende Sprache führt, sollte er sich dabei das Wort Hiobs (29, 14) zur Richtschnur nehmen: „Wenn ich sie anlachte, wurden sie nicht zu kühn darauf und das Licht meines Angesichtes machte mich nicht geringer."

Freundlichkeit sollte sich allezeit mit Würde, Liebe mit Ernst, Vertraulichkeit mit Zurückhaltung paaren — „da gibt es einen guten Klang." Und das entspricht auch entschieden dem Ideal, das sich der einfache Mann von seinem Pastor macht, den er gleichzeitig lieben und achten will. Viele Pastoren können und wollen das nicht begreifen, und schaden sich und ihrem Amte dadurch gar sehr. Sie glauben sich durch intime Vertraulichkeiten populär zu machen, tatsächlich aber machen sie sich gemein; sie meinen, sich durch familiäres Wesen die Liebe ihrer Leute zu erwerben und werden verächtlich, wenigstens so alltäglich, daß es sich nicht viel vom Verächtlichen unterscheidet; sie wollen durch witzig sein sollendes Wesen die Lacher auf ihre Seite bringen, und sie bringen sie auch auf ihre Seite, gerade so wie der professionelle Clown und Possenreißer, für den man im günstigsten Fall ein Gefühl des Bedauerns, niemals aber das der Hochachtung hat. Kein Wunder, daß derartige Geistliche sich am Ende von den Leuten viel gefallen lassen müssen, ohne es ändern zu können; daß man ihnen mit derselben Münze dient, die sie auszahlen. Es gibt ja wohl Ausnahmen, die aber eben nur die Regel bestätigen. So habe ich einen äußerst originellen Pastor in Berlin gekannt, der sich der größten Popularität erfreute, welcher in seinen Sprechstunden jeden ohne Unterschied umarmte und Bruder titulierte, ja oft auch, gerade so wie der alte Bodelschwingh, duzte; der häufig auf der Straße seinen Arm unter den eines sozialdemokratischen Arbeiters schob und scherzhaft zu ihm sagte: „Genosse, heute mußt du dir schon

einmal die Begleitung eines Pfaffen gefallen lassen;" der bei manchen Gelegenheiten wohl auch mit sehr derben, in guter Gesellschaft kaum gehörten Ausdrücken um sich warf, ohne daß er dadurch seiner Autorität geschadet, und ohne daß die Leute deshalb den ihm schuldigen Respekt aus den Augen gesetzt hätten. Aber das war eben ein Original, und Originale soll man nicht nachahmen wollen. Quod licet jovi, not licet bovi. Eins schickt sich nicht für alle. Im allgemeinen wird die Regel gelten, daß eine gewisse Entfernung und Zurückhaltung des Pastors demselben zur Sicherung seiner Achtung durchaus nötig ist. Es gibt eben nur einen, der stets gewinnt und immer größer und anbetungswürdiger in unsern Augen wird, je mehr wir uns mit ihm beschäftigen, je schärfer wir ihn beobachten, je tiefer wir in sein Wesen eindringen — das ist unser Heiland. Alle übrigen Menschen, mögen wir sie aus der Ferne noch so sehr hochachten und bewundern, verlieren an Größe, je näher wir mit ihnen bekannt werden; wir entdecken auch an ihnen mannigfache Fehler und Schwächen, welche ihre Vorzüge geringer erscheinen lassen, und der Glorienschein, mit dem wir sie zuerst umgeben sahen, verliert mehr und mehr an Glanz. Bei Menschen mit wahrer christlicher Herzensbildung schadet dies nun zwar weniger; sie wissen, daß auch die fortgeschrittensten Heiligen noch mannigfaltige Schwachheiten mit sich herumtragen. Aber wir haben es in unsern Gemeinden eben nicht mit lauter durchgebildeten Christen, vielmehr mit vielen Namenchristen zu tun, und bei diesen schadet es um so mehr, wenn sie uns in unserer Alltäglichkeit kennen lernen, weil sie über einen kleinen Fehler die größten Vollkommenheiten zu vergessen pflegen, und die Bosheit ohnehin geneigt ist, die kleinste Blöße auszunutzen. Kurz, um mit Cl. Harms zu reden, weil der Pastor ein Mensch ist und weil die Menschen eben Menschen sind, darf die Grenzlinie zwischen ihm und der Gemeinde nie überschritten werden.

Exempla docent. Man braucht durchaus kein Temperenzler oder Abstinenzler zu sein und den Verkauf und das Genießen von spirituösen Getränken für unbedingt unmoralisch erklären, um die Behauptung aufzustellen, daß ein Pastor durch regelmäßigen oder auch nur häufigen Besuch von Wirtschaften seinem Ansehen in der Gemeinde unbedingt schadet. Es sind nicht bloß die ernster gesinnten, meinetwegen nenne man sie die engherzigen und pietistisch angehauchten Elemente der Gemeinde, die daran Anstoß nehmen, sondern auch diejenigen, welche selbst regelmäßig die Wirtshäuser frequentieren und gelegentlich den Pastor traktieren oder sich von ihm traktieren lassen, die hinterher doch über ihn lästern. Ich habe selbst aus dem Munde von anständigen Saloonwirten mißbilligende Urteile darüber gehört. Auch der Pastor soll nicht sitzen, wo die Spötter sitzen. Es herrscht eben doch vielfach in den Wirtshäusern ein leichtfertiger, weltlicher Ton, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, und der Pastor, welcher in solcher Umgebung seine Würde wahren will, wäre also genötigt, gegen solch frivoles Wesen entschieden Front zu machen, und müßte dadurch Gefahr laufen, ausgelacht zu wer-

den. Will er das nicht, so muß er eben mit geschlagenem Gewissen schweigen, oder er handelt gar nach dem Sprichwort: „Mit den Wölfen muß man heulen." Kein Wunder, daß die Achtung der Gemeindeglieder vor dem Pastor am Biertisch schwindet, und daß sie sich dort ihm gegenüber allerlei dreiste Vertraulichkeiten herausnehmen, so daß der Pastor sich gewärtigen muß, von einem Gemeindeglied angeredet zu werden, wie ich es selbst einmal gehört: „Komm, Müller, wir trinken noch eins." (Tatsächlich hieß der betr. Bruder anders, aber nomina sunt odiosa.)

Daß es für einen Pastor, der seiner Gemeinde den Wert und die rechte Ausnützung der Zeit ans Herz legen soll, gerade so unwürdig und taktlos ist, mit seinen Gemeindegliedern stundenlang Karten zu spielen und dadurch die edle Zeit totzuschlagen, sollte gerade so selbstverständlich sein. Es ist schlimm, wenn von ihm gesagt wird, wie es jemand scherzhaft ausgedrückt hat, daß er in den Blättern der vier Könige besser Bescheid weiß und mehr liest, als in den zwei Büchern der Könige. Oder was soll man zu dem folgenden, gleichfalls gut verbürgten Fall sagen: Ein Pastor fährt zu einer Beerdigung und unterhält die in seiner Kutsche mitfahrenden Glieder des Trauergefolges auf der ganzen Fahrt durch alberne Witze und höchst unerbauliche Geschichten und Anekdoten. Vor der Kirche angekommen, wo die Feier stattfinden soll, setzt er plötzlich eine ernste Miene auf und bekommt das bekannte lange, feierliche Gesicht, um dann mit großem Pathos seine Predigt zu deklamieren. Was wohl die drei, wenn sie unter den Zuhörern waren, für Empfindungen und Gedanken bei dieser Predigt gehabt haben mögen! Wäre in diesem Falle der Vorwurf der geistlichen Schauspielerei nicht ein berechtigter gewesen? Gerade die ernste Fahrt nach und von dem Kirchhof bildet einen Prüfstein für den seelsorgerlichen Takt. Wer da nicht Ewigkeitsgedanken und Bedürfnisse zu wecken versteht, nun der tut am besten zu schweigen, um nicht durch ein leichtfertiges Wesen den Eindruck seiner Predigt zu verwischen und den Vorwurf eines gedungenen Komödianten auf sich zu laden.

Doch genug der Beispiele! Habe ich doch vielleicht für manchen Bruder schon zu viel gebracht. Ich möchte diesen Teil schließen mit zwei Worten des Apostels Paulus, nämlich 1. „Lasset uns aber niemand irgend ein Aergernis geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde", und 2. „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde."

(Schluß folgt.)

Ich für mich lebe des Glaubens und hoffe in dem Glauben zu sterben: Der Mensch Jesus ist der einzige allgenugsame Mittler zwischen dem allmächtigen Gotte und dem ohnmächtigen Menschen; und das Wesentlichste, Eigentümlichste, Unverrückbarste seiner Offenbarungen ist: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Wer mich siehet, siehet den Vater. Lavater.

Die Unterstützungssache in der Synode.

(Auf Wunsch der Cincinnati Pastoral-Konferenz eingesandt von P. F. Hohmann.)

Seit dem Jahre 1898 ist der gegenwärtige Unterstützungsmodus in der Synode viel besprochen worden. Protokolle der Distriktssynoden und der Generalsynode beweisen, daß die Besprechungen zu Ungunsten des bestehenden Modus gepflogen wurden; es wird für unsere Invaliden und Pfarr-Witwen und -Waisen eine neue Art der Unterstützung auf geschäftlicher Grundlage gewünscht.

Ueber die vielen Besprechungen der Angelegenheit kann man sich von Herzen freuen. Unsere invaliden Mitarbeiter, die des Tages Last und Hitze im Weinberge des Herrn getragen, und unter der Fülle der Arbeit und Entsagung müde, krank und alt geworden sind — die Witwen und Waisen unserer Brüder, welche in der öden Welt stehen ohne das sorgende Herz des Vaters — sie sind es gewiß wert, daß die Synode auf jeder Konferenz recht viel an sie denkt, von ihnen redet, für sie betet und auch für sie sorgt. Eine möglichst ergiebige Unterstützung der Bedürftigen aus dem Stamme Levi ist Liebes- und Ehrenpflicht der Synode. So wird die Sache auch erkannt. Darauf zielt alle Besprechung ab.

Mit diesem Ziel steht die Synode auch auf dem Grunde des Wortes Gottes. Der Beweis dürfte leicht erbracht sein. Es genüge der Hinweis auf Stellen hl. Schrift Alten Testaments wie folgt: Deut. 14, 28. 29; 16, 11—14; 10, 18 und 24, 17. 19. 20. Solche Worte redet Gott, der nach Psalm 68, 6 genannt ist „der Vater der Waisen und der Richter der Witwen." Aus den angeführten Stellen folgern wir:

a. Nach dem klaren Gotteswort haben also die Bedürftigen einen berechtigten Anspruch an den Segen, den Gott auf unserer Hände Werk gelegt, und an den Schutz, den wir den Bedrängten in Verlegenheit gewähren können. Die Fürsorge für den Bedürftigen durch Wohltun ist ein Teil der Gottesverehrung.

b. Aber es steht nirgends geschrieben, daß der Bedürftige sich auf den Wohltätigkeitssinn und auf die gebotene Liebespflicht allein verlassen soll. Im Gegenteil, der Bedürftige und Arme soll auf dem Felde sammeln; also soll der Bedürftige nach Kräften auch für sich selbst sorgen.

c. Die Darbringung des Zehnten jedes dritten Jahres ist die Einrichtung einer systematischen Versorgung der Bedürftigen.

d. Der höchste Zweck der Darreichung ist zu finden in dem *Fröhlichsein vor Gott*, welches den Armen und den Reichen eint in dem Bewußtsein: wir sind Gottes Volk; darin wird derjenige, der geerntet hat, auch daran erinnert, daß er von Gottes Segen lebe.

Das Christentum kann von solchen Gedanken nicht abweichen. Die Art der Ausführung mag Veränderungen unterliegen, das Grundprinzip bleibt dasselbe: *Die erbarmende und dankbare Liebe.*

Unser Heiland hat dies Grundprinzip bestätigt und vertieft, wenn er so oft und eindringlich redet von der Barmherzigkeit und von der Liebe, und wenn er über die Lieblosigkeit seine drohenden Urteile aus-

spricht. Die Apostel zehren nur von des Herrn Gedanken, wenn sie schreiben: Hebr. 13, 16: „Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl." Jak. 1, 27: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: Die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt behalten." 2. Kor. 8 u. 9 redet Paulus der Versorgung der Armen als einer Liebespflicht ernstlich das Wort.

Das Beispiel der ersten Christengemeinde gibt hier den Ausschlag. Jene Gemeinde legte reiche Gaben zu der Apostel Füßen (Act. 5), und richtete dann eine geordnete Armenpflege ein (Act 6). Das war Sache der Barmherzigkeit. Dort wurde nicht nach geschäftlichen Regeln allen Armen ein gleiches Maß von Hilfeleistung gewährt, sondern weil die vielgeschäftigen Apostel nach Maßgabe des Bedürfnisses austeilten, murreten die Griechen, daß ihre Witwen in üblem Sinne übersehen oder vernachlässigt werden. Act. 2, 45 heißt es aber ausdrücklich: „sie teilten aus unter alle, nach dem jedermann not war."

Ohne noch weitere Stellen der Heiligen Schrift zu zitieren, dürfen wir sagen: Die erste Christenheit übte die Pflicht der Seelsorge für die Notleidenden lediglich nach Maßgabe der Bedürftigkeit; der Apostel Lehre aber macht solches allen Christen, allen Gemeinden und allen Kirchengemeinschaften zur Pflicht. Diese Pflicht ist, und muß bleiben, eine Pflicht der Liebe.

Als Liebespflicht hat unsere teure Synode, Gott sei Dank, die Unterstützung der Invaliden und Witwen und Waisen bis heute auch angesehen und seit Jahren geübt.

Betrachten wir unsere Unterstützungssache nach ihren bisherigen Leistungen. Der gegenwärtige Modus der Unterstützung datiert für die Invaliden vom Jahre 1874; für die Pfarr-Witwen und -Waisen vom Jahre 1884. In diesen Jahren sind von Pastoren und Lehrern die üblichen Beiträge von $3 pro Jahr entrichtet worden; aus vielen Gemeinden sind freiwillige Gaben der Liebe, große und kleine, geflossen. Nachstehende Unterstützungssummen sind für die Rechnungsablage von Generalsynode zu Generalsynode zusammengestellt:

Jahre.	Invaliden.	Witwen und Waisen.
1874—1877	$ 2,050.00	$ —
1877—1880	2,610.00	—
1880—1883	6,448.60	—
1883—1886	6,984.05	5,776.20
1886—1889	9,165.48	8,675.43
1889—1892	11,651.60	10,824.19
1892—1895	14,330.00	13,514.24
1895—1898	15,177.50	17,329.42
1898—1901	16,449.93	17,557.80
1901—1905	26,681.10	31,402.50
	$111,548.26	$105,079.78

Das sind in der Tat ganz prächtige Liebessummen, die wohl angeführt werden dürfen als ein Beweis, daß die Pflicht der Liebe nicht als eine Last, sondern als eine Lust ist angesehen worden.

Diese Zahlen beweisen aber auch besser als alle Argumente, daß mit wachsendem Bedürfnis die Mittel flüssig gemacht sind, das Bedürfnis zu befriedigen. Und das sei hier gleich gesagt: zu keiner Zeit hat es seitens der betreffenden Behörden mehr bedurft, als in der Stunde der Not auf die Not hinzuweisen durch einen Aufruf im „Friedensboten." Im gegenwärtigen Modus spricht die barmherzige Liebe immer das entscheidende Wort. Ob einer viel zahlen konnte, oder ob er wenig gezahlt hat, wenn die Not da ist, dann hilft die Liebe. Liebe mißt das Bedürfnis ab; Liebe gibt nach Vermögen; Liebe empfängt und dankt für jede Gabe. So wird Gott gepriesen.

Unsere Unterstützungskasse will und soll angesehen sein als eine Kasse, die in der Regel Bedürftigen das Notwendige darreicht. Das Notwendige ist aber dasjenige, was die Not wendet. Im äußersten Falle würde die warmherzige Liebe der Brüder und Glieder der Synode dieser Kasse auch die Mittel zur Bestreitung eines ganzen Familienunterhalts zuführen. Der Barmherzigkeit sind keine Grenzen gezogen.

Die Berichte der Behörden an die Generalsynoden atmen denn auch immer freudigen Dank, daß unter Gottes Hilfe die Glieder haben freudig ihres Amtes walten dürfen und den Bedürftigen Gaben darreichen.

Unsere Unterstützungssache ist schriftgemäß. Darum hat Gott, der Herr, der da ist Vater der Waisen und Richter der Witwen, auch bisher unsere großen und kleinen Gaben gesegnet. Not ist gewendet, tausendfach. Mit wärmstem Dank ist das anerkannt. Keine Behörde weiß von bedeutsamer Unzufriedenheit zu sagen. Wirkliche Klagen werden allein geführt über die *Art der Feststellung der Bedürftigkeit*; diese Klage ist auch wohl berechtigt und sollte in dem Punkt Wandel geschaffen werden.

Auch die Gaben *für* die Kasse sind schriftgemäß. Denn sie fließen aus der Liebe, die Mitleiden hat mit der Not. Ob unsere Gaben immer groß genug sind? Das ist eine Gewissenssache.

Nun könnte man einwenden: Die Synode wächst jetzt mehr, die Zahl der Unterstützungsbedürftigen mehrt sich und die Anforderungen an die Kassen werden größer. Dieser Einwand ist hinfällig, denn die oben gegebene Statistik beweist, daß der Not immer genügende Mittel zur Verfügung standen. Und weiter: in den letzten Jahren haben sich unsere Gemeinden vielen Dank erworben durch substantielle Aufbesserung der Gehälter der Pastoren. Das sei mit besonderem Dank gegen Gott erwähnt. Wenn nun auch noch nicht jede Gehaltsaufbesserung gleichbedeutend ist mit einem größeren Sparpfennig für den Tag des Alters u. s. w., so doch ganz gewiß in vielen Fällen. Wir gehen daher vielleicht eher Tagen verminderter Not entgegen.

An dieser segensreichen Einrichtung hat die Synode diese Jahre

festgehalten. Daran hat sie wohlgetan. Jetzt wird eine Unterstützung auf geschäftlicher Grundlage gefordert. Die Synode hat das Geschäft schon versucht. Es ist nicht gelungen. 1874 wurde der sog. „Fünf-Dollar-Verein" ins Leben gerufen. Er lebte nicht lange. 1877 gründete die Synode den „Evang. Brüderverein" mit $5.00 Beitrag. Das Geschäft ging nicht. Nur der gegenwärtige Modus hat Bestand. Er besteht noch.

Was will der geschäftliche Unterstützungs-Modus? Er will nach geschäftlichen Regeln alle Bedürftigen mit einer gleichen Minimalsumme unterstützen; er will alle Pastoren und Gemeinden der Synode zu diesem Zwecke belasten mit einer jährlichen Steuer. Ruhiges Ueberlegen führt zu folgendem Resultat:

1. Die Synode kann wohl eine geschäftliche Regelung der Unterstützung beschließen; sie kann aber ihre Glieder nicht zwingen, sich am Geschäft zu beteiligen. Die Synode kann blos fragen: willst du dich am Geschäft beteiligen?

2. Die Synode kann nicht ohne bedeutenden Schaden alle Invaliden und Pfarr-Witwen und -Waisen auf gleiche Stufe stellen. Es gibt solche, die der Herr gesegnet hat in der Zeit ihrer Arbeitsjahre, mit viel Gesundheit bei gutem Einkommen. Und es gibt solche, die derselbe Herr unter viel Kreuz gestellt hatte bei geringem Einkommen! Sind diese letzteren nicht größerer Fürsorge bedürftig? Entschieden! Die Gleichstellung derselben bei einer einheitlichen Minimalunterstützung würde viel berechtigtes Murren erregen, und würde der helfenden Liebe die Türe verriegeln.

3. Eine geschäftliche Regelung der Unterstützung müßte aus Geschäft den älteren Pastor schwerer belasten als den jüngeren Pastor. Es ist aber Tatsache, daß die älteren Brüder fast durchweg das geringere Einkommen haben. Mancher ältere Bruder wäre überhaupt nicht imstande seine Beiträge zu entrichten.

4. Wenn mancher Bruder geschäftshalber gern den doppelten Betrag seiner Verpflichtungen entrichten wollte, die Synode könnte die Gabe nicht annehmen, weil eine doppelte Minimalunterstützung doch nicht zulässig wäre.

5. Die Gemeinden müßten mit einer jährlichen Taxe für diese Kasse belastet werden! Kann die Synode geschäftlich die Gemeinden belasten, da sie doch in keinerlei Weise partizipieren an einem Gewinn? Das wäre nicht geschäftlich. Heute geben viele Gemeinden gern ihre Gaben für diese Kassen, weil es Sache des Glaubens und der Liebe ist. Am Geschäft würden sich wenige beteiligen.

6. Bei geschäftlicher Regelung müßte der Grundsatz gelten: wer seine Pflicht nicht erfüllt gegen die Kassen, bekommt *keine* Unterstützung. Aus Gerechtigkeit gegen die, die ihre Pflicht erfüllen, dürfte der Grundsatz nicht gebrochen werden. Wo bliebe da die Liebestätigkeit? Der Grundsatz ist gewiß geschäftlich, und vom geschäftlichen Standpunkt aus vollkommen berechtigt. Aber in der Kirche Christi hat

dieser Grundsatz keinen Raum, besonders da nicht, wo er die Barmherzigkeit lahm legt.

7. Heute ist die Unterstützung Sache der ganzen Synode. Eine geschäftliche Regelung würde die bewährte Einrichtung über den Haufen werfen. Eine Berechnung der Kosten wird uns das beweisen.

Bei der ersten Rechnung wird vorausgesetzt, daß jeder Pastor und jede Parochie in der Synode willig den Beitrag zahlen. Ich habe mir die Arbeit gemacht, nach dem Plane der Generalsynode (siehe Berichte der Synodalbeamten 1906, S. 9, No. 9) die Gemeinden einzuteilen in Parochien nach, wenn viel, von fünfzig Gliedern. Dabei habe ich die Statistik der Protokolle 1905 benützt, weil für praktische Zwecke die Zählung von 1906 wertlos ist. Das Gemeindebild der Synode ist demnach:

Parochien von	50 Gliedern	284
" "	51—100 Gliedern	310
" "	101—150 "	115
" "	151—200 "	56
" "	201—250 "	27
" "	251—300 "	21
" "	301—350 "	15
"	mit 351 und mehr Gliedern	34

Die Beiträge für die Unterstützungskasse nach diesem Plane:

284	Parochien @	$ 5.00	$ 1,420.00
310	" "	10.00	3,100.00
115	" "	15.00	1,725.00
56	" "	20.00	1,120.00
27	" "	25.00	675.00
21	" "	30.00	630.00
15	" "	35.00	525.00
34	" "	40.00	1,360.00
	Von Gemeinden: Summa		$10,555.00

Im letzten Berichtsjahre opferten die Gemeinden freiwillig für diese Sache: $5,899.22.

Das letzte Berichtsjahr erzählt von 80 Witwen und 50 Invaliden, denen Unterstützung geworden ist. Rechnen wir fünf hinzu, die heute etwa nicht unterstützt werden. Wir hätten dann 135 Personen, die mit der Minimalsumme von $200 jährlich zu bedenken wären. 135×200 ist aber $27,000.00. Von dieser Summe entrichten die Gemeinden, so nehmen wir an, $10,555.00. Somit fällt auf die Pastoren der Rest von $16,445.00. Es sind etwa 900 Pastoren in der Synode, die in Betracht kommen. Zur Berechnung muß ein Durchschnittsgehalt angenommen werden, das mit $700 vielleicht nicht zu niedrig gegriffen ist. 900 Pastoren mit je $700 Gehalt ergibt eine besteuerbare Summe von $630,000. Teilen wir diese Gehaltssumme in die zu erhebende Summe von $16,445.00, so muß jeder Pastor pro $100 seines Gehaltes $2.62

in die Unterstützungskasse zahlen. Der Bruder mit $350.00 Gehalt zahlt also $9.17, und der Bruder mit $1200.00 Gehalt zahlt $31.44. Bei diesem Zahlregen bleiben etliche Dollars für Verwaltung übrig. Manchem Bruder mit geringem Gehalte würden die Beiträge unerschwinglich, während der Bruder mit dem höheren Gehalt ein bedeutend besseres Geschäftsunternehmen hätte in einer Lebensversicherung.

Reden wir jetzt aber ganz geschäftlich: eine geschäftliche Unterstützung der Invaliden und Pfarr-Witwen und -Waisen ist Sache der Pastoren allein, so müßte mit obigem Gehaltsfixum jeder Pastor pro $100 seines Gehalts $4.33 in die Unterstützungskasse zahlen. Es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, daß diese Beiträge nie alle entrichtet würden.

Wir haben eine gute Sache. Halten wir fest an dem bestehenden Modus.

Nachschrift der Redaktion.

Wir können zu vorstehendem Artikel nur Ja und Amen sagen. Es tut mir in der Seele weh, daß man an dem bewährten System der bisherigen Unterstützung durchaus rütteln will zu Gunsten einer unklar ausgedachten utopistischen Idee, für die man nichts zu sagen hat als: Geschäftliche Basis.

Die „geschäftliche Basis" will eine Minimalsumme der Unterstützung von $200 für alle garantieren und das Prinzip der Bedürftigkeit fallen lassen. Wer einigermaßen einen Blick in die jetzigen Berichte der Unterstützungskommission tut, wird finden, wie sehr ungleich die jetzt gewährten Pensionen sind. Mancher betagte einsame Bruder, oder manche Witwe mag imstande sein, bei ihren Kindern eine zufriedenstellende Heimat zu finden, und sie mögen ganz froh und dankbar sein, wenn ihnen die Synode $50—$80 jährlich zahlen kann. Mehr bedürfen sie nicht. Die Gleichmacherei aber, die denen, die es nicht bedürfen, mehr gibt, als sie in Wahrheit nötig haben, ist eine doppelte Ungerechtigkeit:

1. Gegen die Geber, die hoch besteuert werden, die es sich und ihren bedürftigen Familien abdarben müssen, um solchen Pensionären mehr zu geben, als sie bedürfen. Da mag an einem Ort der Ueberschuß angesammelt und als Erbe den Kindern hinterlassen werden; dort am andern Ort hat man arme Pastoren auf's Aeußerste zwangsweise besteuert, um den leidigen Gleichheitsplan möglich zu machen.

2. Gegen die Pensionäre, die mit $200 noch lange nicht genug zum Leben haben. Der Gleichheitsplan wirft mit vollen Händen dorthin, wo's nicht nötig ist. Den andern, die mehr als $200 haben müssen, sagt man achselzuckend: wir bedauern, wir können nicht mehr geben; jeder bekommt eben gleichviel, es ist geschäftliche Basis; Nun kann es jeder sich an den Fingern ausrechnen, daß wenn ein Pastor mit Familie krank und dauernd arbeitsunfähig wird, oder wenn eine Witwe 4—5 kleine Kinder hat: wenn kein anderes Vermögen und keine Heimat vorhanden ist, so kann weder jener noch diese mit $200 auskommen. Der Gleichheitsplan ist eine Ungerechtigkeit und eine Unbarmher-

zigkeit gerade gegen die, d i e d i e U n t e r s t ü t z u n g a m m e i s t e n n ö t i g h a b e n.

Gott, der Herr, hat Arme und Reiche, oder sagen wir Wohlhabende, neben einander gemacht auch unter den Pastoren und Lehrern. D a s i s t g o t t g e w o l l t e u n d g o t t g e f ü g t e U n g l e i c h h e i t. Auf diese Ungleichheit muß ein echt christliches Unterstützungswerk gegründet sein und nicht auf sozialistische Gleichmacherei. Ein V e r e i n kann und muß sich auf geschäftliche Basis stellen, er kann und muß a l l e g l e i c h behandeln in Pflichten und Rechten; er kann bestimmen: Wer nicht so und so viel bezahlt, kann nicht Glied des Vereins werden. Zwangsweise kann er seine Assessments auflegen und kann jeden ausschließen, der sich solchem Zwang nicht fügen will. Das ist sein gutes Recht und niemand kann es ihm übel deuten. Eine Synode kann aber ein solches gleichmachendes Zwangsgeschäft nicht einrichten neben ihrer Reichgottesarbeit, sie kann kein Zwangsverfahren einschlagen, um die Assessments einzutreiben. Versucht sie's dennoch, so wird sie wohl die Erfahrung machen, daß es hinter sich geht. So lange die Synode nicht eine höhere Minimalsumme garantieren kann als Pfarrgehalt, so lange sie den aktiven Gliedern nicht garantieren kann, daß mit den wachsenden Bedürfnissen der Familie auch das Einkommen in entsprechender Weise wächst — statt sich vermindert —, so lange ist und bleibt es ein verfehltes Unternehmen, zwangsweise eine höhere Besteuerung für die Pensionskassen einzuführen, um einen Unterstützungsmodus einzurichten, der tatsächlich viel weniger den wirklichen Bedürfnissen der Pensionäre gerecht werden kann als der jetzige.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

U e b e r d e n a n s c h e i n e n d e n N i e d e r g a n g d e r H e i l s a r m e e schreibt der „Lit. Dig." etwa Folgendes:

In der weltlichen wie in der kirchlichen Presse wird häufig die Frage ventiliert, ob wohl die Heilsarmee im Stande sei, die jetzt sich vollziehenden Wechsel in der Art ihrer Wirksamkeit zu überleben. Als 1890 General Booth sein Buch "Darkest England" publizierte, stellte Prof. Huxley die Frage: Wer kann sagen, ob nicht im Jahre 1920 die Heilsarmee eine Wiederholung des Franziskanerordens von 1260 sein wird? Er wies darauf hin, daß die Franziskaner innerhalb 30 Jahren nach dem Tode des Stifters Franziskus eine der mächtigsten, reichsten und verweltlichsten Körperschaften des Christentums waren. Diese Worte zitierte eine Zeitung in Kansas City mit der Bemerkung, es gebe jetzt schon Leute, welche es wagen zu denken, daß diese Prophezeihung bereits anfange sich zu erfüllen. Wie die Union der Temperenzfrauen und der Verein der Christlichen Jungen Männer wurde auch die Heilsarmee gegründet für den Zweck der Seelenrettung. Aber möglicherweise in Harmonie mit der „Samaritanischen Richtung" unserer Generation, hat sie wie auch die anderen genannten Gesellschaften, ihren Hauptzweck, die evangelische Verkündigung, beiseite geschoben in die zweite Linie, und legt nun das Hauptgewicht darauf, Kapital für philanthropische Zwecke anzulegen.

Das genannte Blatt fährt fort: Die Heilsarmee ist sowohl hierzulande als in England zu sozialen Unternehmungen übergegangen. Sie muß nun Geld kollektieren für Zentralbureaus, die die Leitung der Salvation-Barracken im Lande unter sich haben. Es muß Geld beigesteuert werden, um die Miete zu bezahlen und das Zentralbureau zu unterhalten, ehe die Arbeiter einen Cent für sich selbst bekommen können. Ein neuerer Autor, Manson, zeigt in einem Buch, voll furchtbarer Anklagen, daß die Zentralmaschine eine geniale Erfindung sei, um den ergebenen Arbeitern das Lebensblut auszusaugen. Er gibt eine Anzahl schmerzlicher Beispiele, wie der religiöse Eifer einfacher Arbeiter sie niedergebrochen hat in ihrem Bestreben, die Zentralmaschine zu speisen.... Bereits ist eine der großen Unternehmungen der Zentrale zusammengebrochen: Die lim. Heilsarmee-Baugesellschaft ist bankerott. Reich und allmächtig, wie die Zentrale ist — was würde aus ihr werden, wenn der gewaltige Druck der Kollekten auf den Straßen nachlassen würde?

Wenn die Heilsarmee darauf abzielt, ein philanthropischer Erneuerer der Gesellschaft zu werden, so mag sie schnell in Verfall geraten, denn sie muß den Beweis erbringen, daß sie besser als andere philanthropische Gesellschaften im Stande ist, ein solch verwickeltes philanthropisches Unternehmen finanziell zu versorgen und zu leiten.

Es mag sich zeigen, daß die Maschine zu schwer wird, um von den Arbeitern unterhalten zu werden. Wenn das geschieht und wenn gleichzeitig der Eifer der Seelenrettung erlahmt, kann nichts die Heilsarmee davor bewahren, dasselbe traurige Ende zu nehmen, wie das Ende von Dowies „Zion City."

Welche Summen die großartigen Unternehmungen der Zentrale verschlingen, ist ersichtlich aus dem gewaltigen Bau, der kürzlich in Boston für für das Werk der Heilsarmee eingeweiht wurde. Der „War Cry" beschreibt dasselbe so: Das Gebäude enthält 287 Schlafzimmer, eine große öffentliche Halle mit einer Gallerie, eine Halle für die jungen Leute, eine Bibliothek und Lesezimmer, zwei Gesellschaftszimmer, ein Gymnasium, ein großes Vorratszimmer, Schauer- und Wannenbäder, frei medizinische und juristische Bureaus, ein Arbeitsanweisungsbureau und ein Restaurant. Die Kosten des Gebäudes betragen $240,000. Davon sind $100,000 bezahlt, $100,000 sind geborgt für vier Prozent; $40,000 sind noch bis 11. Januar 1907 zu bezahlen, wovon $20,000 an Hand sind.

Ob freilich der Bürgermeister von Cincinnati von Erwägungen obiger Art bewogen wurde, als er der Heilsarmee verbot, öffentlich Gelder zu kollektieren, ist eine andere Frage. — Um jedoch auch die andere Seite zu Wort kommen zu lassen, geben wir noch ein Zitat aus dem „Christl. Apologeten": Der Bürgermeister Cincinnatis und die Heilsarmee.

In Cincinnati ist in der Neuzeit die Heilsarmee durch Herrn Dempsey, den demokratischen Bürgermeister der Stadt, in ein schlechtes Licht gestellt worden. Er verbot den Heilsarmee-Soldaten, öffentlich zu kollektieren und an den Straßenecken ihre Kollektier-Kessel aufzuhängen, wie das gewöhnlich vor dem Danksagungstag oder vor Weihnachten geschieht, um dadurch die Mittel zu erlangen, den Armen ein Danksagungs-„Dinner" zu geben oder am Weihnachtsabend Körbe mit Eßwaren und sonstigen nützlichen Sachen in die Häuser der Armen zu bringen. Der Angriff des Mayors hat viele Bürger der Stadt empört, weshalb der erste Offizier der Heilsarmee, Herr Escott, dem Wunsch des Bürgermeisters gemäß, eine Komitee ernennen ließ,

das genaue Einsicht in die Finanzen der Heilsarmee nehmen sollte. Dieses Komitee, das aus fünf hervorragenden und hochgestellten Bürgern der Stadt Cincinnati bestand, hat kürzlich seinen Bericht abgegeben, dahin lautend, daß die Einnahmen der Heilsarmee in ökonomischer und vorsichtiger Weise verwaltet und zwar für die Zwecke, für welche sie kollektiert wurden, verwandt werden. Dieser Bericht weist nach, daß im verflossenen Jahr durch die Heilsarmee 1350 arme Familien in Cincinnati und Umgegend Unterstützung erhalten haben. Es wurden 829 Straßenversammlungen abgehalten, wo Tausende das Wort Gottes hörten, die nie eine Kirche betreten. Die Hallen der Heilsarmee wurden während des Jahres von 98,590 Personen besucht und es sind 337 Bekehrungen berichtet worden. Nicht weniger als 17,222 Familien wurden besucht, 515 Personen erhielten unentgeltliches Nachtquartier und freie Mahlzeiten und es sind 14,902 „War Cries“ (Organ der Heilsarmee) verkauft worden. Der Bericht zeigt ferner, daß die Offiziere und Mitarbeiter der Heilsarmee nur genug bekommen, um leben zu können, und daß alle Einnahmen, die darüber hinausgehen, verwandt werden, die Unternehmungen der Heilsarmee auszudehnen. Niemand zieht einen persönlichen Nutzen aus den Gaben und Kollekten, die der Heilsarmee zugesandt werden. Es ist damit freilich nichts neues gesagt und Herr Dempsey hätte das wohl wissen können, wenn er sich irgendwie für die Heilsarmee und deren Arbeit interessiert hätte. Was man ihm dabei besonders verargte war der Umstand, daß er als Katholik keinen Einwand dagegen erhoben hat, daß die Nonnen von Haus zu Haus und von Geschäft zu Geschäft gehen, um für die Anstalten der katholischen Kirchen zu kollektieren. Bürgermeister Dempsey, der als Reform-Kandidat voriges Jahr aufgestellt und von den Kirchen und Predigern Cincinnatis enthusiastisch unterstützt und durch sie, im Grunde genommen, erwählt worden ist, hat jedermann getäuscht, nur den Erzbischof und die Wirte nicht.

Wann soll der Religionsunterricht der Kinder beginnen?

In „Literary Digest“ (1. Dezember 1906) finden wir über obige Frage folgenden Aufsatz:

Während die meisten Regierungen Europas von der Frage des Religionsunterrichts in den Staatsschulen bewegt werden, schreibt Florenz Hayllar im „Independent Review“ (London), daß Religion sollte nicht in dogmatischer Weise den Kindern beigebracht werden vor dem heranreifenden Alter. Sie erklärt, daß der kindliche Geist geschädigt, wenn nicht gar verderbt wird, wenn er mit theologischem Stoff vollgestopft wird. Sie meint, das Beispiel des Herrn selbst sei Beweis für ihre Anschauung. Sie schreibt: Christliche Moralität und christliches Dogma erfordern für ein einigermaßen erträgliches Verständnis derselben, beide Geisteskräfte (Verstand und Willen) in voller Entfaltung und eine wohlgeordnete Einordnung in die menschliche Gesellschaft. Ueberforderung der Unreifen wird von der Natur schwer bestraft. Durch Widerwillen, Verlust des (geistigen) Gleichgewichts, Unaufrichtigkeit und noch mehr durch tote Indifferenz hat die Natur wieder und wieder die hilflose junge Geisteskraft gerächt an voreiligen Religionslehrern.

Diese Voreiligkeit wird durch die Geschichte nicht gerechtfertigt. Das individuelle kindliche Alter entspricht dem primitiven, wilden, barbarischen Stadium der Menschheit. Nicht dem primitiven, wilden und barbarischen Menschen wurde das Christentum gegeben. Wenn Christus wirklich in der

Fülle der Zeit kam, so ist es klar, daß die rechte Zeit ziemlich spät in die Entwicklung der Menschheit fiel. Daß seine Botschaft dem reifen Alter, nicht der Kindheit gehört, mögen wir ferner der Tatsache entnehmen, daß Jesus sich ausschließlich an die Erwachsenen wandte. Es ist bemerkenswert, wenn wir uns seiner Huld und Sympathie erinnern, daß wir niemals hören, daß er ein Kind gelehrt hat.

Der Unterricht der Kinder sollte in der Richtung erfolgen, wie Natur und Geschichte sie uns zeigt, und sollte auf die Hauptprinzipien der Moralität sich beschränken. Auf diese mögen später die höheren mehr überweltlichen Lehren und Vorschriften des Christentums gepflanzt werden.

Sie schreibt weiter: Nicht nur die Schwäche und Entfremdung vom praktischen Leben, sondern auch die Grausamkeit und das Laster, die so häufig sich mit manchen Formen des Christentums auffallenderweise verknüpften, sollten sehr wahrscheinlich dem Irrtum zugeschrieben werden, daß man die natürliche und angemessene Folge in der Unterweisung der Kinder nicht beachtete. Die einfachen, ruhigen Tugenden der Gerechtigkeit,, Tapferkeit, Ehrbarkeit, Selbstbeherrschung und Weisheit, die das Christentum nicht gering schätzt, sondern voraussetzt, müssen zu einem gewissen Grad von Stärke und Beständigkeit entwickelt werden, ehe an Glaube, Hoffnung, Liebe, Demut, Friedfertigkeit und die anderen besonderen christlichen Tugenden zu denken ist.

Laßt uns also am rechten Ende anfangen, und den Fußstapfen der Natur und Geschichte folgend, unsere Kinder in den Schulen die Grundprinzipien der Moralität lehren, die sie ganz wohl fassen können, und deren Wirksamkeit in der sie umgebenden Welt leicht genug zu unterscheiden ist. Irgend ein erfahrener Lehrer weiß, daß Kinder für moralische Lehren leicht empfänglich sind, wenn dieselben nur ihrem kindlichen Verstand angepaßt sind. Der tapfere Mann, der gerechte Mann, der ausdauernde oder treugesinnte Mann erweckt sicher ihr Interesse und ihren Beifall. Und es gibt hunderte von schönen Geschichten, die diese einfachen grundlegenden Formen menschlicher Güte illustrieren, und sie sind dabei für die Kinder im allgemeinen so unterhaltend, daß sie gleichzeitig großen Klassen von Kindern gewinnbringend erzählt werden können. Mit Hilfe dieser Geschichten, durch manigfaltige Ermunterung und Unterweisung, wie auch durch beständige praktische Uebung, wie sie das tägliche Schulleben darbietet, kann der Charakter eines Kindes ohne unziemenden Druck und vorzeitige Gemütserschütterung so gestaltet und im Guten bestärkt werden, daß das Kind bei heranreifendem Alter vorbereitet ist für mehr fortgeschrittene religiöse Unterweisung. Sie fährt fort zu bemerken, die beste Zeit für ausdrückliche religiöse Belehrung und für das Studium der Evangelien und der Bibel im allgemeinen seien, schlechthin genommen, die Jahre vom 13. oder 14. bis zum 18. oder 19. Jahr. Ein wohl erzogenes Kind ist um diese Zeit imstande etwas von wirklichem Verständnis des Lebens und Charakters Jesu zu erlangen. Sie sagt des weiteren über diesen Punkt: Was jetzt nur als ein leeres Versprechen der Hilfe und neuer Einsicht sich darstellt, würde zur erfahrbaren Wirklichkeit. Was jetzt nur öde Wiederholung ist, das würde nachher Wunder, Ehrfurcht, Vergnügen und Verständnis erzeugen. Die Lehre Christi, sein Leben und Sterben, wenn dann in seinem ganzen Umfang zum erstenmal dargeboten, würde das Herz und die Phantasie mit einer zauberhaften Macht ergreifen, die keine bloße Bemühung von Seiten des Lehrers oder Schülers erzeugen könnte. Denket

was das sein würde, nach einer gesunden, einfachen Erziehung der Kindheit in der Tugendhaftigkeit, in der Zeit, wenn des Menschen beste Anlagen erwachen zur Vollkraft und zu ungeahntem Leben, dann gerade die hohe und ergreifende Geschichte der Kreuzigung und ihrer Bedeutung für die Menschheit zu hören, nicht etwa zum hundertstenmal, nein: zum erstenmal!

So weit der Artikel. Es läßt sich ja wohl manche ernste Einwendung machen gegen dieses Projekt der religiösen Unterweisung. Indessen es ist auch manche Wahrheit darin enthalten. Das Rätsel, warum so manche Kinder frommer Eltern im späteren Leben so kalt und gleichgiltig gegen die christliche Religion sind, liegt wohl zum Teil in der abstumpfenden und das Interesse ertötenden Weise, wie manche Kinder im Christentum erzogen und mit Zwang genötigt werden zu Dingen, wofür ihnen das rechte Verständnis und Wertschätzung abgeht. Fanatismus einerseits, anerzogen von Kindesbeinen an, Indifferenz oder Verachtung andererseits als Resultat verkehrter religiöser Erziehung, das sind Schäden, die wohl zu beachten sind.

Der Fall Crapsey.

Im Juli v. J. (Seite 298 f.) wurde berichtet, daß Dr. Crapsey, Rektor einer Gemeinde der Prot. Episkopalkirche zu Rochester, N. Y., von einem geistlichen Gericht wegen falscher Lehre prozessiert, schuldig befunden und vom Amt suspendiert wurde. Dr. Crapsey leugnet, wie die radikalen Theologen in Deutschland die Jungfrauengeburt, die Gottheit Christi, die leibhafte Auferstehung u. s. w. — Crapsey hat vom Gericht erster Instanz appelliert an das höhere Gericht. Dieses höhere Gericht hat aber einstimmig das erste Urteil bestätigt und so bleibt es bei der Amtsentsetzung Dr. Crapseys. Dr. Crapsey wurde auch der Anklage, daß er sein Ordinationsgelübde gebrochen habe, schuldig befunden. Das Ordinationsgelübte der Prot. Episkopalkirche lautet:

„Ich glaube, daß die Heilige Schrift, Alten und Neuen Testaments, Gottes Wort ist und alle Dinge enthält notwendig zur Seligkeit, und gebe mein ernstes Versprechen, in Uebereinstimmung mit der Disziplin und dem Gottesdienst der Protestantischen Episkopalkirche in den Vereinigten Staaten zu handeln."

„Bist du bereit mit allem treuen Fleiß alle dem Worte Gottes widersprechenden, irrigen und fremden Lehren zu bekämpfen und zu vertreiben von der Kirche und sowohl privatim als öffentlich Kranke und Gesunde zu ermahnen, je nachdem es notwendig ist und sich Gelegenheit dazu bietet?"

Antwort: „Ich will so tun, der Herr sei mein Helfer."

Es wird berichtet, daß Crapsey als Prediger der Protestantischen Episkopalkirche ausgetreten sei. In seinem Abschiedsschreiben wiederholt er seine falschen Lehren, sagt auch noch, daß er nicht an die Himmelfahrt Jesu glaube. Er deutet an, daß viele Prediger in der Episkopalkirche seine Lehransichten teilen, diese ermahnt er in der Kirche zu bleiben und fleißig zu wirken, daß seine Lehransichten die Ueberhand gewinnen und dann das kirchliche Bekenntnis umgestaltet werde. Und dabei will dieser Dr. Crapsey ein ehrlicher und aufrichtiger Mann sein. Er rät zur Heuchelei und Untreue. Der Fall Crapseys zieht natürlich, wie ein ins Wasser geworfener Stein, weitere Ringe. Eine New Yorker Zeitung schreibt dazu:

Dr. Crapsey sollte nicht der einzige Märtyrer in dieser Sache bleiben. Alle Amtsbrüder, die denken wie er, sind logischer und moralischer Weise

gebunden unter das über ihn gefällte Urteil. Wenn sie wirklich geistliche Führer sein wollen, so müssen sie sich aussprechen und die Folgen mit ihm tragen, statt sich durch Stillschweigen zum Narren zu machen. Der leichte Weg ist freilich, die Ueberzeugung zu ersticken und nichts zu sagen. Aber der Geistliche, welcher Dr. Crapsey leiden läßt, während er, obgleich desselben Vergehens schuldig, der Strafe entgeht, weiß in seinem Herzen, daß er nicht nur unfähig ist fürs geistliche Amt, sondern auch für die Gesellschaft mit ehrbaren Menschen.

Wenn solche Urteile mehr zur allgemeinen Geltung kämen in der Christenheit, und alle geraden, aufrichtig gesinnten Menschen den heuchlerischen Liberalen die Freundschaft kündigten, dann müßte die ehrliche Scheidung zwischen Glauben und Unglauben sich rasch vollziehen. Hätten die radikalen Theologen den Mut, die Folgen ihres Abfalls von den Grundlehren des Christentums auf sich zu nehmen, so könnte man sie achten als ehrbare Männer, die für ihre Ueberzeugung auch materielle Opfer bringen. Aber das Brot der Kirche essen und ihre Fundamente untergraben, das macht sie verächtlich in den Augen aller rechtlich denkenden, selbst wenn dieselben sachlich am Ende ihre Ueberzeugung teilen.

Folgendes entnehmen wir einem Wechselblatt:

Es kommt in der Neuzeit häufig vor, daß ein Prediger des Evangeliums sagt, er dürfe seine Ueberzeugung auf der Kanzel nicht zum Ausdruck bringen, oder er finde, daß sich sein theologischer Gesichtskreis so erweitert habe, daß er seine Ueberzeugung nicht mehr in den orthodoxen Rahmen seiner Kirche zwängen könne. In den meisten Fällen haben diese Männer den Boden der „höheren Kritik“ betreten, oder sie sind auf den sumpfigen Boden des deutschen Rationalismus geraten. In jedem derartigen Fall sollte ein Prediger sein Amt niederlegen und sein Brot in anderer Weise verdienen. Freilich wenn er ein großer und frommer Mann wäre wie Dr. Martin Luther und die Kirche wäre ebenso korrupt wie die römische vor der Reformation es gewesen ist, möchte er ein Recht haben zu erwarten, daß man seiner Führerschaft folgt. Ist er aber nur ein gewöhnlicher Rationalist und ist er in die Gesellschaft derer geraten, welche das Kreuz Jesu Christi nicht verherrlicht und die Rettung der Seelen nicht zum Ziel hat, so sollte er ehrlich genug sein, das offen zu bekennen und die Kirche, in der es ihm zu eng geworden ist, verlassen. In den meisten Fällen aber spielen sich solche Leute als Märtyrer auf. Die Kirche, in der sie ihr Brot suchen, unterminieren sie, sie suchen niederzureißen, was die Väter aufgebaut haben, und dabei wollen sie dann noch als Märtyrer verehrt und bewundert oder bemitleidet werden. Das ist nicht ehrlich und solche Männer verdienen nicht die geringste Sympathie.

Ein Kommentar zum Fall Crapsey.

Dr. H. Pr. Smith, der ehemalige Verteidiger von Dr. Briggs, wurde seiner Zeit mit Dr. Briggs vom Amte suspendiert von der Presbyterianerkirche. Er war damals Professor im theol. Seminar zu Lane. Nach seiner Suspension wurde er Glied der Kongregationalisten.

Dieser Dr. Smith hat nun zum Fall Crapsey das Wort ergriffen in einer Weise, die deutlich den verwaschenen, unklaren Standpunkt der Liberalen zeigt.

Drei Punkte hebt er hervor in dieser Sache. Erstens: Da ein Gericht nur entscheiden kann auf Grund alter Kirchenstatuten, so sei eine Verurteilung fast immer gewiß, obgleich es bekannt sei, daß die meisten Pastoren mit einer gewissen Freiheit den alten Glaubensstatuten gegenüberstehen.

Zweitens: Ein Prozeß wegen Irrlehre habe nur den Erfolg, die Diskussion streitiger Lehrartikel zu unterdrücken, während er bei intelligenten Laien den Eindruck erwecke, daß die Pastoren nicht aufrichtig ihre Ueberzeugung auszusprechen wagen.

Drittens: Ein solcher Prozeß lenke die öffentliche Aufmerksamkeit nur um so mehr auf die Lehren, die da verfolgt werden und verbreite deren Diskussion. Im Fall Crapsey handle es sich lediglich um die Frage: ob eine gewisse Tatsache sich in einer bestimmten Weise vor 1900 Jahren zugetragen habe.

Konfusion bezüglich der Natur des Glaubens, meint Smith, sei das sichere Resultat solcher Glaubensgerichte. „Das Glaubensgericht hat die Tendenz zu zeigen, daß der wichtige Punkt nicht der Glaube ist, welcher nach der Meinung des Evangeliums, bestehe in Bekehrung der Seele zu Gott, sondern ein Glauben, daß bestimmte Tatsachenberichte korrekt seien." Dadurch werde der zweite Satz zur Wichtigkeit erhoben, und die Natur des christlichen Glaubens verändert. Und schließlich werde durch die Glaubensgerichte die Kirche diejenigen doch nicht los, welche anstößigen Lehren huldigen, da die Häretiker nach solchem Gericht die Kirche nicht verlassen, sondern es vorziehen, die Kirchenspaltung zu vermeiden. Man findet hier ganz die alte Verdrehung und Entstellung der Tatsachen. Die Leugner der Fundamentalartikel des christlichen Glaubens verstehen es ausgezeichnet, die öffentliche Meinung zu verwirren und das Urteil der gedankenlosen Masse irre zu führen. Der Unterschied zwischen Fundamentallehren des Christentums und nebensächlichen Dingen wird absichtlich verwischt. Es ist ein Unterschied, ob ein Pastor die Gottheit Christi, seine Auferstehung, seine Christuswürde u. s. w. leugnet, oder ob er nur z. B. das alte Dogma von der Prädestination ablehnt; und solcher Lehren gibt es viele, die man anzweifeln und dabei doch auf den Grundartikeln des christlichen Glaubens felsenfest stehen kann.

Diesen Unterschied verwischt Smith im ersten Punkt. Im zweiten verkennt er, daß solche Glaubensgerichte gerade dazu dienen, die Geister offenbar zu machen. (1. Joh. 4, 1 ff.) Nicht unterdrückt soll die öffentliche Verhandlung werden, sondern jeder soll Stellung nehmen in der Sache und es ist schlimm genug, wenn die Körperschaft der Geistlichen in den Verdacht der Heuchelei und Feigheit kommen kann. Wer nicht offen und aufrichtigen Herzens den Glauben der Kirche bekennen kann, der soll durch solche Glaubensgerichte in seinem eigenen Gewissen vor die Frage gestellt werden: Kann und darf ich noch im Dienst einer Kirche bleiben, mit der ich innerlich zerfallen bin? Das Brandmal der Unaufrichtigkeit und Heuchelei muß jedem Leugner der Grundartikel des christlichen Glaubens eingedrückt werden, wenn er fortan noch den Glauben predigt, den er nach seiner Ueberzeugung leugnen muß.

Im dritten Punkt wärmt Smith nur den alten rationalistischen Kohl auf, daß Geschichtstatsachen als solche für unseren Glauben irrevelant seien. Solche Behauptung kann man nur machen, wenn man wie A. Har-

nack und andere die Mittlerstellung Jesu leugnet und ihn zu einem bloßen Reporter der Gnade Gottes degradiert. Ist Jesus nicht Erlöser und Versöhner, ist er nur Wegweiser zu Gott, wie jeder andere Prophet, dann scheiden die im zweiten Artikel des Apostolikums bekannten Tatsachen aus und haben keine Bedeutung mehr für unseren Glauben. Dann ist eben Jesus nicht mehr Objekt unseres Glaubens, sondern nur das erste Subjekt, das als Anfänger unseres Glaubens lediglich vorbildliche Bedeutung für uns hat. Wir mögen vielleicht noch von Christenglauben sprechen, aber nicht mehr von Christusglauben.

Die Herren wollen auch noch Christen sein und nicht zugeben, daß ihre Religion sich nicht wesentlich vom Judentum unterscheidet. Da hat der Philosoph Hartmann ganz recht, wenn er sagte: „Das Wesen des Christentums steckt in der Christologie oder sonst nirgends; wer die Christologie hinauswirft, der wirft das Wesen des Christentums mit hinaus."

Luxus und Laster verschlingen in unserem Lande jährlich ungeheure Summen Geldes, die zu besseren Zwecken könnten verwendet werden. Das Blatt „New Voice" gibt folgende Zusammenstellung, die jedes Christenherz tief erschüttern muß. Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser besonders auf die Tatsache, daß für berauschende Getränke beinahe so viel ausgegeben wird, wie für alle anderen Posten zusammen genommen. Daß dies auch die Quelle des meisten Unheils ist, brauchen wir kaum zu bemerken. Die Ausgaben sind für ein Jahr wie folgt:

Berauschende Getränke	$1,925,440,000
Tabak und Zigarren	400,000,000
Das Spiel	400,000,000
Soziales Laster	400,000,000
Streiks	100,000,000
Pferderennen	30,000,000
Sodawasser, Gum und Näschereien	50,000,000
Allerlei Luxusartikel	500,000,000
Importierte Juwelen in 1905	370,000,000
Theater, Zirkusse u. s. w.	100,000,000
Schundliteratur	50,000,000
Zusammen	$3,992,440,000

Im ganzen also nahezu viertausend Millionen Dollars für Dinge, die größtenteils schädlich sind und verderblich wirken, und andere, ohne die man fertig werden kann. Wie viel Not könnte mit diesen Millionen gestillt werden!

A pleasing Feature of Fraternity, das heißt ein erfreuliches Zeichen der Brüderlichkeit, nennt es das generalsynodale Blatt The Lutheran World, daß der lutherische Pastor Johnson in Cincinnati sich mit einer Baptistengemeinde zu einer Reihe von Evangelisationsversammlungen verbunden hat, und daß derselbe Pastor Johnson, der in seiner eigenen Kirche keine Abendgottesdienste hält, von den verschiedenen methodistischen und presbyterianischen Gemeinden zu Gastpredigten eingeladen wurde, so daß er jeden Sonntagabend bis zum 1. Januar beschäftigt ist. The Lutheran World vertritt nicht etwa den liberalen, sondern den konservativen Flügel der lutherischen Generalsynode.

Ausland.

Militärdienst der Theologen in Deutschland.

Während anscheinend Rußland sich anschickt, alle Prediger des Evangeliums vom Militärdienst zu befreien, kann man in Deutschland sich nicht dazu aufraffen, den evangelischen Theologen grundsätzliche Befreiung von allem Militärdienst zu gewähren. Den katholischen Priestern ist solche Freiheit gewährt, nicht aber den evangelischen Theologen. Das ist die Parität der Konfessionen im überwiegend protestantischen Deutschland! Als es seiner Zeit sich darum handelte, das Militärgesetz zu formulieren, haben scheint's liberale Schreier es durchgesetzt, daß den protestantischen Theologen verweigert wurde, was man den Katholiken gewährte. Man sollte meinen, daß Deutschland genug Leute aufbringen kann, um seine Heere zu vervollständigen, ohne auf die Leute angewiesen zu sein, die sich ausschließlich dem Dienst des Wortes Gottes widmen.

Es ist uns natürlich wohlbewußt, welche weittragenden Folgen solcher Grundsatz haben müßte, da solche Befreiung allen Konfessionen zugestanden werden müßten. Indessen, die Militärlast drückt ohnehin schwer genug auf das Volk und eine Verminderung des Heeresstandes würde sicher Deutschland noch nicht schwächen und in Kriegsgefahr bringen. Es erscheint einfach unwürdig, daß Deutschland hartnäckig auf die Militärpflicht der Theologen besteht. (Würden sie bloß dem Sanitätskorps zugewiesen und dafür eingeübt, so könnte das vom religiösen und allgemein humanen Standpunkt noch eher gebilligt werden, und würde mit dem geistlichen Beruf besser harmonieren.)

„Man wird sich," schreibt die A. E. L. K., „noch erinnern, wie einst den evangelischen Theologen gänzliche Befreinng vom Militärdienste angeboten wurde, ebenso wie den katholischen. Ratende Stimmen, das Anerbieten anzunehmen, wurden damals niedergelärmt. Jetzt hört man immer mehr, besonders in Landpfarrhäusern, wenn die hohen Kosten für die einjährigen Söhne kommen, seufzen, daß man die Gelegenheit vorübergehen ließ."

Eine neue Religion.

Mit Genugtuung bemerken wir, daß die „Positive Union" von Berlin, redigiert von Past. Dietrich, unseren Artikel vom Juli 1905 über obigen Titel in extenso abgedruckt hat unter genauer Angabe der Quelle. Ist unser Magazin in deutschen Theologenkreisen sonst unbekannt, so wird doch durch diesen Abdruck unser scharfes Zeugnis wider den Unglauben der neueren Theologen auch in Deutschland in weiteren Keisen bekannt. Wir können uns nur freuen, wenn in den Kreisen der positiven Union in Deutschland eine bestimmte Scheidung sich vollzieht, so daß die gläubigen Laien in der Kirche endlich klar sehen, daß die positiven Geistlichen von allem Paktieren mit dem Halbglauben und Unglauben sich definitiv lossagen und zu dem lauteren Evangelium sich rücksichtslos bekennen, mag daraus folgen, was da wolle. An gleicher Stelle wird dann auch die scharfe Abfertigung angeführt, welche die radikale Theologie im „Reich Christi" von Dr. Joh. Lepsius gefunden hat in seinen Artikeln: „Die Entdeckung Jesu" und „Die Tragödie der Schwärmerei." Die Redaktion druckt einige saftige Stellen dieser Abfertigung ab (Seite 288 f., Nov. 1906) mit der Vorbemerkung, „daß wir gleich Lepsius der Ueberzeugung sind, diesen Herren gegenüber

jedes Register beißender Ironie ziehen zu dürfen und zu sollen, auch wenn es eine besonders scharfe Klangfarbe hat, damit recht handgreiflich werde, wie meilenweit ab von dem Kern der evangelischen Wahrheit diese Pseudo-theologie steht, auf deren äußerlich glänzend geschmückte, innerlich aber mit einer großen Menge schädlicher Bazillen angefüllte Kost jetzt leider vielfach unser theologischer Nachwuchs angewiesen."

Ja, wenn's nur dieser Nachwuchs allein wäre! Aber das Volk ist jetzt schon durchseucht vom Gift des Unglaubens und wird immer mehr von liberalen oder doch unentschlossenen Kirchenregierungen dem Unglauben schonungslos preisgegeben. Welch ein Gericht mag das endlich wieder über das deutsche Volk herbeiführen, wenn der Unglaube in dieser Weise fortwuchern kann und darf, ohne daß eine klare und bestimmte Scheidung herbeigeführt wird zwischen Glauben und Unglauben!

Wenn unter solchen Umständen die freikirchliche Propaganda der Methodisten und der Evangelischen Gemeinschaft immer mehr Boden gewinnt in der Masse des deutschen Volks, so ist das vom Standpunkt der Landeskirche aus zwar vielleicht zu beklagen, aber vom Standpunkt des Reiches Gottes aus nur willkommen zu heißen. Cf. Phil. 1, 18, welche Stelle hier Anwendung findet und zwar um so mehr als die bedauerliche Beschränkung hier nicht angewandt werden kann. Denn nicht „zum Vorwand," sondern „in Wahrheit" predigen die genannten Gemeinschaften das Evangelium Christi.

Geistliches Gerichtsverfahren in deutschen Landeskirchen.

Unsere Synodalstatuten haben seit Annahme der revidierten Statuten im Jahr 1901 ein Synodalgericht eingeführt. Der Sturmlauf gegen dasselbe wurde von der Generalsynode vom Jahr 1905 abgewiesen und das Gerichtsverfahren aufrecht erhalten.

In Deutschland fühlt man auch das Bedürfnis, eine reine, sachliche Scheidung herbeizuführen zwischen den administrativen, legislativen und juridischen (resp. disziplinarischen) Funktionen in der Kirche. Wir finden in „Positive Union" darüber folgenden Bercht:

Die Reform des geistlichen Gerichtsverfahrens war 1905 in Neustadt a. H. zuerst verhandelt worden. Die damaligen Referenten, Past. Wahl und Past. Pasche, erstatteten auf Grund der damals beschlossenen Verhandlungen der Pfarrervereine über diese Frage in Dresden den Bericht. Die Mehrheit der Pfarrervereine hat sich für die Notwendigkeit der Reform erklärt. Sie erscheint nötig sowohl für die Aburteilung sittlicher und ordnungswidriger Verfehlungen, als besonders auch für das Urteil über Irrungen auf dem Gebiete der Lehre, Seelsorge und ähnlichen geistlichen Wirkens. — Bei der Reform ist folgendes zu berücksichtigen:

a. Nicht den Kirchenbehörden allein, auch nicht den Kirchenbehörden in Gemeinschaft mit den synodalen Organen ist, abgesehen von der Verhängung von Ordnungsstrafen, das Gericht über die Geistlichen zu übertragen, sondern besonderen geistlichen Gerichtshöfen, bei denen den Kirchenbehörden wie den Synoden eine angemessene Vertretung gebührt, bei denen aber auch die synodale Körperschaft (z. B. in Preußen die Kreissynode), der der Geistliche angehört, der Pfarrerstand, und bei Lehrprozessen auch eine theologische Fa-

kultät, und zwar zum Teil nach Wahl des Beschuldigten, vertreten ist, Gerichtshöfen, die aus unabhängigen, hervorragend tüchtigen und kirchlich interessierten Männern gebildet werden, die möglichst unparteiisch vielseitig und hochstehend sein sollen.

b. Die Einleitung des Verfahrens wird durch die vorgesetzte Kirchenbehörde verfügt. Dagegen steht dem Angeschuldigten Berufung an den Gerichtshof erster und zweiter Instanz zu. Die Verhängung der Suspension steht dem geistlichen Gerichtshof zu, der Kirchenbehörde nur die Untersagung der Amtsverrichtungen.

c. Die Voruntersuchung erfolgt, abgesehen von den Fällen der Irrungen in Lehre, Seelsorge und ähnlichem geistlichen Wirken, durch die vorgesetzte Kirchenbehörde.

d. Die Hauptverhandlung findet vor dem Gerichtshof erster Instanz statt, welchem angehört: 1. der Konsistorialpräsident als Vorsitzender, 2. der vorgesetzte Generalsuperintendent, 3. ein weiteres Mitglied des Konsistoriums, 4.—6. drei von der Provinzialsynode für die Wahlperiode zu wählende Mitglieder, die zur Provinzialsynode wählbar sein, ihr aber nicht angehören müssen, unter denen wenigstens ein Richter und ein in keinem kirchenregimentlichen Amt stehender Pfarrer sein müssen, 7. ein Mitglied der Kreissynode, welcher der Angeschuldigte angehört. (Auch in den Kreissynoden sind die Wahlen für die geistlichen Gerichtshöfe nicht von Fall zu Fall, sondern für die Wahlperiode vorzunehmen.) Für alle Mitglieder sind Stellvertreter zu bestimmen.

e. Dementsprechend ist der Gerichtshof zweiter Instanz zu bilden. In der altpreußischen Landeskirche würden ihm angehören: 1. der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, 2. ein vom Evangelischen Oberkirchenrat zu bestimmender Generalsuperintendent der Landeskirche, 3. ein weiteres Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats, 4.—6. drei von der Generalsynode zu wählende Mitglieder, die zur Generalsynode wählbar sein, ihr aber nicht angehören müssen, unter denen wenigstens ein Richter und ein in keinem kirchenregimentlichen Amte stehender Pfarrer sein müssen, 7. ein Mitglied der Kreissynode, welcher der Angeschuldigte angehört. Für alle Mitglieder sind Stellvertreter zu bestimmen.

In kleineren Landeskirchen sind die Gerichtshöfe erster und zweiter Instanz mit entsprechenden Abänderungen zu bilden.

f. Bei Irrungen in der Lehre und Seelsorge und ähnlichem geistlichen Wirken tritt an die Stelle der Voruntersuchung durch die Kirchenbehörde (c) die Täigkeit des Schlichtungsrates. Derselbe besteht 1. aus dem Generalsuperintendenten, 2. u. 3. einem Richter und einem Pfarrer, die dem Gerichtshof erster Instanz schon angehören, und in dem Falle, daß ihm mehrere Richter und mehrere Pfarrer angehören, von ihm hierzu bestimmt werden. 4. Aus einem Professor der Theologie, der zur Provinzialsynode wählbar sein muß und von ihr für die Dauer der Wahlperiode gewählt wird, 5. u. 6. aus einem Professor der Theologie und einem Pfarrer, die der Landeskirche angehören und von dem Angeschuldigten gewählt werden. Die Kirchenbehörde ordnet die Tätigkeit des Schlichtungsrates an.

g. Der Schlichtungsrat hat 1. den Sachverhalt festzustellen, 2. je nach Befund auf den Geistlichen und die Gemeinde seelsorgerisch einzuwirken mit dem Ziele, einen Ausgleich herbeizuführen, 3. an die Kirchenbehörde zu be-

richten: a) bei erfolgtem Ausgleich über das Ergebnis, b) im anderen Falle mit dem Antrage auf Zusammentreten des Gerichtshofes erster Instanz.

h. Dem Gerichtshofe erster Instanz treten für den betreffenden Verhandlungsfall die drei Mitglieder des Schlichtungsrats, welche dem Gerichtshof noch nicht angehören (f. 4., 5., 6.), als vollberechtigte Mitglieder hinzu.

i. Bei Irrungen in der Lehre und Seelsorge und ähnlichem geistlichen Wirken treten dem Gerichtshofe zweiter Instanz als vollberechtigte Mitglieder hinzu: 1. ein von der Generalsynode für die Dauer der Wahlperiode gewählter, der Landeskirche angehörender Professor der Theologie, 2. u. 3. ein von dem Angeklagten gewählter, der Landeskirche angehörender Professor der Theologie und Pfarrer; diese dürfen der ersten Instanz noch nicht angehört haben.

k. Bei Irrungen in der Lehre und Seelsorge und ähnlichem geistlichen Wirken tritt in erster und zweiter Instanz an die Stelle des Erkenntnisses auf schuldig das Feststellungsverfahren über den Tatbestand der bekenntniswidrigen Lehre oder der der kirchlichen Ordnung nicht entsprechenden Seelsorge resp. ähnlichen geistlichen Wirkens. Innerhalb eines halben Jahres soll es dem Geistlichen frei stehen, sein Amt niederzulegen, ohne daß er damit die Rechte des geistlichen Standes und den Anspruch auf Pension und Relikten-Versorgung verliert. Für leichtere Fälle, namentlich auf dem Gebiete der Seelsorge, ist die Nachsuchung der Versetzung in ein anderes geistliches Amt zu gestatten. Aufgabe der Pfarrervereine ist es, dahin zu wirken, daß jeder ihnen angehörende Pfarrer die dem Feststellungsverfahren entsprechenden Konsequenzen zieht. Sollte er das innerhalb der gegebenen Frist nicht tun, so hat der kirchliche Gerichtshof, der die Feststellung getroffen hat, auf Amtsenthebung resp. in leichteren Fällen auf dem Gebiete der Seelsorge auf Versetzung in ein anderes Amt zu erkennen.

l. Der Unterschied von Amtsenthebung und Dienstentlassung ist schärfer zu gestalten. Dienstentlassung darf nur eintreten in Fällen, die zum geistlichen Amt überhaupt unwürdig machen. Amtsenthebung, bei welcher die Anstellungsfähigkeit verbleibt, ist in der Regel unter Zubilligung eines Ruhegehalts auszusprechen.

m. Die Vollstreckung der Strafen gebührt der vorgesetzten Kirchenbehörde.

Das Verfahren ist den neuzeitlichen Forderungen der Strafrechtpflege anzupassen, indem:

a. Bestimmungen über Ablehnung der Mitglieder des Gerichts vorgesehen werden in der Weise, daß, wenn ein Mitglied abgelehnt ist, nicht auch sein Vertreter abgelehnt werden darf;

b. der Untersuchungskommissär im gewöhnlichen Verfahren nicht Mitglied des erkennenden Gerichts sein darf;

c. die Beweiserhebung durch Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen möglichst vor dem Gericht selbst, soweit dieses aber nicht möglich, in Gegenwart des Angeschuldigten stattfindet;

d. als Verteidiger nur Evangelische, aber außer den Rechtsanwälten auch Geistliche und andere nach dem Ermessen des Gerichts geeignete Personen zuzulassen sind;

e. eine beschränkte Oeffentlichkeit eintritt, so daß die Mitglieder der

Generalsynode und Provinzialsynode und die Pfarrer der Diözese (Ephorie) des Angeschuldigten, sowie dessen Gemeindekirchenrat ohne weiteres, andere Personen nach dem Ermessen des Gerichts der Hauptverhandlung als Zuhörer beiwohnen dürfen;

f. jeder Schuldspruch eine Zweidrittel-Stimmenmehrheit erfordert;

g. die Dienstversetzung nicht in Amtsenthebung verwandelt werden darf;

h. gegen das Erkenntnis sowohl für wie gegen den Angeschuldigten nach Maßgabe des gerichtlichen Strafprozesses die Wiederaufnahme des Verfahrens ermöglicht wird;

i. gegen Ordnungsstrafen der Antrag auf Einleitung des förmlichen Gerichtsverfahrens wahlweise neben der Beschwerde gestattet wird.

In der Besprechung wurde der Wunsch ausgesprochen, daß möglichst gleiche Disziplinarordnungen für alle deutschen Landeskirchen geschaffen werden möchten.

Die Notwendigkeit einer Aenderung des Disziplinarverfahrens sowohl a. für Irrungen in Lehren und Seelsorge, wie auch b. für sittliche und ordnungswidrige Verfehlungen wurde auf der Abstimmung bei a einstimmig, bei b mit allen gegen zwei Stimmen anerkannt.

Ebenso wurde die Notwendigkeit der Errichtung besonderer selbständiger Gerichtshöfe einstimmig für erforderlich erklärt, und zwar erster und zweiter Instanz.

Folgender Antrag der Referenten Wahl und Pasche wurde einstimmig angenommen:

„Die Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Pfarrervereine wolle die Zusammenstellung der Verhandlungen der deutschen evangelischen Pfarrervereine über die Abänderung des geistlichen Gerichtsverfahrens und die auf grund derselben vorgelegten Leitsätze, sowie die Vorschläge des Past. Schlegtendal den Einzelvereinen überweisen mit dem Ersuchen, unter möglichster Berücksichtigung der Leitsätze je nach ihren Verhältnissen für eine Neuordnung des geistlichen Gerichtsverfahrens bei ihren Kirchenbehörden und Synoden einzutreten, wenn die bisherige Ordnung einer Aenderung bedarf, und von dem Geschehenen dem Verbandsvorstand zu berichten."

Entscheidung im Falle César

Im Novemberheft, Seite 466, wurde von Pastor César berichtet, den die Liberalen mit Gewalt der Reinoldi-Gemeinde in Dortmund aufnötigen wollten. Als ihm vom Konsistorium die Bestätigung versagt wurde, appellierte er an den Evang. Oberkirchenrat in Berlin. — Dieser hielt in seiner Entscheidung das Urteil des Rhein. Konsistoriums aufrecht; Pastor César ist also abgewiesen. Interessant ist indessen in der Entscheidung des Evang. Oberkirchenrats, daß allerdinge einige Formfehler des Rhein. Konsistoriums hervorgehoben wurden. So besonders sei das Kolloquium durch den Gedanken des Vorhandenseins von Irrlehre erheblich bestimmt und auf deren Ermittlung gerichtet gewesen; während man statt dessen dem Pastor César hätte Gelegenheit bieten und nötigenfalls darauf hätte bestehen sollen, daß er über seinen Glauben positiv sich aussprach. „Damit hängt zusammen, daß die Fragen nach Glauben und Bekenntnis vorwiegend in der Fassung der auch in der kirchlichen Lehre schon theologisch bedingten Formulierung des Glaubens gestellt worden sind, während bei Prüfung des Bekenntnis-

standes zu ermitteln war, ob Pfarrer César sich zu dem Glauben an Jesus Christus, den eingeborenen Sohn Gottes, als den von Gott uns gegebenen alleinigen Mittler des Heils bekennt und ihn in seinem Leben, Sterben und Auferstehen als den einzigen Grund unseres Heils der Gemeinde verkündigt. Wie an diesem Bekenntnis, als einem unbedingten Erfordernis, für die Anstellung des Geistlichen in der Landeskirche nach vielfachen Erklärungen des Evangelischen Oberkirchenrats stets mit Entschiedenheit festgehalten worden ist und festzuhalten sein wird, so hat andererseits der Evangelische Oberkirchenrat wiederholt ausgesprochen, daß eine Bindung an die in den Bekenntnisschriften enthaltene theologische Form des Glaubensinhalts nicht gefordert werden kann, sofern jede ärgernisgebende Polemik dagegen vermieden wird."

Gesangbuch = Reform. Nachdem der radikale kirchliche Liberalismus mit dem alten Christusglauben gründlich aufgeräumt hat und uns nur noch die kahlen, wüsten Trümmer übrig gelassen von dem, was wir als das biblische Christentum kennen, streckt er nun seine vermessene Hand auch nach dem Gesangbuch aus. Man kann sich's ja wohl denken, mit welchen Gefühlen ein modern Liberaler die alten, bibelfesten Lieder singen mag, die noch so stark von dem alten Glauben durchdrungen sind, von dem Glauben an die wahre Menschwerdung des Sohnes Gottes, dem Glauben an den Opfertod des Lammes Gottes, an die Erlösung und Versöhnung, dem Glauben an die wahrhaftige Auferstehung Jesu, an die Himmelfahrt, sein Sitzen zur Rechten Gottes, Ausgießung des Heiligen Geistes, Wiederkunft zum Weltgericht. Mit allen diesen Glaubensartikeln hat ja der Liberalismus gründlich aufgeräumt. Wie kann nun ein liberaler Pfarrer an Festtagen ein Lied singen lassen, das diese göttlichen Wahrheiten zum Inhalt hat? Wahrlich, man kann's verstehen: Gesangbuchreform tut da dringend not! Jedes Lied gibt den Herren einen Stich ins Herz und ins Gewissen. Jedes Lied wird zu einem gewaltigen Ankläger wider die Zerstörer des christlichen Glaubens. Und was mögen die von der kritischen Säure durchdrungenen Vernünftler wohl für dichterische Leistungen an die Stelle der alten Kernlieder zu setzen haben? Da mag sich die gläubige Gemeinde wohl köstlich erbauen an dem rationalistischen Heu und Stroh, das diese Herren zu bieten haben. Ein einziger ernster Versuch, ein nach rationalistischem Geschmack hergestelltes Gesangbuch herauszugeben, würde sicher vor aller Welt den kläglichen Bankerott des heutigen Liberalismus offenbaren. In der „A. Ev. Luth. K.=Z." vom 16. November v. J. findet dieses Gelüste der Modernen nach Gesangbuchsreform seine gründliche Abfertigung.

Die Verfolgung der Polen in Preußen.

Wir haben uns bisher eines Votums enthalten in dem unglückseligen Streit der preußischen Regierung um den deutschen Religionsunterricht in Polen. — Wir fanden nun aber in „Chr. W." No. 48 zwei Artikel in dieser Frage, die wir nur billigen können. Da heißt es u. a. im ersten Aufsatz: „Die Sprache ist keine staatliche Einrichtung, sondern ein nationales Gut, ein Erzeugnis des nationalen Geistes, das Allgemeinste, das Teuerste, das Heiligste, das es gibt. Wer seine Sprache verleugnet, den verachten wir; wer sie inmitten fremden Volkstums vergißt, den schelten wir und zeihen ihn nationaler Lauheit. Wie bitter schmeckt es, zu wissen, daß gerade unsern Landsleuten dieser Vorwurf besonders häufig gemacht wird; wie eifrig sind Tausende an stiller und lauter Arbeit, um überall in der Welt, in den

versteckten Tälern Welschtirols wie im Baltenlande, in Siebenbürgen wie in Amerika, die deutschen Sprachinseln vor der ringsum brandenden Flut fremden Volkstums zu bewahren; und wie glühte uns das Herz vor Zorn, wie ballten wir ohnmächtig die Faust, so oft wir lasen, wie magyarische oder russische Brutalität gewaltsam gegen die deutschen Kirchen und Bildungsstätten, Namen und Zeitungen vorging. Denn in tiefster Seele fühlt es jeder: hier geschieht uns nicht nur schwerer Schaden, hier geschieht auch schweres Unrecht. Gebet dem Staate alles, was des Staates ist, und das ist nicht wenig; aber es gibt noch eine Welt geistiger Werte, die sich jedem äußeren Zwange, auch dem des Staates, entzieht und entziehen muß, wenn Kultur nicht ein Wort ohne Sinn sein soll, und die Sprache gehört zu diesen geistigen Werten ebenso wie die Religion, die Wissenschaft und die Kunst. Ein Staat, der diese Dinge vergewaltigt, ist kein Kulturstaat, und sein Verfahren ist barbarisch. In bezug auf Religion, Kunst und Wissenschaft gibt das auch jeder zu, jeder wenigstens, der in protestantischer Lebensluft erwachsen ist; es aber mit Rücksicht auf die Sprache behaupten — heißt ‚Sentimentalität in die Politik hineintragen.' " Wir können diesem Absatz gewiß nur zustimmen und fühlen es selbst oft genug als schwer kränkendes Unrecht, wenn n a t i o n a l e r D ü n k e l in diesem Lande uns das Recht wehren will, unsere Kinder in deutschen (Privat-) Schulen zu erziehen; uns z w i n g e n will, auch in unsern deutschen Schulen englischen Unterricht zu geben; uns wehren will, daß Kinder, welche die englische Schule besuchen, an gewissen Tagen oder Stunden von der englischen Schule ferne bleiben, um den deutschen (od. auch englischen) Konfirmandenunterricht beim Pastor zu empfangen. Jeden Versuch, in diese elterlichen Rechte einzugreifen, weisen wir mit Entrüstung zurück. Sollte das nicht auch den Polen gegenüber gelten? Andererseits ist freilich wahr, was „Das 20. Jahrhundert", Organ des Reformkatholizismus, zur Sache schreibt in seiner Nummer vom 28. Oktober 1906: „In dem Schulstreit hat natürlich nach der Zentrumspresse die Regierung Unrecht. Jeder Pole hat ein unveräußerliches Recht, in seiner Muttersprache zu beten: ihn zwingen, deutsch zu beten, ist eine Vergewaltigung! Dabei ist es unzweifelhaft, daß die polnischen Kinder so viel Deutsch können, um das Vaterunser zu verstehen. Was tut aber die katholische Kirche — nicht bloß, daß die ganze Messe lateinisch gelesen wird, — die Klosterschwestern, die in ähnlicher Weise, wie die Priester und Angehörigen der Männerorden, täglich das Brevier beten, beten in lateinischer Sprache, von der sie kein Wort verstehen — auf das Verständnis kommt es nicht an, wenn nur gebetet wird in der „heiligen Sprache der Kirche." Dort und auch sonst vielfache Bevorzugung der fremden Sprache — in Polen — „Vergewaltigung" der Kinder, die ein ihnen verständliches Gebet deutsch beten sollen." Von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet ist die ganze Sache elende und heuchlerische Hetzerei der Polen gegen die Deutschen, und die römische Kirche hat ein Erbrecht darauf, jede antideutsche Agitation mit ihrem höchsten Segen zu begleiten.

Zentrum und katholische Volkspartei.

Im Ulmer „Tag" erließ ein „Katholik" im Namen vieler Gesinnungsgenossen einen Aufruf, um eine vom Zentrum befreite katholische Partei zu gründen. Es heißt darin, das Zentrum habe reaktionäre Bahnen schlimmster Art betreten, und es habe sich nicht emanzipieren können „von dem Schicksal aller auch der polnischen Institutionen, die sich in den unmittelba-

ren Dienst der Kirche stellen, die auf ihre Mitarbeiter die eigene Ueberzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über Verfolgung zu klagen." Es wird dann darüber geklagt, daß die Politik des Zentrums die Katholiken immer mehr von ihren protestantischen Mitbürgern trennt. „Wir wollen mit unseren Mitbürgern jeder konfessionellen Richtung in Frieden leben. Wir bedauern zwar die Reformation, weil sie Deutschland konfessionell zerrissen hat, aber wir wissen ganz genau, daß auch wir Katholiken kirchlich viel Gutes aus der Reformation empfangen haben . . . . Wir sind an einem Punkt angekommen, wo wir nicht mehr mitgehen können und wollen. — Wir müssen Abgeordnete in den Landtag schicken, die uns Garantien für eine volkstümliche Politik geben, und nach einem Programm handeln, das dem Sinn des Volkes entspricht und nicht einzig und allein dem der Hierarchie. Wir wollen, daß unsere Abgeordneten ihre Selbständigkeit wahren und sich zu einer besonderen Parteigruppe vereinigen."

Wenn solche Ueberzeugungen sich im katholischen Volk Bahn brechen und es sich von der Herrschaft der Hetzkapläne befreien würde, das wäre eine glückliche Wendung für das ganze deutsche Volk. — Man sollte meinen, die Vorgänge in katholischen Staaten müßten doch den deutschen Katholiken die Augen öffnen.

Der Papst hat an seinen General-Vikar ein Schreiben gerichtet, worin er ihn ersucht, allgemeine Gebete wider die Feinde der Kirche anzuordnen, da solche die einzigen Mittel wären, welche dem Papst übrig blieben in der gegenwärtigen „traurigen Lage der Kirche, die jetzt von vielen ihrer Kinder, welche ihre Feinde geworden, bekämpft und unterdrückt würde." In der ersten Reihe dieser Feinde der alleinseligmachenden Kirche stehen immer noch die „bösen" Lutheraner. Da mit Feuer und Schwert nichts mehr gegen sie auszurichten ist, sollen die Gebete helfen.

Ueber den Peterspfennig, der unter den Katholiken der ganzen Welt gesammelt wird und aus dem die Ausgaben des päpstlichen Hofes bestritten werden, hat der römische Priester Mehler in Regensburg kürzlich ein Büchlein geschrieben. Darin behauptet er, daß „kein anderes Almosen so gut angewendet und Gott dem Herrn so wohlgefällig ist, wie der Peterspfennig", stellt aber zugleich fest, was freilich schon wiederholt bekannt geworden ist, daß diese Kollekte in den letzten Jahren „unglaublich" zurückgegangen ist. Der Haushalt des Papstes bedarf nach Mehlers Berechnung jährlich $1,500,000, welche Summe allerdings nicht auf eine allzu einfache Lebensweise schließen läßt. Davon sind jedoch nur $200,000 durch Zinsen von den päpstlichen Kapitalien gedeckt, das übrige muß durch den Peterspfennig aufgebracht werden; aber die Summe will nicht eingehen. Das hat, wie Mehler hervorhebt, verschiedene Gründe. Aus Amerika und aus Spanien haben die großen Spenden seit dem spanisch-amerikanischen Kriege aufgehört. Aus Oesterreich kommen wohl größere Beiträge vom Kaiser und von den Kirchenfürsten, aber die Gaben aus dem Volke sind geringer infolge der Los-von-Rom-Bewegung. In Italien steht es ähnlich. Frankreich hat früher immer am meisten gegeben; aber schon seit dem deutsch-französischen Krieg sind die Gaben zurückgegangen und werden vollends jetzt sehr gering werden, da die dortigen Katholiken infolge der Trennung von der Kirche und Staat ihre 50,000 Priester selbst erhalten müssen. Deshalb müs-

sen — schließt Mehler seine Schrift — die Katholiken anderer Länder ihren Eifer verdoppeln, und nach seiner Meinung sollen sich besonders die deutschen Katholiken die Sache angelegen sein lassen, Frankreichs Stelle einnehmen und ihre Liebe zum Papst durch reichliche Beisteuer zum Peterspfennig bezeigen. — Einen schlechteren Gebrauch von ihrem Gelde können die Deutschen nicht machen, als wenn sie den großen Antichristen unterstützen. (Lutheraner.)

Wie Fürst Hohenlohe über den Jesuitenorden und dessen Arbeit urteilte, verrät am ungeschminktesten die Stelle seiner Denkwürdigkeiten, wo er aus München unterm 9. Mai 1846 nach einer Unterredung mit einem ultramontan-jesuitischen Führer unter sichtbaren inneren Kämpfen folgendermaßen schreibt: „Ich sehe nun plötzlich den Abgrund, in den ich durch die Politik der Jesuiten zu stürzen Gefahr lief. Die Unduldsamkeit, der Haß gegen den Protestantismus, der sich bei ihm ganz klar darstellte, die Idee, daß die Reformation mit allen ihren Folgen nur eine Meinung gewesen, daß unsere philosophischen, literarischen und andern Glanz- und Größenpunkte nur Verirrungen des menschlichen Geistes seien, ist eine zu absurde, meinem innersten Wesen entgegengesetzte Perfidität und auf eine innere Verworfenheit hinzeigende Korruption, als daß ich mich je entschließen dürfte und könnte, ohne mein ganzes vergangenes inneres Leben, alle meine teuersten Ueberzeugungen zu verleugnen, dieser Partei auch nur die geringste Hilfe zu leisten. Ich bitte Gott um Kraft, daß er die Versuchung dieser Teufelsgesellschaft, die nur auf Unterjochung der menschlichen Freiheit und zwar der geistigen, hinarbeitet, von mir fernhalten möge, damit ich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen irre gemacht werde, vom rechten Pfade der Wahrheit abzugehen." Offenbar hat es auch in dieser Unterredung an beiden nicht gefehlt, und es ehrt die Gesinnung des Fürsten doppelt, daß er daraus nur den Antrieb empfängt, „jetzt mit der ganzen Clique zu brechen." Der jesuitische Ultramontanismus ist aber heute noch kein Haar anders geworden, als ihn Hohenlohe oben schildert.

Die Erziehungsvorlage im britischen Parlament. Der Erziehungsvorlage, welche das Unterhaus an das Oberhaus des britischen Parlaments sandte, wurde durch Lord Heneage ein Amendement angehängt, wonach keine Schule Anerkennung finden soll, es sei denn, daß ein Teil der Schulstunden jedes Tages für Religionsunterricht bestimmt ist. Dieses Amendement wurde mit 256 gegen 56 Stimmen angenommen. Die Folge davon ist ein Schrei der Entrüstung im ganzen Lande. Die römischen Katholiken und die Mitglieder der Staatskirche freuen sich, die Freikirchlichen aber sind im höchsten Grade aufgebracht darüber. Die London „Christian World", ein freikirchliches Organ, sagt: „Nach der Handlungsweise der Bischöfe und Klerikalen sollte die Anmaßung, daß die anglikanische Kirche die Nationalkirche sei, aufgegeben werden. Die Nation gab im Januar in unverkennbarer Weise ihr Urteil dahin ab, daß sie ihre Schulen unter direkter öffentlicher Verwaltung wissen will, frei von jeder sektiererischen Kontrolle, und daß die Lehrer davon frei sein und keinem religiösen Prüfstein unterworfen sein sollen. Trotzdem wurde ein Amendement mit 256 gegen 56 Stimmen angenommen, dessen Zweck nichts anders ist, als die Cooper-Temple Vereinbarung von 1870 zu nichte zu machen und die Türen jeder Schule dem Unterricht jeder Denomination zu öffnen, der es belieben sollte, den Schulen ihren Sektarianismus aufzudrängen. Die Bischöfe in

ihrer Gesamtheit unterstützten das Amendement und bezeugten dadurch in unverblümter Weise ihre Verachtung der Nation, deren Religion zu repräsentieren sie sich anmaßen. ‚Wen die Götter zerstören wollen, den schlagen sie zuerst mit Blindheit.‘“ London „British Weekly“, ein anderes freikirchliches Organ, droht mit Trennung von Staat und Kirche infolge der Handlungsweise der Bischöfe. — Am 27. November fand eine Massenversammlung in London statt — die größte und repräsentativste seit zwanzig Jahren — einberufen von der nationalen liberalen Föderation, in welcher einstimmig Resolutionen angenommen wurden, in denen die Regierung aufgefordert wird, die Amendements der Lords zur Erziehungsvorlage samt und sonders zurückzuweisen „und in resoluter Weise zu erklären, daß das Parlament nicht zu Ende kommen soll, bis geeignete Schritte getan worden sind, die Frage zur definitiven Entscheidung zu bringen, ob das Haus der Lords fernerhin das Recht haben soll, den Willen des Volkes, wie er vom Unterhaus zum Ausdruck gebracht worden ist, mit seinem Veto zu belegen.“

Religionsfreiheit in Rußland.

Darüber schreibt Bischof W. Burt von der Meth. E. K.: „Niemand kann sagen, was sich in Rußland in nächster Zukunft ereignen mag. Wir wissen indessen, daß nach dem Winter der Frühling kommt, und daß nach der Nacht der Morgen anbricht. Alle Andeutungen gehen dahin, daß der Morgen in Rußland am Anbrechen ist. Was für eine Gelegenheit haben wir in St. Petersburg! Während ich diesen Sommer in Finnland war, besuchte ich die Zarenstadt und ernannte dort als Aufsichtsprediger Rev. F. H. Salmi, einen jungen Mann, der die russische Sprache spricht. Er wurde in St. Petersburg geboren, in Tammerfors ausgebildet und hat eine vierjährige Erfahrung als Prediger in der Detroit Konferenz hinter sich. Laßt uns zu dieser Zeit Rußlands in unsere Gebeten gedenken. Das Evangelium ist das einzige Heilmittel für die Schäden dieses großen Reiches. Gestern entnahm ich einer Zeitung das Folgende:

„Der kaiserliche Ukas, welcher allen Altgläubigen Rußlands volle Religionsfreiheit gewährt, wurde heute veröffentlicht. Das Gesetz trifft ebenfalls Vorkehrungen, daß irgend eine religiöse Sekte, die fünfzig Personen zählt, deren Zwecke nicht unmoralisch und deren Lehren keine Verweigerung des Militärdienstes einschließt, Erlaubnis erhalten mögen, Kirchen zu organisieren, Gottesdienste abzuhalten, Schulen zu bauen, Prediger zu erwählen, die vom Militärdienst befreit und autorisiert sein sollen zu taufen, Ehen zu schließen und andere Sakramente zu verwalten, und Register von Taufen, Ehen und Todesfällen zu führen, welche gleiche Autorität mit den offiziellen Registern der orthodoxen Priester haben sollen. Das neue Gesetz führt einen Wechsel ein in der Form der bürgerlichen Ehe, wodurch Tausende von Personen, welche wegen ihres Einwandes gegen eine religiöse Ceremonie unverehelicht mit einander gelebt haben, die gesetzliche Ehe auf sich nehmen werden, um ihre Kinder dadurch zu legitimen zu machen.“

Der geheime Rat des Zaren.

Viel Licht wird auf die russische Situation mit ihren entsetzlichen Massenmorden, ihrem Blutvergießen und Greueltaten gegen die Juden, sowie die Zerstörung von Eigentum durch die Tatsache geworfen, daß der Zar seit vielen Monaten einen geheimen Rat hat; und zwar ist dieser geheime Rat nicht etwa ein großer Staatsmann oder Politiker, sondern einer, der die

Toten fragt, ein Zeichendeuter. Papus, ein spiritualistisches Medium, hat viele Sitzungen mit dem Zaren gehabt, wie berichtet wird, und dieser bedauernswürdige, irregeführte Autokrat hat die gegebenen Instruktionen treulich befolgt. Der Pharao der Bibel hatte auch seine Zauberer, die ihm rieten, Israel nicht gehen zu lassen. Papus hat den russischen Hof mit einem Geschenk von $25,000 zur Zeit verlassen, um der Ruhe zu pflegen, und der Zar ist, nach den neuesten Nachrichten, ein unsteter Flüchtling. Ist das wahr vom russischen Zar, dann wehe diesem Land und Volk!

Literatur.

Allgemeine Einleitung in das Alte Testament. Im Novemberheft v. J. hat die Literatur Seite 475 f die Anzeige eines Buches mit obigem Titel gebracht, auf welche wir hier ausführlich zurückkommen möchten.*)

Die „Einleitung in die bibl. Bücher" als Wissenschaft hat ihre eigene Entwicklungsgeschichte. Sie hat es zu tun mit allen möglichen Fragen und Untersuchungen, die für das exegetische Studium und das richtige Verständnis der bibl. Bücher notwendig sind. Die hierzu gehörenden Gegenstände sind aber so mannigfaltig und zahlreich, daß man im Laufe der Zeit einen großen Teil dieser Vorkommnisse ausgeschieden und als besondere Disziplinen behandelt hat. So entstanden die Biblische Geographie, Archäologie, Naturgeschichte, Apologetik und Hermeneutik. Durch Ausscheidung dieser Disziplinen blieb für die Einleitung ins Alte Testament nur übrig: Literarische Geschichte und Kritik des Alten Testaments.

Dabei aber wird die Einleitungswissenschaft nochmals in zwei Teile geschieden: Allgemeine und spezielle Einleitung. Jene hat die Untersuchung solcher Gegenstände zu betreiben, die für die Betrachtung der Bibel als Ganzes in Betracht kommen; die spezielle Einleitung aber befaßt sich mit der Untersuchung solcher Dinge, die über Entstehung und Geschichte der einzelnen Teile oder Bücher Auskunft geben. Dahin gehören die Fragen nach der Autorschaft, dem Ursprung, der Integrität und Echtheit, dem Charakter der Komposition u. s. w.

Das vorliegende Buch enthält also nur die Allgemeine Einleitung in das Alte Testament.

Ein zweiter Band von Prof. Green über den Text des Alten Testaments wird in deutscher Uebersetzung dem ersten Band nachfolgen, wenn Uebersetzer und Verleger durch die Aufnahme des vorliegenden Bandes dazu ermutigt werden. Das würde also dann wohl die spezielle Einleitung sein, die zur Vollständigkeit der ganzen Disziplin der Einleitung gehört. Für die allgemeine Einleitung gibt Verfasser noch folgende Einteilung

I. Untersuchung der Bildung der Sammlung und des Umfangs des Kanons.
II. Der Geschichte und Kritik des Textes.

Die Geschichte des Textes (II.) muß in doppelter Hinsicht verfolgt

*) Das dort angezeigte Buch hat den Titel: Allgemeine Einleitung in das Alte Testament. Der Kanon. Von W. H. Green, Dr. theol. & jur., Prof. der orientalischen und alttestamentlichen Literatur am theol. Seminar in Princeton, New Jersey, N.-A. Preis: geb. 6 Mk. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. phil. O. Becher, Pfarrer in Menzingen, Baden.

werden, nämlich als Kritik des Textes nach seiner äußeren Gestalt und nach seiner innern Substanz.

Bei der Untersuchung der Geschichte des Textes nach seiner äußeren Gestalt muß in Betracht gezogen werden:

1. Die ursprüngliche Form des Textes, oder die Sprachen, in denen der Text geschrieben ist.
2. Der Modus der Ueberlieferung des Textes; nämlich durch Handschriften.
3. Die ergänzenden Gestaltungen, aus denen der Text besteht, nämlich die alten Versionen. Dem hat dann zu folgen eine Untersuchung
4. Der inneren Geschichte der Substanz des Textes in seiner gegenwärtigen Gestalt. Und damit ist der Weg bereitet für
5. Die Kritik des Textes, oder die Betrachtung der zu Gebot stehenden Mittel, etwaige Fehler zu entdecken, die sich in den Text eingeschlichen haben könnten; ferner die richtige Anwendung dieser Mittel und das damit erreichte Resultat.

Das ist die allgemeine Uebersicht der Aufgabe, welche die Allgemeine Einleitung zu erfüllen hat.

Das Buch selbst stellt voran die Geschichte der Einleitung in das Alte Testament und zeigt die Wellenschläge dieser Disziplin, die in Glauben und Unglauben sich auf- und abbewegten durch die Jahrhunderte hin und Schriften sehr gelehrten Inhalts erzeugten, teils, um den Glauben an die Schrift zu verteidigen, teils die Gründe für den Unglauben und Zweifel an der Göttlichkeit der biblischen Bücher darzulegen. Wir lernen aus diesem Kapitel, welche Geistesarbeit im Laufe der Zeit aufgehäuft wurde im Interesse der bibl. Bücher. Es folgt dann auch ein langes Verzeichnis der in diesem Buche benützten Werke aus alter und neuer Zeit, in deutscher, lateinischer, englischer und französischer Sprache. 44 Titel werden genannt, woraus zu entnehmen ist, welche riesigen Studien dazu gehörten, um die Arbeiten anderer Autoren über diesen Gegenstand durchzuarbeiten.

Das Buch selbst hat dann folgende Einleitung:

Der Kanon des Alten Testaments.

Fassen wir zunächst die Arbeit des Uebersetzers ins Auge, so muß gesagt werden, daß es eine ganz vorzügliche Leistung genannt werden muß. Es erforderte eine Riesenarbeit, alle die vielen Zitate, die in Anmerkungen unten beigegeben sind, nachzuschlagen und im Wortlaut beizufügen. Es erforderte großes Spezialstudium, um einem so gründlich gelehrten, wissenschaftlichen Werke in der Uebersetzung Genüge zu leisten und dem

Autor zu seiner vollen Würdigung zu verhelfen. Das Buch liest sich nicht wie eine Uebersetzung, sondern wie ein im Original deutsch geschriebenes Buch. Dem Uebersetzer, der früher Pastor in Buffalo, N. Y., Glied unserer Synode, Präses des N. Y.-Distrikts war, gebührt der Dank für seine schöne und fleißige Arbeit.

Was nun den Inhalt des Buches betrifft, so verdient es gründliches und umfassendes Studium. Der Verfasser vertritt den altkirchlichen, orthodoxen und traditionellen Standpunkt, daß alle alttestamentlichen kanonischen Bücher inspiriert seien, und daß die vollständige Sammlung dieses alttestamentlichen Kanons schon zur Zeit Esras und Nehemias erfolgt und abgeschlossen worden sei. Viele Argumente werden beigebracht bezüglich der jüdischen Dreiteilung des Alten Testaments u. drgl. Für einen, der diesen gelehrten Disputationen ferner steht, haben viele dieser Verhandlungen sachlich sehr wenig Wert und Bedeutung. Auch werden viele Argumente beigebracht, die nur auf **den** Eindruck machen werden, der von vorn herein auf demselben dogmatischen Grund und Boden mit dem Verfasser steht. — Daß das orthodoxe Judentum sich in knechtischem Verhältnis zu den kanonischen Schriften befand und sich in allerlei peinliche Tüfteleien und kleinliche Fragen bezüglich der Schriften des Alten Testaments einließ, ist aus dem ganzen pharisäischen Geist der Schriftgelehrten der letzten Jahrhunderte vor Christus wohl zu verstehen. Und dieser rein äußerliche Gesetzesgeist war nicht imstande, den inneren Wert der Schriften des Alten Testaments richtig zu taxieren. Wenn also diese Schriftgelehrten bestimmten, welche Bücher als kanonisch zu gelten hatten, und welche nicht, so gab das ja wohl einen für gläubige Juden bindenden Kanon, der aber den Christen noch nicht im Gewissen verpflichtet, sämtlichen alttestamentlichen Büchern gleichen Wert beizulegen. Ueberhaupt scheint die Frage bezüglich des Kanons zu viel als eine bindende Verpflichtung behandelt zu sein, während offenbar in der ersten Christenzeit die Grenzen immerhin fließend waren zwischen den Schriften des jüdischen Kanons und den (von uns jetzt) als Apokryphen gezählten Büchern. Mag man auch sich bewußt gewesen sein (bei schärferem Nachdenken), daß die Apokryphen den sog. kanonischen Schriften an Wert nachstehen, so wurden doch die Zitate promiscue aus allen Schriften gebraucht und auch die aprokryphischen Schriften wurden zuweilen als heilige oder göttliche bezeichnet. Das ist auch gar nicht befremdlich und verwunderlich. Der scharfe Unterschied zwischen kanonisch und nicht kanonisch, inspiriert und nicht inspiriert ist erst die Folge der Kämpfe der protestantischen Kirche wider die römischen Irrlehren und Mißbräuche. Man hat erst in folge dieses Gegensatzes die verschiedenen Bücher auf ihren genauen Inhalt geprüft, und hat ein genaues Unterscheidungsmerkmal zwischen den echt göttlichen und den falschen menschlichen Lehren gewonnen. Je schärfer die protestantische Kirche die unverfälschte Lehre der Seligkeit allein aus Gnaden, ohne Verdienst der Werke und ohne Vermittlung der Heiligen, betonte und herausarbeitete, um so mehr fand es der Romanismus in seinem Interesse, die Apokryphen zu kanonisieren und den übrigen Schriften gleich zu stellen. So kommt's, daß das Konzil zu Trient es zum Glaubenssatz erhob, daß die Apokryphen den andern kanonischen Schriften gleich zu setzen seien und jeden verdammte, der anders lehrt.

Den gründlichen Unterschied zwischen den Apokryphen und den auch von der protestantischen Kirche als kanonisch anerkannten Schriften des Alten Testaments kann man besonders aus dem 11. Kapitel des Buches erkennen,

das auf die innere Kritik der Apokryphen eingeht. Diese werden von dem Verfasser (nach Keerl) sehr scharf beurteilt, viel schärfer als von Luther, wie aus den Anmerkungen aus Luthers Vorreden zu ersehen ist.

Die im letzten Kapitel mitgeteilte Variation der Zählung und Anordnung der Bücher des alttestamentlichen Kanons gehört ja wohl mit zu dem Inhalt eines Buches der Einleitung. Doch hätte der Verfasser es füglich als törichte Spielerei des pharisäischen Judengeistes bezeichnen dürfen. Es ist doch rabbinistische Spitzfindigkeit, wenn die Juden sich fragen, ob man die prophetischen Bücher mit dem Gesetz in ein Volumen schreiben dürfe, oder ob man die prophetischen Bücher oben auf das G e s e t z legen dürfe.

Auch die jüdische Ausdrucksweise, daß alle heiligen Schriften die sie berührenden Hände verunreinigen, wenn sie nicht vorher gewaschen sind, ist eine echt pharisäische. Sie mag wohl die Bedeutung für „kanonisch" gewonnen haben, ist aber ganz aus dem äußerlichen Gesetzesgeist der Pharisäer herausgewachsen und macht auf den in christlicher Freiheit dem jüdischen Kanon gegenüberstehenden Christen keinen günstigen Eindruck.

Der Verfasser führt im 9. Kapitel aus, daß der Kanon der Juden auch der Kanon Jesu Christi und seiner Apostel sei. Es ist ohne Zweifel richtig, daß der Herr und seine Apostel den jüdischen Kanon in seinem jetzigen Umfang vor sich hatten und unbeanstandet gelten ließen. Verfasser meint aber: Wenn er (der Herr) die Juden dafür (für falsche Glossen und verkehrte Auslegung) aufs schärfste zurückweist, so hätte er nicht mit Stillschweigen darüber hinweggehen können, wenn sie darin gefehlt hätten, daß sie ganze Bücher aus dem Kanon ausschlossen, die ganz rechtmäßig zum Kanon gehörten, oder daß sie solche Bücher in den Kanon einschoben, die ebenso rechtmäßig nicht in denselben gehörten, weil sie der göttlichen Inspiration entbehrten."

Das soll also ein sogen. argumentum e silentio sein für die unfehlbare Vollständigkeit und Richtigkeit der Sammlung der kanonischen Bücher.

Wir halten ein solches argumentum als ganz und gar verfehlt. Da hätte der Herr viel zu tun gehabt, wenn er mit den pharisäischen, feindselig verschrobenen Schriftgelehrten sich hätte auf solche Disputation einlassen müssen. Wo es sich um den Geist und die Wahrheit des Gesetzes und der Propheten handelte, wo er an die Stelle äußerlicher jüdischer Torheiten den echten Sinn und Geist des göttlichen Wortes setzen mußte, da hat er schonungslos dreingegriffen. Aber an eine negative oder positive Approbation der von den Juden veranstalteten Sammlung der kanonischen Bücher hat wohl sicher weder der Herr noch seine Apostel gedacht. Sie nahmen einfach die betr. Schriften an, zitierten sie, wo es sich darum handelte, Weissagung und Erfüllung ins rechte Licht zu stellen, ohne darum auch schon eine Garantie zu geben für allen Gesamtinhalt aller für kanonisch anerkannten Schriften. Das blieb dem Geist Jesu Christi überlassen, die Seinen in alle Wahrheit zu leiten und sie den Unterschied zu lehren zwischen dem, was als echtes Geistesprodukt einzuschätzen ist, und dem, was nur menschlich historischen Wert hat. Diesen Unterschied sollte man nie verwischen wollen, wenn man von Inspiration der heiligen Schrift redet.

Wir wollen die Schrift nicht herabsetzen und entwerten, sondern wollen nur anerkannt wissen, daß neben viel göttlichem Inhalt doch auch, wie Luther sich ausdrückte, Heu und Stroh in manchen Partien zu finden ist, die als rein menschliche Partien ja neben dem andern ihre Berechtigung haben, wofür wir aber keine Ursache haben, den Heiligen Geist als Autor und In-

spirator in Anspruch zu nehmen. Das Buch sei fleißigem und gründlichem Studium empfohlen, es dient zur Klärung der Gedanken und Vorstellung in der Frage über die Entstehung, Sammlung und Ueberlieferung der Bücher des alttestamentlichen Kanons.

Befremdlich war es uns, daß der Name Matthäus im Buche konstant Mathäus geschrieben ist. Seite 230 ist eine bedeutende Versetzung der Zeilen geschehen, die in etwaiger zweiter Auflage zu berichtigen wäre.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. — Sachsse, Dr. Eugen, ord. Prof. der Theologie in Bonn: „Das Christentum und der moderne Geist.“ Mk. 2.50, geb. Mk. 3. — Inhalt des ersten Buches: „Das Christentum.“ 1. Jesu Charakter. 2. Die Predigt Jesu. 3. Die Werke Jesu. 4. Jesu Person. 5. Der Tod Jesu. 6. Die Auferstehung Jesu. 7. Die Vollendung des Reiches Gottes — Inhalt des zweiten Buches: „Der moderne Geist.“ Einleitung. 1. Der moderne Geist. 2. Das Christentum und die moderne Wissenschaft. a. Die Naturwissenschaft. b. Die Geschichtswissenschaft. c. Die Weltweisheit. 3. Das Christentum und die Gesellschaft. a. Der Staat. b. Die sozialen Verhältnisse.

Die Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, welche der Verfasser vor Studierenden aller Fakultäten gehalten hat. Sie bildet ein bedeutsames apologetisches Hilfsmittel in den Kämpfen der Gegenwart.

Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß die Evangelien und die Briefe des Neuen Testaments uns ein deutliches und geschichtlich zuverlässiges Bild von Jesu, von seiner Person, seiner Lehre und seinem Wirken geben. Er stellt zunächst die Lehre Jesu dar, betont nachdrücklich seine Lehre von der Sünde der Menschen, weil ohne diese Erkenntnis Jesu Werk unverständlich bleibt. Sodann schildert er das Werk Jesu, wie er selbst die Sünde überwunden habe in seinem Leben, sodann andere aus der Sünde und ihren Folgen erlöst habe. Dadurch gewinnt er die Grundlage zur Erkenntnis der Person Jesu; durch Wort und Tat hat er sich erwiesen als einer, der mehr ist als ein geisterfüllter Prophet. Seine Person hat ein einzigartiges Verhältnis zum Vater, reicht in die Ewigkeit zurück. Dies Geheimnis bezeichnet Jesus, wenn er sich ausschließlich den Sohn Gottes nennt. Die Heilsbedeutung seines Todes am Kreuz, die Tatsache seiner Auferstehung und ihr Wert bildet den Inhalt der folgenden Kapitel. Schließlich wird dargestellt, was Jesus über die Vollendung seines Reiches geweissagt hat.

Im zweiten Buch behandelt Verfasser den modernen Geist, wie er in Wissenschaft und Staatsleben sich darstellt. Die Naturwissenschaft hat das alte Weltbild umgestaltet, aber dadurch nicht das Christentum widerlegt. Die Naturwissenschaft kann keine genügende Welterklärung geben, weil sie den Geist nicht kennt. Die Natur ist nicht ein geistloser Mechanismus, sondern ein zweckvolles System von Kräften und Gesetzen, dessen Ursprung und Ziel der Naturwissenschaft verborgen bleibt. Das Wunder ist nicht eine Durchbrechung der Naturgesetze, sondern Offenbarung verborgener Kräfte. Die Geschichtswissenschaft hat die mechanische Inspiration der Schrift widerlegt und die menschliche Seite der Schrift beachtet; auch hat sie dargetan, daß ein Fortschritt der Offenbarung in der Schrift stattfindet. Aber den göttlichen Ursprung und Wert der Schrift hat sie nicht widerlegt; allein vom Christentum kann sie das uns erkennbare Ziel der Geschichte lernen: Heiligung und Beseligung der Menschheit durch Gottesgemeinschaft. Verwirft sie das, so bleibt nur eine ziellose Entwicklung der Bildung und Kul-

tur, die mit Vernichtung der Menschheit endet. Auch die Weltweisheit bleibt unbefriedigend, wenn sie nicht das Postulat eines Gottes und eines ewigen Zieles aufstellt, und dies Postulat wird allein vom Christentum erfüllt. Im letzten Kapitel stellt Verfasser dar, daß der Staat seine selbständige Würde hat und, da er sittliche Aufgaben hat, die Unterstützung des Christentums nicht entbehren kann. Beide fordern Religionsfreiheit, das Christentum noch mehr als der Staat; denn letzterer muß hindernd eingreifen, wenn die Religionsfreiheit den Frieden und die Sittlichkeit gefährdet. Beide haben Aufgaben auf dem Gebiet der Ehe, der Jugenderziehung, der sittlichen Lebensführung. Für das Wohl der Völker ist es am besten, wenn beide sich verständigen. Mit dieser praktischen Anwendung schließt das höchst beachtenswerte Werk.

Das Buch ist ein herrliches, echt evangelisches Zeugnis für die Wahrheit des Evangeliums. Verfasser läßt sich nichts nehmen noch abdingen von dem ganzen Evangelium des Herrn und seiner Apostel. Da ist kein Drehen, Wenden, Deuteln oder Ausstreichen klarer und bestimmter Zeugnisse des Herrn und seiner Apostel. Es wird voller Ernst gemacht mit Jesu Gottessohnschaft, mit der Heilsbedeutung seines Kreuzestodes, mit seiner Auferstehung, seinem Fortwirken als Heilsmittler in dieser Welt, seiner Wiederkunft in Herrlichkeit, um durch die Auferstehung die Seinen zu sich zu nehmen, die andern dem Gericht zu überliefern. Was an Jesu Person, seinem Verhältnis zu Gott, an seiner Auferstehung und an der ewigen unsichtbaren Welt geheimnisvoll ist für unser jetziges beschränktes Erkenntnisvermögen, das wird offen anerkannt und zugestanden, das aber gibt noch kein Recht, es zu leugnen und abzulehnen. — Ohne direkt und offen polemisch gehalten zu sein, ist doch klar, daß der geehrte Verfasser ein positives Zeugnis gegen Harnacks „Wesen des Christentums" geben wollte. Harnacks Name wird im ganzen viermal genannt, aber viele destruktive und entleerende Sätze aus Harnacks Buch werden zurückgewiesen, ohne daß des Mannes oder Buches Erwähnung geschieht. Die Sprache ist einfach, biblisch, populär und leicht verständlich, und so kann dieses Buch besonders angefochtenen Seelen aus gebildeten Kreisen bestens empfohlen werden.

In der Einleitung zum zweiten Teil stellt Verfasser in ganz kurzen Zügen den diametralen Gegenstand zwischen dem alten biblischen Evangelium und dem neuen Glauben der Kritiker dar und zeigt, daß es unmöglich ist, beiden Richtungen Gleichberechtigung in der evangelischen Kirche zuzugestehen. Denn die moderne Lehre „ist nicht eine andere Auffassung des Christentums, sondern Leugnung desselben." Diese Lehre muß entweder als Irrtum erkannt und innerlich überwunden werden, oder es muß eine Scheidung in der evangelischen Kirche stattfinden. — Das ist eine klare und offene Sprache. Da ist kein Paktieren und Vermitteln. So allein kann die evangelische Kirche vom Irrtum gereinigt werden.

S t ö s c h, Lic. theol. G.: „D a s s a l o m o n i s c h e Z e i t a l t e r." (Alttestamentliche Studien. Band VII.) Mk. 2, geb. Mk. 2.50. — I n h a l t : Davids Erbe. — Salomos Weisheit. — Der Erbauer des Tempels. — Salomos Weltpolitik. — Das geteilte Herz. — Psalmklänge aus der salomanischen Zeit. — Die Stimme des Hohen Liedes. — Eine Stimme der Vorzeit. — Eine Stimme der Nachwelt.

Verfasser erwirbt sich ein großes Verdienst um die Bibelleser, daß er in seiner tiefgründigen Art und mit edler Popularität allmählich alle alt-

testamentlichen Schriftsteller behandelt. Er geht dabei auf den Betrieb moderner Wissenschaft so weit ein, daß er das Vertrauen zu der Zuverlässigkeit der Heiligen Schrift stärkt und das Unberechtigte übertriebener Hypothesen nachweist. Pfarrer Stosch hat eine intuitive Kraft, die Dinge der Vorzeit zu schauen und eine sehr glückliche Darstellungsgabe, wodurch er uns die Vergangenheit nahe bringt und verständlich macht.

Wir können das vorstehend gegebene Urteil nur billigen. Das uns vorliegende 7. Bändchen des Werkes ist das erste, das wir bekamen. Mit stetig steigendem Interesse hat Schreiber dieses das 175 Seiten umfassende Büchlein gelesen. Er stellt uns zuerst die Glanzzeit Salomos vor und seine strahlende Herrlichkeit nach außen. Auch seine Frömmigkeit war eine echte, wenn auch nicht so tiefgründliche, wie die seines Vaters David. Der Höhepunkt seiner Religiosität stellt sich dar in der Tempelweihe. Aber seine üppige Weltpolitik, die ihn zur orientalischen Unsitte des Haremswesens verführt, gereicht ihm zu immer tieferem Fall und Verderben. Er entfremdet sich mit seiner Duldung des Götzendienstes und seiner eitlen Weltherrlichkeit gerade die besten, edelsten und frömmsten Herzen seines Volkes, die mit tiefem Seelenschmerz es gewahr werden, wie ihre Hoffnung in das theokratische Königtum tiefer und tiefer sinkt. Aus dieser Stimmung der echten Frommen in Israel sucht der Verfasser das Hohelied allegorisch zu deuten.

Wenn man sonst nur mit Unlust die künstlichen Deutungen des Hohenliedes liest, ob sie nun der mystisch-frommen, oder der unfrommen sinnlichen, erotischen Deutung den Vorzug geben: Hier ist eine allegorische Deutung gegeben, die das Herz ergreift und bewegt, und die den Leser die schmerzliche Enttäuschung nachfühlen läßt, die die Frommen in Salomo erlebt haben in seiner Verweltlichung und seinem tiefen Falle.

Sulamith stellt die wahrhaft gottsuchenden Seelen vor, die in dem echt theokratischen Königtum, verbunden mit der Tempelherrlichkeit, die Stillung ihrer Sehnsucht erhofften, und die sich immer mehr schmerzlich getäuscht sahen und den buhlerischen König, der mit sinnlichen Liebesphrasen um ihre Liebe wirbt, in echter Keuschheit der Seele fliehen und von sich abstoßen. Es wäre zu wünschen, daß der geehrte Verfasser in einer Monographie seine Auslegung des Hohenliedes gäbe, etwa in Form einer Paraphrase, die Text und Deutung in leichter Verbindung in einander verschmelzt.

Aus dem Verlag von C. Ludwig Ungelenk, Justus Neumanns Buchhandlung, Dresden, kamen uns noch folgende drei Schriften zu:

Bußtagspredigten (12) von Dr. Konrad. 92 Seiten. Preis Mk. 1. Jede der 12 Predigten hat einen andern Verfasser: Konrad, Quandt, Aeschbacher, Lahusen, Ackermann, Dibelius, Pank, Oettli, Keßler, Haack, Seidewitz, Kaiser. Lauter Männer, deren Namen z. B. schon weithin bekannt sind, und die in hervorragender Stellung sind. Wenn man so viel von traurigem Abfall in der deutschen Kirche lesen muß, so tut es einem wohl, in diesen Predigten auch Beweis dafür zu bekommen, daß auch das echt biblische Zeugnis der Wahrheit noch durch treue Zeugen vertreten ist.

Das obige hat noch den Nebentitel: „Im Reich der Gnade." Band III., Heft 3.

Ein zweites Bändchen: Missionspredigten, hat den Nebentitel: „Im Reich der Gnade." Band III., Heft 1. Herausgeber: Dr. Conrad, Berlin.

Das sind 12 Missionspredigten, 88 Seiten, Mk. 1. Auch von 12 verschiedenen Verfassern. Das dürften mustergiltige Predigten sein für Missionsfeste, und manchem bei dem billigen Preis willkommene Anleitung geben. Wenn nicht schon der Raum für Literatur bereits zu viel in Anspruch genommen wäre, würden wir die Themata der Predigten angeben, um ihren Inhalt anzudeuten.

Pilgerstand und Vaterland. Mahnung und Trost an den Gedenktagen unserer Verstorbenen, von Clemens Neumeister, Pastor in Döbberin. 52 Seiten. Preis 60 Pfg.

Das sind 7 Totenfestpredigten über folgende Texte und Thematas:

1. Mahnung und Trost. 2. Kön. 20, 1.
2. Torheit und Klugheit. Ps. 90, 12.
3. Trauer und Hoffnung. Ps. 103, 15—17.
4. Jesus unser Tröster. Mark. 5, 22—24; 35—43.
5. Vorfeier der Auferstehung. 1. Kor. 15, 51—57.
6. Zweierlei Trauer. 1. Thess. 4, 13—18.
7. Ewige Seligkeit. Offb. 7, 9—17.

Diese Schriften kamen natürlich viel zu spät, um noch im Novemberheft Aufnahme zu finden. Die Entfernung von 2000 Meilen vom Druckort nötigt uns, alle Drucksachen frühe in die Druckerei zu schicken, um sicher alles zur rechten Zeit für Publikation fertig zu haben.

Inhalt der neuesten Nummern folgender Zeitschriften aus dem Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh:

„Der Beweis des Glaubens.“ Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Lic. E. G. Steude. 42. Band. 1906. Preis jährlich Mk. 8.

Inhalt des 11. Heftes: Wie ein moderner Seelenarzt über Jesus urteilt. Von Lic. Steude. — Die Bezeugung der Tatsachen des Heils in der Predigt, sowie die Grundlagen dieser Bezeugung. (Forts.) Von Pfr. Lic. Dr. Viktor Kirchner. — Die monistische Weltanschauung. Von Dr. G. Samtleben. — Galiläa auf dem Oelberg. Von Past. em. Thomsen. — Miszellen. — Theolog. Literaturbericht.

Theologischer Literaturbericht. Herausgegeben von Pfr. J. Jordan. 1906. Preis jährlich Mk. 3.

Inhalt des 11. Heftes: Philosophie (12), Theologie (6), Histor. Theologie (5), Systemat. Theologie (5), Praktische Theologie, Homiletik (5), Katechetik (5), Hymnologie (2), Pastoraltheologie (3), Kirchenrecht (3), Erbauliches (4), Aeußere Mission (9), Innere Mission (6), Kirchliche Gegenwart (2), Neue Auflagen und Ausgaben (5), Zeitschriften (2), Eingegangene Schriften (4), Bücherschau, Zeitschriftenschau, Rezensionenschau.

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. 2. Jahrg. 1906. Monatlich ein Heft von 32—48 S. Preis jährlich Mk. 5, mit Porto Mk. 5.60, ins Ausland Mk. 6. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

Inhalt des 11. Heftes: Die Tempelreinigung. Betrachtung vom Herausgeber. — Abhandlungen: Der Kirchenbundausschuß des Evang. Bundes. Von Dr. Albert von Bamberg. — Freundliche Verständigung bei der

Versorgung deutscher evangelischer Gemeinden im Auslande. — Allgemeine Mitteilungen: Archivbestand des Deutschen Evang. Kirchenausschusses am 1. Mai 1906. — Allgemeines. — Tagesordnung für die zweite Versammlung der Freien deutschen evang. Konferenz am 7. u. 8. November 1906 in Leipzig. — Vom freien Verband deutscher Synodalen. — Landeskirchl. Umschau: Posen (Forts.); Bremen; Hamburg; Meckl.-Schwerin; Waldeck. — Büchertisch.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Monatlich ein Heft von 24 Seiten mit 10—16 Bildern. Preis jährlich Mk. 3, mit Porto Mk. 3.60.

Inhalt des 11. Heftes: Die Neuendettelsauer Mission in Neu-Guinea. Von Miss.-Insp. M. Deinzer. (Mit 8 Bildern.) — Die Erweckungsbewegung in Indien. Von Past. Paul Richter. — Besuche in südindischen Dörfern. (Mit 2 Bildern.) (Schluß.) — Gibt es noch Findelkinder in China? Von Miss. Joh. Müller. (Mit 1 Bild.) — Nachrichten vom großen Missionsfelde. (Mit 4 Bildern.)

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Julius und Paul Richter. Monatlich ein Heft von 8 Seiten, mit 4—5 Bildern. Preis jährlich Mk. 1, mit Porto Mk. 1.36. Beide Blätter zusammen Mk. 3.75, mit Porto Mk. 4.35.

Inhalt des 11. Heftes: Lebenslauf des chinesischen Predigers Ding in Dabaudau. (Mit 4 Bildern.) — Bingani Ramanni. Von Miss. J. Chamberlain. — Vermischtes.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Dezemberheftes: Weihnachten. Von Erwin Gros. — Volksstimmung und Volkswohlfahrt in der Ostmark. Von E. Seefried. — Die Försterbuben. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Das militarisierte Preußen. Von Karl von Wartenberg. — Und die Wasser stiegen. Von Olga Pöhlmann (Olaf Rau). — Lui-même. Von Hermann Löns. — Die grünende Tanne, der deutsche Weihnachtsbaum. Von D. Dr. A. Freybe. — Evangelische Predigt. Von Erwin Gros. — Der Wert des Schlafes. — Ist der Mars bewohnt? — Ein Vermächtnis. Von Hippolyte Taine. — Türmers Tagebuch: Dämmerung. Seiner Majestät allergetreueste Opposition. Der Teufel lacht dazu! Auf der Hintertreppe. Eine Bismarcklegende. Von dummen, aber starken Männern. Ein deutscher Erzieher. — Die Märchenwelt und unsere Kinder. Von G. Schmidt-Wollny. — Von neuen Bühnenprätendenten. Von Felix Poppenberg. — Das Familienblatt. — Das Geschlechtsleben in der Dichtung. — Ist der herkömmliche Christustypus echt? Von L. Fahrenkrog. — Johanna Beckmann. Von St. — Händel und die Gegenwart. Von Dr. Karl Storck. — Weihnachtsmusik. Von St. — Kunstbeilagen: L. Fahrenkrog: Jesus predigend. M. v. Schwind: Die Anbetung der Könige. Mariä Tempelgang. Erziehung Mariä. Die Darbringung Christi im Tempel. Die Flucht nach Aegypten. — Notenbeilage: Weihnachtslied. Gedicht von Robert Prutz. Komp. von J. Bandisch. Ave Maria. Gedicht von Ludwig Thoma. Komp. von Bruno Schmidt. Anbetung der Hirten. Gedicht von L. Thoma. Komp. von Bruno Schmidt.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 9. Band. St. Louis, Mo. Mai 1907.

Die Auferstehung Jesu Christi.

Von Prof. W. Baur.

(Schluß.)

B. Was sagt die Schrift?

1. An der Hand der Schrift müssen wir die verschiedenen Versuche, unser Problem zu lösen, auf ihre Richtigkeit und Giltigkeit hin prüfen. Die Bücher, die hierbei in Betracht kommen, sind vor allen die Evangelien. Ganz mit Recht hat man aber dem Abschnitt 1. Kor. 15, 1—8 neuerdings ganz besondere Bedeutung beigemessen. Loofs (bei Steude a. a. O.) bezeichnet es „als Homologumenon aller neueren Forschung, daß unter den Berichten über die Auferstehung des Herrn das, was Paulus 1. Kor. 15 sagt, an die Spitze zu stellen ist.“ Wie steht es nun mit der Authentie?

Der erste Korintherbrief ist wohl im Jahre 58 verfaßt, seine Authentie ist mit Grund nicht anzufechten und sein Wert darum ganz besonders anzusetzen. Zeitlich steht das Markus-Evangelium dem 1. Korintherbriefe näher, als die andern. Irenäus läßt es nach dem Tode des Petrus (67) verfaßt sein. Aus Gründen der Textkritik wollen wir aber den Schluß (Markus 16, 9 ff) nicht verwenden. Der ursprüngliche Schluß des Evangeliums ist uns abhanden gekommen; der gegenwärtige trägt nach einer alten armenischen Bibelübersetzung in einzelnen Exemplaren die Ueberschrift: „Von dem Presbyter Aristian“ (vergl. Riggenbach a. a. O.).

Eine Vergleichung mit dem Markus-Evangelium begünstigt die Annahme, daß Lukas nach Markus geschrieben hat, und unser griechisches Matthäus-Evangelium ist auch nicht vor 70 anzusetzen. Zeitlich am fernsten steht natürlich das Johannes-Evangelium, das nach übereinstimmender Tradition (der Widerspruch der Aloger ist dogmatisch befangen) wirklich von dem Apostel Johannes verfaßt wurde und zwar während seines Aufenthaltes in Ephesus. Was die Bezeugung anbetrifft, kommt das vierte Evangelium also gleich nach dem ersten Korin-

therbrief; wobei es wenig verschlägt, daß wir den Nachtrag (Kap. 21) nicht gut verwerten können.

2. Paulus und Johannes, Markus, Lukas und Matthäus, das sind in dieser Reihenfolge unsere Gewährsmänner, die uns einerseits die Tatsache der Auferstehung des Herrn, und andererseits seine Erscheinungen berichten. Ganz kurz nur weist Paulus auf die Tatsache hin, „daß er auferstanden sei am dritten Tage nach der Schrift." Er behauptet dies auf Grund der Ueberlieferung. (Vers 3.)

Ausführlicher reden die Evangelien: Joh. 20, 1—11; Markus 16, 1—8; Lukas 24, 1—12; Matthäus 28, 1—8. Wie diese vier Berichte zu vereinigen sind, kann man wohl auf sich beruhen lassen. Gemeinsam teilen uns die Evangelisten mit, daß Maria Magdalena das Grab besucht habe. Die Synoptiker erzählen dasselbe außerdem noch von andern Frauen, schweigen aber von dem zweimaligen Gang der Maria Magdalena und dem gemeinsamen Besuch des Petrus und des Johannes; daß Petrus zum Grabe ging, berichtet Lukas (24, 12).

Die Zeitbestimmung ist bei allen im wesentlichen dieselbe: am ersten Wochentage, früh morgens, da es noch finster war, da die Sonne aufging.

Auf den Zweck des Ganges (Einbalsamierung des Leichnams) weisen ausdrücklich Markus und Lukas hin; Matthäus: das Grab zu besehen. Vom Erdbeben und den Wächtern berichtet allein Matthäus. Die Erwähnung des Steines ist allen gemeinsam.

Nach Matthäus sind die Frauen zunächst nicht ins Grab gegangen; sie sehen einen Engel vor dem Grabe auf dem Stein sitzen; auch Maria Magdalena ging (nach Johannes) nicht ins Grab hinein. Sie kehrt um und meldet dem Petrus und Johannes: sie haben den Herrn weggenommen. Nach Markus und Lukas gehen die Frauen in das offene Grab hinein (auch Matthäus deutet dies an, 28, 6) und sehen dort einen, resp. zwei Engel. Der Inhalt der Engelsbotschaft ist bei allen Synoptikern (Johannes schweigt davon) wesentlich derselbe: Besänftigung der erschrockenen Frauen, Hinweis auf die Tatsache, daß Christus auferstanden sei; Aufforderung, das Gesehene den Jüngern zu melden, und die Ankündigung, Christus werde vor ihnen hergehen nach Galiläa; dort würden sie ihn sehen.

3. Also in Galiläa sollte man den Auferstandenen sehen, so wenigstens lautet die Engelsbotschaft bei Markus und Matthäus. Das soll nun mit den Berichten über die Erscheinungen Christi in und bei Jerusalem nicht stimmen. Aber auch nach Matthäus, der eben von den die Frauen (und Jünger) nach Galiläa weisenden Engelsworten berichtet hat, erscheint Christus den Frauen, als sie vom Grabe eilen. Man wird sagen dürfen: Die Voraussage von seiten des Engels ist nicht wie ein Bericht über Geschehenes zu bewerten; sie schließt die Erscheinungen in Jerusalem nicht aus, wenn schon sie dieselben nicht einschließt. Ja, wenn in Galiläa keine Christuserscheinungen stattgefunden hätten, dann stünde die Sache anders. „Die Möglichkeit ist durchaus vorhanden,

daß 'das Entweder—Oder der Darstellungen sich auflöse in ein Sowohl — als auch der Tatsachen.'" (Beyschlag bei Riggenbach a. a. O.).

Was nun die Erscheinungen des Auferstandenen im einzelnen anbetrifft, so hat sich Prof. Dr. Soltau in einem kurzen Artikel: „Die Qualität der Auferstehungsberichte" darüber ausgesprochen. Der Artikel steht im Septemberheft (1904) der Monatsschrift „Die Studierstube." Soltau sagt, Harnack habe zwölf Berichte zusammengestellt, welche von der ersten Erscheinung des Auferstandenen erzählen. Fünf davon schaltet Soltau aus, weil sie „sekundäre" Berichte seien und die sieben übriggebliebenen „reduziert er auf vier:

I. Von einer ersten Vision des Petrus berichten Paulus 1. Kor. 15 (1) und das Petrus-Evangelium (2); aus der Erzählung der letzteren ist aber Johannes 21 abgeleitet (3).

II. Eine Erscheinung vor allen Aposteln erwähnen 1. Matthäus 28, 16—20 (4), 2. Lukas 24, 36 f. (5). Dazu kommen dann

III. Die Erscheinung vor Maria Magdalena. Joh. 20, 11 f. (6);

IV. bei den Emmausjüngern. Lukas 24, 12 f. (7).

Von Erscheinungen, die „nach guter Ueberlieferung" den Jüngern später zuteil geworden seien, nennt unser Kritiker:

V. Die dem Jakobus gewordenen Erscheinungen: 1. Paulus 1. Kor. 15, 7; 2. Hebräer-Evangelium, Hieron. de viris inlustr. 2;

VI. Die Erscheinungen vor allen Aposteln 1.) 1. Korinther 15, 5, erste Erscheinung Jesu vor allen Jüngern; 2.) Joh. 20, 11 f. erste Erscheinung vor allen Jüngern.

VII. 1.) 1. Kor. 15, 7, zweite Erscheinung Jesu; 2.) Joh. 20, 26 f., zweite Erscheinung Jesu.

VIII. Paulus 1. Kor. 15, 6 berichtet endlich das Erscheinen Jesu vor 500 Jüngern.

Obwohl Soltau diesen Aufzählungen den Satz voranstellt, daß sie Erscheinungen enthielten, welche den Jüngern „nach guter Ueberlieferung" geworden sein sollen, so fährt er doch fort: „Doch wird es notwendig sein, auch von diesen noch einige als apokryphisch zu eliminieren." Wir geben dies ohne Anstand für's Hebräer-Evangelium zu, im übrigen aber halten wir es mit der „guten Ueberlieferung" und zählen folgende Erscheinungen (ohne Berücksichtigung von Markus 16, 9 ff. und Joh. 21).

I. Diejenigen, welche sich am Auferstehungstage zutrugen:

a. Die vor Maria Magdalena, Joh. 20, 11—18; cf. Matthäus 28, 9 f.
b. Die vor Petrus, 1. Kor. 15, 5; cf. Lukas 24, 34.
c. Die vor den Emmausjüngern, Lukas 24, 13—35.
d. Die erste vor den Aposteln in Jerusalem, 1. Kor. 15, 5; Joh. 20, 19—23; Lukas 24, 36—43.

II. Die späteren.

a. Die zweite vor den Aposteln in Jerusalem, acht Tage nach der ersten, Joh. 20, 26—29, von Paulus übergangen.
b. Die vor den Elfen in Galiläa, Matth. 20, 16—20, ebenfalls von Paulus nicht erwähnt.
c. Die vor mehr als 500 Brüdern, 1. Kor. 15, 6; entweder zwischen die beiden in Jerusalem den Aposteln zuteil gewordenen Erscheinungen einzuschalten oder mit II. b. zu verbinden.
d. Die vor Jakobus, 1. Kor. 15, 7, vielleicht in Jerusalem gegen Ende der Erscheinungen Christi.
e. Die letzte vor den Jüngern (unmittelbar vor der Himmelfahrt), 1. Kor. 15, 7; vielleicht mit Lukas 24, 44 ff. zu kombinieren.
f. Die vor Paulus, 1. Kor. 15, 8; das bekannte Ereignis vor Damaskus.

4. So ist uns also die Tatsache der Auferstehung Christi und seiner Erscheinungen hinreichend verbürgt. Auch Soltau, der die „glaubwürdigen Angaben“ besonders „herausheben“ und daneben die Züge einer „zarten poetischen Legende“ ans rechte Licht stellen will, läßt die Erscheinung vor Petrus, die vor allen Aposteln und die dem Paulus zuteil gewordene gelten. Er sagt: „Durch Qualität und Zahl der Zeugen überwiegen zwei Berichte (I., II. bezw. VI.) derart, daß sie — wie man sie auch im einzelnen materiell erklären mag — als brauchbare, historisch glaubwürdige Versionen gelten dürfen. Und wie steht's mit Paulus? „Es läßt sich wahrscheinlich machen, daß der Wortlaut des Briefes ursprünglich lautete: ὅτι ὤφθη κηφᾶ ἔπειτα τοῖς ἀποστόλοις πᾶσιν· ἔσχατον δὲ πάντων κ. τ. λ.“

Also, wenn auch so der paulinische Bericht (1. Kor. 15, 5—8), wie wir glauben, ungerechtfertigter Weise auf drei Instanzen reduziert wird, so ist doch Paulus ausdrücklich als Zeuge anerkannt. Petrus hat den Auferstandenen gesehen, nach ihm alle Apostel und zuletzt Paulus. Die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen. Aber wir fragen: was ist geschehen? und, wie haben denn diese Zeugen ihre Erlebnisse aufgefaßt? Nackter Betrug liegt zugestandenermaßen nicht vor; leichtgläubige Personen waren die Jünger und Paulus auch nicht; von Leichendiebstahl resp. Scheintod kann im Ernste nicht mehr geredet werden. Was Reimarus (nach Strauß) meinte, die böse Nachrede vom Leichendiebstahl sei hängen geblieben bis auf diesen Tag und habe alle Umstände für sich, das glaubt man heute nicht mehr.

Aber eine Täuschung kann vielleicht mit untergelaufen sein? Spricht nicht die Erwähnung des Paulus unter den Zeugen und Gewährsmännern zugunsten der (subjektiven) Visionshypothese? Soltau meint: „Man kann streiten, ob dieses Sehen mehr ein geistiges Schauen (in einer Anmerkung wird hier auf das ὤφθη 1. Kor. 15, 5—7, hingewiesen) oder ein leibhaftiges Erscheinen gewesen sei, nach Art jener späteren Ausmalungen, Lukas 24, 38 f.; Joh. 20, 27; 21, 8 f. Der wahrheitsliebende Historiker hat die Pflicht einzugestehen, daß die

Grundlage dieser Berichte so gut fundiert ist, wie nur irgend eine andere Tatsache aus jenen religiös erregten Zeiten. Ob sie darum auch reale Vorgänge sind, das ist eine Frage für sich." Was sind doch das für künstliche Windungen und Wendungen! Der letzte Satz ist ganz unklar: „ob sie darum auch reale Vorgänge sind u. s. w." Die religiös erregten Zeiten? Das soll es natürlich nicht besagen. Oder ist das Subjekt aus „wie nur irgend eine andere Tatsache" herauszulesen? Dann hieße es: Das, was den Berichten zugrunde liegt, sind Tatsachen, die so gut begründet sind, wie nur irgend andere aus jenen religiös erregten Zeiten; aber es ist eine Frage für sich, ob diese Tatsachen, resp. was ihnen zugrunde liegt, auch reale Vorgänge waren. Das heißt also doch: Die Tatsache, daß von dem Auferstandenen geredet und geschrieben, daß an ihn geglaubt wurde, ist ein historisches Faktum; aber die Zeugen und Berichterstatter können sich getäuscht haben; es läßt sich die Sache am Ende als ein bloß visionäres Schauen und Erleben erklären, das die Jünger dann für ein äußeres Geschehen gehalten hätten.

Sollte sich also z. B. Paulus nicht vielleicht getäuscht haben, wenn er 1. Kor. 15 sagt: Zuletzt .... ist er auch von mir ..... gesehen worden? Oder aber: sollte er, der erfahrene Visionär, bewußterweise auf ein visionäres Schauen hingewiesen haben, so daß er sagen wollte: zuerst schaute Petrus den Herrn in einer Vision, dann der Apostelkreis, zuletzt ich selbst!? Aber das Passivum von ὁράω wird eben auch mit dem Dativ konstruiert, neben ὑπό und ἀπό.

Es muß nicht heißen: jemandem erscheinen, und wenn man es so übersetzt, so besagt der Ausdruck: jemandem sichtbar werden. Christus wurde dem Petrus u. s. w. sichtbar, d. h. er wurde von ihm und den andern gesehen.

Entscheidend ist aber unsers Erachtens das folgende. Paulus hatte Visionen, ὀπτασίας καὶ ἀποκαλύψεις κυρίου 2. Kor. 12, 1 ff., und hiemit stimmt, was die Apostelgeschichte 22, 17 und 23, 11 meldet. Man muß schon von vornherein für die Visionshypothese eingenommen sein, wenn einem das Gefühl dafür fehlt, daß Paulus 1. Kor. 15, 3—8 von den Erscheinungen Christi anders redet, als etwa 2. Kor. 12, 1 ff. von den „Gesichten und Offenbarungen." Wir dürfen wohl sagen, gerade ein Berichterstatter wie Paulus, der visionäre Erfahrungen hatte, würde sich 1. Kor. 15, 3 ff. anders ausgedrückt haben, wenn er hier an visionäres Schauen gedacht hätte.

Ferner, wenn Paulus nur von visionärem Schauen Christi geredet hätte, so würde seine Argumentation von Vers 35 an ganz anders ausgefallen sein. „Mit welcherlei Leibe werden sie kommen?" Du Narr, mit gar keinem Leibe; denn der Leib ist ja verwest und damit ist er abgetan.

Gut bemerkt Riggenbach (a. a. O.): „Paulus selbst unterscheidet das Erlebnis bei Damaskus genau von den Visionen, die auch er öfters gehabt hat. Von diesen hat er nur ungern gesprochen (2. Kor. 12, 1—5) und sie nie zum Gegenstand seiner Verkündigung gemacht; diese Er=

scheinung des Herrn bei Damaskus behandelt er dagegen als eine einzigartige Tatsache, durch die er der leiblichen Auferstehung des Herrn und seines verklärten Lebens in unzweifelhafter Weise überführt worden sei. (1. Kor. 9, 1; 15, 8; cf. Gal. 1, 16)."

Die Vertreter der Visionshypothese müssen es natürlich auch von den andern, denen Christophanieen zu teil geworden, wahrscheinlich machen, daß sie besonders visionär veranlagt waren und tatsächlich Visionen von Christus gehabt haben.

Hier lassen uns natürlich die Berichte im Stich; man könnte uns überreden, Maria Magdalena sei eine solche Person gewesen, und ebenso Petrus, wenn man den Bericht der Apostelgeschichte gelten läßt (Act. 10, 9—20). Aber Jakobus und jene mehr als 500 Brüder? Soltau, sahen wir, „eliminiert" den Bericht hierüber aus 1. Kor. 15. Aber er läßt doch das „hernach von allen Aposteln" stehen. Auch die Mitgenossen Petri hätten demnach Visionen gehabt.

5. Erinnern wir uns nun a) an das, was wir oben über das Zustandekommen von Visionen gesagt haben. Die Seele gibt dem, was sie im Zustande des Traumlebens unmittelbar fühlt, Gestaltung. In einem solchen Zustand mußten sich also die Jünger befunden haben, als sie Jesum leibhaftig zu sehen glaubten. Es war eine ungewöhnliche und vielleicht krankhafte Sinnestäuschung.

Riggenbach (a. a. O.) meint, es sei ein gewagtes Unternehmen, heute bei den Jüngern Jesu eine physische Disposition für Visionen nachweisen zu wollen. „Auf Grund spärlicher und vielfach angezweifelter Berichte nach 2000 Jahren einem Menschen eine ärztliche Diagnose stellen zu wollen, ist schwerlich zulässig." Allein unmöglich wäre es ja nicht, daß die Jünger tatsächlich Visionäre gewesen und ein Opfer krankhafer Seelen- und Nerventätigkeit geworden wären. Will uns diese Behauptung aber lächerlich erscheinen: nun, die Schrift zeigt uns, daß Paulus, Petrus, Johannes u. a. Visionen hatten, ohne daß man darum behaupten könnte, die Schrift wolle dies als etwas Krankhaftes bezeichnen. Gerade hierin scheint uns das Anziehende der Visionshypothese zu liegen, daß sie mit dem Wunder im engeren Sinne aufräumt. Visionäre und Visionen gab es auch sonst und gibt es noch heute. Als noch nicht ganz aufgeklärten, seelischen Vorgängen hängt den visionären Erlebnissen immer noch Unverstandenes, d. h. Wunderbares an, somit lief auch damals Wunderbares mitunter. Aber die Sache fällt doch im ganzen innerhalb des Kreises der uns heute noch möglichen Erfahrung. Wenn nur die Berichte, oder, sagen wir, die Art der Berichterstattung dazu stimmen würde! Weder Paulus, wie wir bereits gesehen haben, noch die Evangelisten berichten so, als ob sie visionäre Erlebnisse darstellen wollten. Die Jünger befanden sich, als sie Jesum sahen, den Berichten zufolge, doch nicht im Zustande der Entzückung oder des Traumlebens, d. h. in jenem neutralen Zustande (cf. 2. Kor. 12, 2: „ist er in dem Leibe gewesen, so weiß ich's nicht oder u. s. w.), da solche Schauungen vorkommen. Diesen Eindruck bekommt beim unbefangenen

Durchlesen der Urkunden niemand. Man beachte auch noch folgende Erwägung Riggenbach's (a. a. O.): „Sie (die Jünger) mochten während des Zustandes der Entzückung wohl gemeint haben, Jesus leibhaftig zu sehen ...., hintenach müßten sie sich aber dessen bewußt geworden sein, nur eine Vision erlebt zu haben.“ Die Ueberlieferung hätte von dieser Selbstverbesserung Notiz genommen, d. h. die Apostel hätten selbst dafür gesorgt, daß sie die geschichtliche Wahrheit enthalten hätte, und ein Mann wie Paulus, der tatsächlich Visionen gehabt hatte, sollte uns doch allein schon hinreichend dafür bürgen. — Erinnern wir uns b) daran, daß der Visionär den Stoff zu seinen Gesichten aus dem nimmt, was ihn im nichtvisionären Zustande innerlich besonders erregt und umtreibt; es sind die Gegenstände seiner Furcht, Hoffnung, Erwartung, Liebe und Andacht, die ihm in der Vision scheinbar leibhaftig gegenübertreten. Selbstverständlich waren die Jünger auf das äußerste von Jesu Schicksal betroffen, obwohl es ihnen später gewiß einfiel, daß sie den Ereignissen eigentlich hätten mit der größten Seelenruhe entgegengehen können, da Christus seinen Tod und seine Auferstehung deutlich vorausgesagt hatte. Aber Tatsache ist es, daß ihnen alles im Meer der Traurigkeit unterging, was sie etwa hätte aufrichten können. Vielleicht nicht alles: die Frauen wollten Jesum salben; ihre Gedanken weilten — bei dem Toten! Die Emmausjünger reden aufgeregt von seiner Hinrichtung und fügen dann resigniert hinzu: „wir aber hofften, er sollte Israel erlösen“ (46), um dann sofort wieder erregter hinzuzufügen: „auch haben uns erschreckt etliche Weiber der Unsern u. s. w.“ Als aber Maria Magdalena und die andern Frauen den Aposteln Bericht abstatteten, (denn allzulange wird ihr Schweigen, Markus 16, 8, nicht gewährt haben), „da deuchten sie ihre Worte eben, als wären es Mährlein, und glaubten ihnen nicht;“ ähnlich heißt es von Petrus, als er am Grabe gewesen, „es nahm ihn wunder, wie es zuginge.“ Also eine sichere Erwartung, den Herrn auferstanden zu sehen, kann bei ihnen nicht angenommen werden. Ihre Liebe zum Herrn war freilich nicht erloschen. Eine gewisse ahnungsvolle Stille und Feierlichkeit mag zeitweise in ihrer Versammlung im Hause zu Jerusalem geherrscht haben; aber „als sie davon redeten,“ nämlich von dem, was die Emmausjünger berichteten, da — trat er selbst, Jesus, mitten unter sie (Luk. 24, 36 ff.). Hier kann man nur gezwungen und ganz unnatürlicherweise eine Vision einschalten. Nicht anders verhält es sich mit den andern Erscheinungen Christi.

Nicht der Glaube an die Auferstehung hat die Vision verursacht, sondern das Schauen des Auferstandenen hat den Glauben an ihn begründet. — Und nun erst Paulus. Christus, der nach dem Gesetz verdammte Feind des Gesetzes, war für ihn abgetan. Er konnte ihm nicht als Gegenstand seiner Furcht in einer Vision erscheinen; auch nicht etwa das Christentum, symbolisiert in Jesus. Pauli Gewissen warf ihm nichts vor; er hat weder darauf gewartet, noch es gefürchtet, Jesum zu sehen. Aufgeregt im fleischlichen Eifer war Paulus ohne Zweifel; man

lese Gal. 1, 13 ff.; aber für eine Vision kann man höchstens das ἐν ἐμοὶ (Vers 16) in Anspruch nehmen; man bedenke aber, daß er hier von einer Offenbarung redet. Die geschah natürlich innerlich und wird von Paulus hier ausdrücklich auf seine Wirksamkeit unter den Heiden bezogen. Diese Offenbarung ging neben dem äußeren Schauen her und ergänzte es. Man muß also den Berichten Gewalt antun, wenn man es wahrscheinlich machen will, daß die Jünger und Paulus den Herrn in Visionen, d. h. nur in einer Form geschaut hätten, die auf Rechnung ihrer eigenen schaffenden Phantasie käme.

c) Aber die Geschichte lehrt uns, daß, wie wir eben sahen, zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen Visionäre auftraten und in schneller und andauernder Folge größere und kleinere Kreise von Personen Visionen erlebten. Waren es nicht religiös sehr erregte Zeiten, als das Christentum geboren wurde? War in der allgemeinen Erregung nicht der Boden gegeben, auf dem bei solchen, die besonders empfänglich waren, Visionen entstehen konnten? Der Einzug Jesu in Jerusalem, die Leidens- und Schreckensnacht, die Verhandlungen vor Pilatus, der Zug nach Golgatha, die Kreuzigung: mußte das nicht alles die Herzen und Gemüter der Zuschauer und Teilnehmer aufs heftigste aufregen? Wurden da nicht Kräfte entbunden, die sonst in der Menschenseele nur schlummern? Ja, dämonische Kräfte, finstere Gewalten trieben damals mit den Menschen ihr unheimliches Spiel; auch die Jünger wurden davon berührt; es war die Stunde und die Macht der Finsternis. Aber so kann man sich die Visionen der Jünger von Christus natürlich nicht veranlaßt denken; höchstens als Gegenwirkung dazu von oben: das gehörte dann aber nicht mehr ins Gebiet der subjektiven Vision.

Wir sehen also, die Möglichkeit von Visionen ist an sich zugegeben; aber es ist doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß jene Fischer von Galiläa besonders visionär veranlagt gewesen wären. Vollends von „visionärer Ansteckung," von „Visionsfieber" kann keine Rede sein. Gerade aus den Zeiten der Verfolgung der ersten Gemeinde, d. h. aus Zeiten, die nach dem, was die Geschichte lehrt, besonders Visionen begünstigen, wird, abgesehen von der des Stephanus, keine berichtet. Am Pfingstfest kam's zum Zungenreden, aber nicht zu Visionen, und es ist kein Grund vorhanden, warum die Ueberlieferung Visionen sozusagen hätte unterschlagen sollen, da ja die Apostel dieselben weder für Sünde noch für Krankheit hielten.

„Vor allem aber vermißt schon Keim 597 ff. in den Berichten jede Spur der zwei unabweislichen Gesetze ekstatischer Massenbewegungen: Steigerung und längere Zeitdauer" (bei Horn a. a. O.). Bei vorausgesetzter visionärer Bewegung fehlt es gänzlich an einem zureichenden Grunde für „den Umschwung von verzückten Schwärmern zum Gegenteil."

Und noch eins: Das leere Grab! Es widerspricht den Berichten, daß das leere Grab die Frauen auf den Gedanken gebracht habe, der

Herr sei auferstanden! Wenn es aber so gewesen wäre, wie wurde es dann leer? Es sind Verlegenheitsreden, wenn man von Joseph von Arimathia oder von dem „großen Unbekannten" behauptet, er habe heimlich den Leichnam Christi weggeschafft.

6. Die subjektive Visionshypothese ist, so dürfen wir jetzt wohl sagen, nicht auf dem Boden der Schrift erwachsen. Ihre Mutter ist diejenige Weltanschauung, welche entweder ganz von dem Dasein eines persönlichen Gottes absehen zu können glaubt, oder aber das Eingreifen Gottes in den gewöhnlichen Gang der Dinge durch außerordentliche Wirkungen leugnen zu müssen meint. Und doch, wie erklärt man sich dann das Zustandekommen der felsenfesten Ueberzeugung von Christi Auferstehung bei den ersten Christen? Man kann diese historische Tatsache nicht leugnen und man läßt sie als solche stehen, indem man sich bemüht, sie mittelst der subjektiven Visionshypothese zu erklären. Aber wir sahen, dieser Ausweg ist uns verschlossen. Wir müssen immer wieder fragen: wie konnte man je auf den Glauben kommen und diese Meinung bis auf den heutigen Tag so hartnäckig festhalten, ja sein Glück im Leben und im Sterben darauf bauen, daß Christus wahrhaftig auferstanden sei? Kann man das Christentum, an dem freilich vieles nur allzumenschlich ist, und manches den Stempel der Einbildung und Unwahrheit, ja sogar sehr vieles das Kennzeichen der Vergänglichkeit trägt, rein natürlich erklären? Leuchtend steht vor dem Betrachter das Bild der apostolischen Christenheit; unvergleichlich und einzigartig mutet uns die Person des Gründers der Kirche an, also daß man auch auf dem Standpunkte der natürlichen Erklärung oft kaum Worte genug finden kann, ihn zu schildern und zu rühmen und zu verherrlichen! Kein Wunder daher, daß auch manche Vertreter der Visionshypothese darauf geführt wurden, von den unbedeutenden und z. T. lächerlichen Aeußerlichkeiten, an denen sich die Visionen „entzündet" hätten, Abstand zu nehmen und lieber zu behaupten: Christus lebt und hat als der verklärte Lebendige jene Visionen in den Jüngern angeregt, um sie von seinem unvergänglichen, über Tod und Grab hinaus fortdauernden Dasein zu überzeugen. Oder, wie andere annehmen: der allmächtige Gott wirkt als Geist unmittelbar auf die Menschenseelen ein, und dasselbe vermag Christus wegen seines einzigartigen Verhältnisses zu Gott, vermöge dessen er an der Geistesmacht Gottes teil hat. Durch Christi Vermittelung hat nun Gott damals also auf die ersten Christen eingewirkt, daß sie Christum vor sich sahen, als stünde er leibhaftig unter ihnen.

Wir müssen zugestehen, daß diese Erklärung vor der abgewiesenen vieles voraus hat. Sie, die sogenannte objektive Visionshypothese, steht in der Art auf biblischem und christlichem Boden, als sie anerkennt: es gibt einen allmächtigen Gott, es gibt einen verklärten Christus, und dieser Christus wirkt im engsten Zusammenhang mit Gott auf die Seelen der Gläubigen ein und steht mit ihnen in realer Verbindung, heute, wie in den ersten Zeiten der Christenheit.

Aber wie hat nun Christus sich den Seinen als den Verklärten und

Lebendigen nachgewiesen? Er hat sie zu Visionen angeregt. Hat er etwa einen Reiz auf ihre Nerven ausgeübt? Keineswegs; denn damit stünden wir wieder vor dem — Wunder! Er hat durch seine Nähe auf ihre Seelen eingewirkt und durch Vermittlung ihrer Seelentätigkeit kam es zu Visionen. Aber wird die Sache so gefaßt, dann wird an diesem Punkte die objektive Visionshypothese genau von denselben Schwierigkeiten gedrückt, wie die subjektive. Dazu kommen neue Bedenken.

a. „Hatte man so überwältigend, bis zur ‘Selbsterzeugung’ von Geschichten die Nähe des Totgeglaubten gespürt, wie sollte man nicht in sehnsüchtigster Erregung nach immer neuen, bestätigenden Visionen verlangt haben.“ (Horn a. a. O.).

b. Ein besonders schweres Bedenken muß in diesem Zusammenhange das leere Grab erwecken. Zwar der Zufall spielt hier natürlich keine Rolle. Das leere Grab gehört hier wesentlich mit zum Ganzen der göttlichen Veranstaltung. Es mußte nach göttlicher Fügung mit dazu helfen, in den Jüngern die Gewißheit von Christi Fortleben zu bewirken. Denn die Jünger dachten sich nach jüdischer Weise die Auferstehung als eine solche des Leibes aus dem Grabe. Aber wie, ist dann Gott nicht schuldig an dem großen, schon seit Jahrhunderten obwaltenden Mißverständnis, daß Christus leiblich das Grab verlassen habe? „So wird dann Gott selbst schließlich zum Urheber, jedenfalls zum Mitschuldigen einer jahrhundertelangen, folgenschwersten Täuschung.“ (Horn a. a. O.),

c. Nach einer gewissen Modifikation der objektiven Visionshypothese sollen die ersten Christen, als sie an Ostern Christum sahen, und Paulus, als er sein Erlebnis vor Damaskus hatte, nicht im Zustande der Ekstase gewesen sein. Sie hätten damals „Projektions- oder Außenvisionen“ gehabt. „Der Projektionsvisionär bleibt sich seiner äußeren Umgebung wohl bewußt und projiziert seine subjektiven Sinnesanschauungen vermöge innerer Notwendigkeit in den Rahmen dieser erfahrungsmäßigen wirklichen Außenwelt.“ Dann mußten die Apostel aber gewußt haben, daß ihr Schauen Christi nur ein visionäres gewesen sei. Von einer leiblichen Auferstehung Christi und der Gläubigen konnten sie dann mit gutem Recht und Gewissen nichts lehren. Sie mußten sich in diesem Falle völlig darüber klar sein, daß sie Christum nicht im Leibe, sondern eben nur in einer Vision geschaut hätten, ganz davon zu schweigen, daß die Berichte von den Erscheinungen des Auferstandenen dem durchaus widersprechen. Cf. bes. Joh. 20, 24—29.

7. Man wird auf diesem Wege mit innerer Notwendigkeit immer weiter geführt bis zu der Annahme, Christus habe sich seinen Jüngern gezeigt und bewirkt, daß sie ihn sehen, seine Stimme hören, ihn fühlen und greifen konnten. Das ist die neueste Wendung, die die sogenannte objektive Visionshypothese genommen hat. Damit hat man natürlich den Boden der Vision verlassen und wird u. E. entweder zu der Ansicht geführt, Christus sei leibhaftig auferstanden und in einem verklärten Leibe, der den Gesetzen der diesseitigen Weltordnung nicht in gleichem

Maße unterworfen war, wie der unsrige, seinen Jüngern gegenüber-getreten, oder aber man gerät auf die spiritistische Auffassung von den Erscheinungen des Auferstandenen.

Wir wissen es wohl, daß wir uns, wenn wir vom Spiritismus reden, auf einem Gebiete bewegen, da man sich großer Vorsicht bedienen muß. Sollte man darauf lieber gar nicht eingehen? Darf man den Behauptungen des Spiritisten überhaupt so viel Gewicht beimessen, um sie im Ernste zu besprechen? Aber es gilt doch der Spruch: prüfet alles! Doch wie soll man prüfen, wenn man nie einer spiritistischen Sitzung beiwohnte? Man muß sich auf die Aussagen solcher verlassen, welche die Phänomene des Spiritismus aus eigener Anschauung und Prüfung kennen, wenn man nämlich selbst nicht hingehen mag. Die Sache wird so etwas unsicher. Der eine ist ein enthusiastischer Anhänger des Spiritismus, der andere behauptet trotz allem, was er gesehen und gehört, es sei alles Täuschung und Betrug. Aber damit ist doch eigentlich noch nichts entschieden. Es gibt durchaus glaubwürdige Personen, die keine kritiklosen Anhänger dieser merkwürdigen Richtung sind, und die sich nach jahrelanger ernster Prüfung doch nicht dazu entschließen können, die auffallenden Phänomene einfach ins Reich des Humbugs oder der schwärmerischen Selbsttäuschung zu verweisen.

Splittgerber (Schlaf und Tod, zweite Auflage, zweiter Teil, Seite 145 f.) meint, es sei allerdings eine Frage, ob diese übernatürlichen Wirkungen .... von dem gesteigerten Geistesvermögen des Mediums selbst unbewußt während dessen partieller Ekstase ausgehen ....., oder ob sie wirklich durch den Einfluß jenseitiger Geister hervorgebracht werden, wie die Spiritisten behaupten. In letzterem Falle könne man freilich nicht zugeben, daß abgeschiedene Seelen von Menschen in diesen wunderlichen Kundgebungen ihr Spiel treiben, sondern man müsse an die „bösen Geister unter dem Himmel“ denken, zu deren Wesen und Eigenschaften es auch am besten passe, die Menschen „durch allerlei Kraft und Wunder und Zeichen der Lüge“ zu berücken und sie so von der göttlichen Wahrheit völlig abzuleiten. —

Immerhin räumt die spiritistische Erklärung manche Schwierigkeit unsers Problems aus dem Wege und rückt jene Christophanieen in eine Linie mit solchen Vorkommnissen, bei denen wir auch heute noch Zeuge sein können, ohne jedoch die einzigartige Bedeutung der Erscheinungen Christi schlechtweg zu leugnen oder in Frage zu ziehen.

Aber die Schrift? Nun sie kennt ein Fortleben nach dem Tode und sie leugnet keineswegs die Erscheinungen Verstorbener im Diesseits, z. B. 1. Sam. 28, 11—19, cf. Matth. 27, 53. Christus selbst ist ja nach seinem Tode seinen Jüngern erschienen. Daß er nur den Seinen erschienen ist (Act. 10, 41), ist natürlich göttlich geordnet. Aber daraus folgt nicht notwendigerweise, daß er von andern nicht habe gesehen werden können.

Oder sollte uns die Stelle Lukas 24, 37—40 die spiritistische Erklärung unmöglich machen? Dort ist vorausgesetzt: erstens, daß die

Jünger an Geistererscheinungen glaubten, cf. Matth. 14, 26; zweitens, daß sie die richtige Ansicht hatten, ein Geist habe nicht Fleisch und Bein, könne also nicht betastet werden u. s. w.; drittens, daß auch Jesus diese Ansicht teilte; denn darauf gründet er ja sein Argument, er könne nicht ein Geist sein; denn er habe ja Fleisch und Bein. Eben dies behaupten auch die Spiritisten; aber um gesehen, gehört, betastet und befühlt werden zu können, bauen sich die Geister einen Leib. —

Im Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus sagt Abraham: „Glauben sie Mose und den Propheten nicht, so würden sie auch nicht glauben, wenn u. s. w." Damit ist die Meinung des reichen Mannes, Abraham könne den Lazarus zu seinen Brüdern senden, nicht entkräftet. —

War es nach 5. Mose 18, 11 verboten, die Toten zu fragen, weil solches dem Herrn ein Greuel sei, so ist dabei mehr als bloßer Schwindel und einfache Torheit vorausgesetzt. Es muß möglich sein, die Toten zu fragen! Auf Christus und seine Jünger würde das Verbot natürlich keine Anwendung finden; denn sie haben nicht Christus heraufbeschworen, sondern der Herr ist freiwillig oder von Gott gesandt aus dem Totenreiche zu ihnen zurückgekehrt. Nur das spiritistische Treiben wäre damit verurteilt. Und doch wäre man den Spiritisten ja dann für ihre Nichtbeachtung dieses strengen Verbotes (oder sollte es nur für die Israeliten gegolten haben?) zu Dank verpflichtet, daß sie uns heute die Möglichkeit bieten, die Erscheinungen Christi auf eine solche Weise zu erklären, daß sie sich im Rahmen der uns möglichen Erfahrung verstehen lassen.

Doch, was setzt die spiritistische Auffassung bei den Jüngern voraus? Etwa, daß sie spiritistische Medien waren? Denn ohne solche finden die merkwürdigen Phänomene ja nicht statt. Aber könnte sich ausnahmsweise Jesus nicht ohne solche menschliche Vermittelung materialisiert haben? Die Geister entnehmen angeblich den Stoff zu ihrer Materialisierung dem Medium und den psycho-physischen Ausströmungen der Anwesenden; hieraus bauen sie ihren Leib, ein Gebilde, das wenigstens für Minuten sich betasten läßt, also stofflichen Widerstand leistet und auf unsere Sinne eben so einwirkt, wie sonstige körperliche Gegenstände. Sollte Christus nicht ohne Beihilfe eines Mediums sich also zu verleiblichen imstande gewesen sein? Stehen ihm nicht alle, auch die materiellen Kräfte unbedingt zur Verfügung? Was ein Geist vermag, allerdings unter Zuhilfenahme der Kräfte des Mediums, — das sollte Christus nicht in viel besserer Weise, auch ohne Medium leisten können? Also, man braucht die Jünger nicht gerade zu Medien zu stempeln, um doch die Erscheinungen Christi vor den denselben als Materialisationen zu begreifen.

Aber etwas anderes müssen wir vielleicht voraussetzen. Während die Geister sich verleiblichen, bleibt ihr Leichnam im Grabe; aus ihm stammt der Stoff zur Materialisation nicht. Demgemäß wäre dann freilich von einer Belebung und Auferstehung des Leibes nicht die Rede,

auch nicht bei Christus. Aber das leere Grab? Darauf wird uns, wie wir seither schon sagten, zur Antwort: Der Leichnam Christi wurde dematerialisiert, d. h. in ähnlicher Weise unsern Sinnen entrückt, wie jetzt noch Gegenstände allerlei Art von den Geistern dematerialisiert werden und zwar, wie wir hinzufügen, unter Umständen, die jeden Betrug ausschließen. Vielleicht stehen wir hier vor der Lösung der Frage: was ist ein verklärter Leib? Und wie, wenn bei Christus eben der dematerialisierte Leib ihm Stoff zu seinen Materialisationen gegeben hätte? Dieser Leib müßte dann nicht notwendigerweise die Wundenmale aufgezeigt haben; aber Christus konnte sich doch so verleiblichen, daß er seinem Leib die Form und das Aussehen gab, das derselbe vor seiner Grablegung gehabt, und zwar geschah dies dann zum Zwecke der Identifikation. Verleiblichen sich angeblich doch heute noch die Verstorbenen das erstemal gerade so, wie sie zuletzt ausgesehen, ehe sie das Diesseits verließen, eben um sich als dieselben Persönlichkeiten auszuweisen!

Wenn also die Geister auch ihren Stoff dem Medium entnehmen, während ihr Leichnam im Grabe verwest, so könnte man sich doch Christus ihnen darin voraus denken, daß er sich bereits seines verklärten Leibes bedienen konnte und darum eines Mediums nicht bedurfte!

Trotzdem geben wir bloß eine Aehnlichkeit zu und behaupten, die sogenannten Geistermaterialisationen seien nichts anderes als Karrikaturen oder Manifestationen des Auferstandenen! Wir müssen den Spiritismus als etwas Gefährliches und Verbotenes abweisen, und das nicht bloß wegen der Leichtigkeit, mit der man auf diesem dunkeln Gebiet sich und andere täuschen und betrügen kann.

Es haftet ihm etwas Grauenerregendes an. Das Verbot, die Toten zu fragen, gilt u. E. auch uns und es ist ein gewagtes Unternehmen, sich mit der jenseitigen Welt anders einzulassen, als es uns nach Gottes Wort angemessen ist, nämlich im Gebet zum Herrn, im gläubigen Umgang mit ihm, in der Hoffnung der Seligkeit und im geduldigen Warten auf unseres Leibes Erlösung. Suchen wir den Schleier, der uns den Blick ins Jenseits verwehrt, zu heben, so laufen wir Gefahr, den finsteren Mächten der Lüge zu verfallen, die von Anfang an die Menschen unter Vorspiegelung besonderer Förderung in der Erkenntnis um die Wahrheit gebracht haben. Wir sind darum den Spiritisten nicht zum Danke verpflichtet; wir brauchen ihre Enthüllungen nicht. Wir halten, was insbesondere Christi Auferstehung anlangt, an dem fest, was allein den „kritisch geprüften" Berichten gerecht wird: Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist am dritten Tage leiblich aus dem Grabe hervorgegangen und den Seinen erschienen — ohne daß wir von außen her eine Stütze für diesen Glauben bedürften. Das Wort allein genügt uns! Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

Daß der Herr mit dem Leibe auferstand, sollte sich eigentlich jedem schon aus dem Grunde empfehlen, als eine Auferstehung — ἀνάστασις, resurrectio — der Sache nach nur von dem Leibe ausgesagt werden

kann. Der Leib liegt danieder im Tode, und steht wieder auf, indem er wieder neubelebt wird. Der Geist stirbt nicht; von ihm sagt man auch nicht, er stehe wieder auf, vollends aus dem Grabe! Auch unsere Christenhoffnung geht, schriftgemäß, darauf, daß Leib und Seele sich freuen werden in dem lebendigen Gott. Er wird unsere sterblichen Leiber lebendig machen (wie er Christum auferweckte), um deswillen, daß sein Geist in uns wohnet. Das ist Schriftlehre.

So wird's uns nun klar, wie die Predigt vom Auferstandenen eine solch gewaltige Wirkung haben konnte — die Wirkung der Wahrheit — und irgend eine Erklärung, die weniger bietet, als dies, wird uns nur aufs neue antreiben, weiter zu forschen, bis wir entweder die Schriftlehre völliger und von neuen Seiten erfassen, oder uns schließlich auf Irrwegen ertappen.

Dabei darf man sich doch nicht wundern, daß nicht alles, was an jenem Ostermorgen und bald darauf sich zutrug, so erklärt werden kann, daß jede Unsicherheit und Dunkelheit verschwindet. Die Auferstehung Christi ist eine wohlverbürgte Tatsache; aber es gehört gerade soviel davon der jenseitigen Welt an, daß sie nur im Glauben voll erfaßt werden kann. Den Jüngern gegenüber hat der Herr sich leiblich gezeigt, nicht der Welt; aber die Jünger haben den Befehl bekommen, diese Tatsache der Welt zu verkünden. Ihrem Zeugnisse müssen wir glauben, so ist es göttlich geordnet. Darum legt aber auch dieser Glaube den Grund zu jenem Verhältnis zum Auferstandenen, in welchem auch wir seine Zeugen werden. Denn so erfahren wir selbst die Lebensmacht des Auferstandenen, der uns aus dem Tode und der Sünde hilft zum Leben und zum Frieden. In täglicher Reue und Buße erfahren wir seine reinigende und läuternde, aufbauende und vollendende Gotteskraft, bis wir endlich selbst ins Jenseits eingehen und jene leiblich-geistliche Verklärung selbst erfahren, um deren begreifliches Verstehen wir uns jetzt und hier vergeblich bemühen!

Die soziale Aufgabe unserer evangelischen Kirche.

Referat von P. Fr. Weber, erstattet bei dem Nord-Illinois-Distrikt und auf dessen Wunsch abgedruckt.

Das Wort „sozial" hat sicherlich für manches Ohr in unserer evangelischen Kirche einen eigenartigen Klang. Es erweckt vielleicht auch da und dort das Gefühl, als ob damit etwas Fremdartiges vor uns gebracht würde; etwas, das uns Kirchenleute ja eigentlich nichts angehe. Immerhin, Worte wie: soziales Elend, soziale Klagen, soziale Fortschritte, sind uns doch eigentlich aus unserer Tageszeitung wohlbekannt. Je und dann nimmt auch die soziale Strömung in unserm Volksleben unser ganzes Interesse in Anspruch. Wenn hierzulande irgend eine der großen Arbeitervereinigungen einen Streik führt mit der größten Hartnäckigkeit und mit bewundernswerter Opferwilligkeit, so kann kein Volksfreund und kein Freund der Ordnung gleichgültig darüber hinweggehen. Wenn am letzten Weihnachtstag Tausende von

organisierten Arbeitern in der englischen Hauptstadt einen Umzug veranstalten, in dem Schilder umhergetragen werden, mit der Aufschrift: Fluch eurer Wohltätigkeit. — Wir sind keine Bettler, wir sind Arbeiter. — Gebt uns Arbeit, daß wir nicht hungern brauchen, — während in den Häusern der Begüterten die fröhlichste Feststimmung herrschte, so ist das etwas, das eines jeden Christen herzlichstes Erbarmen und wärmste Anteilnahme wachruft. Einerlei kann es auch niemand von uns sein, der auf die Zeichen der Zeit achtet, wenn wir lesen, daß, aufgeschreckt durch die rapiden Fortschritte der sozialistischen Partei, die Glieder des preußischen Herrenhauses den Reichskanzler interpellieren: ob die bestehenden Gesetze auch hinreichend seien, der sozialistischen Gefahr die Stirne zu bieten. Wenn nun gar vollends diese Partei in ihren Publikationen heftige, bittere Angriffe macht auf die bestehenden Kirchen und kirchlichen Ordnungen nicht bloß, sondern auch auf unsern Glauben, dürfen wir uns da wirklich in aller Seelenruhe begnügen mit der fast durchweg nur abfälligen, streng richtenden Kritik, mit welcher die meisten Kirchenblätter diese soziale Gedankenrichtung abzutun sich bemühen?

Es ist doch wohl hoch an der Zeit, daß auch unsere Kirche auf ihren verschiedenen öffentlichen Versammlungen Stellung nimmt zu den brennenden sozialen Fragen der Gegenwart, und sich ihrer Aufgabe bewußt wird, die sie auch der sozialen Bewegung der Massen gegenüber zu vollbringen hat.

I.

— „Man kann, um mit Naumann zu reden, die vorhandenen gesellschaftlichen Verhältnisse ansehen entweder als Ergebnis der Vergangenheit, oder als Rohmaterial für die Zukunft. Beide Sätze, die in der großen deutschen Philosophie umschlossen liegen, sind richtig, sowohl der Satz: alles Gewordene ist vernünftig, eben weil es auf natürliche und notwendige Weise entstanden ist, als auch der gegenteilige Satz: alles Bestehende ist unvernünftig, weil es bestimmt ist, andern Erscheinungen Platz zu machen. Aus dem wunderlichen Umstand nun, daß beide Sätze richtig sind, folgt überhaupt die Möglichkeit geschichtlicher Kämpfe, bei denen beide Teile ein Stück Wahrheit vertreten." —

Die Konservativen unter uns, die Besitzenden, die Reichen, die Herrschenden, werden jederzeit an den ersten Satz sich halten und behaupten: alles Gewordene ist vernünftig. Es ist auf natürliche, notwendige Weise entstanden. Das Recht, die Gesetze, das Eigentum, die Standesunterschiede, das sind lauter Dinge, die im Laufe der Zeit mit geschichtlicher Notwendigkeit und aus tatsächlichen Gründen dafür sich herausgebildet haben. Das so Gewordene sagt ihnen zu; sie fühlen sich wohl in der Ordnung der Dinge wie sie sind. Zwar hat diese Ordnung Härten und Ungerechtigkeiten im Gefolge, aber das läßt sich bei der menschlichen Unvollkommenheit schlechterdings nicht verhüten. Aus dieser Tatsache aber ziehen diese, die Reichen, die Besitzenden, nun ohne weiteres den Schluß: also ist es auch in Zukunft gut genug; das Gewor=

dene soll unbedingt stehen bleiben, auch dann, wenn die Gründe, die Ursachen, die Notwendigkeit dafür nicht mehr bestehen, und ein Frevler ist, wer gegen die bestehende, geschichtlich gewordene Ordnung sich auflehnt!

Auf der andern Seite kommt nun der Arme, der Unterdrückte, der ums tägliche Brot hart ringende Mann, der unter den Härten und Ungerechtigkeiten des geschichtlich gewordenen Systems am meisten zu leiden hat und hält sich an den Satz: alles Bestehende ist unvernünftig. Und tausend alltägliche Erscheinungen bestätigen ihm das, seine eigene Lebenserfahrung lehrt ihn das! Durch unfreiwillige, aus mißlichen, sozialen Umständen hervorgegangene Arbeitslosigkeit ist der eine zum Müßiggehen verurteilt und zum Hungern, trotz aller Arbeitswilligkeit, während ein anderer, ohne Mangel zu leiden, sein Leben lang müßig geht, und im Müßiggang gar ein Vorrecht seiner Kaste sieht. Es gibt Warenhäuser bis zum letzten Zoll mit Nahrungsmitteln zum Ueberfließen voll angefüllt, aufgespeichert oft nur, um zum höchsten Preise losgeschlagen zu werden und daneben eine zum Verhungern leere Speisekammer eines ehrlichen Proletariers. Millionen werden zur Landesverteidigung ausgegeben, derweilen unzählige Landeskinder in Mangel und Elend sterben und verderben. Stiehlt jemand aus bitterster Not Nahrungsmittel oder Feuerungsmaterial, so wird er darob oft grausam hart bestraft, dagegen gehen die Urheber und Teilhaber der „Trusts", die die allernotwendigsten Lebensmittel künstlich verteuern, straffrei aus! Eine Ordnung der Dinge, da so etwas möglich ist, ja gar gesetzlich geschützt und von der Mehrheit als rechtmäßig angesehen wird, kann nicht mehr vernünftig sein. Also Schluß: alles Bestehende ist unvernünftig! Da vereinigt sich der bittere Groll über die traurige Gegenwart mit der feurigen Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Es muß anders werden, koste es was es wolle! Es muß von Grund aus geändert werden. Aber eben hier liegt auch die große Gefahr, das Wohlberechtigte am geschichtlich Gewordenen zu übersehen, die vorhandenen Härten ins Maßlose, Phantastische zu übertreiben. Ist das zähe, rücksichtslose Festhalten am geschichtlich Gewordenen auf der einen Seite der fatale Fehler, der noch immer unwiderstehlich eine gewaltsame Revolution zur Folge hatte, dann ist diese letzte extreme Richtung nicht weniger eine Gefahr und ein Hemmnis für unsere kulturelle Entwicklung.

Die Ideen nun, die heute insbesondere die große Masse der organisierten Arbeiter bewegen, sind im tiefsten Grunde ökonomische, d. h. sie ringen um Verbesserung ihrer materiellen Lage, um wirtschaftliche Selbständigkeit, um denselben gesetzlichen Schutz für das Interesse der Arbeit, wie das Kapital ihn längst besitzt und genießt. Da untersuchen sie dann zunächst die Art und Weise der Warenproduktion in ihrem Verhältnis zu der vorhandenen Nachfrage und dem Lohn, der an die Arbeiter ausbezahlt wird, und bringen so die Fehler des gegenwärtigen Systems an die Oeffentlichkeit. Bekannt dürfte uns allen sein das eherne Lohngesetz Lasalle's; die von ihm nachgewiesene Tatsache, „daß der Lohn des Arbeiters sich stets danach richtet, was zur Bestreitung des

notwendigsten Lebensunterhaltes erforderlich ist; er steigt und fällt beständig nach diesem Maßstab. Der Ueberschuß des Wertes aller Arbeit fällt nach Abzug dieses kärglichen Lohnes dem Arbeitgeber als meist müheloser Gewinn anheim."

Der Franzose Lamennais faßt seine Untersuchung der Lohnverhältnisse in folgende ergreifende Worte zusammen: Im Anbeginn war dem Menschen die Arbeit nicht nötig; die Erde verschaffte ihm von selbst alle seine Bedürfnisse.

Aber der Mensch tat das Böse, und wie er sich gegen Gott auflehnte, lehnte sich die Erde gegen ihn auf.

Es begegnete ihm, was dem Kinde begegnet, das sich gegen seinen Vater auflehnt; der Vater entzieht ihm seine Liebe und überläßt es seinem Schicksale, und die Diener des Hauses verweigern ihm ihre Dienste, und es irrt umher, sein armes Leben zu fristen, und ißt Brot, das es im Schweiße seines Angesichts gewonnen.

So hat Gott seit damals alle Menschen zur Arbeit verdammt und jeder hat sein Tagewerk, sei es des Leibes, sei es des Geistes, und die, welche sagen: Wir wollen nicht arbeiten, das sind die unglücklichsten von allen.

Denn wie die Würmer eine Leiche zernagen, so zernagen sie die Laster, und tun es die Laster nicht, so tut es der Lebensüberdruß.

Und als Gott wollte, daß der Mensch arbeite, verbarg er einen Schatz in der Arbeit, denn er ist Vater, und die Liebe eines Vaters erstirbt nicht.

Und wer von diesem Schatze einen guten Gebrauch macht und ihn nicht wie ein Unsinniger vergeudet, für den kommt eine Zeit der Ruhe, und dann wird er, wie die Menschen im Anfang waren.

Und Gott gab ihnen auch diese Vorschrift: Helft einander, denn es gibt Starke und Schwache unter euch, Kranke und die sich wohlbefinden und es sollen alle leben.

Und wenn ihr so tut, werden alle leben, denn ich werde das Mitleid belohnen, das ihr für eure Brüder habt, und ich werde euern Schweiß fruchtbar machen.

Und was Gott verheißen hat, ist immer eingetroffen und nie hat man gesehen, daß dem, der seinen Brüdern beistand, es an Brot gemangelt.

Da gab es einst einen Mann, der war ruchlos und vom Himmel verflucht. Und dieser Mann war stark, und er haßte die Arbeit, so daß er bei sich sprach: Was beginne ich? Wenn ich nicht arbeite, muß ich sterben und die Arbeit ist mir unerträglich. Sofort schlich sich ein Höllengedanke in sein Herz. Er machte sich des Nachts auf und ergriff einige von seinen Brüdern, während sie schliefen, und belastete sie mit Ketten.

Denn, sagte er, ich werde sie mit Ruten und der Peitsche zwingen, für mich zu arbeiten, und ich werde die Frucht ihrer Arbeit verzehren. Und er tat, wie er ausgesonnen, und andere, wie sie das sahen, machten

es ebenso, und es gab keine Brüder mehr, es gab nur Herren und Knechte.

Dieser Tag war ein Tag der Trauer über der ganzen Erde.

Lange nachher kam ein Mensch, der war noch schlechter als der erstere, und noch mehr vom Himmel verflucht. Als dieser sah, daß sich die Menschen überall vermehrt hatten und daß ihre Menge unzählig war, sagte er bei sich:

Ich könnte vielleicht einige festketten und sie zwingen, für mich zu arbeiten, allein ich müßte sie ernähren und das würde meinen Gewinnst vermindern. Das wollen wir besser machen, sie sollen umsonst arbeiten. Es ist wahr, sie werden sterben: aber da ihre Zahl groß ist, so werde ich, ehe sie sich vermindert haben, Reichtümer zusammenhäufen, und es wird mir immer genug bleiben.

Nun lebte aber jene ganze Menge von dem, was sie als Austausch für ihre Arbeit bekam. Da er nun so gesprochen, wendete er sich besonders an einige und sagte ihnen:

Ihr arbeitet sechs Stunden lang und man gibt euch ein Stück Geld für eure Arbeit. Arbeitet zwölf Stunden lang und ihr werdet zwei Stück Geld gewinnen, und ihr werdet besser leben, ihr, eure Weiber und eure Kinder. Und sie glaubten ihm.

Darauf sagte er ihnen: Ihr arbeitet nur die Hälfte aller Tage im Jahre, arbeitet alle Tage des Jahres, und euer Gewinn wird sich verdoppeln. Und sie glaubten ihm das auch. Nun geschah es, daß, da die Menge der Arbeiter um die Hälfte angewachsen, ohne daß das Bedürfnis der Arbeit größer geworden war, die Hälfte aller derer, die früher von ihrem Tagewerk gelebt, keinen mehr fanden, der sie verwendete.

Darauf sagte ihnen der ruchlose Mensch, dem sie geglaubt hatten: Ich werde euch allen Arbeit geben, unter der Bedingung, daß ihr die nämliche Zeit wie früher arbeitet, ich euch aber nur die Hälfte von dem bezahle, was ich euch bis jetzt bezahlt. Denn ich will euch wohl helfen, aber ich mag mich nicht zu Grunde richten.

Und da sie Hunger hatten, sie, ihre Weiber und ihre Kinder, nahmen sie die Vorschläge des schlechten Menschen an, und segneten ihn, denn, sagten sie, er gibt uns das Leben.

Und so, sie immer fort und fort betrügend, vermehrte der ruchlose Mensch immer ihre Arbeit und verminderte immer ihren Lohn. Und sie starben aus Mangel am nötigsten Bedarf, und andere drängten sich, sie zu ersetzen; denn die Dürftigkeit war so groß in diesem Lande geworden, daß ganze Familien sich um ein Stück Brot verkauften. Und der verworfene Mensch, der seine Brüder mit Lug getäuscht, häufte größere Reichtümer auf, als der andere Verworfene, der ihnen Gewalt angetan.

Dieser heißt Tyrann, der andere hat nur in der Hölle einen Namen.

Wer noch Ohren hat zu hören, der kann nicht taub bleiben, solchen furchtbaren Anklagen gegenüber, und wer noch nie es der Mühe wert gefunden hat, die soziale Lage des vierten Standes überhaupt einer näheren Betrachtung zu unterziehen, dem mag vielleicht das eben Mitgeteilte den ersten Anstoß dazu geben.

Sie gehen weiter und untersuchen nach demselben Grundsatz die bestehende Staatsverfassung mit ihren Gesetzen und legen auch hier rücksichtslos die Schwächen bloß. Mit welch vernichtender Ironie legt uns Lasalle den Zusammenhang von Recht und Macht dar, in einer Staatsverfassung wie derjenigen Preußens.

„Beispielsweise, wenn eine Feuersbrunst alle Gesetze in Preußen vernichtet . . . ., glauben Sie nun, daß man in diesem Fall ganz beliebig zu Werke gehen, ganz beliebige Gesetze machen könnte? . . . .

Ich setze also den Fall, Sie sagten, die Gesetze sind untergegangen: wir machen jetzt neue Gesetze, und wir wollen hierbei dem Königtum nicht mehr diejenige Stellung gönnen, die es bis dahin einnahm, oder sogar: wir wollen ihm gar keine Stellung mehr gönnen. Da würde der König einfach sagen: die Gesetze mögen untergegangen sein; aber tatsächlich gehorcht mir die Armee und marschiert auf meinen Befehl, tatsächlich geben auf meine Ordre die Kommandanten der Zeughäuser und Kasernen die Kanonen heraus, und die Artillerie rückt damit in die Straße, und auf diese tatsächliche Macht gestützt, leide ich nicht, daß ihr mir eine andere Stellung macht, als ich will . . . . . Sie sehen, meine Herren, ein König, dem das Heer gehorcht und die Kanonen, — das ist ein Stück Verfassung . . . . . Ein Adel, der Einfluß bei König und Hofe hat — das ist ein Stück Verfassung! . . . Die Herren Borsig und Egels, die großen Industriellen überhaupt — sie sind ein Stück Verfassung! Vermöge des Bedürfnisses der Regierung nach großen Geldmitteln, sind die großen Bankiers, die Börse überhaupt, gleichfalls ein Stück Verfassung. . . . . Verfassungsfragen sind also ursprünglich nicht Rechtsfragen, sondern Machtfragen."

Unsere ganze Gesetzgebung, das ist das Resultat der weiteren Untersuchung, ist eine Klassengesetzgebung. Alle wichtigeren Gesetze tragen den Stempel an der Stirn: „Schutz für die Oberen," „Hemmnis für die Unteren." Eine Gesetzgebung, welche die Unteren schützt und die Oberen hemmt, ist kaum erst in ihren Anfängen vorhanden. Das sind wiederum Wahrheiten, die heute kein Jurist mehr aus der Welt hinaus beweisen kann; Tatsachen, die sich jedem Einzelnen fast täglich unabweisbar aufdrängen.

Und die Kirche mit ihren Einrichtungen wird in eine solche Untersuchung eingeschlossen. Und mit welchem Ergebnis das geschieht, dürfte uns die Entfremdung der großen Masse der organisierten Arbeiter von der Kirche aufs Klarste zeigen. Gewiß, des Herzens Härtigkeit m u ß auch hier, wie in allen Ständen, mit in Rechnung genommen werden. Aber das ist doch nicht der einzige und ausreichende Grund für solche Entfremdung. Von vorneherein beklagen sie sich, daß die Leiter im kirchlichen Leben kein Verständnis haben für ihre Ideen und Wünsche, für die Beweggründe ihrer Handlungen. Wie viele von uns evangelischen Pastoren wären wohl imstande, mit einem intelligenten Arbeiter in sachgemäßer Weise zu reden über die mannigfachen Kontroversen zwischen Kapital und Arbeit? Wie viele kümmern sich denn überhaupt

um diese Bewegung? Ausgehend von der Frage: Was haben die bestehenden Kirchen im Laufe der Jahrhunderte getan zur Verbesserung der materiellen Lage der arbeitenden Klasse, kommen sie an der Hand der Geschichte zu einem fast gänzlich negativen Resultat. Die Stellung der Kirche war und ist in der Regel zu jeder vorgeschlagenen Reform eine ablehnende.

Man sollte meinen, das Bemühen der Arbeiter um einen freieren Sonntag sollte wenigstens die volle Unterstützung der Kirche finden. Allein Tatsachen beweisen genau das Gegenteil! Als seinerzeit die Bäcker in New York und Brooklyn kämpften um einen freien Sonntag, um strikte Durchführung des bestehenden Sonntagsgesetzes, baten sie durch ihren Sekretär um die Unterstützung und Mithilfe der Prediger der betreffenden Städte. Insbesondere war ihnen daran gelegen, daß dieselben an einem bestimmten Sonntag predigten über das Gebot: Gedenke des Sabbattags, daß du ihn heiligest. Von 500 an Pastoren ausgesandten Zirkularen, mit der betreffenden Bitte, wurde genau ein halbes Dutzend beantwortet. Der Sekretär jener Arbeitervereinigung faßt seine Erfahrung zusammen in die Worte: „Sich verlassen wollen auf die Mithilfe der Pastoren bei der Durchführung des Sonntagsgesetzes wäre genau so viel, wie warten auf einen neuen Mannaregen, der die Arbeit überflüssig mache." Man vermißt in unsern Predigten ein Messen mit gleichem Maß, nach oben wie nach unten; es werde zu wenig geredet über die Pflichten der Besitzenden. Die Kirche kümmere sich mit wenig rühmlichen Ausnahmen überhaupt nicht um die Zeitströmung. Die kirchliche Presse rede immer nur von den Irrtümern des Sozialismus, aber nie über seine Berechtigung, und selten nur über das Wahre in seinen Darlegungen. Instinktiv fühlt man es auf dieser Seite, wenn der Geist der Liebe uns beseelte, würden wir uns eher bemühen, die Wahrheit zu finden, statt die Irrtümer. Vor Jahren schon sah sich eine Arbeiterzeitung in Chicago veranlaßt, folgendes zu drucken: „Ist die Arbeiterklasse abgefallen von der Kirche, oder ist die Kirche abgefallen von der Arbeiterklasse? Wir kennen Hunderte und Tausende von Arbeitern, die von der größten Ehrfurcht und Bewunderung und Liebe für die Lehre des einfachen Evangeliums und für den heiligen und erhabenen Charakter des Herrn Jesu beseelt sind, und doch haben sie kaum je den Fuß in eine Kirche gesetzt, von der doch gesagt wird, daß sie sein Haus sei! Nicht weil sie die Kirche weniger liebten, sondern weil sie noch ein gut Teil Selbstachtung besitzen. Sie finden eben aus und bekommen es zu fühlen, daß in der Durchschnittskirche von Chicago der arme Mann keinen Platz hat, es sei denn als Kirchendiener; erst recht ist für ihn kein Platz in den mit Kissen belegten Kirchenbänken, umgeben von Leuten, die nicht nur Armut als eine Schande ansehen, sondern die sich auch nicht entblöden, den armen Mann beständig an seine Armut zu erinnern. Gewiß, es gibt noble und anerkennenswerte Ausnahmen, aber gesagt muß es doch werden, daß nur sehr wenige Pastoren von Chicago auch einmal ihren gewöhnlichen Amtsweg verlassen und das Evangelium den Armen predigen. Natürlich, 'gute Leute', die reich sind, errichten

Missionskapellen für 'schlechte Leute', die arm sind. Bisweilen haben sie auch den Erfolg, da etliche Weiber und Kinder zusammenzubringen, weil diese nicht intelligent genug sind, um zu verstehen, daß Missionskapellen nur so eine Art religiöses Suppenhaus sind, wo das Evangelium aus lauter Barmherzigkeit umsonst verkündigt wird."

Doch das alles mag uns zunächst unberührt lassen in dem Bewußtsein, daß wir unser Amt trotz der vorgeworfenen Mängel treu verwaltet haben. Wer aber je schon in einer solchen Versammlung gewesen ist, wo über uns Kirchenleute und Prediger verhandelt wurde und wir zu den Angeklagten gehörten, der kann sicher den Eindruck sobald nicht mehr vergessen, unter dem er dasaß wie unter einem Bann! Es ist ein Geist ganz eigener Art, in dem da geredet wird, und dem man nun gleichsam Aug in Aug gegenübersteht. Da lernt man sicherlich etwas, nämlich auch einmal den eigenen Glauben und das eigene Amt mit den Augen der Gegner ansehen! Man sieht sich gezwungen, liebgewordene Ansichten einer gründlichen Revision zu unterwerfen. Man wird auch, ehe man eine solche Versammlung verläßt, etwas verloren haben, nämlich die kindliche Einfalt, als ob die Kirche diesen Leuten gegenüber eigentlich keine weitere Verpflichtung habe. Wir merken aber auch, so verflucht auf der einen Seite der Mammonismus der Besitzenden ist, so verderblich ist auch der Einfluß der sozialen Ideen da, wo man in unersättlicher Begehrlichkeit sie zu Umsturzzwecken verwertet. Da werden die Arbeitermassen aufgehetzt, in bitterem Neid den Besitzenden den Krieg zu erklären, bestehende Einrichtungen einfach umzustoßen, ohne daß man noch eine Grundlage für eine neue Ordnung der Dinge bestimmen kann. Wir sehen weiterhin eine ungeheure Gefahr für unser Volksleben, nicht bloß wird da von der extremen Partei Kirche und Staat mit Umsturz bedroht, auch die Ehe und das Familienleben wird allmählich aufgelöst und dem wildesten, schrankenlosesten Freiheitsdrang das Wort geredet. Das ist das Extreme, das Phantastische an dieser Richtung, das Schädliche, das Gefährliche, dem man um jeden Preis mit heiligem Ernst und brennender Liebe begegnen muß um Gottes und Jesu willen.

Wo es sich jedoch um die soziale Aufgabe der Kirche handelt, haben wir es schließlich nicht bloß mit einer bestimmten Partei und Richtung zu tun, sondern mit den gesellschaftlichen Uebeln überhaupt. Da ist das Heer der Großstadtarmen, jener Enterbten unter unsern Brüdern, denen als Besitztum kaum mehr übrig geblieben ist als „Morgenrot und Straßenkot;" das Wohnungselend in den Mietskasernen; die Trunksucht und die Unsittlichkeit, diese zwei Laster, die das Familienglück zerstören und die Gefängnisse und die Irrenhäuser füllen. In den sogenannten Schwitzbuden und andern Fabrikarbeitsstätten grinst uns das grause Elend der Frauen- und Kinderarbeit entgegen; wodurch das kindliche Gemüt so grausam verstaubt und die weichen Knochen des unentwickelten Körpers vor der Zeit verwelken — wodurch die Frauen ihrer Mutterpflicht nicht mehr genügen können, und ein gesundes Fami-

lienleben nicht mehr gedeihen kann im harten Kampf ums Dasein. Dann stehen da vor uns in erbarmungswürdigem Jammer die gefallenen Mädchen, denen keine Tür sich mehr öffnet, denn die der Verzweiflung, — die entlassenen Sträflinge, die als ehrlos gebrandmarkt durchs Leben gehen müssen und eben darum ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft keine andere Heimat und Unterkunft mehr haben, als wieder und immer wieder das Zuchthaus. Nicht vergessen dürfen wir die äußerst giftige, unmoralische Geheimliteratur, die unter unserer Jugend in Stadt und Land zirkuliert. Wer mit Augen der Liebe hineinschaut ins gesellschaftliche Leben und das geschäftliche Treiben der menschlichen Wesen von heute, der kann diese Aufzählung noch um ein gut Teil vermehren. Aber das Angeführte dürfte genügen, um uns allen das Herz schwer und das Gewissen wach zu machen und den Seufzer uns auszupressen: Ach Gott vom Himmel sieh darein und laß dich deß erbarmen!

II.

Im Blick auf die Aufgaben, die aus solchen sozialen Zuständen auch unserer evangelischen Kirche erwachsen, können wir nun allerdings sagen, sie hat die Hände nicht gerade müßig in den Schoß gelegt. Das Werk der Liebe und des Erbarmens ist auch in ihren kümmerlichsten Zeiten nie ganz still gestanden. Der Waisen und Kranken hat sie immer gedacht. Diakonissensache und Missionsarbeit sind heute mächtige soziale Faktoren in unserer Mitte, deren Segen dem Volke, unter dem wir leben, ungeteilt zugute kommt. Aber mehr als das ist in unserer evangelischen Kirche an sozialer Arbeit kaum zu finden. Daß wir aber überhaupt keine weitere Verpflichtung zu erfüllen hätten, der großen Masse des Volks gegenüber, wird kaum jemand zu behaupten wagen. Näher bestimmt werden unsere Aufgaben sicherlich durch die Antwort auf die Frage: wie kommt das Reich Gottes? So kommt es zunächst, darinnen stimmen wir alle sicherlich überein, daß der einzelne Christ ganz aufrichtig sein Leben in den Dienst des Geistes Gottes stellt, der ein Geist der Zucht und der Kraft, der Wahrheit und der Liebe ist. „Ein einzelner Mensch, der das wirklich tut, ist eine bessere Darstellung des Reiches Gottes, als eine ganze Kirche voll halbherziger unentschlossener, sogenannter Christen" (Hilty). Dieser einzelne aber wird, bei allem Widerspruch, der ihm begegnet, zündend und begeisternd auf andere wirken; er wird Anhänger finden. Gleichgesinnte, vom Geiste Gottes gleichbeseelte, werden sich zusammenschließen; es kommt im weiteren Verlauf zur Gemeinschaftsbildung, zu einer Gemeinde- und Kirchen-Organisation. Damit aber ist das Kommen des Reiches Gottes auf Erden noch lange nicht am Ende. Wollte man hier Halt machen, würde man die Kirche als Selbstzweck setzen. Eine organisierte Gemeinde oder Kirche darf nichts anderes sein als ein Mittel oder das Organ, durch welches alle bestehenden, menschlichen Gesellschaftsordnungen mit dem Willen Gottes und dem Geiste Jesu Christi sollen durchdrungen werden. Das Reich Gottes ist ja dem Sauerteig gleich, der alles Uebrige völlig durchdringt.

Wäre die Kirche dieser ihrer heiligen, gottgewollten Aufgabe seit den Tagen der Reformation wenigstens treu geblieben, dann wüßten wir in der Tat heute nichts von einem Sozialismus. Daß die Kirche diese ihre Pflicht so ganz fast vergessen hat, ist ein Beweis dafür, wie sehr es ihr eben an der sauerteigartigen, alles durchdringenden Salzkraft und alles erhellenden Lichtkraft fehlt. Und eben dieses Fehlen gibt dem Sozialismus seine Berechtigung und innere Wahrheit.

Das Erste demnach, was die soziale Strömung der Gegenwart uns Kirchenleuten aufs Nachdrücklichste ins Gewissen prägen sollte, ist die Wahrheit: sowenig wie der Staat, sowenig darf die Kirche nur Selbstzweck sein. Das werden wir allererst ganz gründlich wieder lernen müssen, soll die große Masse des Volks, insbesondere der Arbeiter, wieder Zutrauen fassen zur Kirche. Manche Vorkommnisse in unserm engeren kirchlichen Kreise zeigen es nur zu deutlich, daß unter uns eine Gesinnung vorhanden ist, als ob die Kirche nur um der Pastoren willen da wäre. Wenn irgend etwas abstoßend wirkt und mit Schuld ist an der Entfremdung des Volks gegenüber der Kirche, dann ist es dies!

Auch auf unsern Distriktsversammlungen dürfte dies entschieden mehr zum Ausdruck gebracht werden, daß unsere Kirche nicht für sich selbst, sondern für das Volk da ist. Immer und immer wieder haben wir es nur mit unserm eigenen Organisationsapparat zu tun, und wenn viel geredet, und wie man sagt, viel gearbeitet worden ist, ist tatsächlich immer noch nichts getan an eigentlicher, für's Gesamtwohl nützlicher kirchlicher Arbeit. Wie einfach würde unsere Organisation sich gestalten, wie leicht und schnell könnten die laufenden Geschäfte erledigt werden, wenn jeder von uns Geist Gottes genug besäße, sich unter die einfachste parlamentarische Regel zu beugen: es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott. Wie viel Zeit würden wir da gewinnen für höhere, wichtigere Reichsgottesfragen, die den Blick des einzelnen erweitern, seinen Eifer anspornen, seine Schaffensfreudigkeit vermehren, und unsere Gemeinden hätten den allergrößesten Gewinn davon. Es würde uns erspart das niederdrückende, beschämende Gefühl, dessen man sich oft wirklich nicht erwehren kann nach mancher Konferenzsitzung, daß mit der ganzen Arbeit, die da geschah, für die Gemeinden verzweifelt wenig, für die menschliche Gesellschaft überhaupt absolut nichts Fruchtbares geschaffen wurde.

Weiter: Was die christlich soziale Partei der Kirche Deutschlands längst auf ihr Panier geschrieben, muß auch bei uns allmählich gelernt werden: „Die Kirche hat 'das unveräußerliche Recht und die unabnehmbare Pflicht, sich auch um die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ihrer Glieder und um die sozialen Zustände des Volks, in und an dem sie arbeitet, zu kümmern. Die Kirche soll sein das Gewissen der Völker auch für ihr wirtschaftliches und gesellschaftliches Leben.'"

Es ist wohl kaum übertrieben, wenn einer die Behauptung aufstellt, das Evangelium sei durch Jahrhunderte hindurch zu einseitig nur ge-

predigt worden. Das Gebot: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen" sei wohl dabei zu seinem Rechte gekommen, aber das andere Gebot, das doch vom Herrn diesem gleichgestellt sei: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst," sei in der Kirche nur als Nachsatz behandelt worden. Unsere ganze Theologie sei nichts anderes, als eine Erklärung jenes ersten Gebots, das zweite habe noch zu warten auf eine ähnliche Behandlung. Hat es doch Jahrzehnte heißen Ringens bedurft, bis die christlich-soziale Richtung in der Kirche Deutschlands zur Anerkennung gelangte. Der Schatz, der verborgen liegt in der sozialen Gesetzgebung des Alten Testaments, muß von der Kirche noch gehoben werden. Die Propheten, diese unerschrockenen Zeugen gegenüber den sozialen Uebeln ihrer Zeit, müssen wieder mehr zu ihrem Rechte kommen. Zeugen muß die Kirche wie sie, mit heiligem Ernst, von dem Wehe derer, die ein Haus ans andere ziehen und einen Acker zum andern, bis daß kein Raum mehr da ist und sie allein das Land besitzen. Zeugen wider die Schriftgelehrten, die falsche Gesetze machen und unrecht Urteil schreiben, auf daß sie die Sache der Armen beugen und Gewalt üben an dem Recht der Elenden unter dem Volk ... Jes. 5, 8. Und St. Jakobus gibt im Neuen Testament uns den Ton an packend und scharf: siehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben und von euch abgebrochen ist, das schreiet, und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth. Wir haben nicht bloß den Arbeitern zu sagen, was sie ihrem Herrn schuldig sind, sondern ganz entschieden auch muß es gesagt werden, was die Herren ihren Arbeitern schuldig sind.

Jeder von uns weiß auch, daß unser Herr Jesus in seiner Programmrede zu Nazareth mit dem Ausdruck „angenehmes Jahr des Herrn" Bezug nahm auf jene einfach großartige soziale Einrichtung des Halljahrs oder Erlaßjahrs. Man mag Bedenken haben über die einzelnen Bestimmungen für's Erlaßjahr, auch verschiedener Meinung darüber sein, sicher ist jedenfalls, daß es eine geniale Maßregel war, gegen gänzliche Verarmung. Will man hier dem Worte Gottes keine Gewalt antun, dann darf man bei dieser Predigt Jesu auch nicht bloß an geistliche Dinge denken. Die ersten Hörer dieser Rede standen jedenfalls nicht unter dem Eindruck, als ob es sich hier nur um einen inneren, geistlichen Segen, um Befreiung von geistlicher Armut oder andern geistlichen Uebeln handle. Nicht unbekannt ist uns auch, mit welch schneidender Schärfe der Herr gegen die vorging, die der Witwen Häuser verschlangen unter dem Vorwand langer Gebete. Und in der Tat nicht übel ist der Rat, den man uns gibt, doch einmal ein solches Kapitel wie Matthäus 23 zu nehmen, es in unsere moderne Sprache zu übersetzen und an Stelle der dort genannten Sünden die Hauptsünden unserer Zeit anzuführen, anstatt der Schriftgelehrten und Pharisäer aber einflußreiche, mächtige Persönlichkeiten unserer Tage, wie: Kohlenbarone und Eisenbahnmagnaten und Universitätsprofessoren und Oelkönige einzusetzen, und es werde eine Rede draus werden, die jeden, der sie halten würde, mit der Polizeigewalt in Konflikt brächte. Und braucht man uns eigent-

lich noch daran zu erinnern, daß das Endurteil am Tage des Gerichts eben danach gefällt werden wird, ob und wie wir unsere sozialen Pflichten erfüllt haben, ob wir die Hungrigen gespeist und die Nackenden gekleidet, die Kranken besucht und der Gefangenen uns angenommen haben. Ich weise schließlich noch hin auf unsere Abendmahlsfeier. Ist sie, so wie wir sie haben, wirklich ganz biblisch? Wir sollten doch neben der Bedeutung von: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, auch seine soziale Bedeutung mit allem Nachdruck hervorheben. Es ist auch ein Gemeinschaftsmahl und heilige Bruderschaft ist seine Bedeutung; Bruderschaft im tiefsten und weitumfassendsten Sinne des Worts. Wir haben kein Recht, diese Seite des heiligen Sakraments fast gänzlich zu ignorieren.

Aber noch eine andere Aufgabe liegt uns ob, wenn die Kirche ihres Einflusses nicht noch mehr will verlustig gehen; eine Aufgabe, der unsere besten Kräfte geweiht sein sollten, nämlich eine verständlichere, dem modernen Denken angepaßte Predigtweise. Wir bewundern die Art unsers Meisters, wie er mit den Menschen seiner Zeit redete; mit welch offenem Auge er in das Alltagsleben hineinblickte; mit welch warmem Herzen er Anteil nahm an allem, was um ihn her vorging. Welch eine heilige Verpflichtung legt sich uns damit aufs Gewissen, doch unsere Zeit verstehen zu lernen, einzugehen auf die Denkweise der Menschen von heute, zu den Kindern dieser Zeit doch zu reden in der Sprache unserer Zeit. Der Grund für die religiöse Glichgültigkeit, sagt der Rechtsgelehrte Hilty, liegt zum größten Teil in der Unverständlichkeit der christlichen Religion, die seit der Reformation wieder neuerdings ein Wald geworden ist, den man vor Bäumen nicht sehen kann. Ein Teil ihrer Ausdrücke war von Anfang an schon schwer verständlich (2. Petri 3, 16) und ist's im Laufe der Jahrhunderte für den modernen Menschen noch weit mehr geworden, mit denen man eben auch in diesen Dingen nicht mehr in der Sprache des 4., 13. oder 16. Jahrhunderts reden muß. Vieles, was heute für religiöse Gleichgültigkeit gilt, ist bloß Mangel an Verstehen der religiösen Sprache, die schon den Kindern infolge dessen leicht überdrüssig wird. Vergegenwärtige man sich z. B. nur die von Protestanten oft gebrauchten Ausdrücke: Buße, Erlösung, Heiland, eingeborner Sohn; die versteht von Haus aus kein heutiger Mensch mehr, und viele stoßen sie deshalb mit Widerwillen von sich, die zuhören würden, wenn jemand von einer möglichen Befreiung von allen Leidenschaften, Sorgen und Schwierigkeiten des Lebens reden würde! Für manche Leute sind das aber wahre Zauberworte, bei denen die Kraft in den hergebrachten Worten liegen soll, nicht in dem Sinne derselben. — Das Urteil Christi trifft mit Schärfe auch manchen heutigen Pharisäer: sie kommen selbst niemals in das Reich Gottes, das sie nicht kennen, und hindern auch andere hineinzukommen, die dazu geeigneter wären! Aber nicht bloß verständlicher, sondern auch breiter, weitumfassender, mehr auf Zeit- und Tagesfragen eingehend muß unsere Predigtweise werden. Gewiß die einseitige Diesseitigkeit der materiellen, sozialen Strömung ist vom Uebel, der paradiesische Zukunftsstaat ist ein Traum, aber vom

Uebel ist sicherlich auch der einseitige Jenseitigkeitsstandpunkt einer überfrommen Theologie und übertriebenen Frömmigkeit. Fallen muß auch aller falsche, erkünstelte Amtsnimbus und sonstige Heiligenschein, in dem auch evangelische Prediger nur gar zu leicht einherstolzieren; ein solches Wesen erregt immer Verdacht, und die gegenwärtige Generation ist zu demokratisch gesinnt, um solches noch länger zu ertragen.

Weiter, der Begriff „Innere Mission" muß auch bei uns unbedingt zu dem erweitert werden, was man in der Kirche Deutschlands längst darunter versteht. Nicht bloß das Sammeln von Gemeinden ist ihre Sache, sondern Hebung der untersten Klassen im Volk, der Tiefgesunkenen, namentlich in den großen Städten. Sollten die Brüder und Gemeinden in den großen Städten unsers Landes wirklich noch nie das Bedürfnis gefühlt haben nach einem Stadtmissionar, der sich in ihrem Auftrag ganz nur dem Stadtelend und der Seelsorge an den Aermsten unter den Armen widmete? Wollen wir als Kirche länger noch dem Priester und Leviten gleich an den unter die Mörder Gefallenen vorübergehen? Man muß die Klagen der entlassenen Sträflinge gehört haben darüber, wie schwer es ihnen gemacht wird, wieder in geordnete Verhältnisse und zu einem ehrlichen Beruf zu gelangen, um mit Scham die Untätigkeit unserer Kirche zu empfinden. Auch nicht ganz unbekannt dürfte unter uns sein die modernste Sklaverei, der Mädchenhandel, wie man's nennt, wie deutsche Mädchen durch goldene Versprechen betört, hierzulande importiert werden, um in den Häusern der Schande nach kurzer Zeit an Leib und Seele zugrunde gehen. Auch hier wieder muß man schon einmal die herzergreifenden Schilderungen solch armer, bedauernswerter Opfer gehört haben, denen es gelungen ist, ihrem Gefängnisse zu entrinnen, um mit tiefem Schmerz erfüllt zu werden, darüber, daß die Kirche nicht auch da ihre ganze Liebe zur Geltung bringt.

Wo es sich um solche Uebel handelt und um öffentliche Schäden, wie Trunksucht und Saloon, Vergnügungssucht und Sonntagsentheiligung, das Elend der Frauen- und Kinderarbeit, den Kampf gegen die unsittliche Geheimliteratur, sollten wir in brüderlicher Liebe mit andern Kirchen Hand in Hand arbeiten, weil man nur so am erfolgreichsten die öffentlichen und staatlichen Einrichtungen in maßgebender Weise beeinflussen kann. Das engherzige Sichausschließen von andern kirchlichen Denominationen ist hier sicherlich vom Uebel. Auch in dieser Richtung ist in unserer Kirche kaum etwas getan worden. Wir haben es darum auch niemand anders als uns selbst zuzuschreiben, wenn unsere evangelische Kirche hierzulande im öffentlichen Leben bis zur Stunde nicht viel mehr zu bedeuten hat als eine blanke Null. Es ist einfach nicht mehr als unsere Christenpflicht, daß wir als evangelische Christen das regste Interesse nehmen an allen Tagesfragen und allen Vorgängen in dem Gemeinwesen, in dem wir stehen. Dazu sind wir da, um auch in diesen Dingen den Geist des Evangeliums zur Geltung zu bringen. Daß das überhaupt nicht, oder nur in sehr schüchterner Weise geschieht, ist nur ein Beweis mehr dafür, wie wenig wir von diesem Geist besitzen!

Doch des Aufzählens ist genug. Wir stehen einfach vor der Tatsache: wenn die Kirche das nicht tut, wer soll es denn dann tun? Wer denn? Mit dem ewigen Wiederholen nur von allgemeinen Wahrheiten, wird unter dem heutigen Geschlecht nichts mehr gewirkt. Alle Predigten, die immer wieder nur alte Gedanken repetieren, tun freilich niemand weh, sie wecken aber auch niemand auf. Und so ist's gegangen all die Jahrzehnte her. In diesem alten Geleise fährt man immer noch seelenruhig weiter und hat kein Auge und kein Ohr für die wirklichen Bedürfnisse unserer Zeit; schließlich auch kein Herz für die Not bedauernswerter Mitmenschen. Da nimmt's uns auch durchaus nicht wunder, wenn die soziale Richtung dem Unglauben in die Arme fällt und die Entfremdung der unteren Klassen von der Kirche ins Ungeheure wächst! Dagegen war und ist man auf kirchlicher Seite immer gleich bereit, jede neue Reform und so auch die soziale Richtung von vornherein zu verdammen und ihre Vertreter ohne Weiteres mit dem malum odium des Anathema zu bedecken, ohne überhaupt ihre Sache einer genaueren Prüfung wert geachtet zu haben. — Das ist allerdings sehr bequem, aber unseres Meisters Art ist es sicherlich nicht. Was wir brauchen in unserer evangelischen Kirche, sind Männer, ganze Männer, die die Bedürfnisse der Zeit mit klarem Blick erfassen — Rufer im Streit, die Mut genug besitzen, die nötigen Schritte vorwärts zu tun und nimmer zögernd, ängstlich rückwärts zu blicken! Daß uns Gott solche Männer erwecke, muß unser aller Wunsch und Bitte sein.

Thesen:

1. Die sozialen Bestrebungen unserer Zeit haben
   a. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Hebung der untersten Klassen unseres Volks, namentlich der Arbeiterklassen, zu ihrer hauptsächlichsten Aufgabe. Sie wollen aber auch
   b. den bessersituierten Klassen ihre Verpflichtungen der Gesamtheit gegenüber mit Ernst zum Bewußtsein bringen, um so dann
   c. alle Stände zur Mitarbeit am Gesamtwohl unseres Volks zu bewegen.

2. Obwohl das Reich Gottes eine Gabe Gottes ist und sein Endziel in der Ewigkeit liegt, ist doch sein Kommen an unsere sittliche Tätigkeit geknüpft. Es muß dem Sauerteig gleich das ganze irdische Leben mit all seinen mannigfachen Beziehungen und Einrichtungen durchdringen. Die Kirche kann demnach niemals Selbstzweck sein.

3. „Darum hat auch die Kirche das unveräußerliche Recht und die unabnehmbare Pflicht, sich um die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ihrer Glieder und um die sozialen Zustände des Volks, in und an dem sie arbeitet, zu kümmern. Die Kirche soll sein das Gewissen der Völker auch für ihr wirtschaftliches und gesellschaftliches Leben." (Denkschrift des Zentralausschusses für Innere Mission, Berlin.)

4. Die Bemühungen der Arbeiter um Verbesserung ihrer materiellen Lage, um gesetzlichen Schutz für die Interessen der Arbeit, um ange-

messene Verkürzung der Arbeitszeit und um einen freien Sonntag sollten die volle Unterstützung der Kirche finden.

5. Soweit unersättliche Begehrlichkeit und rücksichtsloses Fordern sich dabei geltend macht, halten wir dafür, daß der Mammonismus der Besitzenden mindestens ebenso schlimm und verderblich ist. Wir verurteilen und bekämpfen aber aufs Entschiedenste die sozialistische Richtung, die den Neid und den Haß schürt, die Unzufriedenheit nährt und die Leidenschaften aufstachelt, die staatlichen und kirchlichen Ordnungen untergräbt und die eben dadurch zur Umsturzpartei wird. Die Kirche muß es als ihre heilige Pflicht ansehen, hier vermittelnd einzugreifen.

6. Die Kirche hat den sozialen Gehalt des Wortes Gottes entschieden zur Geltung zu bringen, nach dem Vorgang der Propheten und dem Vorbild unsers Meisters.

7. Die Kirche ist unserer Zeit eine verständlichere, dem modernen Denken und der modernen Art zu reden angepaßte, auf Zeit- und Tagesfragen eingehende Predigtweise unbedingt schuldig.

8. Die Kirche muß aktiven Anteil nehmen im Kampf gegen die Trunksucht, Unsittlichkeit und Sonntagsentheiligung, und in dem Bemühen, die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken möglichst einzuschränken. Sie muß Anteil nehmen in der Fürsorge für entlassene Gefangene und tiefgefallene Menschenkinder. Und um so wirksamer wird diese Arbeit sein, wenn wir in brüderlicher Liebe mit andern Kirchen Hand in Hand arbeiten.

9. Alle Bestrebungen, die dahin zielen, unterstützt und fördert unsere evangelische Kirche. Daß uns Gott die rechten Männer sende, die mit scharfem Blick die Bedürfnisse der Zeit erfassen und die in des Glaubens Kraft das kirchliche Leben in gottgewollte Bahnen lenken, muß unser aller Gebetswunsch sein.

Die Heilsordnung.

Von P. G. Fr. Schütze.

(Fortsetzung.)

III. Die Erleuchtung und Erkenntnis.

(De illuminatione activa et passiva.)

Wir akzeptieren zunächst die Definition der Erleuchtung, wie sie in Frage 93 unseres Katechismus gegeben ist, und schreiten sogleich zur Darlegung des biblischen Lehrbegriffs.

Der erweckte Mensch befindet sich zunächst noch im Zustande der Finsternis und daher des Nichtsehenkönnens. Das ist ja auch klar. Wenn es hell ist, wacht der natürliche Mensch von selbst auf. Wenn man ihn rufen muß zum Erwachen, so ist es noch finster. Ebenso geht es mit dem geistlichen Menschen. Er ist gerufen und erwacht, aber noch in der Finsternis. Da setzt denn nun die Erleuchtung ein, eine Aufhebung der Finsternis und der geistlichen Blindheit, damit also eine Erschließung der geistlichen Sehkraft. Die Erleuchtung ist also negativ ein Abtun des Hemmenden und positiv ein Herzubringen des Fördernden. Woher

stammt nun die Erleuchtung? Nach Jak. 1, 17 ist Gott das Licht, also daher auch das Prinzip des Lichtes und der Erleuchtung. Nur in Gottes Licht sehen wir das Licht (Ps. 36, 10), so daß wir nun erleuchtete Augen haben (Eph. 1, 18). Wir sind berufen aus der Finsternis zum Licht (1. Petri 2, 9), indem Gott einen hellen Schein in unser Herz gegeben (2. Kor. 4, 6). Das muß er aber tun, weil wir weiland Finsternis waren (Eph. 5, 8).

Diese Erleuchtung nun wird vermittelt durch Christus, als das wahre Licht (Joh. 1, 4 f.; 3, 19; 8, 12; Eph. 5, 14), individuell aber zugeeignet durch den Heiligen Geist (Jes. 11, 2; Eph. 1, 17). Wo überhaupt in der Bibel von dem Heiligen Geiste die Rede ist, da tritt diese seine Tätigkeit in den Vordergrund. Man hat ja die Tätigkeit des Heiligen Geistes in die drei Aemter, Strafamt, Trostamt und Lehramt disponiert. Nach der Erklärung unseres Katechismus von der Erleuchtung, sind sie aber nur drei nach verschiedenen Seiten gerichtete Erscheinungsformen der erleuchtenden Tätigkeit des Heiligen Geistes. Wenn der Geist den Sünder von seinem verlorenen Zustand überzeugt, so haben wir das Strafamt, (denn Joh. 16, 8 steht ἐλέγχειν nicht κρίνειν oder derartiges). Ist der Sünder dann so recht tief in die göttliche Traurigkeit (2. Kor. 7, 10) versunken, so zeigt ihm der Geist den Weg, auf dem er gerettet werden k a n n und übt so das Trostamt. Wenn er ihn endlich anweist, wie er gerettet werden s o l l, so haben wir das Lehramt. Die Erleuchtung, d. h. die Fortnahme der Unwissenheit und Pflanzung, Begründung, Vermehrung und Vollendung der geistlichen Erkenntnis ist so recht die Haupttat des Heiligen Geistes. Er erinnert an alles, was Jesus gesagt (Joh. 14, 26). Er leitet in alle Wahrheit (Joh. 16, 3). Er verklärt Christum (Joh. 16, 14), er verkündigt, was zukünftig ist (Joh. 16, 13). Er erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit (1. Kor. 2, 10). Durch den Heiligen Geist offenbart Gott uns die verborgene, heimliche Weisheit (1. Kor. 2, 7—10). Darum heißt der Geist auch der Geist der Weisheit. Symbolisch kommt dieses Vorwiegen der erleuchtenden Tätigkeit des Geistes in der Bibel zum Ausdruck Act. 2, 3; Apoc. 4, 5, wo der Geist als Feuer geschildert wird. Die drei Haupteigenschaften des Feuers aber sind: das Verzehren (was wir erst als negative Tätigkeit bezeichneten), das Erwärmen und das Erleuchten (die positive Seite). Die Schrift betont nun aber hauptsächlich das Erleuchten. Also der Heilige Geist spendet Licht.

Dieses Lichtspenden ist nun natürlich zuerst ein Beseitigen der Finsternis, die vom Teufel stammt. Aus dem praktischen Amtsleben wissen wir ja alle, wie sehr es einer übermenschlichen, göttlichen Beeinflussung bedarf, um den Menschen erkennen zu lassen, daß er auf dem direkten Wege zur Hölle ist. Allgemein, theoretisch wird jeder gern zugeben, daß da nicht einer ist, der da Gutes tue. Kommt es aber zu dem γνῶθι σεαυτὸν, dem Einstimmen in den 51. Psalm, da findet sich die Verblendung (2. Kor. 4, 4), oder sogar eine ausgesprochene Verstockung der Sinne, daß die Decke über dem Licht der Offenbarung nicht entfernt werden

darf, um nicht in dem geistlichen Schlaf gestört zu werden. Das ist der Zustand der Welt und des natürlichen Menschen, in dem der Geist Gottes dem Menschen eine Torheit ist, so daß er ihn nicht vernehmen, erkennen, empfangen kann (1. Kor. 2, 14; Joh. 14, 17). Die Finsternis hat das Licht nicht begriffen (Joh. 1, 5).

Diese Finsternis nun beseitigt der Heilige Geist, indem er die Augen auftut (Act. 26, 18), daß sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht. Der Mensch liebt zwar die Finsternis mehr als das Licht (Joh. 3, 19), aber etliche kommen an das Licht (Joh. 3, 21; 1. Joh. 1, 7). Dann geht der Morgenstern auf, und der geistliche Tag bricht an (2. Petri 1, 19; Röm. 13, 12).

Damit haben wir die biblische Grundlage von der Lehre von der Erleuchtung gegeben. Wir haben nunmehr zu handeln von der Art und Weise der Erleuchtung, der ordentlichen und außerordentlichen. Unter der letzteren verstehen wir eine solche Erleuchtung, die nicht auf dem ordentlichen Wege durch Wort Gottes und Sakramente vermittelt ist, sondern den Anspruch erhebt durch unmittelbare Inspiration von Gott ein lumen internum zu sein. Von dieser letzteren kann in dieser Abhandlung nicht die Rede sein; denn schon der Name „außerordentliche E." bezeugt, daß sie sich dem Rahmen der Heils o r d n u n g entzieht.

In der Schrift werden wir stets aufs Neue hingewiesen auf das feste prophetische Wort, und so sind wir in Bezug auf die geistliche Erleuchtung durchaus gebunden an den ordentlichen Weg, das Wort der Propheten und Apostel. Und doch! — Hat nicht derselbe Gott, der Luk. 16, 29 eine außerordentliche Erleuchtung verweigert mit dem Hinweis auf Mose und die Propheten, je und je sich den Männern der Schrift im Traum geoffenbart? Wir möchten Bedenken tragen, uns unbedingt an Luthers Wort anzuschließen, daß alles, was ohne Wort und Sakrament vom Geist gerühmt wird, teuflisch ist, und möchten uns lieber an ein anderes Wort halten, in dem er die Theopneustie der apostolischen Schriften danach beurteilt, in wieweit sie Christum treiben. Aber freilich ist es doch ein gefährlich Ding mit der Erleuchtung durch Träume; denn das Charisma, die Geister zu unterscheiden, ist nicht allen gegeben (1. Kor. 12, 10), und anderseits sind die biblischen Träume nie auf die Errettung der Seele des Träumenden bezüglich, sondern stets auf einen Plan der allgemeinen Heilsökonomie. Weiter ist ein Annehmen einer außerordentlichen E. auch kaum vereinbar mit der Lehre von der perspicuitas scripturae sacrae, sowie mit deren andern Attributen der sufficientia und der facultas semet ipsam interpretandi. Item: weil die Lehre von der außerordentlichen Erleuchtung die große Gefahr in sich birgt, Eingebungen des eigenen Geistes mit denen des Heiligen Geistes zu verwechseln, also zur Schwarmgeisterei führen kann, so halten wir fest an der Vermittelung aller Erleuchtung durch Wort und Sakrament, (obwohl man prinzipiell die Möglichkeit einer außerordentlichen Erleuchtung nicht leugnen kann, cf. Saulus vor Damaskus).

Luthers Katechismus sagt, daß der Heilige Geist uns mit seinen

Gaben erleuchtet, hält also auch hier fest an einer ordnungsmäßigen Vermittelung der Erleuchtung. Welches sind aber diese Gaben? Wir dürfen sie nicht schlechtweg als Wort und Sakrament, oder als Gesetz und Evangelium bezeichnen; denn die Erfahrung lehrt, daß der Mensch trotz des Besitzes und Gebrauches derselben dennoch im geistlichen Tode sein kann. Der Mensch kann es zu größter Gelehrsamkeit über das geistliche Licht bringen, ohne je einen Strahl desselben in sich verspürt zu haben. Vielmehr müssen wir scheiden zwischen dem Mittel und den Wirkungen, dem Wort und der Erkenntnis. Diese letztere ist die Gabe des Heiligen Geistes, sofern sie nicht natürlich, äußerlich ist, sondern den Menschen zu dem Bekenntnis nötigt: Er ist dein Licht. Also die Erkenntnis muß geistlich gerichtet sein, und zwar einerseits als Erkenntnis der Sünde und Verlorenheit, und anderseits als Erkenntnis der Gnade und Heilsmöglichkeit.

Die Erkenntnis also, als der Reflex der Erleuchtung im Menschen hat zwei Brennpunkte, (wie die Ellipse), Sünde und Gnade, nicht einen, (wie der Kreis), wie die Berufung, wo die Gnade allein in der Mitte steht. Wirklich im einen Brennpunkt steht die Erkenntnis der Sünde, das Ueberzeugtsein von dem verlorenen Zustand seiner Seele. Der Mensch kann ja mancherlei von seinen Sünden erkannt haben, aber solange er das Bewußtsein nicht hat, daß s e i n e Sünde ihn von Gott absolut und unbedingt trennt, so fehlt noch gar viel. Irion zitiert das Beispiel von Petri Fischzug mit dem Bekenntnis: Ich bin ein sündiger Mensch, als eine Folge des Strafamtes des Heiligen Geistes. Aber ich meine, bei Petrus ist diese Erkenntnis durchaus noch nicht so scharf und klar, wie das Licht im Focus des Brennspiegels sich konzentriert. Noch in der Nacht, da Jesus verraten ward, möchte er sich als ein Modell zum Ecce Homo gepriesen hören. Wenn alle auch abfallen und weichen, er traut sich die Kraft zu mit Jesu zu sterben, und hätte gern einen Lobspruch des Meisters dafür eingeerntet. Da zeigt es sich ganz deutlich, daß der Hauptpunkt der Erkenntnis von der Sünde, nämlich deren absolute Prohibitivität gegenüber allem, was zur Errettung führen könnte, ihm noch gar nicht klar geworden ist. Und solcher Beispiele gibt es noch mehrere. Der Schalksknecht im Gleichnis weiß, daß seine Schuld ganz ungeheuerlich groß ist und bittet doch um Frist, sie begleichen zu können. Entweder heuchelt er und hat gar nicht die wirkliche Absicht zu bezahlen, dann fehlt ihm die Erkenntnis der Allwissenheit, oder aber er erkennt seine Schuld doch nicht in ihrer ganzen Größe. Erst der Petrus, dem unter dem Blick des Heilandes selbst die Worte vergehen, erst der Schalksknecht, der in der äußersten Finsternis unter Heulen und Zähneklappen Pein leidet, erst der Judas, der den Priestern die geliebten 30 Silberlinge vor die Füße wirft, weiß das Bekenntnis des verlorenen Sohnes: Ich bin hinfort nicht mehr wert u. s. w. Also man merke: Es ist nicht das Bewußtsein e i n z e l n e r Sünden, nicht das Wissen um b e s o n d e r s s c h w e r e, oder um b e s o n d e r s t i e f eingewurzelte Schoßsünden, nicht das Empfinden von g r o ß e r Not und

m a n c h e r Pein; sondern die Erkenntnis, daß mein Herz und meine Seele in ihrem Verhalten zu Gott a b s o l u t verkehrt sind, daß meine Energie, mir zu helfen, a b s o l u t nichts vermag, daß auch all mein Erkennen von Gott a b s o l u t mich im Stich läßt, mit einem Worte, daß ich, der ganze Mensch, mit all meinem Denken, Fühlen und Wollen, a b s o l u t und unrettbar verloren bin, daß „an mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd," das ist die heilsame Erkenntnis der Sünde, wie sie durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes in uns gewirkt wird.

Dem gegenüber, aber in dem andern Brennpunkt, steht aber die heilsame Erkenntnis der Gnade. So diametral entgegengesetzt diese beiden Erkenntnisse auch in ihren Wirkungen auf den Menschen sein mögen, jene so niederschmetternd, diese so beseligend; in diesen beiden Eigenschaften stimmen sie überein, in ihrer absoluten Negierung alles Menschlichen, und in ihrer alles überstrahlenden Helle. So scharf und schneidig jene uns zuruft: Du bist ein Mann des Todes, so klar und beseligend ruft diese uns zu: Aus Gnaden kannst und sollst du selig werden. Betrachten wir die Negierung alles Menschlichen zuerst. Der Herr erbarmt sich unser, um seines Namens willen. Ich, spricht der Herr, ich tilge deine Sünden (Jes. 44, 25). Nur unsere Sünden trennen uns von Gott. Und die wirft er hinter sich, daß ihrer nicht mehr gedacht werde. So ganz und völlig, ohne daß etwas daran fehlt oder zu tun übrig bleibt, wirkt die Gnade, eben aus Gnade. Wie die Schrift es stets leugnet, daß der Mensch mit der Gnade Gottes kooperieren kann, so bestreitet sie auch, daß der Mensch die Gnade herbeiführen kann. Man merke, wohl ist die Gnade cooperans und praeveniens, aber nicht der Mensch. Hier findet kein Verdienen statt; denn es liegt nicht an jemandes Wollen und Laufen, ohne des Gesetzes Werke wird der Mensch selig durch die Gnade.

Auf der andern Seite aber muß die Erkenntnis mit einer alles überstrahlenden Helligkeit sich ins Herz einbrennen. Man kann Jesum für einen Meister, für einen Propheten, ja für den, der da kommen soll, halten und tappt doch im Dunkeln. Erst wenn der Mensch den Spruch Joh. 14, 6 mit dem besitzanzeigenden Fürwort der ersten Person zu brauchen weiß und glaubt, Jesus ist mein Weg, meine Wahrheit, mein Leben, dann erst ist man recht erleuchtet. Christus ist mein Leben, sagt Paulus. Solange der Mensch auch nur den Schatten von irgend etwas anderm sieht, durch das er selig zu werden hofft, ist er blind gegen das ewige Licht.

Eine andere Frage nun ist, wenn in der Erkenntnis von Sünde und Gnade die Errettung involviert ist, ein wie großes Quantum dieser Erkenntnis als zur Seligkeit unbedingt notwendig zu postulieren ist? Eine absolute Antwort läßt sich nicht geben; denn eine Erkenntnis, die für den Schächer am Kreuz vollgenügsam ist, wäre für einen Apostel vielleicht nicht ausreichend. Jedenfalls dürfen wir wohl die Erkenntnis des Zöllners und Schächers als das unbedingt Notwendige hinstellen. Ich bin verloren und habe keine Zuflucht als Gott. Das Bewußtsein muß vorhanden sein. Etwas paradox mag das folgende Gebet klingen: Herr,

mache mich zum Sünder, und dann mache mich von der Sünde frei! und doch kann darin a l l e s liegen! Wer nicht nur in Worten, sondern wirklich sich durch das Strafamt des Heiligen Geistes zum Sünder in seinem Bewußtsein hat machen lassen, der kann bitten wie der Schächer und beten wie der Zöllner, und hat Erkenntnis genug zur Seligkeit. Damit ist aber nicht gesagt, daß ein solcher nun in seiner Erkenntnis ruhen und stehen bleiben dürfe. Suchet in der Schrift, sagt der Herr (wenn anders die Form wirklich als Imperativ zu fassen ist). Jedenfalls genugsam sind die Stellen, worin uns das Bibelforschen anbefohlen wird.

Als das Maximum nicht nur der nötigen, sondern auch möglichen geistlichen Erkenntnis können wir es wohl bezeichnen, wenn jemand „nicht bedarf, daß ihn jemand lehre" (1. Joh. 2, 27); aber wer wird es erreichen? Hier auf Erden niemand. Deshalb bleibt immer noch genug zum Erlernen übrig, d. h. ein Erleben und Erfahren. Lernen und leben hat Luther schon in der Erklärung der ersten Bitte zusammengestellt. Wir stehen hier also in einem beständigen Streben nach höherer geistlicher Erkenntnis, die, wenn sie rechter Art ist, uns zur dritten Stufe der Heilsordnung der Bekehrung und der Buße führt.

IV. Die Bekehrung und Buße.

(De conversione activa et passiva).

Der Ev. Kat. nennt als nächstes Stück der Heilsordnung die Buße. Das ist aber nur bedingungsweise richtig, weil hierdurch die passive Reflexerscheinung an Stelle der aktiven Gnadentat des Heiligen Geistes in den Vordergrund gezogen wird. Wir fragen uns daher: Durch welche Tätigkeit des Heiligen Geistes erscheint in dem Menschen jener Zustand, den wir als Buße bezeichnen? und geben als Antwort: die Bekehrung.

Nun befinde ich mich da in einer von unserm Katechismus etwas abweichenden Lehrmeinung. Dieser nämlich identifiziert Rechtfertigung mit Wiedergeburt und Bekehrung, stellt diese also als Consequenzen der Heilsordnung hin. Dies ist aber meines Erachtens nicht richtig, sondern die Bekehrung und Wiedergeburt müssen der Rechtfertigung vorausgehen, und zwar in dieser Reihenfolge. Wenn wir die Definition unseres Katechismus von der Rechtfertigung annehmen, so ist es doch klar, daß Gott niemandem das Verdienst Christi zurechnen kann, seine Sünde vergeben und zu seinem Kinde machen, der dies alles noch gar nicht verlangt, sondern dessen ganzer Sinn noch an der Welt der Sünde hängt. Es läßt sich nicht bestreiten: Eure Sünden trennen euch von Gott (Jes. 59, 2). Wie in den Himmel einst nichts Unreines oder Gemeines eingehen kann, so findet auch hier schon keine Seele Einlaß zur Gotteskindschaft, die nicht von aller Sünde los ist. Und das eben geschieht durch Bekehrung und Wiedergeburt. Wir nehmen die Bekehrung zuerst, weil der Begriff der Wiedergeburt umfassender ist.

Was ist nun die Bekehrung? Wieder verwerfe ich die Definition in

Fr. 99 und erkläre: Die Bekehrung ist diejenige Tätigkeit des Heiligen Geistes, durch welche er dem Menschen den alten, auf die Welt hin gerichteten Sinn nimmt, so daß dieser in der Buße den breiten Weg verläßt.

Beweisen wir nun diese Behauptung! Die Bekehrung ist nicht, wie Fr. 99 anscheinend will, eine Selbsttat des Menschen, sondern eine Gottestat. So sagt die Bibel: Bekehre du mich, so werde ich mich bekehren. (Jer. 31, 18.)

Aber wir wollen auf den Urtext eingehen. Da ist zunächst beachtenswert, daß von dem term. techn. ἐπιστρέφειν wohl die aktive und passive, aber *nie* die mediale Form gebraucht wird. Das Medium bezeichnet ja nun entweder eine verstärkte aktive Handlung, oder die Handlung rückbezüglich auf das Subjekt (cf. δέω bedürfen, δέομαι med., nicht pass. = für sich bedürfen. Cremer Bibl. theol. Handwörterbuch S. 265 f.) ähnlich der hebräischen Form des Hithpael. Also ein „sich bekehren" ἐπιστρεφεσθαι gibt es in der Bibel nicht, sondern nur transitiv, aktiv ἐπιστρέφειν mit Angabe des Objekts: viele Luk. 1, 16; die Herzen der Väter Luk. 1, 17 den Sünder (Jak. 5, 19 f.), oder intransitiv, oder richtiger mit Auslassung des Objekts.

Von dem Passiv dürfen wir absehen, da es nur einmal im Neuen Testament gut bezeugt vorkommt, wenn auch öfter in der LXX. Die objektlose, intransitive Form nun finden wir, in religiös-sittlicher Beziehung angewandt, nicht bei den Uraposteln, (die eine Ausnahme, wo sie es brauchen (Matth. 13, 15; Mark. 4, 12) ist ein Zitat aus Jesaja), sondern nur bei Paulus und Lukas. Wie weit diese darin von der Profangräzität beeinflußt sind, ist unsicher. Sicher ist, daß der intransitive Gebrauch nicht durch Auslassung des Reflexivpronomens zu erklären ist. (Cf. Cremer l. c., der S. 70, auf welchen Abschnitt er bei ἐπιστρέφω ausdrücklich verweist). „Derselbe (scil. intransitive Gebrauch) findet sich gerade bei Verbis der Bewegung häufiger und erklärt sich dadurch, daß das Subjekt selbständig die Bewegung repräsentiert; vergl. das deutsche ziehen, transitiv und intransitiv gebraucht." Damit ist aber nun noch nicht gesagt, daß das Subjekt der Bewegung auch die Ursache der Bewegung ist. Vergl. 1. Mos. 11, 4: Da zog Abram aus; ja eigentlich ist es: da wurde Abram von Gott gezogen. So finden wir auch in den lukanischen und paulinischen Stellen über die Bekehrung gemeinhin die Ursache des faktischen Umkehrens angegeben. Vergl. Act. 14, 15 *predigen* das Evang., daß ihr euch bekehren sollt. Act. 26, 18 *aufzutun* ihre Augen, daß sie sich bekehren. NB. Hier kann man auch das ἐπιστρέψαι transitiv fassen und es korrespondierend fassen mit ἀνοῖξαι. Act 26, 20 *verkündigte*, daß sie Buße täten und sich bekehrten. Aber auch die Stellen, wo keine ursächliche Handlung des Bekehrens angegeben, schließen diese noch nicht aus, cf. Act. 9, 35; 15, 19; 2. Kor. 3, 16; 1. Thess. 1, 9.

Das Resultat unserer Untersuchung ist also, daß im Neuen Testament das Wort Bekehrung entweder eine transitive Tat bezeichnet,

oder aber doch wenigstens einschließt, jedenfalls aber eine menschliche Selbstbetätigung nirgends erweist.

Ist also die Bekehrung keine menschliche Tat, was ist sie dann? Die Bekehrung ist diejenige Gnadentat des Heiligen Geistes, durch welche er in dem Sünder die Sinnesänderung bewirkt, daß er das Heil in Christo ergreift.

Wenn in der Bibel so oft von der göttlichen Tätigkeit nicht geredet wird, sondern die Aufforderung an den Menschen, sich zu bekehren, in den Vordergrund tritt, so liegt das an dem Organ der Bekehrung im Menschen. Traf die Erweckung das Gefühl, die Erleuchtung den Verstand, so wendet sich die Bekehrung an den Willen des Menschen. Dahin will die Bekehrung den Menschen bringen, daß er spricht: „Ich will mich aufmachen." (Luk. 15, 18.) Das tut nun der Mensch nicht aus sich selbst, sondern ist offenbar an Gottes Werk im engsten Kausalnexus geknüpft. Wenn im alten Bunde die Aufforderung zur Bekehrung ergeht, so geschieht das immer mit einem Hinweis auf die Hand Gottes, die schwer auf Israel liegt, und anderseits auf die Gnade, die dem Volke winkt, wenn es sich bekehrt. Wenn Israel geängstet war (5. Mose 4, 30), bekehrte es sich; denn Gott hat keinen Gefallen am Tode des Gottlosen (Hes. 18, 21 ff). Bekehret euch, so werdet ihr leben. (Hes. 18, 32.) Das liegt in des Menschen eigener Hand. „Machet euch ein neu Herz und neuen Geist." (Hes. 18, 31). Dennoch ist es der Herr, der ein neu Herz und einen neuen Geist in sie gibt, der das steinerne Herz wegnimmt und ein fleischernes Herz gibt. (Hes. 36, 26 f.) Also aus göttlicher Gnadentat wird im Menschen eine Sinnesänderung μετάνοια hervorgebracht. Diese ist der Status der Erscheinung, während in der Bekehrung (ἐπιστροφή) der Status der Tätigkeit hervortritt. Gegen namhafte Gelehrte halte ich also die Bekehrung für das Aktivum und die Buße für das Passivum (cf. Cremer l. c. S. 687).

Was ist nun die Sinnesänderung, die der Heilige Geist hervorbringt? Das Stammwort des neutestamentlichen Terminus μετάνοια ist der νοῦς. Dieser ist speziell das Organ des sittlichen Denkens, der sittlichen Gesinnung (cf. Cremer l. c. S. 678). Dementsprechend ist μετάνοια nicht einfach = Sinnesänderung, sondern = Bekehrung, (Cremer l. c. S. 686), ein Eintreten in ein solches Verhalten zu Gott, welches sich nicht mehr wie bisher im Widerspruch mit dem Willen Gottes befindet. Will aber nun Gott, daß allen Menschen geholfen werde, so liegt in der μετάνοια mein nunmehriger Wille, daß auch mir geholfen werde.

Es kommt nun die große Frage an uns heran, wie bewirkt der Heilige Geist in uns solche Sinnesänderung, daß ich hinfort in dem bewußten Willen lebe, das Heil in Christo zu ergreifen? Das Organ des sittlichen Willens bezeichnen wir als das Herz, natürlich nicht den anatomischen Muskel, sondern gleichbedeutend mit Sinn, oder das persönliche Bewußtsein. Persönliches Leben ist bedingt durch das Bewußtsein

um das Ich. Dieses Ich, Bewußtsein, Sinn, Leben, steht aber im Menschen unter dem Banne der Sünde. Ja, so paradox es auch klingen mag, gerade die Sünde ist es, die den Menschen zur bewußten selbständigen Person macht. So war es nicht Gottes Wille bei der Schöpfung. Vielmehr war der Mensch so angelegt, daß in der Vereinigung des Menschen mit Gott das Personenleben zur völligen Entwicklung gelangen sollte. Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge, also auch der Mensch (Röm. 11, 36). Wer seine Seele zu erhalten sucht, wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen (Luk. 17, 33). Losgetrennt von Gott führt der Mensch ein persönliches Leben in sich, das aber dahin führt, daß das Leben zuletzt im geistlichen Tode erstirbt. Der bekehrte Christ aber bekennt mit Paulus: „Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir" (Gal. 2, 20) und stellt als sein Lebensziel hin: Unser keiner lebt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn (Röm. 14, 6 f). Wir sind geschaffen, für und in Gott zu leben, durch die Sünde aber leben wir uns selber. Die unmündigen Kinder, die noch kein bewußtes Ichleben haben, stellt Christus uns als Muster hin. Ihr Personenleben ist noch ein unbewußtes, sie leben und reden nur in der dritten Person. So soll auch das Personenleben des Erwachsenen in der dritten Person sein, kein Ich und Du, als Gegensätze, kein Ich — Mensch, Du — Gott; sondern Er Gott soll alles absorbieren, das Ich und das Du. Erst wo in bewußtem Geschehen das Ich und Du in dem einen Er, dem Lamm, das erwürget ist, aufgehen, erst da können wir von Bekehrung reden.

Es ist aber nun angesichts der Tatsache, daß alle Kreatur fleischlich, d. h. sündig gesinnt ist, ganz klar, daß nur eine Gnadentat Gottes allein diese Aenderung schaffen kann, daß der Mensch bewußt seiner selbst unbewußt wird, und dafür mit dem Gottesbewußtsein erfüllt wird. Und von dieser Erörterung aus erledigt sich auch die Frage, ob einmalige oder wiederholte Bekehrung geschieht.

Gewiß muß festgestellt werden, daß die Bekehrung, wenigstens in sofern sie als ihre passive Reflexbewegung der Buße zu Tage tritt, sich immerfort auf's neue wiederholen muß. So sagt Luther: daß der alte Adam soll durch tägliche Reue und Buße u. s. w. So sagt Paulus: Erneuert euch im Geist euers Gemüts (Eph. 4. 23). Bis aufs Blut müssen wir widerstehen im Kampf wider die Sünde (Hebr. 12, 4), nämlich mit dem Herrn der Welt, mit den bösen Geistern unter dem Himmel (Ehp. 6, 12). Der Mensch muß sich wohl hüten, auf seinen vermeintlichen Lorbeeren ausruhen zu wollen; denn, wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. Wer nicht den Geist des Christentums als einen Geist beständigen Wachens und Kämpfens erfaßt, der weiß überhaupt nicht, was die Buße ist. Wahrlich die Bekehrung ist kein faules Ruhepolster, auf dem der Bekehrte nun allmählich wieder in den Sündenschlaf verfallen kann, sondern wenn der göttliche Akt sich zu einem festen Lebensstatus im Menschen ausbilden soll, so gibt es kein Stillstehen, sondern nur einen steten Lauf in den Schranken, ein tägliches Untertauchen

in Jesu Blut. Damit ist aber nicht gesagt, daß die aktive Bekehrung sich auch immerfort wiederholt. Das ist vielmehr eine einmalige abgeschlossene Tatsache. Da wir tot waren, *hat* Gott uns lebendig gemacht (Eph. 2, 5). Aus Gnaden *seid* ihr selig *geworden* (Eph. 2, 8). *Weiland* ferne, *seid* ihr nun nahe *geworden* (Eph. 2, 13). Ihr *waret* wie die irrenden Schafe, nun aber *seid ihr bekehrt* (1. Petri 2, 25). Die Christen sind aus dem Tode in das Leben übergegangen (1. Joh. 2, 14), sie haben einen neuen Lebenszustand erreicht. Nur, und das ist ein großes Nur: Wer da wirklich bekehrt ist, der sagt es nicht. Der sel. Baron v. Kottwitz, einer der Männer, denen Aug. Tholuck so viel zu verdanken bekannte, betete an seinem 70. Geburtstag, Gott möge ihn endlich bekehren. Lassen wir es dahingestellt sein, ob dies Gebet ein Ausfluß der Unwissenheit über sein Bekehrtsein, oder aber ob es nicht zu fassen ist, wie Pauli Ausruf (Röm. 7, 24) als ein Notschrei der bekehrten Seele, die ihrer Sünde Last fühlt. Sei dem, wie es wolle, das müssen wir beherzigen, was 1. Kor. 4, 3 uns sagt: Nicht andere richten, auch sich selbst nicht richten. Der Herr richtet. Gerade wo in manchen Kreisen die Bekehrung zum Schiboleth geworden ist, müssen wir uns mit großem Ernst in unserm Urteil über die Bekehrung, sei es die eigene oder eine andere, bescheiden. Weizen und Unkraut soll miteinander wachsen, und *soll nicht* geschieden werden, bis die Bekehrungszeit zu Ende ist. So ist es, und so ist es gut, und so soll es bleiben.

Wenn wir nun gleichwohl so oft den Fall sehen, daß ein Mensch wohl öfter Anläufe nimmt in der Bekehrung und doch nie das Ziel erreicht, oder daß ein bekehrter Christ (wie Judas oder Demas) die Welt wieder lieb gewinnt, so berechtigt das zu der Frage: Gibt es auch eine *ungenügende* Bekehrung?

Manche Gelehrte halten, daß wie die Erweckung, so auch die Bekehrung eine ungenügende sein kann. Der lutherische Theolog Wacker z. B. teilt sie in die „*naive*" ungenügende Bekehrung, wie sie sich in der griechischen Kirche vornehmlich finden soll, die bei orthodoxer Lehre „durch und durch in Werkerei und Aeußerlichkeit erstarrt," und in die „*konfessionell und bewußt lehrhaft* ausgestaltete Form ungenügender Bekehrung." (Wacker l. c. p. 140 f.). Diese findet sich angeblich in der katholischen Kirche einerseits, und in der reformierten Konfession und den zahlreichen mit ihr zusammenhängenden Sektenbildungen. S. 142 kommt zu dieser gemischten Gesellschaft noch die „evangelischen Lehrformen der ungenügenden Bekehrung," so daß wir in pflichtschuldigster Demut darauf vorbereitet sind, wenn auf S. 143 dem „Bekenntnis der reinen Lehre" (vulgo Neuluthertum) das Wächteramt über die genügende Bekehrung feierlichst übertragen wird. Es ist traurig zu sehen, zu welchen Bocksprüngen ein überspannter Konfessionalismus selbst tüchtige Gelehrte verführen kann.

Es ist gewiß richtig, was Wacker sagt, daß es vorkommt, daß das Innerste des Sinnes ungeändert bleibt und das „Rein ab und Christo

an" nicht erreicht wird, also der Bruch mit der Selbstgenügsamkeit und der Anschluß an Christum nicht in entscheidender Weise eintritt. Nur ist zweierlei dagegen einzuwenden, nämlich daß diese Gefahr dort mindestens ebenso groß ist, wo man das goldene Kalb der „reinen Lehre" anbetet, als da, wo „evangelische Lehrformen die Sakramente fast aller Bedeutung entkleiden." Und zum andern: Will Wacker das eine ungenügende Bekehrung nennen, so ziehen wir es vor, solchen Zustand als überhaupt keine Bekehrung zu bezeichnen. Da wir vielmehr die Bekehrung als eine Tat Gottes und nicht als einen Zustand definieren, und weiter alle Gaben und also auch Taten Gottes gut sind, so können wir nicht über den Heiligen Geist zu Gericht sitzen, kritisieren und seine Tat hier als „gut", dort als „genügend" und dort als „ungenügend" rezensieren. Vielmehr gilt es festzustellen, daß alle Taten Gottes am Menschen niemals ex opere operato wirken, sondern daß die gratia eine resistibilis ist. Das steht mir fest, daß die Bekehrung nur eine vollkommene sein kann und ist. Bekehre mich, so bin ich bekehrt. Aber ebenso fest steht, daß die Bekehrung eo ipso zu stetem Kampf und nicht zur Ruhe führt, daß sie mit einem Worte ihre Wirksamkeit verlieren kann, wenn der Mensch aus seinem eigenen freien Willen sich ihrer Konsequenz widersetzt, mag er das nun bewußt tun, oder unbewußt. Von dem Moment der Bekehrung an, wird der Lebenskampf nicht leichter und weniger, sondern stärker und häufiger.

Solche Rückfallserscheinungen, wie Judas und Demas, sind gerade die besten Stützen für die Richtigkeit unserer Beweisführung. Es ist ganz undenkbar, daß in der unmittelbaren Umgebung und unter dem täglichen Einfluß Jesu die Tätigkeit des Heiligen Geistes das Herz des Verräters nur ungenügend hätte beeinflussen können. Nein, Judas war weder ungenügend, noch sonst irgendwie bekehrt, sondern einfach gar nicht. Wie und warum er trotzdem in die Schar der Apostel gelangen konnte, ist eine Frage für sich, die nicht hieher gehört.

Eine andere Frage von Wichtigkeit, die hier erledigt werden muß, ist die nach der zeitlichen Bestimmtheit der Bekehrung. Wir wiederholen: Entweder ist ein Mensch bekehrt, oder er ist es nicht. Wir haben es hier zu tun mit einem Dilemma, das nicht etwa auch ein Trilemma oder Polylemma sein kann. In der Logik gibt es verschiedene Gegensätze, z. B. schwarz und nicht schwarz, oder schwarz und weiß. Beides sind Gegensätze; aber während schwarz und weiß nur die Endpunkte einer unendlich langen Reihe sind, zwischen denen die ganze Skala von Farbentönen liegt, so sind schwarz und nicht schwarz zwei schroffe Gegensätze, zwischen denen es kein Mittel gibt. Gerade so ist es mit der Bekehrung. Bekehrt und nicht bekehrt, dazwischen gibt es nichts, keinen Zustand, also auch keine Zeit. Der Mensch ist entweder im Leben oder im Tode, entweder ein Glied des Reiches dieser Welt oder des Reiches nicht von dieser Welt. Nehmen wir argumenti causa an, es könnte einen Zustand geben, wo ein Mensch weder dem Teufel noch Gott anhinge. Gesetzt, dieser Mensch stürbe in diesem Zustand: was dann?

Der Teufel hätte kein Anrecht an ihn, so wäre ihm die Hölle verschlossen. Aber an Gott hätte dieser Mensch auch keinen Teil, so wäre ihm auch das Himmelreich verwehrt. Wohin nun mit ihm? Es gäbe nur den Ausweg eines permanenten Zwischenortes. Der aber ist schriftwidrig, also falsch. Da nun unsere Deduktion also zu einem falschen Endresultat führt, und die Zwischensätze unbestreitbar sind, muß folglich der Obersatz falsch sein, in unserm Fall die Annahme: es gäbe einen Zustand, der weder bekehrt, noch nicht bekehrt sei. Und damit ergibt sich auch, daß keine Zwischenzeit sein kann. Sondern die Bekehrung ist ein Moment. Kommen wir den Bestreitern dieses Satzes auch entgegen. Es ist wohl möglich, daß der Anfang der Bekehrung weit von dem Abschluß derselben entfernt ist. Ein Wanderer mag lange das Bewußtsein haben, wohl nicht auf dem rechten Weg zu sein, er mag noch so lange still stehen und überlegen, er mag noch so langsam und zaudernd herumdrehen, es ist doch nur ein Moment, wo er den Fuß ansetzt, um zurückzudrehen. Gerade so ist die Bekehrung erst abgeschlossen in dem Moment, da der Sünder spricht: „Ich will mich aufmachen." Wir dürfen wohl auf Paulus als klassisches Beispiel exemplifizieren.

Saulus, ein Gottsucher κατ᾽ἐξοχήν, unbefriedigt von der rabbinischen Gesetzesgelehrsamkeit, zu Füßen des, den Nazarenern gegenüber eine wohlwollende Neutralität ausübenden Gamaliel mit der Lehre Jesu bekannt geworden, Augenzeuge von Stephani und vieler anderer Märtyrer Heldentod, hätte längst die seinem Geiste so kongeniale Fahne des Messias aufgenommen, wenn nicht eben als der Stein des Anstoßes Golgatha im Weg gewesen wäre. Das konnte er nicht fassen, daß dieser Verbrecher sollte des Himmels und der Erde Herr sein.

So sind seine Christenverfolgungen nur das Löcken der im innersten Zentrum getroffenen Seele gegen den Stachel. Jesus mußte ein toter Verbrecher, seine Jünger hirnverbrannte Narren und strafwürdige Frevler sein, sonst hätte Saulus ja unter ihnen sein müssen. Da kam das Licht vor Damaskus mit dem Anschauen der Herrlichkeit des Herrn, in dem Augenblick war die Bekehrung abgeschlossen. Ein Moment nur, nicht mehr, war es, aber ob Paulus sich dessen bewußt war, ist fraglich. Wenigstens sagt er es nie. Was in jenen Tagen bis zur Taufe in seiner Seele vorging, die Kämpfe, Niederlagen und Siege, war genug, sonst ein ganzes Leben auszufüllen. Es ist falsch, zu behaupten, daß der Mensch sich auch des Momentes seiner Bekehrung bewußt sein m ü s s e. Bei dem einen wird dieser Vorgang geschehen in Feuer und Erdbeben, bei dem andern in stillem, sanften Wehen. Naturgemäß kann bei beiden das Bewußtsein davon nicht ein gleiches sein. Ganz genau kann m. E. überhaupt niemand den Zeitpunkt angeben, weil gerade ein solches blitzartiges Erlebnis des Menschen Herz so sehr erfüllt, daß er unmöglich seine Gedanken und Blicke dabei auf seiner Taschenuhr haben kann. Aber ein Moment bleibt die Bekehrung darum doch. Daß über diese Frage so viel Unklarheit herrschen kann, erklärt sich daraus, daß so manche Mosesseele nur bis Pisga vor der Bekehrung kommt, und wohl

darüber reden kann, obwohl sie nie hineinkommt; anderseits aber auch so manche Seele, die über den Jordan der Bekehrung gegangen ist, als Salzsäule mit verrenktem Hals stehen geblieben ist und noch viel von den Herrlichkeiten des verlassenen Gomorrha redet; während endlich wieder so manche andere Seele, die unentwegt dem Jerusalem droben zueilt, vergißt, was dazwischen liegt, seit sie über den Jordan ging und redet, als sei sie eben erst oder noch gar nicht herüber. Dadurch wird die Grenze unklar, und darum muß es betont werden, die Bekehrung geschieht in einem Augenblick.

Die passive Seite der Bekehrung, die Buße, hat nach unserm Katechismus fünf Stücke, Erkenntnis der Sünde, Bekenntnis derselben, Reue über die Sünde, Lossagen von ihr und endlich das Verlangen nach Gnade. Damit können wir uns im Großen und Ganzen einverstanden erklären. Auf einen speziellen Punkt werden wir demnächst noch einzugehen haben.

Eine bestimmte Definition der Buße gibt unser Katechismus nicht, und es ist auch nicht leicht eine solche auch für Kinder verständliche Erklärung zu geben, da die Buße nicht eine einheitliche Erscheinung ist, sondern einen ganzen Komplex verschiedener Seelentätigkeiten einbegreift. Dennoch müssen wir für uns versuchen, uns Klarheit über dieselbe zu gewinnen.

Das Alte Testament kennt die Buße in ihrer gesetzlich normierten Gestalt als Sühne und Schuldopfer. Wo aber der Mensch meint, mit diesen äußerlichen Stücken die Buße erfüllt zu haben, da weist es auf die Hauptsache hin, die Erkenntnis (Ps. 51, 5), das Bekenntnis (Ps. 32, 5), das geängstete und zerschlagene Herz (Ps. 51, 19), die wirkliche Lebensbesserung (Jes. 1, 17, cf. Hes. 33, 15), der Glaube an die Gnade und das Gebet um die dieselbe wie um die Heiligung (Ps. 3, 11—13).

Alle diese einzelnen Stücke der Buße faßt das N. T. in dem einen Wort: Sinnesänderung zusammen, und zwar nicht jede beliebige Sinnesänderung, sondern als diejenige, welche die Empfänglichkeit für das Heil in Christo vollendet. Wir definieren also die Buße als *diejenige vom Heiligen Geist gewirkte Sinnesänderung, welche das Heil in Jesu verlangt und ergreift.* Man beachte wohl, daß die Buße das Heil sich noch nicht an- und zueignet (das tut der Glaube), sondern nur ergreift.

Gehen wir die einzelnen Stücke der Reihe nach durch, so finden wir, daß wir die Erkenntnis ja schon bei der Erleuchtung besprochen haben, und können uns nun gleich zum Bekenntnis wenden. Es entspricht durchaus der Lehre der Bibel, wenn wir als einen notwendigen Teil der Buße das offene, freimütige Eingeständnis der Sünde fordern. Als David nach seinem Ehebruch zur Buße kam, da spricht er: Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen (Ps. 32, 5), und sagt zu Nathan: Ich habe wider den Herrn gesündigt (2. Sam. 12, 13). Der verlorene Sohn demütigt sich vor seinem Vater: Ich habe gesündigt, der Zöllner nennt sich vor Gott nur: ich Sünder. Der Schächer am Kreuz bekennt,

daß er empfängt, was seine Taten wert sind, und Zachäus gesteht dem Herrn, daß er betrogen hat.

Nun ist es ganz gewiß eine der härtesten Aufgaben, die man dem alten Adam stellen kann, sich zu demütigen, und es ist auch psychologisch gar nicht anders zu erwarten. Gleichsam angeboren ist es dem Menschen, stets nach oben zu streben, und wo man keine Höhe erreichen kann, da fingiert man sich so gerne eine, wenn auch noch so imaginäre Erhabenheit, von der aus man in echter Pharisäerselbstzufriedenheit auf alle anderen herabschaut. Nun aber kommt die Erkenntnis der Sünde und nötigt den Sünder herabzusteigen, — das tut man, wenn auch ungern — und das Bekenntnis will nun auch noch das Herabsteigen publik machen; und den Trost, den Schein aufzuhalten, wenn auch schon das Sein verloren ging, den mag man sich nicht nehmen lassen. So spricht, wie gesagt, der alte Mensch, der noch nicht bekehrt ist. So lange in dem Herzen auch noch der leiseste Schimmer von eigenem Glanz ist, hat der Heilige Geist das Werk der Bekehrung noch nicht vollendet, da, wie wir gesagt haben, sein Hauptzeichen ist: Rein ab von der Welt. Was das Bekenntnis aber noch schwerer macht, ist das Bewußtsein von der Heiligkeit Gottes. Vor den Menschen mag man selbst bei dem Bekenntnis der schwersten Schuld, immer noch darauf rechnen, daß der, dem man sein Bekenntnis ablegt, auch nicht ohne Sünde ist, also nicht den ersten Stein werfen darf. Wie anders steht aber der Mensch vor Gott in seines Nichts durchbohrendem Gefühle. Aber gerade deshalb, weil diese Aufgabe eine so schwere ist, ist die Erfüllung derselben der Beweis der aufrichtigen Buße.

Es fragt sich nun nur, vor wem der Sünder seine Sünde bekennen soll. Von vornherein abzulehnen ist natürlich die Ohrenbeichte als ein ganz unerträglicher Gewissenszwang, sowohl für den Beichtenden, wie für den aufrichtigen Beichtvater. Der Prediger hat genug und zu viel an seiner eigenen Sünde zu tragen, als daß er sich noch mit fremder beladen sollte. Er kann ja auch bestenfalls nur der Mittelsmann sein, der hinweist auf den, der der ganzen Welt Sünde trägt. So ist also der Thron Gottes der Platz, vor dem wir unsere Sünde im Bekenntnis niederlegen sollen und dürfen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß es dem mühseligen und beladenen Herzen, das sich nach einer Aussprache sehnt, verwehrt ist, bei seinem Seelsorger Rat und Trost zu suchen. Ein solches freiwilliges Bekenntnis, wie es in der Privatbeichte abgelegt wird, ist immerhin nützlich und heilsam, weil es der Seele Erleichterung verschafft, gehört aber nicht in das eigentliche Gebiet unserer Abhandlung; denn ein solches Bekenntnis setzt das Bekenntnis vor Gott voraus, und das ist der springende Punkt: das Bekenntnis vor Gott nicht der allgemeinen Sündhaftigkeit, sondern vielmehr noch der einzelnen bewußt gewordenen Sünden. Der 51. Psalm Davids ist uns ein Beispiel, wie auch die einzelne Sünde sich in einem Bekenntnis entladen muß. Auffallend ist an diesem Psalm nur das Wort „allein“ in V. 6; denn wenn auch die Sünde gegen Gott das bei weitem überwiegende ist,

so steht doch die Verfehlung gegen den Mitmenschen vor dem aufrichtig bußfertigen Herzen in voller Schwere da. Darum gilt das Wort Jak. 5, 16: „einer bekenne dem andern seine Sünde", auch noch heute, wenn auch in einer gewissen Modifikation.

Es gibt nämlich Leute, die, wenn man so sagen darf, von einer Bekenntniswut, wie von einer Krankheit, befallen sind. Das ist aber nicht das Richtige; denn es offenbart sich darin auch ein geistiger Hochmut. Kann der Mensch sich nicht vor allen andern auszeichnen durch Frömmigkeit, so gibt es welche, die, um nur um jeden Preis hervorzuragen, lieber nach unten, durch ihre Sünde als gar nicht hervorragen. Der stille Nebengedanke dabei aber ist: Was bin ich doch für ein trefflicher Mensch, daß ich so demütig bin, solche Sünde zu bekennen. Nein, das Sündenbekenntnis ist viel zu keusch und heilig, als daß man es so vor aller Welt profanieren sollte. Darum halte ich es auch für verkehrt, ein eingehendes Sündenbekenntnis im öffentlichen Gemeindegottesdienst ablegen zu lassen. Wenn A. gegen B. sündigt und bekennt nachher dem B. seine Verfehlung, so ist die Sache damit zu Ende und geht niemand weiter an. Also nur gegen den Bruder, gegen den wir uns versündigt haben, besteht eine Bekenntnispflicht, sonst nicht.

Als nächsten Punkt der Buße nennt unser Katechismus die Reue. Die katholische Kirche bezeichnet als Reue (contritio) den Schmerz und den Abscheu der Seele vor der begangenen Sünde mit dem Vorsatz, nicht wieder zu sündigen. Trid. sess. 14 cap. 4 in Catech. Rom. quaest. 22—31. Da aber das Konzil in derselben Session die attritio, d. h. „die unvollkommene Reue, die entspringt aus der Erwägung der Schändlichkeit der Sünde oder aus der Furcht vor der Gehenna und den Strafen," ansieht „als ein Geschenk Gottes, durch welches Hilfe der Bußfertige sich den Weg zur Gerechtigkeit bereitet," also die unvollkommene Reue, wenn auch nicht als sakramental wirkend, aber doch als eine hinreichende Herzensdisposition erklärt (ibid. can. 5.); somit also die attritio der contritio äquivalent ist, so können wir uns nicht verhehlen, daß die römische Kirche die Reue als menschliche Leistung ansieht. Sie bewährt also auch in diesem Stück ihren pelagianisch-synergistischen Charakter, und ist also auch in diesem Punkte irrelehrend.

Mit Recht sagt Irion: Wer die Sünde bereut, weil er sieht, daß sie ihn von Gott scheidet, der hat die rechte Reue. Evangelische Lehre läßt keine attritio zu, sondern nur das ist echt bereut, was dem Sünder leid tut und schmerzt ohne alle Nebenrücksichten auf Strafe und Konsequenzen, um der Tat selber willen. Wenn 2. Kor. 7, 10 die göttliche Traurigkeit und die Traurigkeit der Welt neben einander gestellt sind, so dürfen wir ohne Selbstüberhebung jene als die evangelische Reue bezeichnen, die Traurigkeit der Welt aber als die katholische Attritio. Repräsentanten der evangelischen Reue sind David (Ps. 51), Petrus (Luk. 22, 62), die große Sünderin (Luk. 7, 36—50); Repräsentanten aber der katholischen attritio sind Judas, dem die Folgen des Verrats nur leid tun (Matth. 27, 4) und Ahab (1. Kön. 21, 27), der nur aus Furcht vor dem gedroh-

ten Strafgericht Buße tut, und die auch nur äußerlich. Schon Jesaja fordert (1,16) „waschet, reiniget euch," was bei den strengen Reinigungsgesetzen und dem ganzen Charakter Israels unmöglich äußerlich gemeint sein kann. So mahnt auch Jeremia (4, 14) „waschet eure Herzen." So bringt vor allem der Heiland in seiner großen Weherede (Matth. 23, 23 ff.) darauf, daß vor allem das Herz gereinigt werde. Somit stehen wir auf völlig biblischem Grunde, wenn wir die Reue erklären, als das Leidtragen um unsere Sünde, die uns von Gott trennt. Dies ist mein Schmerz, dies kränket mich, daß ich nicht, o mein Heiland, dich so liebe, wie ich sollte. Wer so gesinnt ist, der hat die echte Reue, und damit auch deren Verheißung (Matth. 5, 4): Selig sind, die da Leid tragen.

Das Lossagen von der Sünde ist der nächste Schritt in der Buße, obwohl er durchaus nicht zeitlich von der Reue braucht getrennt zu sein. Wir dürfen uns hier kurz fassen; denn es ist eine natürliche Folge, daß der Sünder, wenn ihm die Sünde selbst leid tut, nach dem inwendigen Menschen (Röm. 7, 22) keine Sünde mehr will, sie auch nicht mehr wollen k a n n. Selbstverständlich aber bedeutet das nun nicht ein plötzliches Freisein von aller Sünde, sondern nur ein geistig von ihr gelöst sein. Gerade der Bekehrte wird täglich die Macht der Sünde fühlen und die Ohnmacht des Fleisches gegenüber der Macht der Sünde (Röm. 7, 19), und wird sich dadurch desto stärker zum letzten Stücke der Buße, dem Verlangen nach Gnade, dem Gebet um Vergebung wenden.

Vorher noch eine kurze Bemerkung. Nach katholischer Lehre gehört zur Buße auch die satisfactio. Fassen wir diese als Genugtuung Gott gegenüber, so ist die Lehre natürlich unsinnig, denn kein Sünder kann vor Gott genug tun. Ist die Satisfaktion aber gegenüber den Menschen gedacht, als ein Wiedergutmachen des begangenen Unrechts, soweit als es möglich ist, juristisch ausgedrückt, als eine: restitutio in integrum, so ist sie nicht nur berechtigt, sondern ein absolut nötiges Stück der Buße, cf. Zachäus. Das ist aber ein Punkt, der den evangelischen Christen so oft fehlt. Ueber der starken Betonung des Innenlebens vergißt man den nötigen Nachdruck auf das Außenleben zu legen. Hier ist der Punkt, wo die Lehre von der Besserung sollte Platz haben. Und darum tut es mir leid, daß unser Katechismus die Besserung ganz übergeht, (wenn Irion sie auch unter Lossagen bespricht). Wie die Welt nun mal ist, ist der Respekt vor dem gedruckten Wort ja unendlich größer als dem gesprochenen. Was im Katechismus gelernt ist, das bleibt Wahrheit, das erläuternde Wort des Pastors ist bald vergessen. Aber aus dieser praktischen pastoral-theologischen Erwägung heraus wäre eine deutliche Benennung der Besserung zu wünschen.

Verlangen nach Gnade endlich ist das höchste Stück der Buße. Hier dürfen wir uns sehr kurz fassen. Dieser Punkt wird ja von niemand bestritten und findet ja auch in der Bibel so mannigfache Belegstellen, daß wir ihn nicht länger zu besprechen brauchen. Das Verlangen nach Gnade hat auch die Verheißung der Erfüllung und ist das Stück der Buße, das zum nächsten Punkt der Heilsordnung, der Wiedergeburt

und dem Glauben einführt. Die Bekehrung und Buße machen den Sünder zu einem neuen Menschen, der in der Wiedergeburt zu Tage tritt und den Glauben hat. Bei der Buße, dem Verlangen nach Gnade, stehen bleiben, ist nutzlos. Es muß der Glaube hinzukommen, daß Gott will Gnade walten lassen. So ergibt sich naturgemäß als nächstes Stück der Heilsordnung die Wiedergeburt und als ihr persönlicher Reflex, der Glaube.

Vorher aber noch einige ganz kurze Worte über den sogenannten Bußkampf. Was ist davon zu halten? Gewiß verursacht die Buße jedem Sünder einen Kampf, der sich sogar leibhaftig fühlbar machen kann (cf. Ps. 6, 7; Act. 9, 9; vgl. auch Luther im Kloster). Abzuweisen ist aber unbedingt die Forderung, daß ein solch erschütternder Bußkampf und Bußkrampf bei jeder Bekehrung äußerlich sichtbar sein müsse. Die Buße eines Timotheus (2. Tim. 1, 5; 3, 15) ist natürlich anderer Erscheinungsart als die Petri. Und gerade bei tiefen Wassern geht oft eine Bewegung still und unbemerkt davon, während eine Erschütterung einer flachen Schale sich notwendig an der Oberfläche zeigen muß. Die Erfahrung lehrt, daß bei plötzlichen heftigen Bekehrungen nur zu oft ein Strohfeuer entbrennt, das bald nichts als Asche hinterläßt. So gewiß also ein Bußkampf nötig ist, so gewiß auch ist es die äußerliche Erscheinung desselben nicht.

Predigt über Epistel I. Petri 2, 11—20.

Von P. Emil Stech.

„Jubilate."

Das Evangelium des heutigen Sonntages ist den Abschiedsreden des Herrn Jesu an seine Jünger entnommen, die er in der Nacht, da er verraten ward, an seine Jünger richtete, auf dem Wege von dem Saale, da er das Passahmal mit seinen Jüngern gefeiert und das heilige Abendmahl eingesetzt — nach Gethsemane. Obwohl in jener dunkelsten aller Nächte gesprochen, enthalten diese Abschiedsreden Jesu doch einen gewissen F r e u d e n t o n. Man merkt's seinen Worten ab, wie er im Geiste die selige Vollendung in der Ewigkeit, das siegende: „Es ist vollbracht" vor sich sieht. Während der Leib hinuntersteigt in die tiefste Tiefe der Erniedrigung, schwingt sich dennoch sein Geist empor zu den lichten Höhen der himmlischen Gefilde. Die Reden Jesu atmen Wanderluft und Ewigkeitsduft. Darum passen sie weniger in die Passionszeit als vielmehr in die Pfingstzeit hinein, aus welchem Grunde denn auch von alters her die Kirche aus diesen Abschiedsreden Jesu die Evangelien für diese Sonntage gewählt hat. — Unser Heiland fühlte sich als ein Fremdling und Pilger hier auf Erden, und ob auch die Zeit seiner Erniedrigung näher heranrückte, die ihm wohl manche bange Stunde bereitete, so schaute er doch über diese Zeit hinaus, sah die Zinnen der güldenen Stadt ihm freundlich entgegenwinken, und daher der F r e u d e n ton in den Abschiedsreden. — Auch wir, meine lieben Zuhörer, sind Gäste

und Fremdlinge hier auf Erden und haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir, sollen und wollen sie suchen. Das Jerusalem droben, das ist unser aller Mutter, das ist unsere wahre und ewige Heimat. Darum nimmt unsere Epistel in so schöner Weise den Pilgerton und die Wanderluft aus dem Evangelium auf und gibt den Christen, eben als Fremdlingen und Pilgern hier auf Erden, gleich unserm Heilande Jesu Christo, Ermahnungen bezüglich ihres Verhaltens hier in dieser Welt. Und gibt es leider heutzutage viele Christen in Anführungsstrichen, die da seufzen über solche Ermahnungen und Anweisungen des Wortes Gottes, so wird doch andererseits die Tatsache, daß wir eine ewige Heimat haben und hoffen dürfen, alle wahren Christen mit Freude erfüllen, so daß sie jubeln und singen dem, der uns aus der Finsternis berufen hat zu seinem wunderbaren Lichte; dem der uns den Weg gebahnt hat aus der Fremde zur ewigen Heimat. Jubilate, jubelt, jauchzet, so lautet auch die Aufforderung des heutigen Sonntages. Und nach Anleitung und auf grund unserer Epistel wollen wir heute Morgen betrachten und beherzigen:

Der Christ auf Erden ein Fremdling, ein Pilger zur himmlischen Heimat.

1. Er lebt wohl **in** der Welt, aber ist doch nicht **von** der Welt;

2. Ist er auch nicht **von** der Welt, so lebt er doch **in** der Welt.

„Mein Leben ist ein Pilgerstand, Ich reise nach dem Vaterland,
Nach dem Jerusalem dort oben;
Wo eine ewge Ruhestatt Gott selber mir gegründet hat, Da werd' ich ihn ohn Ende loben."

I.

Der Apostel schaut mit den Worten unserer heutigen Epistel gleichsam hinein ins bunte Gewimmel der Welt und ihrer Kinder. Rastlos strebt jeder vorwärts; ruhelos, rastlos, rennend, jagend nach irdischen Gütern, die ebenso oder auch nicht so vergänglich sind, wie er selbst. Das Dichten und Trachten der Weltkinder, darunter viele sind, die in der Taufe Christum angezogen haben, geht im großen und ganzen nur darauf: einen recht großen Haufen von kleinen runden Metallstücken mit dem Bilde der Freiheitsgöttin darauf, zu sammeln, in der törichten Meinung, daß ein solcher großer oder kleiner Haufe, je nachdem — sie glücklich machen könnte. Und wenn der Haufe fürs erste groß genug zu sein scheint, um das Leben ein wenig gemütlicher zu nehmen, dann fordert das Grab seinen Raub und — weß wird sein, das du bereitet hast? In dieses bunte, ruhelose, manchmal auch schmutzige Gewimmel dieser Welt schaut der Apostel hinein, aber nicht dieses, sondern eine kleine Schar von Pilgern, die über diese Erde ziehen, fesselt seinen Blick, das Auge haben sie in die Ferne gerichtet, hinauf zu den Herrenbergen, von denen ihnen die Hilfe kommt. „Palmen in ihren Händen

und Psalmen auf ihren Lippen" streben sie nach einem bessern Vaterland, nichts Irdisches, was mit dem Irdischen vergeht, ist ihr Ziel, sondern das ewige wahre Gut, das bleibt, wenn alles vergeht. An diese kleine „Wüstenkarawane" richtet der Apostel seine Worte, sie zu stärken auf ihrer Wanderung nach dem himmlischen Jerusalem ist seine Absicht, diese redet er an: „Liebe Brüder, ich ermahne euch als die Fremdlinge und Pilgrime." O, meine lieben Zuhörer; wie viele von uns gehören zu dieser Schar, die da wandern nach der himmlischen Heimat, und diese Erde nur als einen vorübergehenden Aufenthaltsort betrachten? Gehörst du dazu? Wenn nicht, so siehe zu, daß du dich zu dieser Schar gesellst, lieber heute, wie morgen. Ach, es ist traurig bestellt um dieses himmlische Heimweh in der Christenheit! Wie viele Gemeinden gibt es, unsere nicht ausgenommen, zu denen Glieder gehören, die sich wohl Christen nennen, aber es doch nicht sind, die sich zu den Pilgern nach der himmlischen Heimat zählen, aber doch nicht die Vorschriften ihres Reisepasses befolgen wollen. Wie werden sie sich wundern, oder auch nicht wundern, wenn ihnen die Himmelstür nicht aufgetan wird. Und warum? Weil sie ihren alten, kalten, harten Fleischessinn mitbringen; weil sie nicht brechen wollen mit den Lüsten des alten Menschen; weil die Gnadensonne Jesu Christi ihr altes, totes, kaltes, liebloses, hartes Herz nicht erwärmen darf. Und doch spricht die Schrift: „Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden." Das meint auch der Apostel, wenn er uns heute zuruft: „Lieben Brüder, ich ermahne euch als Fremdlinge und Pilgrime, enthaltet euch von fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten." Alles das, was unsere durch die Sünde verderbte Natur gern will, wonach unser Fleisch gelüstet und verlangt, ohne das es nicht leben zu können meint, das sind Fleischeslüste und die streiten wider oder gegen die Seele. Je nach der Verschiedenheit des Menschen werden auch diese Fleischeslüste verschieden sein. Bei dem einen werden diese Fleischeslüste: Versuchung zur Unzucht, Unreinigkeit und Ausschweifung, zur Unmäßigkeit im Essen und Trinken sein; bei dem andern kann diese fleischliche Lust ein Hang zum Spielen oder „Gambeln", ein besonderes Verlangen nach Vergnügungen, weltlichen Lustbarkeiten, Tanz u. s. w. sein, und je roher, unanständiger und wilder es bei solchen Gelegenheiten hergeht, desto lieber ist es einem solchen Lustmenschen. Bei einem dritten kann diese fleischliche Lust bestehen in der Freude am und zum Zanken und Streiten, und nicht nur tut ein solcher das selbst, sondern er veranlaßt noch andere dazu, indem er durch Verleumdung und Klatscherei Unkrautsamen säet. Bei diesen besteht die fleischliche Lust in Eitelkeit und Putzsüchtigkeit, bei jenen in Habsucht und Geldgier, bei andern wieder in der Lust am Betrug und zur Unehrlichkeit. Doch wozu soll ich das alles aufzählen: Seht in euer eigenes Herz und prüfet euch vor Gott und eurem Gewissen, da findet schon ein jeder aus, wo bei ihm der Haken sitzt und warum es nicht vorwärts geht mit und in seinem innern Leben. Von diesen fleischlichen Lüsten in ihren verschieden=

artigen Betätigungen sagt der Apostel: Enthaltet euch, laßt ab davon, denn sie schaden der Seele, denn sie wollen diese ins Verderben ziehen. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Würden alle Christen stets bedenken, daß sie Fremdlinge auf Erden und Pilger zur himmlischen Heimat sind und sein sollen, dann würden sie wohl in dieser Welt leben, aber nicht von der Welt sein; ihr Sinn und Sinnen könnte nicht am Irdischen hängen bleiben, sondern würde auf die Ewigkeit gerichtet sein. Hier in dieser Welt leben, aber sich dieser Welt nicht gleich stellen, das heißt: nicht von der Welt sein; die Güter dieser Welt besitzen, als hätten wir sie nicht, dieselben ansehen als uns von Gott geliehen, um Gutes damit zu tun, das heißt: nicht von dieser Welt sein, das offenbart den rechten Pilgersinn. Der Christ auf Erden ein Fremdling, ein Pilger zur himmlischen Heimat. Und diese himmlische Heimat immer vor Augen haben, nicht sich blenden lassen vom Schein, von Gütern und Lockungen dieser Welt, durch manche schöne Aussicht und Ansicht hier in der Fremde sich nicht vom schnellen Pilgerpfade abwenden lassen, das heißt auch: nicht von der Welt sein. So lebt und wohnt, liebt und weint der Christ wohl in der Welt, aber er soll nicht von der Welt sein und ist es nicht; aber

II. ist er auch nicht von der Welt, so lebt er doch in der Welt.

Und das laßt uns nicht vergessen, ebensowenig wie der Apostel es in unserer Epistel vergessen hat. „Nicht von der Welt sein," heißt ja nicht aus der Welt entfliehen. So meinen z. B. die Römischen, daß sie ein besseres Leben führen können und auch führen, wenn sie ins Kloster gehen und ein zurückgezogenes Leben führen. Aber meine lieben Zuhörer, es ist viel leichter hinter den Klostermauern ein sogenanntes heiliges Leben zu führen und der Welt davon zu schreiben und zu sagen, als in der Welt zu stehen und einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel zu führen. Ja, wenn man mit dem Anlegen des Mönchs- und Nonnengewandes den alten Menschen ablegte, dann wäre das noch ein anderes Ding. Aber den alten Menschen nimmt man auch hinter die Klostermauern und in die Einsamkeit mit und das ist das schlimme Ding. Es hat einmal einen jähzornigen Menschen gegeben, welcher meinte, nur die andern Menschen seien daran schuld, daß der Zorn ihn so hinreiße. Und darum ging er in einen entlegenen Wald und schlug sich dort eine kleine Hütte auf. Es war ein schönes idyllisches Plätzchen, wo ein kleiner Brunnquell direkt aus dem Felsen sprang. Dorthin ging er jedes Mal, um seinen Krug zu füllen. So war denn eine Woche schon vergangen, ohne daß der Mann jähzornig geworden war. Aber eines schönen Morgens, als er seinen Krug wieder füllen wollte und ihn unter den Quell stellte, fiel er um; er stellte ihn wieder auf und wieder fiel er um. Als er ihn nochmals hinstellte und er nochmals umfiel, da war es um seine Ruhe geschehen. Der Mann zerschlug im Zorn den Krug und mußte nun erken-

nen, daß der Jähzorn in seinem Herzen saß, denn das zeigten ihm die tausend Splitter, die seinen Krug gebildet hatten. Er ging wieder zu den Menschen und bekämpfte seine Fleischeslust. Das ist's auch was der Apostel Petrus meint; nicht aus der Welt sollen sie entfliehen, um sich der fleischlichen Lüste zu enthalten, sondern er fährt fort: „und führet einen guten Wandel unter den Heiden." Also die Christen sollen unter den Heiden, in dieser Welt bleiben, aber unter diesen Heiden, Ungläubigen, Weltkindern sollen die Christen einen guten, Gott wohlgefälligen Wandel führen. Und dieser Gott wohlgefällige Wandel der Christen würde mehr zu ihren Gunsten sprechen, als alle Verteidigungsreden und fromme Redensarten. Diejenigen von den Ungläubigen und Weltkindern, welche die Christen als Uebeltäter verleumden, würden durch den gottseligen Lebenswandel der Gläubigen, der Gotteskinder, doch noch für das Christentum, für Christum gewonnen und dahin gebracht werden, daß sie Gott preisen. Da sehen wir, schon von diesem äußerlichen Standpunkt aus betrachtet, warum es notwendig und wozu es gut ist, wenn die Christen einen guten Lebenswandel führen, ganz abgesehen von dem inneren und ewigen Gewinn,, den sie selbst davon haben.

Worin nun dieser gute Wandel der Christen unter den Heiden besteht, das führt der Apostel im Folgenden weiter aus. „Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen." Die Ordnung wird eine menschliche genannt, weil sie eben in ihren verschiedenen Formen von Menschen verfaßt ist und wird, im Grunde steht aber der Herr über aller menschlichen Ordnung. Darum sollen die Christen um des Herrn willen aller menschlichen Ordnung untertan sein. Der Apostel spricht hier im Allgemeinen von der menschlichen Ordnung, welcher die Christen untertan sein sollen. Wo es darum nötig ist, eine Ordnung aufzusetzen, damit alles ehrlich und ordentlich zugehe unter uns, da ist es auch Pflicht des Christen, eine solche zu befolgen. Will also ein Gemeindeglied (Synodalglied) ein guter Christ sein, so ist es seine Pflicht, auch die Gemeindeordnung (Synodalordnung) zu befolgen.

Nachdem der Apostel von der menschlichen Ordnung im allgemeinen gesprochen, geht er auf das Einzelne über: dem Könige als dem Obersten, überhaupt den Obersten des Volkes — in unserm Lande ist's der Präsident, — oder den Hauptleuten, den von ihm eingesetzten Beamten, als die von ihm gesandt sind, um die Uebeltäter zu strafen und die, welche Gutes tun, zu beloben — diesen Leuten, welche die Ordnung aufrecht zu erhalten haben, sollen die Christen untertan sein und zwar um des Herrn willen, weil es Gottes Wille ist. Denn es ist sein Wille, daß die Christen durch solches Gutes tun, die Unwissenheit der törichten Menschen, die von den Christen sagten, daß sie Rebellen und Aufwiegler wären — verstopfen, d. h. zum Schweigen bringen. Wohl sind wir Christen frei gemacht und teuer erkauft durch unsern Herrn Jesum Christum, befreit von der Herrschaft des Teufels, der Sünde und des

Todes, aber nicht etwa in der Weise, daß wir ein gesetzloses, ungezügeltes und ungebundenes Leben führen dürften. Wer Gott in der rechten Weise dient und seinen Willen als das höchste Gesetz betrachtet, der wird niemals mit den Staatsgesetzen in Konflikt kommen; denn für den, der Gottes Willen tut, brauchte es kein menschliches Gesetz zu geben, denn er erfüllt dasselbe, indem er Gottes Willen tut. Die Freiheit, die uns Christus erworben hat, sollen wir nicht zum Deckel der Bosheit mißbrauchen, indem wir meinen, weil wir Christo dienen, brauchen wir keinem Menschen mehr zu gehorchen, sondern überall und in allen Lebenslagen werden sich die Christen als die Knechte Gottes beweisen, die in den irdischen Herren ihrem himmlischen Herrn dienen.

Im 17. Verse faßt der Apostel seine Ermahnungen noch einmal kurz zusammen, wenn er sagt, daß wir Christen allen Menschen die ihnen schuldige Ehre erweisen, unsere Brüder in Christo in besonderer Weise lieben, Gott fürchten, den König oder Präsidenten ehren sollen. Und von der Untertänigkeit der Christen überhaupt kommt der Apostel am Schlusse unserer Epistel auf die Untertanen im besonderen Sinne, nämlich auf die christlichen Sklaven oder Knechte zu sprechen. Ueber diesen Vers allein ließe sich eine ganze Predigt machen. Heute nur so viel darüber, daß ein wahrer Christ, der seinem Herrn Christus von ganzem Herzen dient, auch als Knecht in seinem irdischen Herrn seinem himmlischen dienen wird. Weil aber dieses Wort heutzutage mißachtet wird, daher kommt es, daß treue Knechte, die wirklich um des Herrn willen dienen und gehorchen, so selten sind. Heutzutage spielt ja der Knecht und Arbeiter den Herrn und der „Herr" ist seines Knechtes Diener; ganz gegen Gottes Ordnung. Wo das noch hinführen wird, weiß Gott allein.

Vergessen wir es doch nicht, liebe Gemeinde, daß wir, die Christen sein wollen, hier auf Erden Fremdlinge sind, Pilger, die zur himmlischen Heimat wandern, dann werden wir wohl in der Welt leben, aber nicht von der Welt sein, und werden auch aller menschlichen Ordnung untertan sein um des Herrn willen. Der Herr schenke uns allen das rechte Heimweh nach der himmlischen Heimat, dann werden wir auch mehr und mehr trachten nach dem, was droben ist, und weniger nach dem, das auf Erden ist. Amen.

Predigt über Epistel Jak. 1, 22—27.

Von P. Emil Steck.

„Rogate."

In dem Herrn geliebte Zuhörer!

Das heutige Sonntagsevangelium sowie auch der Name des heutigen Sonntags fordern uns zum Gebete auf. Rogate! d. h. betet, so ruft der Sonntagsname, und im Evangelium verheißt der Heiland zu tun, was die Seinigen in der Welt ihn in seinem Namen bitten werden, und legt damit einen großen Segen und eine siegende Macht in das

gläubige Gebet. Wer aber dieser mächtigen und segensvollen Verheißung würdig werden will, der muß vor allen Dingen ein Kind Gottes sein; denn nur der kann in Jesu Namen beten, der in wahrem Glauben in ihm lebt und durch ihn ein Kind Gottes geworden ist. Das ist der Prüfstein für die Erhörlichkeit unsers Gebetes nicht nur, sondern für unser Christentum überhaupt.

Viele Leute meinen, es sei schon genug, wenn sie nur Glied einer Gemeinde sind oder äußerlich zur Kirche gehören. Aber nicht alle, die „Herr, Herr" sagen, werden ins Himmelreich kommen, und nicht schon deswegen, weil sie sich äußerlich zum Worte Gottes oder zur Gemeinschaft der Kirche halten, sind sie des Herrn und haben sie den Herrn. Es ist ein zu großer Selbstbetrug, wenn wir uns mit solchen toten Werken begnügen, und mit solchen argen Gedanken tröften. Wir bringen uns durch solchen Selbstbetrug um die Gnade Gottes, um Frieden, um Leben und Seligkeit, und anstatt das Leben zu ererben, rennen wir blindlings ins Verderben. Darum gilt es, sich ernstlich zu prüfen. Im Worte Gottes haben wir einen solchen Spiegel, der uns, wenn wir uns nur in demselben beschauen wollten, zeigt, wie unser inwendiger Mensch gestaltet ist und zu solch einem Spiegel unsers inwendigen Menschen kann, soll und will auch unsere Epistel werden. Darum lasset uns heute miteinander die Frage betrachten und beherzigen: **Wann sind wir nicht Hörer allein, sondern Täter des Wortes Gottes?**

1. Wenn wir uns nicht nur oberflächlich im Spiegel des göttlichen Wortes betrachten, sondern uns in dasselbe vertiefen.
2. Wenn wir Gott in rechter Weise dienen, uns selbst im Zaume halten und von der Welt unbefleckt erhalten.

I.

Wenn der Apostel sagt: „Seid Täter des Wortes und nicht Hörer allein," so ist das nicht so zu verstehen, wie man auch von solchen Leuten, die aus irgend welchen Gründen das Gotteshaus meiden, hören kann, — daß es nur darauf ankomme, daß man das Wort Gottes **tue**, das **Hören** sei **Nebensache**. Das hört sich wundervoll an, aber doch steckt die alte Schlangenklugheit dahinter. Nein, so kann es der Apostel nicht meinen; denn er nennt ja das Hören als die Vorbedingung zum Tun. Durch das Hören des Wortes Gottes wird der Grund zum Glauben gelegt. „Wie können sie glauben ohne zu hören, wie können sie hören ohne Prediger?" so fragt der Apostel Paulus im 10. Kapitel des Römerbriefes. Darum liegt der Nachdruck in dem ersten Verse unserer Epistel auf dem Wörtlein „**allein**" und nicht **Hörer allein**, aber **hören** muß man; Hörer müssen wir sein. Für diese Auffassung spricht auch die ganze weitere Ausführung unserer Epistel. Sie ist ein Gleichnis. Das **Wort Gottes** wird mit einem Spiegel verglichen, die **vergeßlichen Hörer** mit solchen, die in den Spiegel schauen, aber das, was sie etwa nicht in Ordnung finden, **nicht** beseitigen; die **Täter** des Wortes aber mit denen, die das, was sie

etwa an sich nicht in Ordnung finden, auch wirklich in Ordnung bringen.

Das Wort ist ein Spiegel. Gerade so wie ein Spiegel uns dazu dient (und eigentlich auch nur dienen soll), daß wir in demselben die Schmutzflecken im Gesicht oder Unordnung in der Kleidung sehen und dann abwischen oder ordnen, so zeigt uns auch das Wort Gottes, wenn wir es in rechter Weise gebrauchen, unsere Sünde, die Schmutzflecken am inwendigen Menschen; die Unordnungen an unserer Christentracht. Das Wort Gottes, recht gebraucht und recht gehört, zeigt uns die Verderbtheit unserer Natur, die Mängel und Fehler unseres Herzens und Lebens; es sagt uns ganz genau, was wir sind. „Ich wußte nichts von der Lust," sagt Paulus, d. h. er wußte nicht, daß sie sündig war, „wenn nicht das Gesetz sagte: Laß dich nicht gelüsten? Wenn wir nun das Wort Gottes gebrauchen, um in demselben unsere Fehler und Sünden zu erforschen, um in demselben den Stand unsers inwendigen Menschen zu erkennen, um das Unlautere und Falsche an und in uns zu berichtigen, um in demselben Mittel und Wege zu suchen und zu finden, wie wir den alten Menschen mit seinen Werken aus- und den neuen Menschen anziehen können, dann gebrauchen wir das Wort Gottes in rechter Weise.

Wie es nun aber schon im gewöhnlichen Leben Menschen gibt, die den Spiegel zu verschiedenen Zwecken gebrauchen, so auch im christlichen und religiösen Leben. Der Spiegel selbst ist gut und kann gut sein, aber die Menschen, welche ihn nicht recht gebrauchen, sind schuld daran, daß er ihnen die Wahrheit nicht sagt. So ist auch das Wort Gottes gut, aber die Menschen, die es nicht recht gebrauchen, sind schuld daran, daß sie nicht besser werden. Da zeigt uns nun der Apostel den Unterschied zwischen dem unrechten und richtigen Gebrauch des Wortes Gottes. Derjenige, der das Wort Gottes nur hört, aber nicht tut, gleicht einem Manne oder Menschen, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschauet, hingeht und vergißt, wie er gestaltet war. So, meine lieben Zuhörer, gibt es auch viele, die, solange sie dem Worte Gottes zuhören, von ihrer Sündhaftigkeit überzeugt sind, die erkennen, in welcher Gefahr der Sünde sie stehen und schweben; die da inne werden, wie nötig sie einen Heiland brauchen. Ist aber der Gottesdienst aus, dann ist's auch mit ihrer Sündhaftigkeit vorbei, die guten Vorsätze sind verschwunden, sie gehen hin und leben in derselben alten, verkehrten Weise. Sie haben die Flecken ihrer Seele im Spiegel des Wortes Gottes geschaut, aber sie waschen sie nicht ab; sie haben das Heilmittel für ihr Verderben erkannt, aber sie wenden es nicht an, sie gehen eben von Stund an dahin, und vergessen wie sie gestaltet waren. Von ihnen gilt das Wort: „Augen haben sie und sehen nicht; Ohren haben sie und hören nicht." Sie sind wohl Hörer, aber nicht **Täter** des Wortes Gottes.

Der Apostel zeigt uns aber auch denjenigen, welcher den Spiegel des göttlichen Wortes in rechter Weise gebraucht und preist ihn

selig. „Wer aber durchschaut," fährt er fort, „in das vollkommene Gesetz der Freiheit und darinnen beharret, und ist nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern ein Täter, derjenige wird selig sein in seiner Tat." Das „Gesetz der Freiheit" ist das Evangelium, die frohe Botschaft von dem Sohne, der uns recht frei macht, im Gegensatz zum Buchstabengesetz der Juden. Das Evangelium von Jesu Christo macht uns frei von dem jüdischen Buchstabengesetz, frei von Sünde, Zorn und Tod. „Vollkommen" wird dieses evangelische Freiheitsgesetz genannt, denn nichts braucht mehr hinzugetan zu werden. Wenn wir nun das Wort Gottes in der rechten Weise hören, d. h. mit andächtigem und betendem Herzen, dann schauen wir hinein in das vollkommene Gesetz der Freiheit, um uns von demselben auf unsere Fehler nicht nur aufmerksam zu machen, sondern was noch mehr wert ist, um uns von demselben den rechten Weg zeigen zu lassen, den wir gehen müssen und gehen wollen, um frei zu werden von uns selbst. Aber nur dann schauen wir durch in das vollkommene Gesetz der Freiheit, wenn wir in demselben beharren. Nicht nur hören, um es zu hören, sondern hören, um zu tun, was Gottes Wort uns sagt und zeigt, das ist der Weg zur Seligkeit.

Am Ende der Tage werden nicht die Gottesdienste, die wir besucht, und nicht die Kapitel, die wir gelesen, gezählt werden, sondern nach der Frucht wird gefragt werden, die diese Gottesdienste und Kapitel der Bibel in uns getragen und gezeuget haben, das wird den Ausschlag geben! Das Wort Gottes müssen wir hören und lesen, aber wenn es bei und in uns nicht die Erneuerung des inwendigen Menschen bewirkt, wird uns das alles nichts genützt haben. Nicht das Hören, sondern das Tun, nicht das Reden, sondern das Handeln, nicht das Wissen, sondern das Wandeln in den Wegen Gottes wird uns in den Himmel bringen. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Also nur dann sind wir nicht Hörer allein, sondern Täter des Wortes Gottes, wenn wir uns nicht nur oberflächlich im Spiegel des Wortes Gottes betrachten, sondern uns in dasselbe vertiefen. Dann werden wir auch

II.

Gott in der rechten Weise dienen, uns selbst im Zaum halten und uns von der Welt unbefleckt erhalten. In den beiden letzten Versen unserer Epistel spricht der Apostel Jakobus von einem eitlen oder verderblichen und von einem rechten Gottesdienst. Es gibt eben unter den Christen und im christlichen Leben viele Gottesdienste, die doch kein rechter Gottesdienst sind, sondern nur für einen solchen gehalten werden. Es gibt auch viele „Christen", die sich dünken lassen, sich einbilden, daß sie Gott dienen. Aber gerade wie zwischen Hören und Hören ein großer Unterschied ist (wie wir oben gesehen haben), so ist auch zwischen Gottesdienst und Gottesdienst ein gewaltiger Unterschied. Es gibt viele Christen, die nur Sonntagschristen und Alltagsheiden sind, die da haben den Schein eines gottseligen Lebens, aber die Kraft eines solchen

gottseligen Lebens verleugnen sie. Ein Gottesdienst, der nur darauf ausgeht, vor den Leuten zu *scheinen*, *die* Gottseligkeit, die nur Menschengefälligkeit ist, sich nur mit äußeren Formen begnügt — ist ein eitler, vergeblicher Gottesdienst. Und die Menschen, die ein solches Christentum für einen rechten Gottesdienst halten, betrügen sich selbst, indem sie etwas für Gottesdienst halten, das diesen Namen gar nicht verdient.

„So jemand sich lässet dünken, er diene Gott und hält seine Zunge nicht im Zaum, sondern täuschet sein Herz, deß Gottesdienst ist eitel," sagt der Apostel. Ein Mensch, der seine Zunge nicht im Zaum halten kann, der kann auch sich selbst nicht beherrschen. Derjenige, welcher *gern* über die Fehler anderer spricht, wer andere verdammt und verketzert, wer andern Weisheit und Frömmigkeit abspricht, um selber weiser (auch weißer) und frömmer zu scheinen, der zeigt damit an, daß sein Gottesdienst eitel ist. Denn wer eine verleumderische Zunge hat, der kann kein demütiges und begnadigtes Herz haben, und wer sich darin gefällt, seinen Nächsten zu schmähen, zu verkleinern und zu verletzen, der wird sich vergeblich bemühen, Gott zu lieben. Eigenliebe auf Kosten des Nächsten ist eine Lieblingssünde des alten Menschen, darum setzt eine verleumderische Zunge ein natürliches und sündliches Herz voraus; denn Herz und Zunge sind gleichsam durch einen elektrischen Draht verbunden. Derjenige, dessen Gottesdienst und Christentum ihn nicht einmal so weit bringt, daß er seine Zunge im Zaum halten kann, zeigt damit, daß sein Gottesdienst ihm nichts nützt, keine Frucht trägt, also vergeblich oder eitel ist. Ein solcher Mensch betrügt sein Herz.

Diesem eitlen oder vergeblichen Gottesdienst hält und stellt der Apostel einen rechten Gottesdienst entgegen. Er spricht nicht von *dem* reinen und unbefleckten Gottesdienst, als gäbe es nur diesen einen, sondern von *einem* solchen, also von einer Art desselben, durch welchen der Mensch zeigen und beweisen kann, daß er Gott in der rechten Weise dient. Wahres Christentum muß sich äußern, zeigen. Wahre Liebe zu Gott wird sich zeigen in rechter, christlicher Liebe zu den Brüdern; ein Herz, das Gottes Güte und Gnade geschmeckt und gefühlt hat, wird sich auch anderer erbarmen und Mitleiden mit solchen haben, die in Trübsal und Mangel sich befinden. Die Witwen und Waisen sind hier besonders genannt, einmal weil sie in Gottes besonderer Hut stehen, und zum andern, weil sie leicht von andern Menschen gedrückt, bedrückt und ungerecht behandelt werden. Nun gibt es aber oft auch Fälle, wo Witwen und Waisen sich gar nicht in Trübsal befinden und der Hilfe gar nicht bedürfen. Darum verstehen wir unter diesem Ausdruck alle diejenigen, die unseres Rates, Trostes und Beistandes bedürfen; *alle* diejenigen, die sich in Mangel und Trübsal befinden.

Aber solches Mitleid mit Armen, Bedrückten und Betrübten, solche Liebe zu den Brüdern, muß, wenn es rechter Gottesdienst heißen und sein will, *entspringen* aus der *Liebe zu Gott*. Alles, was Christen tun, muß zielen auf das Wohlgefallen Gottes. Und darum

gilt es bei allem Gottesdienst vor allem, darauf bedacht zu sein, daß wir uns von der Welt unbefleckt erhalten. Wir Christen sind in der Welt, aber nicht von der Welt, und müssen uns befleißigen, daß wir uns von allem, was der Welt Weise ist, frei und rein erhalten. Die Weltkinder tun ja auch Gutes untereinander, denn sie sind von dem Christentum beeinflußt, aber ihr Mitleid und ihre Mildtätigkeit entspringt nicht aus der Liebe zu Gott, fließt nicht aus der Christusähnlichkeit. Wir Christen sind und sollen nicht sein von der Welt, denn „alles was in der Welt ist: des Fleisches Lust, der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit." (Joh. 2, 16. 17). Wer sich nun hiervon unbefleckt erhält, der erhält sich auch unbefleckt von der Welt und dient Gott in der rechten Weise; wird Gottes Willen tun, auch Täter des Wortes sein und nicht Hörer allein, und wir werden vor argem Selbstbetrug bewahrt bleiben. Wollen wir also Täter des Wortes sein und nicht Hörer allein, dann laßt uns den Spiegel des göttlichen Wortes nicht dazu gebrauchen, um nur oberflächlich hineinzuschauen und etwa sehen, wie gut wir sind und wie viel Flecken wir nicht haben, sondern laßt uns diesen Spiegel dazu gebrauchen, daß wir durch Betrachtung unserer selbst die Schmutzflecken, die Sünde, die uns immerdar noch anklebt, erkennen, um sie durch die Kraft unsers großen Hohenpriesters Jesu Christi zu beseitigen und zu überwinden; aber auch dazu, um zu sehen, wo es und was uns noch mangelt zu einem rechten Gottesdienst, um unsere Schwachheit und Ohnmacht zu erkennen, damit wir uns immer mehr und mehr verlassen auf die befreiende Macht und Gnade unsers hochgelobten Herrn und Heilandes, der uns berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte. Das walte Gott. Amen.

Der rechte Takt im Verkehr zwischen Pastor und Gemeinde.

Referat, erstattet bei der Konferenz des Atlantischen Distrikts von Pastor H. Arlt.

II.

Wir sprechen zweitens vom rechten Takt der Gemeindeglieder im Verkehr mit dem Pastor.

Daß es in Bezug auf diesen Punkt in unsern Gemeinden vielfach nicht so aussieht, wie es sollte, ist bereits im ersten Teil angedeutet worden. Auch auf die Ursache ist dort bereits hingewiesen: die Abhängigkeit und die Besoldung des Pfarrers von der Gemeinde. Es ist das ja freilich eine durchaus evangelische Einrichtung, viel evangelischer als die kirchlichen Verhältnisse des alten Vaterlandes, wo der Pastor vom Staate angestellt und besoldet wird und die Gemeinden in den meisten Fällen hinsichtlich der Berufung oder Abberufung des Pastors oft so gut wie nichts zu sagen haben. Schon der Herr gibt den 70 Jüngern bei ihrer Aussendung auf die Predigtreise die Instruktion, sich ernähren

zu lassen von denjenigen, denen sie das Wort verkündigen würden, mit der Begründung: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert." (Luk. 10, 7). Und sein großer Apostel Paulus begründet das Recht der Sendboten Christi auf Versorgung von seiten der Gemeinden mit den Worten (1. Kor. 9, 13 f.): „Wisset ihr nicht, daß, die da opfern, essen vom Opfer, und die des Altars pflegen, genießen des Altars? Also hat auch der Herr befohlen, daß die das Evangelium verkündigen, die sollen sich vom Evangelium nähren." Und vorwurfsvoll sagt er zu den Korinthern: „So wir euch das Geistliche säen, ist es ein groß Ding, ob wir euer Leibliches ernten?" (1, 9. 11). Aber haben denn nun die Gemeinden etwa deshalb, weil sie den Pastor erhalten und versorgen, ihn berufen und entlassen dürfen, ein Recht, ihn geringschätzig zu behandeln wie einen Lohnknecht, den man jeder Zeit mieten und gehen lassen kann? Sind sie nicht verpflichtet, dem geistlichen Amte dieselbe Ehrerbietung entgegenzubringen wie im alten Vaterlande, denjenigen Respekt, der demselben nach Gottes Wort zukommt? Christus selbst fordert denselben für seine Boten mit den Worten: „Wer euch verachtet, der verachtet mich." (Luk. 10, 16). Sind wir nicht als Christen auch der Obrigkeit dieselbe Achtung und Ehrerbietung, denselben Gehorsam schuldig, obgleich wir sie uns selber wählen und sie von unsern Mitteln besolden?

Oder haben wir etwa ein Recht, die uns nach Gottes Wort Vorgesetzten respektlos zu behandeln und ihnen den Gehorsam zu verweigern, weil wir Fehler und Schwächen an ihnen entdecken? Gottes Wort bezeugt das Gegenteil. Die Würde derer, die nach Gottes Willen auf unsern Respekt Anspruch haben, beruht ja nicht auf ihren persönlichen Vorzügen, sondern einzig und allein auf der Stellung, die Gott ihnen zugewiesen. Wo kämen wir hin in der Welt, wenn wir Ehrerbietung und Gehorsam von dem sittlichen Wert oder Unwert derer wollten abhängig machen, welche uns vorgesetzt sind? Denn es ist ja leicht für jeden, der Augen im Kopfe hat, an jedem, der ihm mit Autorität gegenübersteht, irgend etwas herauszufinden, was nicht in der Ordnung ist. Und besonders leicht ist das an einem Pastor, der der Vertreter des höchsten göttlichen Sittengesetzes sein soll, der aber als schwacher, sündiger Mensch selbst gegen dieses Sittengesetz oft verstößt. „An einem schwarzen Rock sieht man jeden Fleck." Es ist aber ein großer Fehler, ja ein verhängnisvoller Irrtum, den leider viele begehen, Amt und Person zusammenzuwerfen. Denn alle Ordnung in der Welt ruht auf der scharfen Unterscheidung zwischen Person und Amt. Hört diese Unterscheidung auf, so haben wir die unaufhörliche Revolution und Unordnung, wie die Weltgeschichte an zahlreichen Beispielen beweist. Ein rechter Christenmensch weiß das auch und handelt infolgedessen auch seinem Pastor gegenüber dementsprechend. Einer meiner Vorgänger an meiner früheren Gemeinde hatte einen sehr anstößigen Lebenswandel geführt, und außer seinen Verwandten hatte kaum einer ein gutes Wort für ihn übrig. Trotzdem sagte eines Tages ein alter frommer Mann, der das Amt des Kirchendieners bekleidete, in Bezug auf diesen Vorgän-

ger zu mir: „Ich habe ihm bis zu seinem Fortgang den schuldigen Respekt bewiesen, habe ihm auch noch beim Umzug geholfen, denn er war ja mein Pastor.“ Dieses Wort des alten biederen Mannes rührte mich tief. Aber auch da, wo der Pastor keinen anstößigen Lebenswandel führt, sondern sich bemüht, mit Gottes Hilfe der Gemeinde ein Vorbild zu sein, fehlt es vielfach an der rechten Ehrerbietung von seiten der Gemeinde ihm gegenüber. Wie ganz anders sieht es in dieser Beziehung in der römisch-katholischen Kirche aus! Ich habe anderswo eine kleine Geschichte erzählt, die den Baltimorer Brüdern bereits bekannt ist, die ich aber gern hier noch einmal wiederholen möchte, weil sie in diesen Zusammenhang hineinpaßt. Ich fuhr vor einigen Monaten mit einem Italiener, einem Katholiken, der als Sargträger fungierte, bei einer Beerdigung zusammen in einer Kutsche. Was mir an dem Mann als charakteristisch auffiel, war der merkwürdige Respekt, den derselbe dem geistlichen Amte entgegenbrachte und der mich, den protestantischen Prediger, fremdartig anmutete. Ehe der Mann in die Kutsche stieg, in welcher ich bereits saß, stellte er sich militärisch stramm vor den Wagenschlag und wartete, bis ich ihn durch Wort und Gebärde zum Einsteigen aufforderte. Im Wagen selbst nahm er mir gegenüber wiederum in soldatisch steifer Haltung Platz und entblößte sofort seinen Kopf, obgleich es ein recht kalter Tag war, bis ich ihm freundlich zuredete, den Hut wieder aufzusetzen, da er sich sonst erkälten könne. Er tat dies mit einem höflichen "Thank you, Father." Und während der ganzen Fahrt bewahrte der Mann sein äußerst respektvolles Benehmen.

Nun, wir evangelischen Pastoren sind wahrlich nicht nach eitler Ehre geizig, und es liegt uns fern, derartige devote Ehrenbezeugungen in unserer Kirche eingeführt zu sehen. Aber zum rechten Takt gehört es ganz entschieden, daß man dem Träger des geistlichen Amtes mit Zuvorkommenheit begegnet. Die Tatsache, daß wir in einem demokratischen Lande wohnen, entbindet doch nicht von der Pflicht der Höflichkeit gegen den Pastor. Es ist entschieden taktlos, wenn, wie es allermeist geschieht, die Sargträger zuerst in die Kutsche einsteigen und sich die bequemsten Sitze aussuchen, während der Pastor zusehen mag, wie und wo er Platz findet. Ebenso taktlos ist es, den Pastor, den meistens Geschäfte allerlei Art wieder nach Hause rufen, auf dem Kirchhof warten zu lassen, bis man sich bequemt, wieder einzusteigen. In hohem Maße rücksichtslos wurde ich einmal von drei mir freilich ganz unbekannten Männern behandelt, die mit mir in derselben Kutsche fuhren. Sie ließen, ohne ein Wort der Erklärung oder Entschuldigung, auf der Rückfahrt vom Kirchhofe den Wagen einfach vor einer Wirtschaft halten, und gingen dann hinein, dort ihren Durst zu befriedigen und den etwa empfangenen ernsteren Eindruck möglichst schnell wieder hinunterzuspülen. Ich war gutmütig genug, auszusteigen und die „Car“ zu nehmen, weil ich Eile hatte; ich bedaure noch heute, daß ich nicht einfach dem Kutscher Anweisung gegeben habe, weiter zu fahren, wozu ich ein Recht gehabt hätte.

Entschieden taktlos ist auch die respektlose Art und Weise, wie häufig in der Gemeinde vom Pastor gesprochen wird, einfach, „der Müller, Schmidt, Meier" u. s. w. Man glaube doch nicht etwa, daß wir titelsüchtige Leute sind; wir wissen gar wohl, daß Christus gesprochen: „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen und ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen;" aber um des Amts willen, das wir bekleiden, und dessen Autorität andernfalls entschieden leidet, müssen wir fordern, daß man mit Respekt von uns spricht. Wie oft ist es mir schon passiert, daß ich von einem Konfirmanden, den ich bei der Anmeldung zum Unterricht nach seinem Taufschein fragte, die Antwort erhielt: „W.... hat mich getauft" (so hieß mein Vorgänger). Das zeigt, wie despektierlich in den betreffenden Familien von dem Pastor gesprochen wird. Welchen Einfluß das aber auf die heranwachsende Jugend hat, das lehren die bestehenden Verhältnisse. Wenn die Alten wenigstens noch im äußerlichen Verkehr mit dem Pastor ein gewisses Maß an Höflichkeit besitzen, das sie noch vom alten Vaterlande her mitgebracht und sich bewahrt haben, ist die hier geborene und erzogene Jugend — wenige ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet — in ihrem Benehmen dem Pastor gegenüber allermeist rücksichtslos, respektlos, ungeschliffen, um nicht zu sagen brutal. Es mag ja das freilich mit der allgemeinen Disziplinlosigkeit unsers öffentlichen Schulsystems zusammenhängen, aber ein Teil der Schuld trifft sicherlich die Eltern, die entweder selbst unehrerbietig vom Pastor zu Hause sprechen, oder die Kinder nicht zum Respekt vor dem Träger des geistlichen Amtes anhalten. Es ist für uns Pastoren ein großes Maß von Geduld und Selbstverleugnung nötig, um mit dieser unmanierlichen und flegelhaften Jugend fertig zu werden, die sich dem Pastor gegenüber auch nicht den geringsten Zwang auferlegt. Ist es nicht z. B. im hohen Maße taktlos, wenn die jungen Leute des Jugendvereins beim Eintritt des Pastors in die Versammlung ganz ungeniert in ihrer Unterhaltung, im Klavierspielen, im Lachen und Spässetreiben fortfahren, ohne sich um den eintretenden Leiter im Geringsten zu kümmern? Verrät es nicht einen großen Mangel an häuslicher Erziehung, wenn sie kommen und gehen, ohne einen Gruß für den Pastor übrig zu haben? Und wie unverschämt muß sich der Pastor oft von so einem halbwüchsigen Jungen über den Mund fahren lassen! Alle diese Dinge werfen ein sehr ungünstiges Licht auf die betreffenden Familien. Wo wahre Gottesfurcht in einem Hause herrscht, da erzieht man auch die Kinder nach dem Wort: „So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid, Ehre, dem Ehre gebühret", und man handelt nach der Ermahnung des Apostels: „Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor."

Höchst unzart und taktlos wird der Pastor in mancher Gemeinde auch in Bezug auf die Auszahlung seines Gehaltes behandelt. Zartheit und Takt in Geldsachen sind ja überhaupt Dinge, die in diesem Lande des allmächtigen Dollars verhältnismäßig selten gefunden werden. So darf man sich denn nicht wundern, wenn in manchen Gemeinden dem Pastor seine finanzielle Abhängigkeit von der Gemeinde gelegentlich

recht deutlich zu verstehen gegeben wird. Es verrät aber einen großen Mangel an Bildung und Anstand, wenn der Schatzmeister zu dem Pastor etwa sagt: „Sie können sich morgen Ihr Gehalt von mir abholen." Desgleichen muß man sich billigerweise über die Taktlosigkeit derjenigen Leute wundern, welche bei einer Beerdigung am Grabe nach eben gesprochenem Segen in die Westentasche fassen und dem Pastor vor aller Augen allergnädigst einen Dollarschein oder auch Zweidollarschein verabfolgen, sowie man etwa beim Verlassen eines Hotels dem Hausknecht für geleistete Dienste ein Trinkgeld in die Hand drückt. Freilich ist das immer noch besser, als dem Pastor für seine Arbeit überhaupt gar nichts zu bezahlen, was ebenfalls häufig vorkommt. Anständig und taktvoll wäre es, wenn nach einer Beerdigung ein Glied der Familie, welche die Dienste des Pastors in Anspruch genommen, ins Pfarrhaus käme, um seinen Dank abzustatten und dem Pastor das zu überbringen, was die Familie ihm als Entschädigung zugedacht hat. Es ist gelinde gesagt, eine unedle Dreistigkeit, wie manche Familie, die in gar keinem Zusammenhang mit der Gemeinde steht, das ganze Jahr sich nicht in der Kirche sehen läßt, nicht einen Cent zum Gemeindehaushalt beisteuert, bei Gelegenheit von Krankheit und Tod im Hause die Dienste des herbeigerufenen Pastors wie einen Raub hinnimmt, ohne sich ihm gegenüber im Geringsten, sei es auch nur durch ein Wort des Dankes, verpflichtet zu fühlen. Sicherlich aber hat auch jene Frau wenig taktvoll gehandelt, die mir einst, als ich ihr auf dem Krankenbett das heilige Abendmahl reichte, in demselben Augenblick, als ich ihr den Kelch zum Munde führen wollte, einen Fünfdollarschein in die Hand preßte, so daß ich fast den Wein verschüttet hätte. So verrät es auch wenig Verständnis für die Bedeutung des heiligen Abendmahls und für die Aufgabe des Pastors bei demselben dem Kranken gegenüber, wenn die Angehörigen, wie es zuweilen geschieht, die guten Freunde und getreuen Nachbarn zum Zuschauen hereinrufen. Ueberhaupt lassen es die Angehörigen des Kranken manchmal bei den Besuchen des Seelsorgers an dem nötigen Takt fehlen. Mehr als einmal ist es mir passiert, daß während meines Gebetes mit dem Kranken die andern Familienglieder sich in der ungeniertesten Weise im Zimmer bewegten, aus- und eingingen und was dergleichen ungehörige Dinge mehr sind. Hierher gehört auch das störende und lästige Zuspätkommen bei Beerdigungsfeiern. Es ist eine große Rücksichtslosigkeit gegen den Pastor, wenn man sich nach Beginn der Feier in den ohnehin schon überfüllten Raum geräuschvoll hinein- und dann noch bei dem Redner vorbeidrängt, und dadurch eine allgemeine Störung verursacht. Wer nicht rechtzeitig anwesend sein kann, der sei wenigstens dann so anständig, draußen zu bleiben.

Ein wichtiges Kapitel darf hier nicht unerwähnt bleiben, nämlich das der Hausbesuche, und zwar b e i m Pastor und v o m Pastor. Fast jeder Bruder hat in seiner Gemeinde einige Glieder, die man wohl im Pfarrhaus mit dem Namen "sticking plaster" — Heftpflaster oder Pechpflaster — zu bezeichnen pflegt und die für die Familie eine rechte

Plage sind. Die Hausglocke ertönt, man öffnet, und das Pechpflaster bietet mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt einen freundlichen „Guten Morgen." Der gute Mann hat gerade nichts zu tun, und da will er seinem Prediger die Zeit vertreiben helfen. Daß der Pastor ebenfalls nichts zu tun hat, ist für ihn selbstverständlich. Der Pastor aber, welcher in seinem Studierzimmer die wohlbekannte Stimme des lästigen Besuchers hört, tut einen tiefen Seufzer, denn er weiß, die schönen Vormittagsstunden, die er zur Ausarbeitung seiner Predigt oder für irgend eine andere notwendige Arbeit benutzen wollte, sind jetzt unwiederbringlich verloren, das Pechpflaster wird sicher kleben bleiben, bis die Mittagsglocke ertönt. Mancher Bruder freilich, der ein Schlauberger ist, sucht sich zuweilen dadurch zu helfen, daß er unter irgend einem Vorwand die Pfarrfrau ins Zimmer lockt und dann hinterrücks verschwindet, indem er seine Gefährtin, die ja mit ihm Leid und Freud teilen soll, bei dem unwillkommenen Eindringling ihrem Schicksal überläßt, während er in einem verborgenen Winkel des Hauses die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen versucht. Doch Scherz bei Seite! Es ist wirklich höchst taktlos, wenn manche Gemeindeglieder in dieser Weise sich im Pfarrhaus lästig machen und ihrem Pastor ganze Stunden seiner edlen Zeit durch wertloses Schwatzen rauben. Was für merkwürdige Begriffe müssen solche Schwätzer wohl von dem Wert der Zeit für den Pastor haben. Claus Harms sagt in seinen Unterredungen mit seinen Studenten zu den letzteren in Bezug auf diese Unsitte: „Ich wünsche Ihnen viel gute Manier, um, ohne zu beleidigen, sich sicher zu stellen vor solchen Belästigern und Zeiträubern." Aber wie? Jenes oben erwähnte Pfarroriginal hatte in seinem Zimmer gerade gegenüber von dem Stuhl, auf welchem die Besucher zu sitzen pflegten, eine Karte aufgehängt, auf der mit großen Lettern das bekannte Verslein stand: „Sag, was du willst, kurz und bestimmt, — laß alle schönen Phrasen fehlen, — wer nutzlos meine Zeit mir nimmt, — bestiehlt mich und — du sollst nicht stehlen!" Wenn ein Besucher zu weitschweifig werden wollte, so zeigte der Pastor einfach mit seinem Finger auf dieses Verslein, und hielt er es für Zeit, die Audienz zu beendigen, dann drängte er in geradezu unnachahmlicher Weise den Besucher, der den Wink zum Aufbruch nicht verstand, mit seinem Embonpoint langsam aber sicher der Tür zu, die er öffnete, um den Gast mit dem freundlichsten Lächeln hinauszuschieben.

Und nun noch ein Wort über die vom Pastor verlangten Hausbesuche. Auch in Bezug auf diese werden von vielen Gemeindegliedern an den Pastor sehr unbillige, um nicht zu sagen unvernünftige Anforderungen gestellt. Es ist geradezu unbescheiden, und verrät einen großen Mangel an Takt, wenn eine Familie erwartet, daß der Pastor sie alle paar Wochen oder auch nur alle paar Monate besuchen soll, ohne daß dazu irgend ein plausibler Grund, wie Krankheit oder anderer Kummer, vorliegt. Es geschieht gar nicht selten, daß der Pastor, wenn er sich in einer Familie eine Anzahl von Monaten nicht hat sehen lassen, etwa mit den Worten begrüßt wird: "There comes a stranger," oder: „Haben

Sie uns denn wirklich noch gefunden?" Oder man rechnet ihm direkt vor, wie lange er sich nicht gezeigt hat, und gibt ihm beim Abschied die gute Ermahnung mit, das nächste Mal nicht wieder so lange auszubleiben. Ja, es fehlt sogar nicht an Beispielen, daß Leute nicht mehr in die Kirche kommen und sich von der Gemeinde zurückziehen, einzig und allein aus dem Grunde, weil der Pastor sie nicht oft genug besucht. Es wäre ja nun vielleicht für uns Pastoren sehr schmeichelhaft, daß man unsere häufigen Besuche so dringend begehrt und wir in den Häusern unserer Gemeinden so gerne gesehene Leute sind, wenn sich nur nicht so mancherlei gegen diese häufigen Hausbesuche anführen ließe, wodurch dieselben teils in ein eigentümliches Licht gerückt werden, teils für einen vielbeschäftigten, gewissenhaften Pastor in einer großen Stadtgemeinde einfach als undurchführbar erscheinen. Weshalb begehrt man denn eigentlich den Besuch des Seelsorgers? Wünscht man geistlichen Zuspruch, seelsorgerlichen Rat, Glaubensstärkung in allerlei leiblichen und seelischen Anfechtungen oder irgendwelche sonstige pastorale Unterweisung? In den allerseltensten Fällen. Allermeist ist es nicht das Bedürfnis nach spezieller, privater Seelsorge, aus welchem der Wunsch nach häufigeren Besuchen von seiten des Pastors entsteht, vielmehr etwas anderes: man sieht in dem Besuche des Pastors eine Ehre und fühlt sich zurückgesetzt und beleidigt, wenn einem dieselbe nur so selten zu teil wird. Diese Art von Hausbesuchen dient höchst selten zur religiösen Förderung des einzelnen, denn die Fragen, um welche sich das Gespräch dabei dreht, sind allermeist ganz anderer als religiöser Natur. Es kommt nichts dabei heraus als Geklatsch und Geträtsch und der Pastor wird schließlich nur der Jäger und Träger von Neuigkeiten. Außerdem findet ein vielbeschäftigter Stadtpastor beim besten Willen keine Zeit zu häufigen Hausbesuchen. In den Vormittagsstunden empfangen die Hausfrauen nicht gern Besuch, weil sie mit wirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt sind, so bleiben also nur die Nachmittags- und Abendstunden übrig und die sind, wie jeder einigermaßen Unterrichtete wissen sollte, allermeist mit Konfirmandenunterricht, Beerdigungen, Krankenseelsorge, allerlei Vereinsversammlungen, Kirchenratssitzungen und andern Amtsgeschäften reichlich ausgefüllt. Und da der Pastor seine beiden Predigten Sonntags nicht aus dem Aermel schütteln kann, wie freilich manche naive Leute noch immer glauben, vielmehr sich auf dieselben in der Woche vorher sorgfältig vorbereiten muß, so fällt für die Hausbesuche wirklich nur herzlich wenig Zeit ab. Außerdem hat doch jeder strebsame Pastor das Bedürfnis und die Pflicht, weiter zu forschen und sich mit den theologischen Erscheinungen der Gegenwart bekannt zu machen und auf dem Laufenden zu erhalten. Stillestehn ist Rückwärtsgehn. Eine Gemeinde, der daran liegt, einen Pastor zu haben, der hinsichtlich seines Wissens nicht zurücksteht hinter andern, sollte ihm deshalb auch genügende Zeit zum Weiterstudium geben. Eine verständige und taktvolle Gemeinde wird deshalb von ihrem Pastor nicht erwarten und verlangen, daß er öfter als etwa einmal im Jahr die Runde durch sämtliche Häuser und Familien macht. Da er sich bei jedem Besuche mindestens eine halbe

Stunde aufhalten muß, so wird es schon eine geraume Zeit in Anspruch nehmen, bis er sich durch mehrere hundert Familien hindurchgearbeitet hat. Wer in Ausnahmefällen den Rat und die Seelsorge des Pastors wünscht, der braucht nur nach ihm zu schicken, und der Pastor wird in solchem Falle stets bereit sein zu kommen. Wer aber seinen Pastor nur der Unterhaltung wegen öfter zu sehen wünscht, nun der hat jeden Sonntag in der Kirche dazu Gelegenheit, und bekommt da noch etwas Besseres zu hören als bei einem gelegentlichen Hausbesuch.

Genug der Ausführungen! Jeder Bruder wird dem Gesagten noch mancherlei Beispiele aus seinen eigenen Erfahrungen hinzufügen können. Ich habe nur willkürlich einige ausgewählt. Das Gesagte aber zeigt, daß für beide, Pastoren und Gemeinden, in dem genannten Punkt noch viel Raum zur Entwicklung da ist. Der rechte Takt ist aber nicht ein Produkt weltlicher Erziehung, er wird nicht gelernt auf Schulen oder aus Büchern wie Knigge's „Umgang mit Menschen", sondern nur im steten, täglichen Verkehr mit dem Holdseligsten unter den Menschenkindern, mit unserm Herrn und Heiland Jesus Christus. Wahre Bildung ist nichts anderes, als die Rückbildung in Jesu Bild.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die öffentlichen Schulen und theatralische Vorstellungen.

Bei dem bald erfolgenden Schluß der öffentlichen Schulen ist folgende Erinnerung wohl angebracht. In nicht wenigen Fällen ist es Sitte geworden, daß in Verbindung mit den Schlußübungen unserer öffentlichen Hochschulen theatralische Vorstellungen gegeben werden. Die altehrwürdige Weise der Schlußübungen mit ihren Vorträgen seitens der Glieder der absolvierenden Klasse erscheint zu gewöhnlich und abgetragen. Man strebt nach mehr Beifall erregenden Uebungen und verfällt zu oft auf die Idee, eine seichte Komödie zum Besten zu geben. Ganz abgesehen von allen sittlichen Bedenken gegen diese Unsitte ist hervorzuheben, daß diese Gepflogenheit ganz sinnwidrig ist. Wären unsere öffentlichen Schulen Bildungsanstalten für die Entwickelung der dramatischen Kunst, dann ließe man sich es gefallen, daß ein Lustspiel die Schulzeit schließe. Da aber die Schulen ganz andere Ziele verfolgen, so sind die alten Schlußübungen mit ihren „Essays" und „Orations" viel zweckentsprechender als irgend eine andere Einrichtung, die bisher an Stelle derselben gesetzt worden ist. Aber viel ernstere Bedenken werden bei der Erwägung dieser Frage erweckt. Wir als Kirche sehen mit vollem Rechte in dem Theater eine die Sitten gefährdende Macht. Wenn wir nun unsere Kinder gegen die Gefahren des Theaters warnen, welchen Einfluß muß es auf sie haben, wenn sie von ihren Lehrern angehalten werden, selber theatralische Vorstellungen zu veranstalten, als wären solche ganz selbstverständlich? Dr. Geistweit weist in anderer Verbindung ganz richtig darauf hin, daß wenn Schulbehörden vorangehen und gesellige Unterhaltungen, die mit einem Tanzkränzchen schließen, sowohl als auch dramatische Vorstellungen der Klassen verbieten, sie sich um die Hebung der Moral der Schüler verdient machen würden. Die öffentliche Schule ist nicht be-

rufen, gesellige Unterhaltungen zu veranstalten, die so viel Zeit in Anspruch nehmen und die jugendlichen Kräfte vergeuden. Wenn eine öffentliche Schule Unterhaltungen veranstaltet, die die Kirche nicht wagt ihrer Jugend zu gestatten aus Furcht, den jungen Leuten sittlichen Schaden zuzufügen, dann ist es hohe Zeit, daß diese ganze Frage in ernstliche Erwägung gezogen werde.

Der Deutsche Volksfreund.

Mit Bedauern vernahmen wir, daß der „Deutsche Volksfreund", der von der Amerikanischen Traktatgesellschaft in New York in 36 Jahrgängen publiziert wurde, von Neujahr 1907 an als gesondertes Wochenblatt aufhören wird und hinfort verschmolzen mit dem „Amerikanischen Botschafter" nur noch monatlich erscheinen soll. Der Preis wird 25 Cents pro Jahr sein.

Es ist die Finanznot, wie gesagt wird, welche die Am. Traktatgesellschaft zu diesem Schritte veranlaßt, denn die beiden genannten Schriften haben seit 25 Jahren mit einem ganz beträchtlichen Defizit zu kämpfen gehabt, das sich trotz aller Anstrengungen nicht hat aus dem Wege schaffen lassen. Wir können es verstehen, wie trotz der Tüchtigkeit des „Deutschen Volksfreund" dennoch die Abonnentenzahl nicht genügend wurde, um das Blatt über die Selbstkosten emporzubringen. Das Volk im allgemeinen hat zu wenig idealen Sinn, um sich für ein solches Blatt so zu begeistern, daß es das Geld daran wagt, es zu halten. Auch sind der besonderen Kirchenblätter innerhalb der letzten 25 Jahre so viele geworden, daß der Lesestoff neben den politischen Zeitungen einfach erdrückend wurde. In Pfarrhäusern könnte man eher erwarten, daß der „D. V." als regelmäßiger Gast gerne willkommen geheißen würde. Allein auch da ist teils Ueberhäufung mit verschiedenen Blättern, teils auch wohl Ueberfluß an — Finanznot mit in Betracht zu ziehen als Ursache, warum der „D. V." nicht überall und stetig gehalten wurde. Also nicht sowohl Interesselosigkeit, wenigstens nicht in evangelischen Pfarrhäusern, sondern andere Ursachen haben dazu beigetragen, daß der „D. V." nicht überall die freudige Aufnahme fand, die er verdient hätte. Er hat aber sicher in den langen Jahren seines Erscheinens viel Segen gestiftet und kann und wird das auch sicher noch ferner tun in dem beschränkteren Umfang seines künftigen Erscheinens. Dem über die Einschränkung betrübten Herrn Redakteur mag jenes Wort zum Troste dienen: **"In magnis et voluisse sat est."**

Handlung der Bischofsbehörde der M. E. Kirche

bezüglich des Ausschlusses von japanischen Kindern aus den öffentlichen Schulen in San Francisco. Indossiert vom General-Missionskomitee. — Mit einem Gefühl der Scham als Amerikaner und der Betrübnis als Christen haben wir von Zeit zu Zeit gehört von Schändlichkeiten, Beschimpfungen und selbst Gewalttätigkeiten, welche den Eingeborenen Chinas, Japans und Koreas angetan wurden durch gewisse Klassen von Personen, denen die Gegenwart dieser Ausländer auf amerikanischem Boden zuwider ist. — Das Gefühl der Humanität, nichts zu sagen von internationaler Gastfreundschaft, oder der höheren Verpflichtung eines großen Volkes denen gegenüber, die weniger begünstigt sind, fordert, daß wir Fremdlinge, welche sich in Uebereinstimmung mit dem Gesetz innerhalb unseres Gebietes befinden, stets beschützen, selbst in der Abwesenheit von Verpflichtungen auferlegt durch die Vereinbarungen internationaler Verträge. Wo indessen die richtige Gesinnung fehlt oder ihren Zweck nicht erreicht und die Sicherheit der Fremden,

ob ansässig oder auf Besuch, gänzlich oder hauptsächlich von der Treue der Regierung gegen ihre Vertragsverpflichtungen abhängig ist, halten wir dafür, daß die Verpflichtungen der Nation die Pflichten des Bürgers bestimmen, und daß irgend eine Klasse von Personen in irgend einem Teil unseres Landes, welche offen und lärmend die Verpflichtungen unserer Regierungen beiseite setzt, sich der Achtung und Sympathie aller loyaler Bürger, wie auch des Schutzes der Regierung, welche dieselbe beiseite gesetzt, unwürdig macht.

Daß solche unverantwortliche Klassen, von denen viele selber adoptierte Bürger sind, je imstande sein sollten, die Politik irgend einer großen Munizipalität vorzuschreiben und sogar Befürworter und Verteidiger ihrer Vorurteile an den nationalen Kongreß zu entsenden, ist eine jener monströsen Tatsachen, welche zugleich eine Schande der amerikanischen Politik und eine Herausforderung der christlichen Zivilisation sind.

Wir bedauern besonders zu dieser Zeit die berichtete Handlungsweise der Stadtbehörden von San Francisco zu Ungunsten der Untertanen einer großen und freundlich gesinnten Macht, eine Handlung, welche, richtig gedeutet, nichts anders als eine Verletzung unserer Vertragsverpflichtungen und um so schmachvoller ist, weil gegen ein Volk gerichtet, welches sich seinen Feinden gegenüber höchst human gezeigt hat; ein Volk, in dessen Herzen seit Jahrzehnten die Achtung vor der amerikanischen Nation gewachsen ist und unter dessen Regierung Amerikaner Begünstigungen und Schutz gefunden haben. Wir glauben, daß wir die Gliederschaft unserer ganzen Kirche repräsentieren — 3,000,000 Bischöfliche Methodisten — in unserer herzlichen Zustimmung zu den prompten Maßnahmen durch Präsident Roosevelt behufs Aufrechterhaltung der Vertragsverpflichtungen unserer Nation und um unser Volk als ganzes von irgend einem Schein der Sympathie, mit der beklagten Handlungsweise freizusprechen, durch welche Untertanen Japans, während sich dieselben unter der Protektion unserer Regierung finden, beschimpft wurden — und das in dem Lande, das Japan zuerst anregte, sich zu erheben und stark zu sein unter den Nationen der Erde.

Um der vielen Tausende unserer loyalen und mutigen Mitbürger willen, welche in San Francisco wohnen und infolge der schrecklichen Kalamität jetzt mehr als je zuvor der Sympathie des ganzen Landes und der ganzen Welt bedürfen; und in der Hoffnung, geteilt von jedem wahren Amerikaner, daß San Francisco sich bald aus seinen Ruinen in neuer Pracht und mit vermehrter Macht erhebe, wünschen wir aufrichtig, daß jede Spur von Feindseligkeit gegen irgend welche und alle ihrer auswärtsgeborenen Einwohner sofort unterdrückt werde und für immer verschwinden möge. Das Bischöfliche Kollegium.

Ein Protest, der allgemeine Unterstützung finden sollte.

Präsident Roosevelt über das Lynchen.

Eine der wichtigsten Aeußerungen des Präsidenten in einer Botschaft ist diejenige über das Lynchen. Nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, daß diese Epidemie auf keine besondere Sektion unseres Landes sich beschränkt, sondern bald hier, bald dort auftritt, und daß jeder Landesteil seine besonderen Mängel hat und daher keine Sektion sich herausnehmen dürfe, die andere zu richten, weist er auf die Notwendigkeit einer vereinigten Bekämpfung des betreffenden Uebels hin. Während eine große Zahl Weißer gelyncht werden, wird dieses Verbrechen jedoch besonders häufig an Negern begangen. Die Hauptursache davon — die Schändung weißer

Frauen — wird vom Präsidenten weder verschwiegen noch verkleinert. Im Gegenteil, er sagt, dieses Verbrechen sei abscheulicher noch als der Mord. Aber wenn man zum Lynchgericht seine Zuflucht nehmen will, dann greift man nach einer verhängnisvollen Waffe. Hierüber sagt der Präsident: „Die Gesetzlosigkeit wächst mit ihrer Nährung, und wenn Mobs anfangen, wegen Notzucht zu lynchen, so dehnen sie die Sphäre ihrer Tätigkeit rasch aus und verüben Lynchereien auch wegen vielen andern Vergehen, so daß zwei Dritteile der Lynchereien auf andere Gesetzesübertretungen, als Notzucht, entfallen. Ein beträchtlicher Prozentsatz der durch Lynchereien aus der Welt geschafften Personen ist sogar unschuldig." Nachdem der Präsident eine Reihenfolge von diesbezüglichen Aeußerungen von Gouverneur Candler von Georgia, von Gouverneur Jelks von Alabama und Bischof Galloway von Mississippi zitiert hat, fährt er fort: „Es gibt in der Behandlung der Schwarzen und Weißen nur eine sichere Regel. Es ist dies dieselbe Regel, die in der Behandlung der Reichen und Armen anzuwenden ist, und die darin besteht, daß allen Personen, gleichviel welcher Rasse oder welchem Glauben sie angehören oder welche soziale Stellung sie einnehmen, die gleiche Gerechtigkeit widerfährt. Die Weißen sind es sich selbst sowohl, als der farbigen Rasse schuldig, den farbigen Mann, welcher durch seine Lebensführung zeigt, daß er eine anständige Behandlung verdient, auch gut zu behandeln. Es handelt sich hier gar nicht um solche Fragen wie: „Soziale Gleichheit" oder „Negerherrschaft". Diese Fragen sind gar nicht involviert. Es handelt sich nur um die schonungslose Bestrafung böser Männer und die Beschützung des guten Bürgers in seinem Recht der Existenz, der Freiheit und des Glücks. Nach meinem Dafürhalten sollte das Verbrechen der Notzucht wie der Mord, mit dem Tode bestraft werden. Angriffe, die mit der Absicht der Begehung der Notzucht unternommen werden, sollten, wenigstens seitens der Gerichte, als Kapitalverbrechen angesehen werden, und man sollte Bestimmungen treffen, welche die Bestrafung für diese Verbrechen unmittelbar nach ihrer Begehung ermöglichen. Man kann sich keine kurzsichtigere Politik denken, als die Idee einer Klasse, die Erziehung und Ausbildung einer anderen Klasse zu verhindern. Der weise weiße Mann wird es ablehnen, zu erlauben, daß die Neger massenweise zu Männern und Weibern heranwachsen, ohne eine Erziehung genossen zu haben."

Die klägliche Zerrissenheit der lutherischen Kirche dieses Landes illustriert folgende Notiz über die lutherischen Kirchen in Toledo, Ohio. Toledo ist eine Stadt von 185,000 Einwohnern — so wurde uns von etlichen, die wir fragten, berichtet — gegen 81,434, die sie 1890 hatte! Damals zählte sie 12 Gemeinden, jetzt 20, die sich lutherisch nennen. Von diesen Gemeinden sind 11 deutsch, 6 deutsch-englisch und 3 englisch. Zwei gehören zur Ohio-Synode, zwei zu Missouri, drei zu Michigan, fünf zu Iowa, sechs zur Distrikt-Synode von Ohio, eine zur Canada-Synode (bezw. wird von dem einen Pastor derselben bedient), und eine zur General-Synode, bezw. Wittenberg-Synode. Mehr als die Hälfte gehört also zum General-Konzil und der ihm nahestehenden Iowa-Synode. — Während sich im Norden und im Zentrum der Stadt nur eine Gemeinde befindet, zählen der Osten und die untere Stadt ihrer drei, der Süden fünf und der Westen die meisten, nämlich sieben Gemeinden.

Doch gibt's auch Vereinigungsversuche, wie folgendes Item zeigt:

Eine Vereinigung der drei mit der General-Synode verbun-

denen Synoden, die im Staate New York zum großen Teil neben einander bestehen, soll herbeigeführt werden. Diese Synoden sind dem Alter nach 1. die im Jahre 1830 entstandene Hartwick-Synode. Sie bildete sich aus Pfarrern und Gemeinden, die sich vom New York-Ministerium losgesagt hatten. 2. Die Franckean-Synode, deren Pfarrer und Gemeinden sich sieben Jahre später in gleich unordentlicher Weise von der Hartwick-Synode trennten. Dies ist die Synode, deren westliche Konferenz seinerzeit den famosen Beschluß gefaßt hatte, keinen Pfarrer an eine ihrer Gemeinden zu empfehlen, oder in die Synode aufzunehmen, der die Augsburgische Konfession annehme! 3. Die Synode von New York und New Jersey, eine Verbindung von zwei Synoden, nämlich der New York- und der New Jersey-Synode. Die New York-Synode entstand 1867, als sich das New York-Ministerium von der General-Synode trennte. Damals sagten sich alle englischen Pfarrer und Gemeinden bis auf eine vom Ministerium los, während alle deutschen Pfarrer bis auf einen beim Ministerium blieben. 1872 verband sich mit der englischen New York-Synode die zur General-Synode gehörende Synode von New Jersey und so entstand die nunmehrige Synode von New York und New Jersey. Seit etlichen Jahren ist man nun daran, diese drei Synoden in einen Körper zu vereinigen. Geschähe dies, so hätte die vereinigte New York-Synode in ihrem Verbande 137 Pfarrer, 138 Gemeinden und 23,151 Kommunikanten gegen 149 Pfarrer, 133 Gemeinden und völlig 60,000 Kommunikanten, die zum New York-Ministerium gehören. Während aber die New York- und New Jersey-Synode sowie die Franckean-Synode willens sind, sich mit einander zu verbinden, kann sich die Hartwick-Synode nicht so recht dafür erwärmen.

Der falsche Prophet Dowie hat am 9. März d. J. sein trauriges Ende gefunden. Er starb, noch nicht völlig 60 Jahre alt, im Shiloh-Haus in Zion City, von allen verlassen, nur ein Aufwärter und ein ihn bemitleidender Richter Namens Barnes, der aber zu den Beratern Volivas gehört, war an seinem Sterbelager. Also nicht einmal seine eigenen nächsten Verwandten waren gerrufen zu seinem Abschied.

„Christian Science“-Schwindel.

Daß es auch bei dieser Sekte sich hauptsächlich ums Geld handelte wie bei dem „Zion City“-Schwindel von Dr. A. Dowie, wußte man zwar schon lange. Jetzt aber wird es möglicherweise auch der Welt offenbar, wie viel das Geschäft der „Gebetsheilungen“ der Schwindlerin Eddy eingetragen hat.

Ein Prozeß, in dem es sich um viele Millionen handelt, wurde kürzlich gegen Frau Eddy, die Gründerin der Kirche der „Christlichen Wissenschaft“, in den Gerichten von New Hampshire anhängig gemacht, indem von ihrem eigenen Sohn und Neffen behauptet wird, daß Frau Eddy nicht mehr imstande sei, ihre riesigen Besitztümer allein zu verwalten. Es soll ein Massenverwalter eine genaue Inventuraufnahme vornehmen, sowie den Wert des Grundbesitzes der von Frau Eddy gegründeten „Kirche“, das als ihr persönliches Eigentum eingetragen ist, feststellen. Zu diesem Zweck machten George W. Glover, der Sohn von Frau Eddy, seine Tochter Mary Baker Glover und George W. Baker, Maine, ein Neffe von Frau Eddy, im Superiorgericht von Merrimac County eine Klage anhängig, in der sie verlangen, daß für das Vermögen der Frau Eddy und sämtliches Eigentum

der von ihr gegründeten Kirche, das in Wirklichkeit ihr gehört, ein Massenverwalter ernannt werde. Ferner verlangen die Kläger die Ausfertigung eines gerichtlichen Einhaltsbefehls, durch den irgend jemand daran verhindert werden soll, sich bis zur endgültigen Entscheidung der anhängig gemachten Klage in einer Weise in die Geschäftstransaktionen des Massenverwalters bei der Verwaltung der Frau Eddy gehörenden Eigentums zu mischen. Der frühere Bundessenator William E. Chandler, der als Spezialanwalt der Kläger fungiert, erklärte, nachdem die Klage eingereicht worden war, daß die Kläger Frau Eddy und der von ihr gegründeten und geführten Kirche gegenüber nur von den freundschaftlichsten Gefühlen beseelt seien und im Interesse ihrer Mutter, Großmutter und Tante zu handeln glauben, wenn sie verlangen, daß ihr Vermögen von einer gerichtlich ernannten fähigen Person verwaltet werde, da Frau Eddy alt, schwach und weder geistig noch körperlich imstande sei, ihr Eigentum zu verwalten.

Ein notwendiges Gesetz.

Repräsentant Wharton von Illinois reichte im Repräsentantenhause eine gemeinsame Resolution ein, durch welche der Präsident autorisiert werden soll, allen Zeitungen, welche die „anstößigen und schamlosen" Berichte über den Thaw-Prozeß oder über ähnliche Gerichtsverhandlungen veröffentlichen, die Benutzung der Post zu entziehen. Die Resolution lautet:

„Da der öffentliche Sinn für Anstand und Moral durch die detaillierten Berichte abstoßendster Art in den Zeugenaussagen im Thaw-Prozeß, der zur Zeit in New York geführt wird, auf das äußerste beleidigt wurde und dadurch die Tiefe moralischer Versunkenheit und Degenerierung von seiten Stanford Whites in einer in der Kriminalgeschichte des Landes unerhörten Weise aufgedeckt und

Da die detaillierten Veröffentlichungen dieser unmoralischen, bestialischen Handlungen des besagten Stanford Whites in langen ununterbrochenen Ausschweifungen notwendigerweise einen demoralisierenden Einfluß auf die Jugend dieses Landes haben müssen, so sei es

Beschlossen durch den Senat und das Repräsentantenhaus, daß zum Schutz der Ehre und des guten Rufes der Frauen in Amerika, der Präsident der Ver. Staaten hiermit autorisiert und ermächtigt sein soll, allen Zeitungen und Zeitschriften, welche die detaillierten anstößigen Berichte über den Thaw-Prozeß und ähnliche Fälle veröffentlichen, das Recht zur Benutzung der Post zu entziehen."

Was in dieser Sache im verflossenen Kongreß geschehen ist, ist uns nicht bekannt; so viel wir wissen nichts. Man hat auch nicht gehört oder gelesen, daß die tugendhaften Weiber, die so viel um die Kantine und den Saloon sich bekümmern, den Kongreß ebenso stürmisch belagert hätten, um dieses Gesetz durchzupressen.

Auch Zeitungen, die für Temperenz und Sonntagszwang schwärmen, haben sich nicht geschämt, die minutiösesten Einzelheiten im Thaw-Prozeß zu publizieren und haben dagegen geeifert, daß man ihnen das Recht nehmen will, solchen Schmutz unter das Volk und in die Familien zu bringen. Es ist eben gar zu versuchlich für Zeitungsredakteure, dem Geschmack des Lesepublikums sich anzubequemen, das gerne sich ereifert gegen das Trinkübel und schwelgt im Hochgenuß obszöner Zeitungsberichte. Wie faul ist solch ein Christenleben, das dann verächtlich auf andere herabsieht, die für Temperenz und Sonntagszwang nicht viel übrig haben.

Ausland.

Trennung von Kirche und Staat. Hat einst die erste französische Revolution den Anstoß gegeben zu der großen revolutionären Lawine, welche im Staats- und Volksleben des letzten Jahrhunderts sich fortpflanzte in Deutschland, so mag leicht auch der „französische Kulturkampf", der in unsern Tagen die Geister bewegt, ähnliche Nachwirkungen haben.

Die Staatskirchen haben sich überlebt. Das Vorherrschen des Staats im protestantischen Kirchentum hat heillose Folgen nach sich gezogen; und je länger die protestantische Kirche Staatsmagd ist und von den parlamentarischen Körperschaften bevormundet wird, wo doch nicht die Kirche, sondern meist kirchlich indifferente oder gar der Kirche feindlich gesinnte Leute das große Wort führen, um so schlimmer und heilloser werden die Konsequenzen werden. Der Staat paktiert einerseits mit Rom, um sich Konzessionen zu erkaufen, meist auf Kosten der protestantischen Bevölkerung; und er paktiert mit dem kirchlichen Liberalismus, angeblich im Interesse der Parität und der Freiheit der Wissenschaft. So muß die christliche Kirche sich gefallen lassen, daß ihre heiligsten Interessen verraten werden vom modernen Staatsleben. Geknebelt durch veraltete Rechtszustände kann die protestantische Kirche sich nicht ihrer Feinde erwehren, und muß von innen sich den Glaubensgrund unterwühlen lassen durch vom Staat bestellte ungläubige Professoren; von außen muß sie das vom Staat begünstigte riesenhafte Wachstum ihres Todesfeindes, des Jesuitismus, der die römische Kirche beherrscht, geschehen lassen. Nicht einmal gegen römische Irrlehren und Mißbräuche darf sie geharnischt auftreten. Sofort ist der Staatsanwalt dahinter her, um mutigen Zeugen den Mund zu stopfen oder gar sie ins Gefängnis zu bringen. Unter diesen Umständen treibt die ganze Tendenz der Zeit notwendig auf das Ziel hin, die Trennung der Kirche vom Staat durchzusetzen und endlich einmal vollen Ernst zu machen mit der so oft proklamierten Freiheit des Glaubens und Gewissens, die bis heute noch weder in Preußen noch in Bayern zur vollen Wahrheit geworden ist, und auch sonst in deutschen Staaten noch auf schwachen Füßen steht.

Von diesem Gesichtspunkt aus möge man nachfolgende Notizen lesen:

Eine Frucht der modernen Theologie.

Aus Baden. Manche freisinnige Theologen tragen durch ihr rücksichtsloses Vorgehen dazu bei, daß auch ganz konservativ gesinnte, ruhige Leute ernstlich an den Austritt aus der Landeskirche denken. So schreibt uns ein „Laie": Während sich in Frankreich die Nachkommen der Hugenotten freuen über die erfolgte Trennung von Staat und Kirche, werden die religiösen Zustände in Baden immer trostloser. Erst vor kurzem bekam wieder ein sogenannter liberaler Theologe einen erledigten Lehrstuhl der Heidelberger Universität, trotzdem vorher die Gläubigen nach Karlsruhe ihre Bitte um einen positiven Professor hatten gelangen lassen. Die Mehrheit im badischen Oberkirchenrat ist liberal; also müssen sich alle gläubigen Pfarrer von solchen Männern befehligen lassen. Ja, es steht so, daß jeder Gläubige, der Kirchensteuer bezahlt, damit eigentlich die Sache des Feindes unterstützt. Nun ist aber das fatal, daß die meisten badischen Gläubigen so sehr an der Staatskirche hängen, daß sie sich nicht zu einem Austritt aus derselben entschließen können. Einzelne können dies aber auch nicht wohl tun, weil sie zur Gründung einer eigenen Gemeinschaft zu wenig zahlreich wären; und dieser oder jener Sekte können sie aus biblischen Gründen nicht beitreten.

Auch von weltlicher Seite, d. h. vom badischen Landtag, ist nichts zu erwarten; denn die Liberalen haben offenbar eine lebhafte Ahnung davon, daß es um ihre Macht geschehen wäre, wenn sie durch Trennung von Staat und Kirche ganz auf freiwillige Beiträge zur Unterhaltung ihrer Religion angewiesen wären, während natürlich die Gläubigen mit bekehrtem Geldbeutel immer genug Geld für ihre Pfarrer haben würden. Möchte doch mancher Leser mit uns beten, daß der Herr uns erlöse, entweder durch Neigung der Herzen der Gläubigen zu einem Massenaustritt aus der badischen Staatskirche oder dadurch, daß die Abgeordneten wahrhaft liberal und tolerant werden und die vollständige Trennung von Staat und Kirche beschließen! Das letztere wäre, menschlich gedacht, das vorteilhaftere für die Gläubigen. (Stg. Ev. Sonnt.-Bl.)

„Die Kirche ist nicht Glaubensgemeinschaft, sondern Steuergemeinschaft." Dies ist der Grundsatz, nach dem in der preußischen Unionskirche gehandelt wird. Kürzlich kam der Fall vor, daß das Kind eines Mannes starb, der nach Preußen übergesiedelt war, sich aber von Anfang an zur lutherischen Freikirche gehalten, in der er das heilige Abendmahl genossen und sein Kind hatte taufen lassen. Der landeskirchliche Pfarrer erhob nun den Anspruch auf Beerdigung des Kindes. Als dieser Mann sich entschieden weigerte, vielmehr sein Kind durch den lutherischen Geistlichen beerdigen ließ, da erhob der unierte Pfarrer gleichwohl für sich die Gebühren. Und worauf gründete der Staatspfarrer diesen Anspruch? Darauf, daß der Manne trotz beständigen Protestes zur landeskirchlichen Steuer herangezogen worden war. Dadurch habe er sich als Glied der evangelischen Landeskirche betätigt und sei verbunden, alle geistlichen Amtshandlungen nur bei dem landeskirchlichen Pfarrer nachzusuchen, oder doch wenigstens ihm — zu bezahlen. Also ist die Zahlung der Kirchensteuer, welche Zugezogenen wider ihren Willen zwangsweise auferlegt wird, der unwiderlegliche Beweis der Zugehörigkeit zur Kirche. Wohin sich einer zu Wort und Sakrament hält, gilt für nebensächlich, wenn nur Kirchensteuern und Gebühren richtig bezahlt werden. O, ein herrlicher Kirchenbegriff! Und die lutherischen Landeskirchen lassen sich diese Gewissensvergewaltigung ihrer nach Preußen ziehenden Glieder nicht nur ruhig gefallen, sondern ihre Behörden suchen noch Fühlung mit der Landeskirche Preußens, als sei dies die Mutterkirche von Deutschland. Vor einiger Zeit sollte ein in Hermannsburg ausgebildeter, nach Brasilien bestimmter Sendling die Ordination zum geistlichen Amt empfangen. Er wollte in seinem Heimatland Hannover ordiniert werden. Ein Konsistorialrat der Landeskirche erklärte sich auch dazu bereit, aber die Kirchenbehörde fragte vorsichtshalber erst an — beim Berliner Oberkirchenrat. Dieser widerriet natürlich die Ordination und von der Hannoverschen Kirchenbehörde erging ein abschlägiger Bescheid. So sehen die Augen von Kirchenobern auf die Hände der Herren in Berlin! Der Zusammenschluß geht zwar sehr langsam von statten und rückt kaum sichtlich von der Stelle, aber das hängt von andern Verhältnissen ab, als vom Mangel an Unternehmungsgeist bei den Faiseurs (Beförderern), ist auch kein Trost zu nennen, denn es kann auch einmal ein schnelleres Tempo kommen. (Freimund.)

Ist das Vorstehende richtig, was wir nicht untersuchen können, so ist es eine Schmach, nicht für die unierte Kirche als solche — das sollte „Freimund" wissen —, sondern für den preußischen Staat, der bis jetzt sich

nicht dazu aufraffen kann, seinen Bürgern endlich einmal volle Freiheit in Gewissenssachen zu gewähren. Daran aber tragen doch wohl auch Juden und Judengenossen, Freisinnige und sog. Liberale, die im Abgeordnetenhaus helfen die Gesetze machen, mit ihre Schuld.

Die Tüchtigkeit der Predigt.

In einem bei der Landessynode im Königreich Sachsen von Dr. Heinrici erstatteten Referat über die geistliche Amtsführung finden wir folgende bemerkenswerte Stelle: „Bei der Amtsverwaltung der Geistlichen muß ein durchgreifender Unterschied der Verhältnisse von Stadt und Land im Auge behalten werden. Stadt und Land, jedes hat seine besonderen Gefahren, seine besonderen Versuchungen, seine besonderen Vorzüge. Gewissenhafte Vorbereitung auf die Predigt ist notwendig. Es ist etwas Gewaltiges, wie mit Recht mancher erfahrene Mann gesagt hat, *einer* Kraft zuzumuten, 50—60 Mal im Jahre aufzutreten und das Wort Gottes seiner Gemeinde auszulegen. Das setzt eine große geistige Frische voraus, eine tiefe und energische geistige Arbeit, und dazu gehören viele stille Stunden und recht offene Augen, um die Schäden und Nöte, mit Rücksicht auf die man predigen will, richtig zu fassen.“ Was würde der Referent wohl dazu sagen, wenn er den hiesigen Betrieb des Predigtamts der Großstadt vor sich hätte: Erst Sonntagschule, dann vormittags deutsche Predigt; im Anschluß an den Gottesdienst eine oder etliche Taufen; nachmittags eine oder etliche Leichen; abends Versammlung der christlichen Vereine, dann englische Predigt. Die Woche über Konfirmandenunterricht, Vereinsversammlungen, Bazaar und Kollekten aller Art, Leichen, Krankenbesuche, Hausbesuche —, wo bleibt da die Zeit zur Sammlung, zur Stille in Gott, zum Studium der Predigt, zu sonstigen Studien? Wie kann ein solch abgehetzter Pastor noch genügend geistige Frische behalten, um jahrelang derselben Gemeinde unausgesetzt und segensreich mit dem Wort des Lebens zu dienen? Wahrlich, hier sollte eine Reform einsetzen. Solche Stadtgemeinden sollten unbedingt von zwei oder mehr Geistlichen bedient werden, was noch besser wäre, als Teilung in mehrere Gemeinden.

Ein Katholik über Luther.

Die Stimmen im katholischen Lager, schreibt das „Gustav Adolfs-Blatt“, mehren sich, die im Gegensatz zu dem „grobianischen“ Lutherwerk des Dominikanerpaters Denifle einer von geschichtlichem Verständnis getragenen sachlichen Auffassung der Person und des Auftretens Luthers gerecht werden. Gern nehmen wir Kenntnis von dem bei Herder in Freiburg erschienenen „Wort zum Gedächtnis und Frieden“ von dem katholischen Professor Dr. Hermann Grauert in München. Darin heißt es:

„Die Wirkung des Buches (von Denifle) würde eine viel tiefere und nachhaltigere gewesen sein, wenn der Verfasser in seiner Sprache sich gemäßigt und in der Sache vor Entgleisungen gehütet haben würde. Ueberhaupt aber dürfen wir heute, am Anfang des 20. Jahrhunderts, unumwunden es aussprechen: der ernste, objektive katholische Historiker darf sich fortan nicht mehr damit begnügen, den Augustiner von Wittenberg lediglich vom Standpunkt des korrekt katholischen Ordensmannes aus zu beurteilen. Auch der katholische Historiker hat die Verpflichtung, nach gewissenhafter Bewältigung der Quellen- und Tatsachenforschung bei der wissenschaftlichen Würdigung Luthers, neben dem Maßstab katholischer Anschauung, die ihm heilig ist, auch noch einen andern Maßstab anzulegen, den Maßstab nämlich,

der sich ergibt aus der neuen religiösen Weltanschauung, welche Luther begründet hat, und die nun für Millionen unserer Mitbürger maßgebend ist. Darüber hinaus soll dann freilich der wahrhaft objektive Geschichtsforscher und insbesondere auch der katholische es versuchen, zu einer wirklich unbefangenen Würdigung der Person und des Wirkens von Martin Luther vorzudringen, der diese unbefangene Würdigung verdient, weil er auf Jahrhunderte hinaus in epochemachender Weise in die geschichtliche Entwicklung der Menschheit eingegriffen, alte Ordnungen weithin zertrümmert und neue Einrichtungen ins Leben gerufen hat. Der objektive Forscher wird bei alledem in Anschlag zu bringen haben, daß so tiefgreifende Wandlungen der kirchlichen und religiösen Weltanschauung, wie Luther sie durchgemacht hat, bei einer vulkanischen, hyperspiritualistischen Natur, wie er eine solche nun einmal gewesen, sich nicht ohne konvulsivische Zuckungen des ganzen innern Menschen, nicht ohne schwere Erschütterungen des Seelenlebens durchsetzen können.

Denifles Lutherwerk hat mir, seitdem ich es näher kennen gelernt, den Eindruck hinterlassen, daß hier gleichsam der treu kirchliche Ordensmann mit dem abtrünnig gewordenen in erbittertem Kampfe ringt. Die große, gewaltige, die Gemüter der Zeitgenossen in weitestem Umkreis faszinierende, die Herzen in ihrer Tiefe packende und aufrüttelnde Einwirkung, welche von Luthers Persönlichkeit ausgegangen, ist aber eine Tatsache, welche mit unauslöschlichen Lettern in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet steht. Lediglich aus dämonischen Einflüssen oder aus der Schlechtigkeit der Welt diese Wirkungen erklären zu wollen, wäre nicht nur eine rein äußerliche, sondern auch eine unhistorische Auffassung. Wegen der leidenschaftlichen Heftigkeit seiner Sprache kann man dieses Buch (von Denifle) in gewissem Sinne als einen Anachronismus bezeichnen. Im 16. Jahrhundert würde es mit seiner kompakten Gelehrsamkeit und seiner vehementen Sprache vielleicht in den Reihen der massenhaft wankenden Ordensleute und Weltgeistlichen wie auch der weltlichen Gelehrten einen gewissen Stillstand in der Abfallsbewegung bewirkt haben. Ob es im 20. Jahrhundert in der modernen Abfallsbewegung schwankender katholischer Kreise die gleiche Wirkung hervorbringt, ist mir sehr zweifelhaft."

Ritualismus und gewaltiges Ueberhandnehmen des römischen Ordenswesens sind zwei Gefahren, die zurzeit die anglikanische Kirche mehr denn je bedrohen. Um über den Ritualismus genaue Nachricht zu erhalten, hat die Regierung eine Kommission eingesetzt, die in 118 Sitzungen 164 Zeugen gehört und dann einen 70 Seiten langen Bericht veröffentlicht hat, der von der steigenden Macht des Ritualismus beredtes Zeugnis ablegt. In sehr vielen Kirchen, sagt er, werden bei der Kommunion Gebete und Zeremonien, die dem Meßritual entnommen sind, vorgenommen, und die geweihte Hostie wird dem Gläubigen zur Anbetung dargeboten. Bei manchen Abendmahlsfeiern kommuniziert der Priester allein; die Jungfrau Maria und die Heiligen werden angerufen, man verehrt Bilder und Kruzifixe u. s. w. Gegen dies alles soll nun energisch eingeschritten werden. Aber da viele Bischöfe selbst zu den Ritualisten gehören, werden die Maßregeln kaum wirksam durchgeführt werden, und anderseits berufen sich die Ritualisten auf den geistlichen Charakter der Kirche, kraft dessen die Regierung eigentlich nicht in deren Angelegenheiten zu reden habe. Im Unterhause aber dürfte die überwiegende Mehrzahl der Liberalen und Non-

konformisten aus dieser Haltung Veranlassung nehmen, auf die Trennung von Kirche und Staat loszusteuern. Was die Zunahme der Klöster betrifft, so ist statistisch festgesetzt, daß im Jahre 1850 nur 11 Klöster in England bestanden, im Jahre 1904 aber waren es deren 305, und durch die Vertreibung der Orden in Frankreich ist der Zuwachs noch größer geworden. Trotzdem hat das Unterhaus vor kurzem den Antrag eines Abgeordneten, der eine Ueberwachung und Maßregelung dieser Ordensniederlassungen forderte, abgewiesen.

Die Schulfrage und der Ritualismus treiben denn auch tatsächlich immer entschiedener dazu, die Trennung von Kirche und Staat zu fordern und zu begünstigen. Im Unterhause des englischen Parlaments wurde am Abend des 27. Februar mit 198 gegen 90 Stimmen ein Beschluß angenommen, daß die Kirche sowohl in England wie in Wales entstaatlicht werden möchte. Dieser Beschluß verpflichtet die Regierung nicht, aber die einschlägige Debatte war interessant infolge einer Erklärung, welche der Chefsekretär für Irland, Augustine Birrell, abgab. Herr Birrell sagte, er vermöge nicht einzusehen, wie die Fortdauer der staatlichen Kirche gerechtfertigt werden könnte. Die Kirche habe dem Staat nicht zum Wohl gereicht, und der Staat habe der Kirche nichts als Schaden zugefügt. Persönlich, sagte Herr Birrell, glaube er, daß Entstaatlichung, weit entfernt davon, der Kirche als geistlicher Körperschaft Eintrag zu tun, sie wieder zu einer Stellung geistlicher Autorität im ganzen Lande erheben würde. Die Regierung habe jedoch ihre Hände bereits so voll, daß sie keine Verantwortlichkeit in der Angelegenheit übernehmen könne. Diese Absage erscheint befremdend. Mit der Entstaatlichung der Kirche wäre die Schulfrage erledigt, die dem jetzigen Ministerium solche Schwierigkeiten verursacht, und die große Majorität im Hause für die erwähnte Resolution sicherte von vornherein der Regierung die wichtigste Unterstützung. Daß das Oberhaus eine solche Bill verwerfen würde, kann wohl als selbstverständlich gelten, aber da das Ministerium mit diesem ohnehin im Kampfe steht, so würde es seine Aussichten auf Erfolg nicht verschlechtern, sondern wesentlich verbessern, wenn es auf Grund des Widerstandes gegen die Entstaatlichung eine Reformierung des Oberhauses forderte. Der Beschluß des Unterhauses ist von höchst aktueller Bedeutung. In Wales besteht schon seit Jahren ein offener Kampf gegen die Staatskirche. Hunderte der angesehensten Bürger sind daselbst bestraft worden, weil sie keine Steuern für den Religions-Unterricht der Staatskirche bezahlen wollten, und in England selbst waltet die gleiche Stimmung vor. Die Weigerung des Ministeriums, auf die Resolution einzugehen, erscheint mit einer Zurückweisung der Hilfe, die das Haus ihm gewähren will, gleichbedeutend.

Der eigentümliche Rechtsfall, der nun schon mehr als zwei Jahre lang das ganze kirchliche Leben von Schottland in Aufregung gehalten hat, nähert sich seinem endgültigen Abschluß. Das unter Lord Elgins Vorsitz tagende königliche Schiedsgericht hat seinen ersten Ausspruch getan. Wie sich der Leser vielleicht erinnern wird, erhob sich der Streit über der im Jahre 1900 vollzogenen Vereinigung der bisherigen, etwa tausend Geistliche zählenden Freikirche und der presbyterianischen Kirche von Schottland. Sechsundzwanzig freikirchliche Dorfpastoren aus dem schottischen Hochland widersetzten sich der Vereinigung und erhoben als Hüter der reinen Lehre Anspruch auf das vorhandene Kirchenvermögen. Die schottischen Ge-

richte, an die sie sich nacheinander wandten, wiesen sie ab. Das englische Herrenhaus erkannte ihnen jedoch als letzte Instanz volles Recht zu. Eine heillose Verwirrung war die Folge dieses Spruchs. Kirchen, die schon am Sonntagmorgen zum Gottesdienst geöffnet waren, wurden im letzten Augenblick von den Abgesandten der Minderheit mit Beschlag belegt. Universitätsprofessoren und Studenten sahen sich aus ihren Hörsälen vertrieben. Das gesamte kirchliche Leben von Schottland schien lahmgelegt. Die verworrene Lage war aber doch zu widersinnig, als daß es dabei bleiben konnte. Ein Ausweg mußte gefunden werden. Man fand ihn in der Berufung eines außerordentlichen königlichen Schiedsgerichts, dessen endgültiger Spruch für alle Zeiten Geltung haben soll. Nach jahrelangen Beratungen hat dieses Schiedsgericht nun sein erstes Urteil gefällt. Wie nicht anders zu erwarten war, ist es zu gunsten der Vereinigten Freikirche ausgefallen. Trotz alledem sind auch die sechsundzwanzig Bergpfarrer nicht übel weggekommen. Zunächst handelt es sich nur um die liegenden Güter und das Barvermögen der Universitäten, sowie um das sehr beträchtliche Einkommen der schottischen Heiden- und Judenmissionsgesellschaften. Die Universitätsgebäude in Edinburgh, Glasgow und Aberdeen sind der Vereinigten Freikirche zugesprochen worden. In den Händen der Minorität verbleibt nur eine kleine Gruppe von Gebäuden in Edinburgh, die indessen für ihre akademischen Zwecke mehr als genügen dürften. Zur Aufrechterhaltung dieser kleinen Hochschule, wohl der kleinsten in ganz Europa, ist ein jährliches Einkommen von 60,000 Mark ausgesetzt. Ebenso wird der Minorität aus dem reichen Vermögen der Missionsgesellschaften ein entsprechender Bruchteil zufließen. In Glasgow sind ihr außer den bereits in ihrem Besitz befindlichen Kirchen noch zwei Gotteshäuser zugesprochen worden. Auch ein größerer Anteil an dem Gemeindevermögen soll ihr in Zukunft zufallen.

Der Kulturkampf in Frankreich.

Der Ultramontanismus beherrscht auch hier in unserem Lande vielfach die politischen Zeitungen und die öffentliche Meinung. So ist es den Römlingen unseres Landes gelungen, an manchen Orten eine feindselige Stimmung gegen die französische Regierung zu erregen und dem Volk die Meinung beizubringen, als ob dem katholischen Klerus in Frankreich das schwerste Unrecht und die schreiendste Ungerechtigkeit angetan werde. Und doch hat diese Gesellschaft jetzt nur in schwächster homöopathischer Dosis etwas davon zu schmecken bekommen, was sie seit Jahrhunderten der protestantischen Bevölkerung angetan haben, und wo sie die Macht dazu haben, noch heute antun.

Wahrlich, nicht den tausendsten Teil von Grausamkeit und Unrecht haben die Römlinge in Frankreich erfahren von dem, was sie den Hugenotten und anderen angetan haben. Gerne hätten sie die Rolle verfolgter Märtyrer angenommen, aber die Machthaber in Frankreich waren schlau genug, ihnen diesen Gefallen nicht zu tun. Wenn auch sicher vielfach der Unglaube, Atheismus und Religionsfeindschaft bei der Auflösung des Konkordats mit gewirkt haben, so ist doch nicht zu leugnen, daß die römische Kirche selbst die Hauptschuld daran trägt, daß die katholischen Völker die tyrannische Herrschaft der römischen Klerisei abzuschütteln suchen.

Das protestantische Volk ist im allgemeinen zu unwissend und unerfahren in den Schleichwegen Roms; es kennt nicht die Pestilenz, die im Finstern schleicht, das Verderben, das vom Beichtstuhl und vom Klosterwesen

ausströmt und das Volksleben vergiftet. Darum läßt es leicht sich von römischen Prälaten imponieren und ist geneigt, den Römlingen mehr Freiheit zu gewähren als es zum Wohl des Volkes gut ist.

Wie es zur Zeit in Frankreich steht, ist schlecht zu sagen, da die Nachrichten bis jetzt zu widersprechend sind.

Auch in Spanien ist ein Rückschlag erfolgt und hat der Ultramontanismus wieder zum Teil Oberwasser bekommen.

Aber das ist sicher: in den erzkatholischen Ländern, in Frankreich, Spanien, Italien und Oesterreich fängt das Gericht Gottes über den Romanismus an sich immer stärker und voller zu entwickeln.

Dazu müssen dann solche Vorkommnisse mit beitragen, wie sie nachstehend berichtet werden.

Grausamkeiten in Nonnenklöstern.

Bekanntlich verdankt das französische Klostergesetz seine Schärfe hauptsächlich dem Bekanntwerden unmenschlicher Mißhandlungen, die in einigen Nonnenklöstern vorgekommen sind. Kürzlich wurde nun auch die öffentliche Meinung in Italien lebhaft aufgeregt durch ähnliche Vorfälle, die sich auf der reizenden Insel Ischia zugetragen haben. Dort hatte eine im Rufe der Heiligkeit stehende Frau ein Kloster errichtet, das sich die Aufgabe stellte, verwaiste und verwahrloste Mädchen in den Straßen Neapels und der Umgegend zu sammeln und zu erziehen. Das fromme Unternehmen fand allseitige Förderung, und der Bischof ernannte jene Frau zur Aebtissin. Bald aber liefen dunkle Gerüchte um über das, was im Kloster vor sich ging; die Nachbarn hörten öfters Wehgeschrei und Jammertöne, und man erzählte von empörenden Grausamkeiten, die da verübt würden. Niemand aber wagte es, einzuschreiten. Endlich gelang es einer Nonne, aus dem Kloster zu entfliehen. Sie war als blühende Jungfrau im 20. Lebensjahre eingetreten, und nach zehn Jahren verließ sie es gänzlich gebrochen. Sie wurde in ein Hospital für unheilbare Kranke gebracht, wo sie bald hernach starb. Vor ihrem Tode machte sie noch entsetzliche Enthüllungen über die Behandlung, die Nonnen und Zöglinge sich gefallen lassen mußten. Auch einige Frauen, die im Kloster erzogen worden waren, bestätigten die Wahrheit dieser Berichte. Die Nonnen wurden strenger behandelt, als es die Klosterregel verlangte. So mußte sich z. B. eine zur Strafe auf den Boden legen und es sich gefallen lassen, daß die andern alle der Reihe nach ihr in den Mund spieen. Die Waisenkinder wurden schlecht genährt, erhielten nur Mais, aber kein Brot, mußten vom frühen Morgen bis zum späten Abend stricken und häkeln, und die, die mit ihrer Arbeit nicht fertig wurden, wurden halbtot geprügelt und auf alle Arten gequält. Durch Drohungen wurden die Kinder angehalten, allen Besuchern, die sie ausfragten, zu antworten, daß sie gut behandelt werden und eine reichliche und üppige Kost genießen. Jetzt ist endlich das Gericht eingeschritten, es sind auch einige Ausgrabungen vorgenommen worden. Ob aber viel dabei herauskommen wird, ist zweifelhaft. Die Einwohner sprechen sich nur mit großer Zurückhaltung aus Furcht vor einer unbekannten Macht aus. Der Bruder der Aebtissin ist Kanonikus an der Kathedrale von Ischia und ein Günstling des Bischofs. Dagegen beschäftigt sich die freisinnige Presse Roms und Neapels aufs lebhafteste mit der Sache, und sie sorgt vielleicht dafür, daß die Sache doch nicht so ohne weiteres einschläft. (A. E. L. K.)

Italien. Letzten Sommer erschien der Bericht von Prof. Lustig, einem Mitglied der Erziehungsbehörde, über die Volksschule Sardiniens

und Süditaliens. Hiernach beträgt das Verhältnis der Analphabeten in der Provinz Sassari 64 Prozent, während es in der Provinz Cagliari auf 71 Prozent steigt! Ueber 233 Schulgebäude mit 709 Klassen liegen Prüfungsergebnisse vor. Die Zahl der „eingeschriebenen" Schüler beläuft sich auf mehr als 16,000, aber mindestens ein Drittel davon bleibt der Schule fern. Von den 233 Schulgebäuden wurden nur 31 für den Schulzweck erbaut, 95 hat man nachträglich und mit möglichst wenig Kosten diesem Zweck anzupassen gesucht, wogegen alle übrigen Lokale gemietet und in ihrem Zustand belassen wurden. Aber auch von den Schulgebäuden selbst entsprechen nur wenige den elementarsten Anforderungen der Hygiene. In ganz Sardinien ist nicht ein einziges Schulhaus vorhanden, das dem bescheidenen italienischen Reglement entspricht. Von den gemieteten Lokalen sind manche ohne Fenster (!), viele sind mit einer Tür versehen, die unmittelbar auf die Straße führt, eine große Anzahl ist neben Kneipen, Ställen, Dungstätten u. s. w. gelegen. Würden auch nur sämtliche „eingeschriebenen" Kinder die Schule besuchen, so würde es mindestens an einem Drittel des dazu benötigten Raumes fehlen, ein Uebelstand, der selbst in Rom obwaltet. Unter 217 darauf untersuchten Schulgebäuden sind viele so feucht, daß fast ununterbrochen sämtliche Kinder krank sind. In einigen Schulen müssen die Kinder bei Regenwetter, falls sie erscheinen, mit aufgespanntem Regenschirm sitzen! In 90 Prozent der Schulen Sardiniens fehlt Wasser, in 70 Prozent ein Abort! Prof. Lustig schließt mit dem Urteil, daß über 90 Prozent aller Schulräume in Sardinien direkt gesundheitsschädlich sind. In einer Schule steigt die Zahl der an Augengranulose leidenden Kinder auf 40 Prozent. Aehnlich, fährt er fort, liegen die Verhältnisse in fast ganz Süditalien. Bei 95 Prozent der Schulräume findet hier weder eine natürliche noch eine künstliche Lüftung statt. In der Provinz Catanzaro steigt die Zahl der Analphabeten bis zu 78 Prozent. In Sizilien endlich gibt es Gegenden, wo heute noch fast alle Einwohner Analphabeten sind.

Angesichts dieser heillosen Zustände im Schulwesen hat die italienische Regierung wahrlich größere, wichtigere und ernstere Aufgaben zu erfüllen, als die ihr Prof. Boni zumutet nach folgender Notiz.

Prof. Boni, welcher die Ausgrabung der römischen und trojanischen Foren beaufsichigt, und der ersucht worden ist, ein Mitglied des Internationalen Komitees zu sein, welches Gelder für die von dem englischen Prof. Waldstein geplante Ausgrabung von Herculaneum sammeln soll, ist nicht dafür, daß Geld für den Zweck im Auslande gesammelt wird. Er meint vielmehr, daß die italienische Regierung alles nötige Geld bewilligen sollte. Er will ihr einen dahinlautenden Vorschlag machen und sie zu veranlassen suchen, $10,000,000 von dem Ueberschusse der Einkünfte für derartige Zwecke zu bewilligen. Prof. Boni ist übrigens der Ansicht, daß bei der Ausgrabung von Herculaneum sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden sollte und kaum mehr als $6000 pro Jahr verausgabt werden können, wenn man gute Resultate erzielen will.

Literatur.

Aus dem eigenen Verlag (Eden Publishing House, St. Louis, Mo.) kam uns ein neues Bändchen der Evang. Familienbibliothek zu:

„Aus vergangenen Tagen." Eine Erzählung aus der Sklavenzeit von Clara Berens. 229 Seiten, Leinwand, Rücken- und Seitentitel in Golddruck. Preis 40 Cts.

Eine fesselnde Erzählung aus der Zeit der Negersklaverei in unserem Lande. Die Geschichte spielt teils in den Ufergeländen des Missouri, teils in New York. Sie erzählt uns in recht spannender Form die schändliche Entführung einer reichen Erbin zum Zweck der Erbschleicherei. Dieselbe, eine etwas dunkelfarbige Mexikanerin, wird als Mulattin in ein Sklavennest geschickt, gebiert dort einen Sohn, dem so der Makel einer unehrlichen Abstammung und der Blutsverwandtschaft mit Negern angehängt wird. Unter höchst verwickelten Umständen kommt allmählig die Wahrheit an den Tag und es gelingt dem in seine Rechte öffentlich eingesetzten Sohn, auch seine Jugendfreundin, eine deutsche Pastorstochter, als Braut zu gewinnen und in ein reiches und schönes Heim einzuführen.

Die privilegierte württ. Bibelanstalt in Stuttgart hat neuerdings zwei extrafeine Ausgaben des Neuen Testaments veranstaltet: **Novum Testamentum Latine** und **Novum Testamentum Graece & Latine**, bearbeitet von Dr. Eberh. Nestle. Beide Ausgaben in feinem, biegsamem Ledereinband mit Rotschnitt. Die lateinische Ausgabe allein kostet $1.50; die lateinisch-griechische $2.00.

Betreffs der griechisch-lateinischen Ausgabe ist zu sagen, daß je ein Blatt (2 Seiten) griechischer und ein Blatt lateinischer Text einander gegenüberstehen. Wer spezielle Einsicht über die Vorzüge dieser neuesten griechischen und lateinischen Ausgaben des Neuen Testaments zu haben wünscht, wolle sich an unser Eden Publishing House in St. Louis wenden um die Prospekte, resp die Begleitworte zu den betr. Ausgaben zugesandt zu bekommen. Dieselben geben in deutscher Sprache die genügende Auskunft über die griechische und lateinische Ausgabe und die bei der Wahl der Texte befolgten Methoden. — Jedenfalls ist diese neueste griechische und lateinische Textbearbeitung des Neuen Testaments das Beste, was in dieser Beziehung jetzt zu empfehlen ist.

Aus Deicherts Verlag kamen:

1. „Die Bergpredigt des Herrn“, ausgelegt in Predigten von Dr. Paul Kaiser, Pfarrer an St. Matthäi, Leipzig, III. Das Vaterunser. Zweite Auflage. Preis 55 Cts.

Wir haben schon die erste Auflage dieser gediegenen Predigten über die Bergpredigt angezeigt. Kaisers Predigten haben sehr günstige Aufnahme und Beurteilung gefunden. In edler Form bietet er auch einen reichen und schönen Inhalt. Dieses Bändchen will die evang. Christenheit in die halb vergessene, verlernte und versäumte Kunst des rechten Betens einführen. Neben den Lutherschen Erklärungen läßt Verfasser auch die köstlichen Auslegungen des Heidelberger Katechismus öfter zu ihrem Recht kommen.

2. Neutestamentliche Bibelstunden, gehalten von D. H. Hoffmann, weil. Pfarrer zu St. Laurentii, Halle a. S. Mit Vorwort von Prof. D. M. Kähler. IV. Band Galater, Epheser, Philipper. 2. Auflage. 260 Seiten. Preis Mk. 4.20. — Von der 1. Auflage dieses Bandes war uns s. Z. nur die erste Lieferung zugegangen, die den Galaterbrief nahezu vollständig behandelt. Aus dieser ersten Lieferung hat unser Vorwort (Jan. 1907) Seite 4 ein Zitat gebracht, auf welches wir bei dieser Gelegenheit hinweisen möchten. Aus diesem Zitat ist der Sinn und Geist zu erkennen, in welchem diese Bibelstunden gehalten sind. Diese Bibelstunden sind vorzüglich geeignet, solchen Pastoren Anleitung zu geben, die gerne ganze apostolische Schriften

in der Gemeinde durchnehmen, sei es in Predigten oder Bibelstunden, ohne doch allzu voluminöse gelehrte Kommentare dazu benützen zu können.

Dieser vorliegende Band behandelt die drei Briefe Pauli, Galater bis Philipper vollständig. Sein echt evangelischer Sinn zeigt sich unter anderem in folgendem Satz: „Warum muß neben Luther der Melanchthon stehen? Durch göttliche Fügung. Neben Luther, welcher scharf von den Reformierten sich sonderte, der weichere, wohl besonnenere Melanchthon, der auch eine Hand für diese hatte. Sollte es nicht eine Warnung sein, die Scheidung zwischen den Bruderkirchen nicht zu übertreiben, nicht verewigen zu wollen? Ist es nicht eine Fügung Gottes, daß in der gereinigten Kirche des Evangeliums auch Raum für solche sein sollte, die mehr Melanchthons Denkweise und Sinnesart folgen?“

Das dürfte genügen, die milde und doch ernst positive Denk- und Schreibweise des Verfassers deutlich genug zu erkennen und bei unsern Lesern zu empfehlen. Wir stimmen daher dem nachfolgenden Urteil bei:

Es ist eine Freude, an Hoffmanns Hand einen paulinischen Brief zu durchwandern. Wie wird einem da das nicht leichte Problem des Galaterbriefes nahegebracht; wie werden schwierige Perioden und Gedankengänge wie Eph. 1 so klar und durchsichtig; wie erfährt so manches Einzelwort in feinsinniger Auslegung eine neue Beleuchtung! Ueberall schaut die vorangegangene, auch rein wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Schriftwort durch. Damit über der Einzelauslegung die großen Gesichtspunkte nicht vergessen werden, ist jeder Bibelstunde eine kurze Einleitung vorausgeschickt, die in der Regel der Herausstellung des inneren Zusammenhanges dient; auch jedes einzelne biblische Buch ist mit einer allgemeinen Einleitung eröffnet, die kurz das geschichtliche Material gibt, das zum Verständnis des Buches notwendig ist. Es ist mir beim Lesen dieser Bibelstunden von neuem klar geworden, daß es zum Dienst an unserer Gemeinde nicht sowohl neuer Moden und geistreicher Künsteleien bedarf, als vielmehr der schlichten und treuen Entfaltung der Lebenskräfte, die das Wort in sich birgt.

P a s t o r a l t h e o l o g i e. Gedanken und Erwägungen aus dem Amt für das Amt. Von Superintendent August Hardeland zu Uslar, Han. 488 Seiten, broch. 7 Mark.

Die Pastoraltheologie ist vielleicht unter allen theologischen Studien am meisten vernachlässigt. Und doch mit Unrecht. Denn gerade sie kann dem angehenden Geistlichen gar manches Bedürfnis für das praktische Amt, gar manchen Defekt persönlicher, wissenschaftlicher, religiöser oder praktischer Art aufdecken; kann dem Anfänger im Amt die rechte Bahn weisen, die er nun einschlagen muß, um sein Amt zur Ehre des Herrn, zum Segen für die Gemeinde und zur allgemeinen Förderung der Zwecke des Reiches Gottes führen zu können.

Während die praktische Theologie im System der theologischen Disziplinen ihre feste Stelle hat und einen integrierenden Teil des theologischen Gesamtwissens bildet, hat dagegen die Pastoraltheologie in den akademischen Lehrfächern keine absolut notwendige Stelle. Ja man kann sogar sagen: Akademische Lehrer, die selbst nie im praktischen Pfarr- und Gemeindeamt standen und nicht selbst eigene Erfahrungen gemacht haben, können höchstens theoretisch Pastoraltheologie dozieren, aber das Leben der Erfahrung wird ihren Vorträgen mangeln.

Das vorliegende Werk hat ein im praktischen Kirchendienst erfahrener

und bewährter Mann geschrieben. Sein Buch kann als eine Fundgrube bezeichnet werden für den Studenten der Theologie und für den Geistlichen im Amt und nicht nur für den Anfänger. Und je mehr man sich im Amt der Lücken bewußt wird, die man sowohl im Wissen als im Können und Leisten an sich gewahr wird, um so willkommener wird uns ein Buch sein, das so reiche und vielseitige Anregung bietet, wie das vorliegende.

Das Buch ist nicht im Stile hoher Wissenschaft und Gelehrsamkeit geschrieben, will auch nicht als ein erschöpfendes wissenschaftliches Werk eingeschätzt sein. Aber es bietet in zwölf Kapiteln einen so reichen, fürs praktische Amt wichtigen Inhalt, daß es in hohem Grade wünschenswert wäre, wenn jeder unserer angehenden Pastoren sich ein eingehendes Studium dieses Buches zur Pflicht machen würde. Wie jung, wie unerfahren, wie oft völlig ratlos muß der junge Bruder ins praktische Amt eintreten, wo so vielseitige Fragen an ihn herantreten, so vielseitige Anforderungen an ihn gestellt werden und eine richtige praktische Lösung und Erledigung erfordern, an die er in den Jahren seines Studiums vielleicht nie gedacht hat, und die auch im Studium nicht erledigt werden können. Nicht daß eine Pastoraltheologie etwa wie ein Schatzkästchen ihm sofort eine leicht zu handhabende Lösung für verwickelte Fragen bieten könnte oder sollte. Sie will ihm nur die Wege weisen, die er zu gehen hat, die Andeutungen geben, w i e und w o er die rechte Anpassung und Qualifikation für die manigfaltigen Aufgaben des Pfarramts erlangen kann.

Die Kapitel des vorliegenden Buches tragen folgende Ueberschriften: 1. Der Erzhirt, 2. Das apostolische Vorbild, 3. Persönliche Erfordernisse, 4. Die wissenschaftliche Fortbildung, 5. Das geistliche Dekorum, 6. Die Predigttätigkeit, 7. Anderweitige Wortverkündigung, 8. Katechetisches, 9. Liturgisches, 10. Hymnologisches, 11. Seelsorge und Verwandtes, 12. Kirchenrechtliches.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf den Inhalt der einzelnen Kapitel eingehen. Das aber muß gesagt werden: Der Verfasser steht auf dem Boden der gläubigen Annahme des lutherischen Bekenntnisses, wobei er aber ausdrücklich betont, daß „die innere Orthodoxie (d. h. die Uebereinstimmung mit dem Bekenntnis der Kirche) sich nur auf das Zentrale des Bekenntnisses, auf das Bekenntnis als einheitliche Größe gefaßt, beziehen kann. „Es würde zu unerträglicher Gewissensbelastung führen, wenn man hier das Bekenntnis in seiner statutarischen Form, Artikel für Artikel, zum Substrat orthodoxer Anschauung machen wollte."

Der Verfasser nimmt überall, wo sich Anlaß bietet, Rücksicht auf das Leben der Gegenwart mit seinen teils kirchenfeindlichen, teils modern-neologischen Strömungen, und sucht dem Geistlichen den Weg zu weisen im Sinne gläubiger Ausrichtung des Amtes als ein treuer Unterhirte und Diener des Erzhirten Christus. — Wir wünschen dem Buche eine reichliche Verbreitung in unserem synodalen Bruderkreise.

Seit dem 1. Januar 1907 erscheint „D a s P r o p h e t i s c h e W o r t." Herausgegeben von E. F. S t r ö t e r , Charlottenburg, unter Mitwirkung von Bucher-Frankfurt a. M.; Edel-Brieg; von Gerdtell-Steglitz; Girkon-Mülheim a. d. Ruhr; Herbst-Barmen; Huhn-Freienwalde; Bruno Keller-Döbeln; S. Limbach-Zürich; Maier-Grundschöttel; Nuelsen-Berea, Ohio; Rudnitzky-Berlin; Wobith-Frankfurt a. M. und andern. Abonnementspreis

mit Porto: (Nur Jahres-Abonnent und unter Vorausbezahlung.) Für Deutschland Mk. 3.50, für Oesterreich-Ungarn Kr. 4.25, für die Schweiz Fr. 4.50, für Rußland Rubel 2.—, für Schweden und Norwegen Kr. 3.25, für Amerika $1.

Wer speziell sich mit dem Wort der Weissagung gerne und eingehend beschäftigt, den verweisen wir auf diese neue Zeitschrift, die das Interesse der gläubigen Gemeinde diesem Gegenstand zuwenden möchte.

Folgende Bücher gingen bei der Redaktion ein, deren Besprechung in einem späteren Heft erfolgen soll:

Vom Verlag von M. Heinsius Nachf., Leipzig: Frd. Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. 5. Band. Geschichte der Kirche im deutschen Protestantismus des neunzehnten Jahrhunderts. Broch. Mk. 18.

Von C. Ludwig Ungelenk, Dresden: Siedel, Ewige Schönheit. Geb. Mk. 3.05; Goldsch. Mk. 4. 14. Auflage. Ein Werk für Jungfrauen.

Von Trowitzsch & Sohn Verlagsbuchhandlung, Berlin SW.: „Wenn ihr mich kennetet." Vorträge für ernste Frager unter den Gebildeten von Konsistorialrat P. Blau, mit einer Vorrede von Oberhofprediger Dr. E. Dryander. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Broschiert Mk. 2.40, geb. Mk. 3.25.

Es gibt heute keinen Gebildeten, der nicht von dem Kampf der Weltanschauungen in unserer Zeit auf das Unmittelbarste berührt würde. Tausende verlangen mit heißem Ernst nach Anleitung zum tiefern Durchdenken der ihnen täglich näher tretenden Probleme. Die neue Auflage dieses vielbegehrten, vortrefflichen Buches, das leider einige Zeit hindurch nicht erhältlich war, ist daher mit Wärme zu begrüßen. Verfasser kennt die Zweifel des Menschen unserer Tage. Mit dem ganzen Reichtum moderner naturwissenschaftlicher Bildung in ungewöhnlichem Maße ausgerüstet, zeigt er ihnen, wie diese heutige Bildung den Denkenden nicht zur Bekämpfung, sondern im Gegenteil zur Bestätigung des christlichen Glaubens gereicht. Noch erhöht wird der Genuß des Buches durch die vollendete Schönheit seiner Sprache.

Verlag von C. Schaffnit, Düsseldorf: Johannes Dose, der Held von Wittenberg und Worms. Hübsch gebunden in Leinwand.

Auch dieses Buch kann erst in späterer Nummer besprochen werden.

„Der Beweis des Glaubens." Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Sem.-Dir. Lic. theol. E. G. Steude. 43. Jahrg. 1907. (Jan.—Dez.) Jährlich 12 Hefte Mk. 6, mit Porto Mk. 6.60. — Mit „Theologischem Literaturbericht" und „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiet der schönen Literatur und verwandten Gebieten" zusammen Mk. 8, mit Porto Mk. 9.20. Verlag von C. Bertelsmann, Güterloh.

„Theologischer Literaturbericht." Begründet von Pfarrer P. Eger. Herausgegeben von Pfarrer J. Jordan. 30. Jahrgang 1907. (Jan.—Dez.) Mit der Beilage „Viertljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten." Jährlich 12 Hefte Mk. 3, mit Porto Mk. 3.60. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.

„Das evangelische Deutschland." Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr.

Gottlob Mayer. 3. Jahrg. 1907. Monatlich ein Heft von 32—40 S. Preis jährl. Mk 5, mit Porto Mk.5.60, ins Ausland Mk. 6. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.

Vierteljahrsbericht aus dem Gebiet der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Pfr. J. Jordan. 1. Jahrg. 1907. Jährlich 4 Hefte. Mk. 1, mit Porto Mk. 1.20. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. 13. Jahrg. 1907. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 150 Bildern) Mk. 3, mit Porto Mk. 3.60. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Julius und Paul Richter. 9. Jahrg. 1907. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern) Mk. 1, mit Porto Mk. 1.36. (In Partien billiger.) Vorstehende beiden Blätter zusammen Mk. 3.75, mit Porto Mk. 4.35. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

„Das Königreich der Himmel." Herausgegeben von Dr. phil. Gottsched, Lehrer an der evang. Predigerschule in Basel. Biblische Betrachtungen. Preis Mk.3.20, geb. Mk.4.

Inhalt: Gott in der Natur. — Die Theokratie Israels. — Das in Jesu gekommene Königreich der Himmel. — Das geisteskräftige Kommen des Königreichs der Himmel zu den Gläubigen.

Biblischer Realismus spricht aus diesen Zeilen, aber nicht in wissenschaftlicher Strenge, sondern in zwanglosem, schlichtem Selbstgespräch, das auch andere zu beschäftigen und zu weiterem Nachdenken und Nachforschen anzuregen sucht.

Die Offenbarung St. Johannes von Pastor em. S. Keferstein. Rein symbolisch aufgefaßt. Preis Mk.4, geb. Mk. 4.80.

Vorliegendes Werk will kein eigentlicher Kommentar zur Offenbarung Johannes sein, sondern nur ein Versuch, die rein symbolische Auffassung derselben eingehend durchzuführen. Es ist die Frucht eines langen Studiums und eigenen Nachdenkens. Verfasser ist ein im nüchternen Schriftglauben tief gegründeter Mann, der gegen alle Phantasterei und Spiritualisiererei eine gesunde Abneigung hat. Das Buch ist sehr anregend und fruchtbar, es befolgt eine eigene, sehr sympathische Methode, mit der sich um der Resultate willen auch die Gegner werden abfinden müssen.

Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. Jährlich 6 Hefte. Preis Mk. 10. 11. Jahrgang 1907. Heft 1:

Der Primat des Willens vor dem Intellekt bei Augustin von Lic. theol. Otto Zänker, Pastor in Godesberg. Preis Mk.2.80.

Die „Beiträge" haben in steigendem Maße Bedeutung erlangt als eine Sammlung von Abhandlungen, in welchen die wichtigsten theologischen Zeitfragen von kompetenten Autoren behandelt werden. Es sind streng wissenschaftliche Studien, aber keine unfruchtbaren Erörterungen, sondern wirklich förderlich für Schriftkenntnis und Theologie. Die Sammlung gehört in

alle größeren Bibliotheken und Theologische Lesezirkel. Jedes Heft ist auch einzeln käuflich, doch ist der Preis für den kompletten Jahrgang besonders niedrig angesetzt.

Handtmann, Karl, Pastor in Selchow (Mark): Die Neu Irvingianer oder die „Apostolische Gemeinde." Ihre Geschichte, Lehre und Eigenart. 2., verm. Aufl. Preis Mk.1.50, geb. Mk. 2.

Eine überaus fleißige und dankenswerte Arbeit. Sie behandelt auf grund eingehender Studien die Geschichte, Lehre und Verfassung der neu-irvingianischen Sekte, welche sich im Jahre 1863 von den alten Irvingianern abgezweigt hat und in dieser Gestalt als ein kräftiger Irrtum durch die Welt geht. Da die meisten bisher erschienenen Schriften über den Irvingianismus diese neue Bewegung fast gänzlich ignorieren, so bieten die Ausführungen des Verfassers manches Neue, und werden von keinem Theologen, der den heutigen Irvingianismus kennen lernen will, unbeachtet bleiben dürfen. Auch dem Laien ist diese, durch klare Darstellung und gesundes Urteil ausgezeichnete Schrift bestens zu empfehlen. Die nach wenigen Jahren erforderliche zweite Auflage beweist zur Genüge, daß dieselbe einem dringenden Bedürfnis entspringt.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4, Probehefte franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Februarheftes: Die Abstammungslehre einst und jetzt. Von J. Reinke. — Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den steirischen Alpen. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Zweierlei Unkrautvertilgung oder Sozialradikal, nicht sozialbrutal. Von P. Feucht. — Das Moor. Eine Kleinstadtgeschichte aus der Ostmark. Von J. Höffner. — Die „neue Frau." Von Dr. Richard Bahr. — Kinderschutz und Tierschutz. — Gesunde Orte. — Amerikanischer Millionärsstolz. — Vivisektion, Menschentum und Menschlichkeit. Von Dr. Karl Funck. — Türmers Tagebuch: Vor den Wahlen. — Moderne Wissenschaft im Spiegel der Dichtung. Von Dr. Georg Biedenkapp. — Wilhelm Jensen als Lyriker. Von Karl Storck. — Russische Niederschläge. Von Felix Poppenberg. — Von der Ballade. Von — k. — Roman und Novelle.—Ein Künstler des Monumentalen. Von Dr. Karl Storck. — Der Mensch Richard Wagner. Zu seinen Familienbriefen. Von Dr. Karl Storck. — Berufssängerin. Von St. — Kunstbeilagen: Johann Bossard: Winter (Farbige Lithographie). Das Leben. Mutter und Kind. Schlafendes Kind. Adler und Schlange. Wilhelm Jensen. Notenbeilage: Erste Szene der Oper „Die Nazarener." Dichtung nach einer Novelle von Richard Voß von K. W. Marschner. Musik von Viktor Hansmann.

Wir haben letztes Jahr im Juliheft Seite 300 auf ein englisches Blatt aufmerksam gemacht, das sich die Bekämpfung der geheimen Gesellschaften zur Aufgabe gemacht hat. Wir möchten unsern Lesern dieses Blatt wieder in empfehlende Erinnerung bringen.

Christian Cynosure. By William Irving Phillipps, Managing Editor, 221 N. Madison St., Chicago. Price per year in advance $1.00; three months, on trial, 25 cts.; single copies 10 cts.

Das Blatt bringt monatlich eine Menge Material und Zeugnis gegen den bösen Einfluß der geheimen Gesellschaften und von der Brutalität der Unions gegen alle, die nicht zur Union gehören. Das Logen- und Unionwesen ist ein Hohn auf die vielgepriesene Freiheit dieses Landes und ein Felsblock im Wege der Gerechtigkeit. Denn ein Logenbruder und Unionmann hat die besten Aussichten, im Gericht straffrei auszugehen, auch für das schwerste Verbrechen.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 9. Band. St. Louis, Mo. Juli 1907.

Ev. Johannis Kapitel 11.

Von P. E. Otto.

Die Streitfrage über Authentie und Nichtauthentie unsers vierten Evangeliums wird, wie die Sachen liegen, schwerlich durch die Abwägung äußerer Gründe, durch den Hinweis auf das Vorhandensein oder den Mangel der Beglaubigung durch ältere Schriftsteller entschieden werden, sondern immer wird das Urteil über die Verfasserschaft desselben vorwiegend von innern Gründen, von dem Eindrucke, den sein Inhalt selber auf uns macht, abhängig sein. Eine nüchtern wahrheitsliebende Auslegung des Evangeliums, die dazu beitragen will, die noch unerledigte Frage einer Beantwortung näher zu führen, wird daher nicht mit einem schon vorher gefaßten Urteile an ihr Werk gehen dürfen, sondern sie wird Schritt für Schritt das Einzelne beobachtend gewissermaßen ex ungue leonem zu erkennen suchen und das abschließende Urteil darüber, wer als Verfasser des Buches angesehen werden könne, bis an das Ende verschieben, denn nur nach Abwägung der Bedeutung aller im Buche enthaltenen Fingerzeige kann das Zünglein der Wage sich auf die eine oder auf die andere Seite neigen, und es könnte möglicherweise das Gewicht eines einzigen Momentes, das erst in einem Endkapitel zur Erwägung kommt, das Resultat aller bisherigen Schlußfolgerungen umwerfen. Dessen ungeachtet gibt es im Zusammenhange des Evangeliums Abschnitte, bei deren Betrachtung man nicht umhin kann, von der Beurteilung des Einzelnen zu der Frage nach der Verfasserschaft prinzipiell Stellung zu nehmen und vorhergehende Eindrücke zusammenfassend die Endantwort in gewissem Grade vorauszunehmen; denn gar zu sehr ist doch das zu gewinnende Verständnis des Inhaltes von dem Urteile über die Herkunft des Abschnittes abhängig. Zu solchen Abschnitten gehört vor allem der vorliegende.

Die Auffassung des Inhaltes unserer Erzählung wird durchaus beeinflußt werden von der Ansicht über ihren Verfasser, die man herzu-

bringt, und so ist unser Kapitel gewissermaßen ein Knotenpunkt, an welchem sich die ganze johanneische Frage für viele entscheidet. Auf der einen Seite heißt es: hier ist eine Erzählung von solcher Originalität, von solch anschaulicher Lebendigkeit, daß sie sich selbst bezeugt; so hat nur ein Augenzeuge, nur ein Jünger schreiben können; wer nicht diesen Eindruck von der Erzählung empfängt, der versteht nicht, was Geschichte ist, hat keinen Sinn für historische Treue, oder urteilt absichtlich nach Maßstäben, die er auf keinem andern Gebiete anwenden würde.

Auf der andern Seite heißt es: Hier wird ein Hergang erzählt, der so, wie er dargestellt ist, sich nicht zugetragen haben *kann*, und da jeder Ausweg abgeschnitten ist, die Abweichungen von der Wirklichkeit durch Einwirkung sagenhafter Umformung zu erklären, so ergibt sich das Ganze als ein Werk bewußter Dichtung, es ist die Einkleidung einer Idee in das Gewand einer erdichteten Geschichte, und es fällt von hier aus unzweideutig ein Licht auf den Gesamtcharakter des johanneischen Evangeliums als des „Logosromans."

Ein Hauptbedenken gegen die historische Wirklichkeit des hier erzählten Herganges gründet sich darauf, daß die synoptischen Evangelien von diesem Wunder nichts berichten. Wenn es auch kaum möglich ist, bei den Wundern Jesu einen Gradmesser anzulegen und abzumessen, welches von ihnen in Bezug auf die zu seiner Verwirklichung erforderliche Kraft das größeste sei, so wird man doch von einem verschiedenen Grade zu reden haben, in welchem die Wunder geeignet waren, Aufsehen zu erregen, und das hier erzählte Wunder hat nach dem Zeugnisse des Evangeliums das allergrößte Aufsehen hervorgerufen. Daher sagt man, ein so eminentes Wunder hätte, wenn es wirklich geschehen wäre, durchs ganze Land erschallen, der Bericht davon hätte ein Bestandteil der allgemein christlichen Tradition werden müssen, und die Sammler der merkwürdigen Begebenheiten aus dem Leben Jesu hätten an diesem Ereignisse unmöglich vorübergehen gehen können. Das Gewicht dieses Bedenkens darf sicherlich nicht unterschätzt werden; indeß würde es doch schwerer wiegen, wenn man wüßte, daß es überhaupt solche Sammler der merkwürdigen Begebenheiten, die sich um eine möglichst alles umfassende Darstellung der Taten Jesu bemüht hätten, gegeben habe, es würde schwerer wiegen, wenn wir an den drei synoptischen Evangelien wirklich drei voneinander unabhängige Quellensammlungen besäßen, also daß ihr Zeugnis unserm vierten Evangelium gegenüber wie drei zu eins stände. Da sie aber ihrer Hauptmasse nach einer einzigen gemeinsamen Grundquelle folgen, so wiegt ihr Zeugnis gegen das vierte Evangelium nur im Verhältnis von eins gegen eins, und da diese gemeinsame Quelle mit Ausnahme des Todespassah in Jerusalem nur galiläische oder nach Galiläa verlegte Ereignisse berichtet, so ist das Wegfallen unserer Erzählung bei ihnen immerhin nicht ganz unerklärlich. So auffällig demnach das Schweigen der Synoptiker über die mit dem Todespassah und dem Aufenthalte in Bethanien so nahe verknüpfte Begebenheit auch ist, so ist doch das Argument aus dem Stillschweigen

der Synoptiker für sich allein noch nicht entscheidend, und wir sind auf die Betrachtung des Kapitels selbst angewiesen.

Wenn man nach dem Motive fragt, das den Evangelisten bewogen haben möge, diese Erzählung in seine Berichterstattung über das Leben Jesu aufzunehmen, so möchte man allerdings anerkennen, daß ihn ein, man mag sagen, unbewußtes künstlerisches Interesse dabei geleitet habe, die Tendenz auf dramatische Steigerung. Unter den Wundererzählungen, die wie charakteristische Schlaglichter die einzelnen Perioden des Lebens Jesu beleuchten, nimmt die unseres Kapitels doch in Bezug auf Großartigkeit des Inhalts die höchste Stelle ein, hier strahlt die Person Jesu in ihrer vollsten Glorie. Das ist richtig, daß die Komposition unsers Evangeliums zugleich gewissermaßen ein ästhetisches Interesse befriedigt. Wie in einem Drama der Sturz des Helden erst dadurch unser tragisches Interesse gewinnt, daß die Größe des Helden erst unsere Bewunderung im vollsten Maße gewonnen hat, so wird auch im Evangelium vor der Darstellung des Leidens und Sterbens Jesu seine Größe im Leben und Handeln mit steigendem Nachdruck uns vor die Augen geführt. Aber wäre dies ein Einwand gegen die geschichtliche Treue unserer Erzählung? Gewiß nicht; es müßte denn überhaupt die Tatsache der Erfahrung geleugnet werden, daß die auf der großen Bühne der Welt sich vollziehende Geschichte so vielfach poetischer ist, als alle Werke der Phantasie. Und wenn wir uns fragen, ob wir nach alle dem, was wir von dem Evangelisten als Schriftsteller kennen gelernt haben, (ganz abgesehen dabei von einer Bezugnahme auf die Inspiration), es ihm zutrauen, daß er aus rein künstlerischem Interesse, unbekümmert um geschichtliche Treue, ungebunden an einen ihm gegebenen Stoff, eine Geschichte völlig aus der Luft greife, so müssen wir darauf mit Nein antworten. Es ist dies allerdings ein subjektives Urteil, dessen Richtigkeit sich nicht streng beweisen läßt, weil es auf einem Totaleindrucke beruht, aber es wird sich vor allen denen rechtfertigen, die diesen Totaleindruck teilen. Aus dem bloßen künstlerischen Interesse des Schriftstellers, aus seiner Tendenz auf dramatische Steigerung läßt sich die Einfügung unsers Kapitels in den Zusammenhang des Evangeliums nicht erklären.

Man kann statt des künstlerischen auch das religiöse Interesse in Betracht ziehen. Unser Kapitel ist, wie das ganze Evangelium, nicht bloß Geschichtserzählung, sondern Heilsverkündigung. Das Erzählte ist nicht bloß Tatsache, sondern zugleich Symbol. Wie das ganze Evangelium eine Auslegung und Entfaltung des großen Themas (Kap. 1, 14) ist: „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit,“ so ist die in unserm Kapitel erzählte Geschichte Auslegung und Entfaltung des Wortes Jesu (V. 25): „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ Als der Verklärer des Gotteswortes (Kap. 2), als das Brot des Lebens (Kap. 6), als das Licht der Welt (Kap. 9) haben die vorangehenden Wunder Jesum erscheinen lassen, nun war es dem Evangelisten Bedürfnis, das Höchste, was der Glaube von Jesu zu sagen weiß, oder was das religiöse Bedürfnis von dem

postuliert, der wahrhaft als der Erlöser der vom Tode und von der Todesfurcht gehaltenen Menschheit gelten soll, als in der Person Jesu verwirklicht darzustellen, darum mußte er ihn darstellen als den Sprenger der Grabespforte. Hatte im Anschluß an jene Krankenheilung zu Bethesda Jesus die noch größere Machtbefugnis beansprucht, daß vor seiner Stimme sich die Gräber öffnen würden (Kap. 5, 28), so mußte nun der Beweis geliefert werden, daß er solches nicht ohne Berechtigung gesprochen. So, mag man sagen, liegt unser Kapitel ganz im Gesamtplane unsers Evangeliums; war einmal (Kap. 1, 14) sozusagen, das Programm vorgeschrieben, der Gesichtspunkt festgestellt, unter welchem das Leben Jesu betrachtet werden sollte, so durfte die Erzählung einer Totenerweckung nicht fehlen; das künstlerische Interesse veranlaßte, diese Erzählung als den größten Beweis der göttlichen Herrlichkeit bis zum Ende der Lebensgeschichte unmittelbar vor der Leidenszeit aufzusparen, und so rückte die Erzählung von selbst ihrem Schauplatze nach in die Nähe von Jerusalem.

Aber, ist denn dem so, daß der Evangelist so darauf bedacht sei, jede dogmatische oder religiöse Aussage, die er von dem fleischgewordenen Worte gemacht hat, durch eine Wundererzählung zu illustrieren? Doch keineswegs; und so ist es wohl richtig, daß unsere Erzählung als die Einkleidung, gewissermaßen Verkörperung einer Idee angesehen werden kann, aber nicht richtig ist es zu sagen, daß diese Idee allein sich ihre Verkörperung in einer Geschichte, speziell in dieser, geschaffen habe. Vor allem müßte man doch fragen: wie sollte gerade diese Erzählung entstanden sein? Sollte ein Dichter, ein Romanschreiber des zweiten Jahrhunderts, der ein Leben Jesu schreiben, und der es doch nicht als eine Dichtung, sondern als ein Evangelium darbieten wollte, nicht darauf bedacht gewesen sein, seiner Darstellung die möglichste Konformität mit der von ihm vorgefundenen Gemeindetradition zu geben? Und fand er nicht in der Gemeindetradition, wie sie in den synoptischen Quellen vorlag, Stoff genug vor, in den er seine Idee hätte einkleiden mögen. Kurz, so wahr es ist, daß unser Kapitel die Verkörperung einer religiösen Idee ist, so ist's doch weder innerlich notwendig, daß diese Idee sich überhaupt eine Verkörperung geschaffen haben müßte, noch wahrscheinlich, daß sie sich gerade diese geschaffen habe.

Man könnte ferner sagen, die Tendenz des Kapitels sei eine historisch pragmatische; es mußte motiviert werden, woher die in den nächsten Kapiteln sich darstellende hochgradige Erregung des Volks in Jerusalem gekommen sei, einerseits die Begeisterung für Jesu Messianität, anderseits die Furcht vor ihm als dem gefährlichen Beherrscher der Volksstimmung. Das ist auch wieder richtig; aber man wird doch nicht sagen können, daß eine dahingehende Reflexion des Schriftstellers ausreichte, um die Einfügung einer Erzählung, wie die unsere, zu postulieren. Denn so steht es doch nicht, daß die Ereignisse der folgenden Kapitel als unverständlich und unmotiviert erscheinen würden, wenn unser Kapitel nicht voranginge. So treffend unser Kapitel den Zusammen-

hang zwischen den vorhergehenden und den folgenden vermittelt, so reicht doch diese seine Geeignetheit, den Zusammenhang zu vermitteln, nicht aus, seine Einfügung zu begründen, wenn wir nicht noch ein anderes Motiv für den Schriftsteller hinzukommend denken, das freilich auch für sich allein schon die Einfügung am einfachsten motiviert, nämlich dies, daß die erzählte Geschichte ihrem wesentlichen Gehalt nach wirklich geschehen und dem Erzähler in Erinnerung gewesen ist.

Wenn wir also unser Evangelium rein als ein literarisches Produkt betrachten, abgesehen von dem Charakter, den es in der christlichen Kirche beansprucht, so ergibt sich uns, daß wir die Entstehung unsers Kapitels nicht wohl aus der bloßen Idee oder Tendenz erklären, sondern die Annahme, daß seiner Darstellung ein wirkliches Ereignis zu Grunde liege, kaum entbehren können. Es würde ja wohl auch niemandem einfallen, diese einfachste Annahme zu beanstanden, wenn eben nicht der Inhalt des Kapitels über alles Maß des geschichtlich Möglichen hinauszuführen schiene. Das scheint aber eben der Fall zu sein, namentlich wenn noch die Auslegung das Wunderbare der Erzählung geflissentlich im gesteigertsten Sinne aufzufassen sucht, wie dies von entgegengesetzten Standpunkten aus geschieht. Daß Jesus einen schon völlig in Verwesung übergegangenen Leichnam wieder belebt haben solle, wird aus unserer Geschichte herausgelesen, ebenso von seiten derer, welche dies für eine handgreifliche Unmöglichkeit halten und dadurch ihre Argumente gegen die Aechtheit des Johannesevangeliums in ausschlaggebender Weise verstärken wollen, als auch anderseits von denen, welche aus der nach ihrer Ueberzeugung unanfechtbar als authentisch bezeugten Erzählung die Konsequenzen zu Gunsten des Wunderglaubens in gesteigertstem Maße auszubeuten bedacht sind. Dafür ist der Evangelist nicht verantwortlich, da er die Verwesung der Leiche nicht als wirkliche, auf Grund von Untersuchung sich herausstellende Tatsache berichtet, sondern nur als besorgte Vermutung ausgesprochen werden läßt, eine Vermutung, welche er selber freilich geteilt haben mag. Von solchen unberechtigten Uebertreibungen hat sich die Auslegung fern zu halten; ein Wunder bleibt ja auch so trotzdem übrig, aber über den Bereich des historisch Möglichen, das auch sonst seine beglaubigten Analogien hat, scheint die berichtete Tatsache doch nicht hinauszugehen. Unumwunden ist es auszusprechen, daß der Wunderbegriff, den wir mit der Person Jesu in Verbindung bringen, allerdings gewissen Begrenzungen zu unterwerfen ist, also daß nicht alles und jedes, was zur Verherrlichung der über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehenden Begabung gesagt werden könnte und gesagt worden ist, darin untergebracht werden kann, wenn anders die Bedingtheit Jesu unter die allgemeinen Gesetze des menschlichen Lebens, kurz gesagt, seine wahrhaftige Menschheit, nicht preisgegeben werden soll. Zuzugestehen ist unumwunden, daß für die Anschauung der Jünger und Zeitgenossen Jesu die Grenze zwischen naturgesetzlich Möglichem und Unmöglichem, die wir zu ziehen gewohnt sind, gar nicht oder durchaus nicht in gleichem Maße der Deutlichkeit existierte, also daß sie

geneigt waren, Handlungen und Erlebnissen Jesu ohne weiteres den Charakter übernatürlicher Machtwirkungen beizulegen, ohne nach den natürlichen Vermittelungen, die Erfolge herbeizuführen, die noch vorhanden sein mochten, zu fragen, während wir geneigt und manchmal auch wohl imstande sind, diese natürlichen Vermittelungen zu vermuten.

Wäre jene übertreibende Auffassung, daß in unserm Kapitel die Auferweckung eines verwesenden Leichnams berichtet werde, wirklich berechtigt und gefordert, so würden wir auch gestehen müssen, daß es diesem Berichte gegenüber nur ein Entweder Oder gebe, das keinen Mittelweg zuläßt. Entweder man gesteht die Augenzeugenschaft des Verfassers zu mit der Folgerung, daß sich die Wirklichkeit des Herganges auch vollständig mit der Darstellung deckt, dann muß man auch zugestehen, daß überhaupt nirgend von einer Kritik, die von der Voraussetzung der Gleichartigkeit alles Geschehens aus gewisse Grenzen des Möglichen und Unmöglichen gezogen haben will, mehr die Rede sein kann. Welches Recht man haben sollte, von diesem Gesichtspunkte aus die Geschichtlichkeit der Wunder des heiligen Columban oder des heiligen Franziskus in Zweifel zu ziehen, ist nicht abzusehen.

Oder, wenn man nicht in dieser Richtung gehen mag, gehe man nach der andern Seite, man erkläre den Hergang für prinzipiell unmöglich und ziehe dann den Schluß, daß die im Gewande augenzeuglicher Berichterstattung dargebotene Erzählung Dichtung sein müsse und mit ihr das ganze Evangelium. Zu keinem der beiden Wege können wir uns entschließen und glauben, zu keinem von beiden Veranlassung oder Berechtigung zu haben.

Wenn die oben ausgeführten Erwägungen uns darauf geführt haben, daß die Conception unsers Kapitels im Geiste des Schriftstellers nicht wohl zu erklären ist ohne die Annahme, daß ein wirklicher in diese Periode des Lebens Jesu fallender Hergang die Abfassung desselben veranlaßt haben müsse, und wenn anderseits die Darstellung die Grenze des Möglichen und Wahrscheinlichen mehrfach überschreitet, so sind wir allerdings darauf angewiesen, daß wir, sozusagen, zwischen einem Gerippe der nackten Tatsache und der Umkleidung derselben durch die Auffassung des Evangelisten zu unterscheiden versuchen. Den Vorwurf, daß dies ein subjektives Verfahren sei, weisen wir nicht ab, da von einem strengen Ziehen der Grenzlinie und von einem eigentlichen Beweise für die Richtigkeit derselben nicht wohl die Rede sein kann. Aber die Berechtigung zu dem Versuche ist doch durch die Beschaffenheit des Berichtes an die Hand gegeben. Die Behandlungsweise des Stoffes ist hier wie im ganzen Evangelium eine malerische und zeugt von freierem Verfahren. Mit gleichmäßig reproduzierender Anschaulichkeit zeichnet der Evangelist Züge des Herganges, bei denen wir uns ihn als unmittelbaren Augenzeugen denken dürfen, und andere, bei denen wir vermuten, daß er nicht unmittelbar zugegen gewesen sei. Er sagt nicht dabei: „das und das habe ich freilich nicht persönlich gehört," oder umgekehrt: „ich habe auch dies zufällig mit angehört," sondern er macht auf gar kei-

nen Unterschied in der Authentie der Bezeugung aufmerksam. So z. B. begründet er das Zusammentreffen Jesu mit den Schwestern am Grabe dadurch, daß Jesus das Haus selber noch nicht betreten hatte, und wohl anzunehmen ist doch, daß auch die Jünger mit ihm draußen geblieben sind; dessenungeachtet berichtet er mit gleicher Anschaulichkeit, wie Martha drinnen im Hause heimlich der Maria zugerufen: „Der Meister ist da," und wie daraufhin Maria eilend aufstand. Möglich, wenn auch bei der beobachteten Heimlichkeit nicht wahrscheinlich, war es ja, daß ein Jünger mit Martha nach dem Hause gegangen, aber der Erzähler hält's jedenfalls nicht für nötig, dies besonders zu erwähnen und so den Beweis zu liefern, daß er auch für diesen Teil der Erzählung als authentischer Gewährsmann auftreten könne, er hat darauf kein Gewicht gelegt. Er erzählt ferner nicht nur, was er als Augenzeuge sehen konnte, daß Jesus weinte, sondern berichtet auch in derselben apodiktischen Weise, nicht bloß vermutend, von der Gemütsstimmung Jesu, die er nicht sehen konnte, daß er im Geiste ergrimmet sei. Er berichtet auch, was er schwerlich geradezu mit angehört hat, was die Juden „untereinander" geredet haben. Das sind alles kleine Züge lebhafter Anschaulichkeit, die gemeinhin eben als Beweise der Zuverlässigkeit im Detail angesehen werden, wie sie nur aus der Feder eines Augenzeugen fließen konnten, die aber gerade zeigen, wie das lebhafte Licht der Anschaulichkeit gleichmäßig über das Ganze ausgegossen ist, so wie es von einem Erzähler erwartet werden mag, der ein Totalbild der Scene lebhaft vor Augen hat, der nicht fürchten muß, durch Anbringung falscher Züge in der Zeichnung fehl zu greifen, der aber in der Darstellung der Einzelheiten mit künstlerischer Freiheit verfährt und auch kein Bedenken trägt, Einzelzüge, wie sie dem Zusammenhange des Ganzen gemäß sich gestaltet haben müssen, durch seine Phantasie ergänzend hinzuzufügen, obwohl er sich nicht gerade auf seine Gedächtnistreue zur Bezeugung derselben berufen kann.

Von dieser Gesamtauffassung geleitet, mögen wir zur Betrachtung von Einzelheiten übergehen.

V. 1. „Einer mit Namen Lazarus" wird als eine dem Leserkreise noch ganz unbekannte Person in die Erzählung eingeführt; nicht als gleichmäßig unbekannt scheinen die Schwestern angesehen zu werden; es heißt nicht, wie es in dem Falle heißen müßte: „derselbe hatte zwei Schwestern," sondern es scheint eine Bekanntschaft des Leserkreises mit dem Schwesternpaare vorausgesetzt zu werden, wenigstens Maria scheint der Evangelist als eine dem Leserkreise bekannte Gestalt vorauszusetzen. Man möchte annehmen, der Evangelist habe das Evangelium Lukas vor Augen, in welchem jenes Schwesternpaar gezeichnet ist, und er habe den Namen des Wohnortes, Bethanien, jene Lukaserzählung (Kap. 10, 38) bestätigend und ergänzend hinzugefügt.

V. 2. Die Uebersetzung Luthers: „es war aber Maria, welche den Herrn gesalbt hatte," ist natürlich irre führend, als wäre die Salbung der Auferweckung des Lazarus vorangegangen. Allerdings schwebt dem

Evangelisten jedenfalls der Plan seines Evangeliums so weit vor, daß er weiß, wie diese Salbung in seiner Berichterstattung vorkommen wird, und er will also sagen: „es ist dies die Maria, welche, wie ich nachher gleich erzählen werde, den Herrn gesalbt hat." Allein der Hinweis auf die im folgenden Kapitel kommende Erzählung scheint doch kaum hinreichend, den Inhalt unsers Verses zu motivieren. Wozu braucht der Evangelist zu erklären: „diese Marie, die jetzt im 11. Kapitel vorkommt, ist dieselbe, von der ich nachher im 12. Kapitel erzählen werde"? Es scheint vielmehr unser Vers eine Ergänzung und Korrektur einer vorhandenen Tradition sein zu sollen. Daß die Geschichte von einer Salbung seinem Leserkreise bekannt sei, setzt der Evangelist voraus, ob er geradezu die Bekanntschaft mit den drei synoptischen Evangelien voraussetzt, läßt sich auch hier nicht entscheiden. Matth. Kap. 26 und Markus Kap. 14 verlegen bekanntlich die Salbung nach Bethanien ins Haus des geheilten Aussätzigen Simon und lassen ein ungenanntes Weib die Salbung vollziehen, während Lukas 7 von einer Salbung im Hause eines Pharisäers Simon berichtet, bei der das dieselbe vollziehende Weib eine ganz andere Rolle spielt. In die Verworrenheit der Tradition über dies Faktum scheint der Evangelist klärend eingreifen zu wollen.

V. 3 ff. Jesus befand sich nach dem Berichte des vorigen Kapitels beim Eintritte der Krankheit im Ostjordanlande, also etwa eine Tagereise von Bethanien entfernt. Noch bei Lebzeiten des Kranken, aber wahrscheinlich kurz vor seinem Tode, schicken die Schwestern zu Jesu, ihn zu benachrichtigen, jedenfalls in der Voraussetzung, daß er, wenn irgend möglich, zur Hilfe kommen werde. Da der Kranke wahrscheinlich bald nach Absendung des Boten gestorben, so ist die das Auffällige des Wunders verstärkende Tatsache, daß Lazarus bei der um zwei Tage verzögerten Ankunft Jesu schon vier Tage im Grabe gelegen, begründet. Obgleich aber Jesus die Familie lieb hat, entspricht er doch dem zwar nicht direkt ausgesprochenen, aber jedenfalls deutlich herausgefühlten Hilferufe nicht. Hält man sich nun wörtlich oder buchstäblich an den Bericht des Evangelisten, so muß man allerdings den Eindruck erhalten, daß Jesus, vermöge seines höhern Wissens, den ganzen Verlauf der Ereignisse vorhergesehen und die Verzögerung absichtlich und aus keinem andern Grunde habe eintreten lassen, als weil er seine Absicht, den Freund doch noch schließlich gesund zu machen, unter erschwerenden Umständen ausführen, nicht eine gewöhnliche Krankenheilung, sondern ein größeres Wunder verrichten wollte. Es ist rückhaltslos zuzugestehen, daß diejenigen, welche diese Auffassung der Handlungsweise Jesu über sich gewinnen können, den Wortlaut der Darstellung für sich haben, und es sind nicht aus der Exegese, sondern aus der Ethik entnommene Gründe, die da fordern, daß zwischen der Form der Darstellung und der zu Grunde liegenden Tatsache eine Unterscheidung gesucht werden muß.

Solche Verzögerungen der Hilfe, denen dann ein um so majestätischeres Ueberwinden aller Nöte folgt, preisen wir als die herrlichsten Offenbarungen der göttlichen Vorsehung, darin sich die unerforschliche

Weisheit seiner Wege kund gibt; aber, wenn anders das Handeln Jesu nicht ganz und gar außerhalb der Bedingungen menschlichen Handelns gerückt werden soll, so kommt ihm das nicht zu, was der göttlichen Vorsehung zukommt. Für einen Menschen, der den allgemeinen Normen des sittlichen Gesetzes unterworfen war, wäre ein Verfahren, wie es hier Jesu zugeschrieben wird, ebensowohl ein Versuchen Gottes gewesen, als ein herzloses Spielen mit den Empfindungen geliebter Menschen, und was für jeden andern unsittlich gewesen wäre, kann nicht für ihn berechtigt gelten. Es ist unverkennbar, daß die Darstellung des Evangelisten davon beherrscht ist, daß er Jesum als das Werkzeug der göttlichen Vorsehung oder, anders ausgedrückt, als den Repräsentanten Gottes betrachtet haben will; er schildert das Handeln Jesu in der Einheit mit dem göttlichen Ratschlusse, über alles Schwanken, Zweifeln, Ringen hinausgehoben. Wie der Stern uns aus der Ferne in ruhiger Majestät zu wandeln scheint, ohne daß wir das gewaltige Regen der Kräfte gewahren, das nötig ist, ihn in seiner Bahn zu führen, so erscheint in der Darstellung des Evangelisten das Handeln Jesu in der plastischen Ruhe der Vollendung; nicht in seinem Werden, sondern in seinem Erscheinen, so wie er nach Abschluß seines Werkes überschaut und erkannt werden kann, wird der Gottmensch uns vorgeführt.

4. Jesus antwortet zunächst doppelsinnig, so daß die Jünger etwa auch verstehen konnten: „Die Krankheit ist nicht lebensgefährlich, sondern wird durch die zu erwartende Genesung Veranlassung zu um so innigerem Lobe Gottes geben." Daß Jesus sich im Verkehre mit seinen Jüngern bei der Besprechung eines Vorfalls im gewöhnlichen Leben den Sohn Gottes genannt, in der dritten Person von sich redend, ist nicht wahrscheinlich; wer da glaubt, daß wir hier ipsissima verba vor uns haben, dem kann man das Gegenteil nicht beweisen, daraus folgt aber nicht, daß er Recht habe. Weder inhaltlich noch seiner Form nach erscheint der Hinweis auf die Verherrlichung seiner eigenen Person, die aus dieser Krankheit erfolgen werde, dem Tatbestande entsprechend. Lassen wir diesen Hinweis beiseite, so bleibt als wahrscheinlicher Tatbestand, dessen Annahme erlaubt ist, stehen: Jesus hat die Krankheit des Lazarus bei der ersten Benachrichtigung nicht für so sehr bedenklich angesehen, daß er sich zu sofortiger persönlicher Hilfeleistung gezwungen gefühlt hätte; durch uns unbekannte Gründe sah er sich an dem Orte, wo er sich jetzt befand, noch länger festgehalten, und die Rückkehr nach Jerusalem noch vermeidend, glaubte er den Kranken dem Schutze des himmlischen Vaters überlassen und den sonstigen Werken seines Berufes nachgehen zu müssen.

V. 7. Wenn nun Jesus nach zwei Tagen zu seinen Jüngern spricht: „lasset uns wieder nach Judäa ziehen," so hat er das schwerlich mit der marmorgleichen Ruhe des nach einem stetigen Plane handelnden Mannes getan, der nach kühler Ueberlegung zu dem Schlusse gekommen ist: so, nun habe ich genug gewartet, nun ist's Zeit, den geplanten Schlag zu tun; nein, es hat eine Umstimmung in ihm stattgefunden, und da nur

sehr gewichtige Gründe ihn hatten abhalten können, den Teuern sofort zu Hilfe zu eilen, so kann die Umstimmung, vor der alle die gewichtigen Bedenken zurückweichen müssen, nur unter starker innerer Erregung eingetreten sein. Es ließ ihm keine Ruhe mehr, mochte ihn hier halten, was da wollte, alle Bedenken müssen schweigen der Stimme des Herzens und der Pflicht gegenüber.

V. 8. Das Bedenken, welches ihm die Jünger entgegenhalten, hat er sich jedenfalls schon selber vorgelegt, und es wird auf sein Handeln Einfluß ausgeübt haben, es war jedenfalls eins der Hauptmotive gewesen, weswegen er der Hilfe suchenden Einladung der Freunde nicht sofort gefolgt war. Der Haftbefehl war in Jerusalem gegen ihn erlassen (Kap. 10, 39) und jedenfalls noch nicht aufgehoben. Ohne daß er durch deutlichen Fingerzeig Gottes in die Nähe Jerusalems zurückgerufen ward, handelte er nur nach der von ihm selbst für alle Verkündiger seines Wortes gegebenen Regel (Matth. 10, 23), wenn er das ihm verbotene Gebiet mied. Sollte es der Ehre des Herrn zu nahe getreten sein, wenn wir annehmen, daß es auch ihm in echt menschlicher Weise nicht mit einem Schlage klar gewesen, ob im gegebenen Falle wirklich ein Fingerzeig Gottes für ihn vorliege? Jetzt, nach zweitägigem Kämpfen und Erwägen ist es ihm klar geworden, das Bedenken ist innerlich überwunden, und er spricht die gewonnene Klarheit den Jüngern gegenüber aus: „sind nicht des Tages zwölf Stunden?“ Das ist ein Anklang an das frühere Wort Kap. 9, 4: „ich muß wirken, so lange es Tag ist.“ Die von den Freunden erflehte Hilfe, deren dringende Notwendigkeit ihm durch die immer deutlicher werdende Gewißheit vom Tode des Freundes immer klarer wird, i st ein Werk, wozu ihn der Vater gesandt hat, es i st seine Pflicht, zu Hilfe zu eilen; und damit ist der verlangte Fingerzeig gegeben, der ihn dringt, die sonst maßgebende Regel der Vorsicht und der Selbstschonung um der Sache willen beiseite zu setzen. So lange er die Werke tut, die ihm der Vater aufgetragen hat, steht er auch unter dem Schutze desselben; nur dann würde er die Gewißheit, unter Gottes Schutz zu stehen, verlieren, wenn er eigene Wege wandelte: „Wer des Tages wandelt, stößt sich nicht, wer aber des Nachts wandelt, stößt sich“ bei aller menschlichen Klugheit, denn es fehlt ihm das rechte Licht, die rechte Weisheit, der einfältige Gehorsam. Diese ruhige Entschlossenheit ist das fertige Resultat der inneren Bewegung, das allein der Evangelist uns sehen läßt, weil es der überwiegende Eindruck ist, den, von der Ferne der Erinnerung aus betrachtet, das ganze Erlebnis ihm hinterlassen hat; aber daß ein Wechsel, wie der hier berichtete: heute „ich kann nicht,“ und zwei Tage später: „ich muß hin,“ nicht ohne die intensivste Bewegung, ein Auf- und Abwogen der Empfindung, ein Auftauchen der an die Grenze und über die Grenze des Möglichen gehenden Vorstellungen geschehen sein kann, ist zu selbstverständlich. Der zuerst gefaßte Entschluß: „ich kann nicht,“ war für Jesum jedenfalls motiviert, sei's durch allgemein sittliche Gründe, sei's durch Rücksicht auf besondere Verhältnisse. Aber er hat eine Erschütterung erlitten, und so-

fort mit der ersten Erschütterung des Entschlusses mußte zugleich eine bis zur Angst sich steigernde Besorgnis eintreten, ob er nicht durch seine Weigerung, zu kommen, etwas versäumt habe. Dieser Angst um den Tod des Freundes steht gegenüber das Gefühl der Verpflichtung, zu helfen, und das Kraftgefühl, helfen zu können. Dies Spiel einander ablösender Vorstellungen mag für ihn, zu völliger Gewißheit gesteigert, die Form des völligen Schauens angenommen haben. Daß Jesus schließlich seinen Jüngern gegenüber das Gefühl der Befriedigung mit Gottes Fügung mit einer völligen Gewißheit ausspricht: „Lazarus ist tot, und ich bin froh um euretwillen, daß ich nicht dagewesen bin, auf daß ihr glaubet," das setzt zwar bei Jesu die Fähigkeit eines nicht durch die Sinne vermittelten Schauens voraus, geht aber doch über die Grenze des Möglichen, wofür sich auch sonst merkwürdige Analogien finden, nicht hinaus, und ist als Mitteilung eines letzten Resultates gewonnener Gewißheit durchaus von innerer Wahrscheinlichkeit.

Der Evangelist verlegt alles Bedenken, alles Schwanken zwischen Besorgnis und Hoffnung, alles Niederkämpfen der Bangigkeit, alles Aufraffen zur Entschlossenheit auf die Seite der Jünger, während er Jesum mit einer immer gleichmäßigen milden Ruhe hinwandeln läßt. Sie sind es, die an die Gefahr erinnern, der man entgegengehe, sie sprechen die Hoffnung aus, daß Lazarus inzwischen genesen sein möge, sie sprechen durch Thomas den resignierten, auf alle Hoffnung verzichtenden Entschluß aus: „Lasset uns mit ihm gehen, auf daß wir mit ihm sterben," während von alle dem in Jesum nichts eindringt. Diese Darstellung ist malerisch. Der Maler, der so ein Bild entwerfen würde, auf dem Ruhe und Erregtheit auf diese Weise verteilt wären, würde einen durchaus richtigen Totaleindruck hervorrufen. Aber man würde nicht recht deuten, wenn man sich denken wollte: genau so, wie's hier gemalt ist, ist die Sache auch geschehen. Man darf eben nicht vergessen, daß der Maler nicht alles malen kann, sondern nur die Außenseite, und nicht die Reihenfolge einander zeitlich abwechselnder Zustände, daß er das Innere nach Außen verlegen muß und von den wechselnden Zuständen nur den vorherrschenden festhalten kann, daß er durch Nebenfiguren andeuten muß, was eigentlich die Hauptfigur charakterisieren soll. So gewährt uns das Gemälde, das der Evangelist entwirft, ein durchaus richtiges Gesamtbild, aber wir müssen es uns interpretieren. Eine unbedingte Genauigkeit ist hier selbstverständlich nicht erreichbar, deshalb ist aber der Versuch, nach dem Gemälde den Hergang zu ermitteln, keine Willkür. Gewiß ist es nicht recht, die heilige Geschichte zum Gegenstande romanhafter Darstellung zu machen, und der Versuch, alles zu schildern, was Jesus gedacht und empfunden, verbietet sich dem ehrfürchtigen Sinne; aber die Wahrung des Interesses, Jesu ein volles menschliches Fühlen zuzusprechen, ist kein romanhaftes Umdeuten des Schriftwortes, sondern gehört mit zu der Aufgabe, die Schrift durch Schrift auszulegen. Einen synoptischen Anklang an die ganze in unserm Verse geschilderte Situation dürfen wir wohl beim Evangelisten Markus finden

(Kap. 10, 32), wo es heißt: Sie waren auf dem Wege nach Jerusalem, und Jesus eilte voraus und sie entsetzten sich: ἦν προάγων αὐτοὺς καὶ ἐθαμβοῦντο.

V. 17. Da aber Jesus kam, fand er ihn schon vier Tage im Grabe gelegen. Es heißt nicht: Lazarus w a r schon vier Tage im Grabe gelegen, sondern Jesus fand ihn. Nicht auf Lazarus wird der Blick gelenkt, sondern auf Jesum, und so wird der Ausdruck wohl darauf hindeuten, daß das Finden ein wirkliches Finden war, ein Antreffen von etwas Neuem. Alle vorhergehende innere Gewißheit oder Schauung konnte den Eindruck der nun erfahrenen Wirklichkeit nicht abschwächen. Ein Mensch kann ein ihm bevorstehendes Erlebnis mit einer fast absoluten Gewißheit zuvorempfinden, und doch, wenn es nun wirklich eintritt, ruft er: „o, meine Ahnung," und bezeichnet damit, daß die vorher vorhandene innere Gewißheit doch von der nun herantretenden äußeren an niederschmetternder Gewalt überboten wird.

V. 20. Die Nachricht von der Ankunft Jesu ist Martha jedenfalls durch einen voraneilenden Boten gemeldet worden, der wohl auch die Aufgabe hatte, zu recognoszieren, wie weit sich Jesus jetzt mit Sicherheit nahen dürfte. Alles ist mit einer inneren Zusammenstimmung erzählt, die von der Sicherheit des Darstellers zeugt, wodurch einander widersprechende Züge ausgeschlossen sind; und doch auf der andern Seite wieder dies Zurücksetzen des gewöhnlichen Pragmatismus gegen das ideell Wahre, dies Bedachtsein, mehr das Wesen als die zufällige Erscheinung des Herganges zu schildern. Ist es nicht, als ob der Erzähler ein Bild vor Augen gehabt hätte, dessen Inhalt er nun seinen Lesern in Worten wiederzugeben sucht? Wenn wir uns denken, daß ein Maler die Scene der Begegnung zwischen Martha und Jesus gezeichnet hätte, müßte er nicht in den Mienen der Martha die Züge des gebeugten Kummers und zugleich des gläubigen Vertrauens ausdrücken und auf dem Antlitze Jesu die verheißungsvolle majestätische Zuversicht, daß in seiner Nähe, in seiner Person selbst die Ueberwindung alles Leides verbürgt sei? Und wenn ein mit dem Geiste Christi gesalbter Mann dies Bild in Worten zu deuten gehabt hätte, würde er's besser haben tun können, als eben Wort für Wort in Uebereinstimmung mit unserm Evangelisten? Daß nun unser Evangelist nicht etwa in einer Kunstgallerie oder in einer Kirche so ein Gemälde gesehen haben kann, ist selbstverständlich, und wenn wir die Abfassung des Evangeliums noch so weit ins zweite Jahrhundert herab versetzen würden, was bleibt übrig, als der natürliche Ausweg, daß dem Verfasser ein solches Bild vor der Seele gestanden hat, dessen Züge er nun seinen Lesern deutet. Die Hauptlinien zum Entwurfe des Gemäldes kann er nicht wohl anderswo her als aus der eigenen Erinnerung entnommen haben, und insofern ist es richtig, daß kaum etwas anderes als Augenzeugenschaft den Verfasser befähigen konnte, mit solch lebhafter Anschaulichkeit zu schildern, aber zugleich ist unverkennbar, daß es nicht das Gedächtnis a l l e i n ist, durch welches der Darsteller sich leiten läßt, daß sein Hauptanliegen nicht ist, den Pragmatismus des

Herganges naturgetreu zu rekapitulieren, sondern den in demselben sich kundgebenden idealen Inhalt auszudeuten. — V. 20 ff. Martha hat sich auf die erhaltene Kunde sofort aufgemacht, so eilig, daß sie nicht einmal ihre Schwester benachrichtigt. Wir sollten erwarten, daß ihre erste Begegnung mit Jesu mehr stürmisch leidenschaftliche Erregung kundgeben würde; statt dessen trägt dieselbe einen mild gefaßten, ja feierlich gemessenen Charakter an sich, ja, man möchte sagen, wenn der Ausdruck nicht mißgedeutet werden möchte, einen antiktheatralischen Charakter, die Personen reden von einem gewissen Cothurn herab. Schwerlich hat der Evangelist nach einer Reihe von Jahrzehnten den Wortlaut der Unterredung protokollarisch genau im Gedächtnis behalten, Martha ist in der Darstellung des Evangelisten die Repräsentantin der gläubigen Christenseele, die sich in der Gebeugtheit irdischen Leidens an der Gestalt ihres Heilandes emporringt. Unvergleichlich schön und psychologisch wahr tritt uns der Wechsel in den Stimmungen des von Natur „trotzigen und verzagten“ Menschenherzens entgegen. Erst die fast anklagende Klage: warum hast du nicht geholfen, da du doch konntest? Dann das stürmische Verlangen, das die Erfüllung des Wunsches noch nicht aufgeben will: „ich weiß auch noch, daß, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben.“ Dann das Verlangen nach etwas Besonderem, das sich an dem allgemeinen Troste nicht genügen lassen will: „ich weiß, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am jüngsten Tage,“ und endlich das selige Bekenntnis, in dem in die Welt gekommenen Heilande alles Heil schon gegenwärtig zu haben. Die Darstellung ist wunderschön, aber schwerlich individuell naturgetreu.

V. 28. Daß Martha, nachdem sie die feierlichen Worte voll zuversichtlichen Vertrauens ausgesprochen, nun hinweggeht, um die Schwester zu rufen, kann kaum anders motiviert sein, als dadurch, daß Jesus es ihr aufgetragen hat; sonst hätte es ihr wohl Bedürfnis sein müssen, in der Nähe Jesu und des Grabes zu bleiben. Die Erzählung macht den Eindruck, als ob Jesus mit seiner Wundertat gezögert und darauf gewartet habe, wenn nicht überhaupt mehr Zuschauer, so doch wenigstens Maria als Zuschauerin dabei zu haben. Hier ist wieder, was dem Walten der göttlichen Vorsehung zuzuschreiben ist, auf die menschliche Veranstaltung Jesu übertragen. Gewiß muß es, wenn anders der Erzählung ein geschichtlicher Charakter beigelegt werden soll, so zugegangen sein, daß nicht nur Martha, sondern auch Maria und eine Anzahl anderer Zuschauer zugegen gewesen sind, das hat Gott so gefügt und hat dadurch gemacht, daß das Zeichen zu um so größerer Verherrlichung Jesu ausgeschlagen; aber man kann dies Resultat nicht zum subjektiven Motiv für das Handeln Jesu machen, außer auf Kosten seines menschlichen Gefühls. So wenig es denkbar war, daß er in majorem dei gloriam Lazarus habe ruhig sterben lassen, wo er ihn retten konnte, so sehr mußte wahres menschliches Gefühl ihn treiben, dem Grabe seine Beute nicht eine Minute länger, als er mußte, zu lassen, gleichviel, ob jemand zuschaute oder nicht. Der Wunsch, Zuschauer bei seiner Handlung zu

haben, widersprach der von ihm für andere aufgestellten Forderung, die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte tut, und die Absicht, den Glauben der Leute zu stärken, wäre auch ohne die persönliche Anwesenheit derselben am Grabe erreicht worden. Es hat Ausleger gegeben, die das ganze Ereignis als ein zwischen Jesu und der Lazarusfamilie abgekartetes Spiel aufgefaßt haben, die Scheinauferweckung eines in der Grabhöhle Versteckten, behufs Vermehrung des Wunderrufes Jesu. Billig wendet man sich von solcher gänzlich haltlosen Insinuation mit Widerwillen ab, aber man werfe auch nicht in abgeschwächter Weise den Schatten auf Jesum, als sei er darauf bedacht gewesen, von den Leuten gesehen zu werden. Die eigentliche Ursache, weswegen Jesus nicht sofort nach seiner Ankunft zu dem Wunderwerke schreitet, müssen wir uns anders denken, wenngleich selbstverständlich niemand beanspruchen kann, mit gewissem Nachweise die Lücke auszufüllen, die der Evangelist gelassen. Als eigentliche Ursache des Zögerns wird man wohl nach Analogie das bezeichnen müssen, „daß seine Stunde noch nicht gekommen war, daß der Vater ihm das Werk noch nicht gegeben hatte." Das steht nicht in Widerstreit mit der früher ausgesprochenen zuversichtlichen Gewißheit: „ich gehe hin, daß ich ihn auferwecke," mit der Stimmung, für welche jene Worte der Ausdruck sind. Wie das übersinnliche Schauen des Todes Lazari die niederschmetternde Ueberraschung beim wirklichen Finden der Tatsache nicht ausschloß, so schließt auch der mit übersinnlicher Gewißheit ausgesprochene Vorsatz: „ich gehe hin, daß ich ihn auferwecke," jetzt am Grabe nicht das völlige Nichtwissen, die völlige Ratlosigkeit, das völlige Gefühl der Ohnmacht bei Jesu aus, das überhaupt ein Mensch beim Tode seiner Teueren empfindet. Er konnte die Tat noch nicht tun. Die Erzählung weist auf eine große innere Erschütterung Jesu; er weinte, und zwar doch nicht bloß aus Mitleid mit den Tränen der Schwestern, sondern aus Schmerz über den Tod des Lazarus. Wie hätte er weinen können, wenn er die Kraft fertig in Bereitschaft gehabt hätte, die Trauer im Momente in Freude zu verwandeln, wenn er nur mit Absicht diese Kraft noch gezügelt hätte, um nachher alles mit um so größerer Feierlichkeit und weiter tragender Wirkung verrichten zu können.

Er erschütterte sich (ἐτάραξεν ἑαυτὸν) die aktive Form statt der passiven: „er ward erschüttert," ist wohl gewählt, um anzuzeigen, daß die Erschütterung keine passiv leidenschaftliche, sondern eine von Selbstbeherrschung durchdrungene war. Der Evangelist gebraucht hier ein Wort, (ἐβριμήσατο) das in diesem Zusammenhange wohl nur die heftigste Erregung bezeichnen kann. Er schließt eigentlich dem häufigsten Sprachgebrauche nach den Begriff des Zürnens oder wenigstens des Unwillens in sich, darum übersetzt Luther: „er ergrimmte im Geiste." Aber die Erklärungsversuche, welche den Begriff des Zürnens hier anwenden wollen, erscheinen doch alle erzwungen und gekünstelt. Da soll es heißen: Jesus erzürnte sich über den Unglauben der Juden, deren Gesinnung er durchschaute, oder über den Unglauben der Maria, der sich in ihren

ungezügelten Tränen kund gab, oder: er zürnte über sich selbst, daß er sich vom menschlichen Mitgefühle so weit hatte hinreißen lassen, oder: er zürnte über den Tod, der solche unnatürliche Gewalt über die Menschen hat. Das will doch alles nicht passen, und man hat bei dem allgemeinen Begriffe der heftigen Erregung stehen zu bleiben. Wie wäre diese äußerste Erregung aber möglich gewesen, wenn ihm die zu vollziehende Auferweckung als ein fertig geplantes Werk, dessen Eintritt zweifellos zu erwarten war, vor Augen gestanden hätte, wenn er ganz außerhalb der Gemütsbewegung gestanden hätte, welche die Herzen seiner Umgebung durchflutete?

Die starke Erregung ist doch nur erklärbar, wenn er empfand, was die andern auch empfanden, natürlich mit der Einschränkung: „wenn Zwei dasselbe tun, ist's nicht dasselbe," die auch auf das Empfinden anzuwenden ist. Die vorher gemachten bestimmten Ankündigungen, daß er Lazarus auferwecken werde, sind mit dem Gefühle tiefer Niedergeschlagenheit am Grabe selbst so wenig unvereinbar, wie die Ankündigungen seiner nach Leiden und Tod gewiß zu erwartenden Auferstehung und Wiederkunft mit seinem Kampfe in Gethsemane. Der innere Kampf, den wir alle den Leiden gegenüber empfinden, da wir nicht wissen, ob uns mehr stille Ergebung in Gottes Willen und Verzichtleisten auf eigenen Herzenswunsch gezieme, oder kühnes Anklopfen im Vertrauen auf göttliche Hilfe und infolge davon getrostes Handeln, dieser Kampf kann auch Jesu nicht erspart gewesen sein. Dabei ist es nur aller Analogie mit dem menschlichen Seelenleben entsprechend, wenn wir uns denken, daß im Anfange, beim Empfang der Nachricht vom Tode des Lazarus, das Gefühl des Schmerzes, der Trauer und Niedergeschlagenheit und damit auch die Ergebung in Gottes Fügung in Jesu Seele die Oberhand gehabt, und daß allmählich unter dem sich steigernden Mitgefühle mit der Trauer der Schwestern und der klagenden Freunde aus dem Drange der Liebe sich auch das Kraftbewußtsein entfaltete, bis ihm endlich die innere Gewißheit gegeben war, den Kampf mit der Macht des Todes im Namen Gottes aufnehmen zu können.

Es kann, wie schon gesagt, niemand beanspruchen, aus dem im Evangelium entworfenen Gemälde den Pragmatismus der Handlung genau herauslesen zu können, und mehr ist von keiner Auslegung zu erwarten, als daß sie eine exegetisch und psychologisch m ö g l i c h e Auffassung darbiete. Die Grenzen, zwischen denen unsere Auffassung sich bewegt, sind auf der einen Seite die: die Entstehung unserer Erzählung und die ihr zugewiesene Stellung im Evangelium ist am wahrscheinlichsten erklärbar durch die e i n f a ch st e Annahme, daß nämlich ein mit dem Inhalte desselben wesentlich identisches Ereignis wirklich stattgefunden hat. Die Form der Berichterstattung ferner ist am besten begreifbar unter der Annahme malerischer Darstellung, so daß der Verfasser mit Worten ein Bild zeichnet, wie es vor seinem Auge steht, was wir schwerlich anders als ein vor seinem geistigen Auge stehendes Erinnerungsbild auffassen können. Nach der andern Seite hin: So, wie der

Hergang hier geschildert ist, k a n n er sich nicht zugetragen haben, dagegen streitet nicht bloß die Forderung, gewisse Grenzen des naturgesetzlich Möglichen anzuerkennen, sondern noch viel mehr die Forderung, Jesu ein volles menschliches Empfinden und ein menschlich sittliches Handeln zuzuschreiben.

V. 34. Jedenfalls hat nach der Darstellung des Evangeliums bei der Frage Jesu: „wo habt ihr ihn hingelegt?" die Absicht desselben zu Grunde gelegen, sein Wunder zu verrichten. Ob dies der Wirklichkeit entspreche, läßt sich nach dem Charakter der Darstellung nicht unbedingt behaupten und nicht mit zwingenden Gründen bestreiten. Innerlich wahrscheinlich ist es nicht. Der Wunsch, die teure Leiche noch einmal zu sehen, reichte jedenfalls in den Augen der Zuschauer völlig aus, das Hingehen zum Grabe zu rechtfertigen, und das Weinen Jesu auf dem Hinwege kann unmöglich bloß aus seinem Mitgefühle mit dem Schmerz der Schwestern erklärt werden, sondern ist jedenfalls von den begleitenden Juden richtig gedeutet worden als der Ausdruck des Schmerzes über den Tod des Geliebten.

V. 37. Wenn etliche der Begleiter an die Heilung des Blindgeborenen (Kap. 9) erinnern, so ist dies allerdings sachlich dadurch motiviert, daß ihnen als Jerusalemiten dies seinerzeit Aufsehen erregendste Wunder in lebhafterer Erinnerung stehen mußte als die auf galiläischem Boden verrichteten Großtaten, von denen sie nur durch Hörensagen Kunde hatten. Es weist dieser Zug der Darstellung auf die Unabhängigkeit der Komposition des Evangelisten hin, der nicht das Bedürfnis hatte, oder nicht in der Lage gewesen ist, seine Darstellung an die der synoptischen Evangelien anzulehnen. Wäre letzteres der Fall gewesen, so hätte der Evangelist hier die leichteste Veranlassung gehabt, die Juden sagen zu lassen: „Konnte der, der den Jüngling zu Nain auferweckt hat, nicht auch schaffen, daß dieser nicht stürbe?" Es scheint aus der Darstellung hervorzugehen (wie auch aus mehreren andern Zügen), daß der Evangelist sein Werk im Zusammenhange hintereinander geschrieben, und daß er nicht deswegen an die Heilung des Blindgeborenen erinnert, weil dieselbe tatsächlich das letzte bedeutende Werk Jesu war, welches die Leute im Gedächtnisse hatten, sondern deshalb, weil es das letzte Werk war, wovon er selber in seinem Buche, zwei Kapitel vorher, berichtet hat. (Aehnlich Kap. 7, 21).

V. 38. Das Herantreten an das Grab selbst ruft ganz naturgemäß in der Seele Jesu die in Wehmut aufgelöste Erschütterung mit verstärkter Heftigkeit hervor, zugleich aber auch das Kraftgefühl, das ihn überkommt, wenn er es inne wird, daß ihn der Vater zu einem Werke bevollmächtigt hat. Schwerlich mit der ruhigen Milde, auf welche die Darstellung zu weisen scheint, sondern im Tone heftiger Erregung ist der Befehl, den Stein abzuheben, ausgesprochen, und dann der Ruf: „Lazare, komm heraus!" Die plastische Ruhe, mit der der Evangelist Jesum am Grabe reden läßt, vor allem sein Gebet, worin er gar keine Bitte an Gott kund werden läßt, worin er eigentlich nur um des Volkes

willen zu beten erklärt, sind psychologisch unmöglich. Die Darstellung ist jedenfalls eine ganz richtige Wiedergabe des Totaleindruckes, den Jesus durch sein ganzes Wirken hinterlassen hat, wie er in allen Nöten seines Lebens die Ueberzeugung nie verloren und verleugnet hat, daß alles zur Verherrlichung seines Vaters ausschlagen müsse, wie er die ihm erfahrungsmäßig innewohnende Wunderkraft nie als einen Naturvorzug, sondern immer als eine Gabe seines Vaters angesehen, wie er es nicht für einen Raub gehalten, Gott gleich zu sein; aber als eine pragmatisch richtige Wiedergabe eines individuellen Momentes im Leben Jesu kann sie nicht angesehen werden.

Versuchen wir es nun noch einmal, kurz im Zusammenhange den Pragmatismus des Herganges, der eine Darstellung wie die im Evangelium gegebene ermöglicht hat, zu rekapitulieren, so ergibt sich folgendes:

Jesus erhielt die Nachricht von der Erkrankung seines Freundes, bleibt aber aus jedenfalls ihm zureichend erscheinenden Gründen noch zwei Tage fern, dann läßt es ihm keine Ruhe, er ändert seinen Entschluß und eilt, allen Gefahren trotzend, womöglich noch Hilfe zu bringen. Seine zu lebhaftem visionären Schauen gesteigerte Ahnung und Befürchtung, der Kranke möge gestorben sein, findet er bei seiner Ankunft zu seinem tiefsten Schmerze bestätigt. Im Austausch des Schmerzgefühls mit den Schwestern weiß er wohl die aus Gottergebung und Gottvertrauen entspringende Fassung und Würde zu bewahren, allein der Steigerung seiner Gefühlserregung durch die ansteckende Gewalt fremden Schmerzes kann er sich nicht erwehren. Er läßt sich das Grab zeigen und öffnen, was durch seine Stellung zu der Familie, die ihm Recht und Pflicht beigelegt hätte, beim Leichenbegängnis selbst mit als Hauptleidtragender zugegen zu sein, genügend begründet war, und mit einer markerschütternden Gewaltsamkeit ruft er ins Grab hinein: „Lazare, komm heraus!" Und siehe, der für tot gehaltene kommt heraus. Daß ein solches Ereignis absolut zu den Unmöglichkeiten gehöre, läßt sich schlechterdings nicht behaupten. Ein das höchste Staunen erregendes und das Wirken einer höheren Macht zum Bewußtsein bringendes Ereignis, und in diesem Sinne ein Wunder, ist es ja jedenfalls gewesen. Ein Wunder im Sinne der Aufhebung irgend eines Naturgesetzes, einer Wirkung ohne jegliche Ursache im kosmischen Zusammenhange anzunehmen, ist keine Veranlassung, wenngleich selbstverständlich niemand die physikalischen und psychischen Ursachen, welche die Wirkung hervorgebracht haben, anzugeben vermag. Die Grenze zwischen Scheintod und wirklichem Tod ist eine fließende. Ein Mensch ist eben tot, wirklich tot, wenn Atmung, Blutbewegung, Stoffwechsel zum Stillstand gekommen sind, und wenn die Bedingungen nicht eintreten, welche die zum Stillstand gekommenen Lebensfunktionen wieder anregen können; es ist darum unberechtigt, von einem bloßen Scheintode des Lazarus zu reden, da wohl anzunehmen ist, daß der Sterbeprozeß sich

bis zur völligen Verwesung fortgesetzt haben würde, wenn nicht gerade zur rechten Zeit gerade diese Stimme ins geöffnete Grab geklungen wäre. Ein Mensch kann in vollem Sinne tot und doch wieder belebungsfähig sein, wenn die Zerstörung der Gefäße nicht weit genug vorgeschritten ist, um Atmen und Blutzirkulation unmöglich zu machen.

Es ist psychologisch wahrscheinlich, daß beim Anblicke des wieder erwachten Lazarus in der Seele Jesu eine ähnliche oder vielmehr die gerade entgegengesetzte Mischung der Gefühle stattgefunden hat, wie bei der Nachricht vom Tode desselben. Wie dort die schon zuvor empfundene Gewißheit des Todes die schmerzliche Ueberraschung nicht ausschloß, so läßt sich auch hier die wonnevolle Ueberraschung mit der ruhigen Freude vereinen, die in allen auch überraschenden Lebenswendungen eine heilige Notwendigkeit erblickt, weil sie weiß, es kommt alles aus der Fügung des Vaters, auch das Wunderbare mußte geschehen, denn es entspricht der wunderbaren Weisheit und Liebe Gottes.

Daß nun in einem solchen Hergange, dessen geschichtliche M ö g l i c h k e i t nicht zu bestreiten ist, die Frömmigkeit ein besonders auffälliges Walten der göttlichen Vorsehung hat sehen dürfen, und daß derselbe zur Vermehrung des Wunderrufes Jesu viel hat beitragen müssen, ist einleuchtend. Der Evangelist geht aber nicht darüber hinaus, den Hergang zu berichten und auf seine Wirkungen hinzuweisen, sondern er macht denselben zum Symbol, zur Veranschaulichung einer Idee, die ihm erst durch seine gereifte christliche Erfahrung, durch die Vollendung des ganzen Lebens Jesu, seines Todes und seiner Auferstehung, seines Fortlebens und Fortwirkens durch seinen Geist in seiner Gemeinde geworden sein kann, d e r Idee nämlich, die er Jesum unübertrefflich in den Worten aussprechen läßt: „I c h b i n die Auferstehung und das Leben.“ Ob er das mit Recht oder Unrecht getan, oder genauer gesagt, ob diese Idee Wahrheit oder Einbildung ist, das zu beantworten ist nicht Sache der Theologie als Wissenschaft, sondern Sache des Glaubens. Wem diese Idee Wahrheit ist, dem ist dann die Gewißheit dieser Wahrheit auch nicht mehr unbedingt abhängig von der protokollarischen Genauigkeit der Erzählung, und er wird keinen Anstand nehmen, zwischen einer historischen Grundlage und einer Umgestaltung derselben im Geiste des Evangelisten zu unterscheiden.

Inspirationsbegriff (Verbalinspiration).

Ein Referat approbiert von der Pastoral-Konferenz von Washington Co., Wis. 3. Mai 1904.

Von Pastor Otto Hille.

Die Reformationszeit brachte unter anderm die wichtige Erkenntnis, daß das Heilmittel wider alles Verderbnis der Kirche in dem Ansehen der Heiligen Schrift liege. Mit einer Klarheit und Entschiedenheit, wie nie zuvor, wurde seit jener Zeit von der Evangelischen Kirche die alleinige schiedsrichterliche Autorität der Heiligen Schrift in allen Fragen des christlichen Glaubens und Lebens geltend gemacht. Jene

Autorität und Bedeutung der Heiligen Schrift gehört, weil die Vorbedingung aller rechtgläubigen evangelischen Predigt, zum Wesen unserer Kirche und ist ein Grundstein auch unserer Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Die Heilige Schrift und ihre höchste Autorität ist das sog. Formalprinzip, die Rechtfertigung allein aus dem Glauben das Materialprinzip der Reformation. Man kann das ganze Wesen des Protestantismus und das ganze Bekenntnis der Evangelischen Kirche in dies zweifache Wort zusammenfassen: Christus allein! und die Schrift allein! Fragen wir: Wo ist das Heil zu finden und worin besteht es? so ist die Antwort: In Christo allein; und fragen wir: Wo haben wir das gewisse Zeugnis von Jesu Christo und die letzte Entscheidung über die Fragen des Heils und des Heilsweges? so ist die Antwort: In der Schrift allein. Dies sind die beiden Grundwahrheiten des Protestantismus. Darauf zielen auch die beiden Hauptfragen der Gegenwart, die beiden bestrittensten Sätze der christlichen Lehre: die Frage von Christo und die Frage nach der Heiligen Schrift. Ist Christus der Sohn Gottes? wirklich? im vollkommenen Sinn? ernstgemeint? ohne Sünde? und parallel hierzu die andere Frage: Ist die Schrift das Wort Gottes? wirklich? im vollkommenen Sinn? ernstgemeint? ohne Irrtum?

Die Sprachen, sagt Luther, sind die Scheide, darin das Schwert des Geistes steckt. Der Geist aber welcher in der Heiligen Schrift zu uns redet, ist nicht der mit Finsternis umhüllte, beschränkte, menschliche Geist, sondern der Geist Gottes selbst. „Die Bibel ist Gottes Wort," darin sind jedenfalls alle gegenwärtigen Brüder einig; das ist die Voraussetzung dieser vorliegenden Arbeit, in welcher wir nicht zu fragen oder zu antworten haben, ob die Bibel Gottes Wort sei und göttlich inspiriert, sondern wie der Inspirationsbegriff, über dessen Verständnis die Meinungen gläubiger Theologen und Laien mit auseinander gehen, am richtigsten zu fassen sei. „Die Bibel ist Gottes Wort," sagt mancher, der nur der Meinung ist: sie enthält Gottes Wort, nämlich neben allerlei menschlich Fehlerhaftem und Irrtümlichen. Darum gilt es, in dieser Lehre sich deutlich und unmißverständlich auszudrücken, weil sich leicht unter denselben Worten eine große Meinungsverschiedenheit verbergen kann. Es ist nicht mehr alles positiv, was sich positiv nennt; man hat schon seit einiger Zeit angefangen das Wörtlein positiv in Gänsehäkchen einzuschließen oder in Magazinen und kirchlichen Zeitschriften ein Fragezeichen dahinter zu setzen in der richtigen Erkenntnis, daß auch dieses Wort bereits vom Liberalismus in falsche Münze umgeschlagen ist. Es genügt also zur Klarstellung der Inspiration durchaus nicht die einfache positive Erklärung: die Bibel ist Gottes Wort, sie ist inspiriert; oder auch wenn jemand nach dem Wortlaut unseres synodalen Bekenntnisses „die Heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments für das Wort Gottes und für die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens" erklärt und von dem „unerschütterlichen Grund" des Wortes Gottes spricht. Ja diese Worte werden vielfach zu lax in die Praxis umgesetzt, können sie doch recht will-

kürlich eingeschränkt und von zweien durchaus verschieden verstanden werden. Nehmen sich doch manche Brüder im Kreise unserer Synode die Freiheit, diese oder jene Stelle, Partie, Kapitel oder auch ganze Bücher der Bibel für nicht göttlich und heilig zu halten und glauben, trotz jenes Bekenntnisparagraphen, ein gutes Recht dazu zu haben. Man kann hier freilich keinen pharisäischen Zwang ausüben. Aber ein jeder Synodalpastor sollte doch allezeit seine Gebundenheit in diesem Stück vor Augen haben und es in seinem Gewissen nicht leicht nehmen mit seiner Stellung zur Heiligen Schrift. Gesetze sind da, um übertreten zu werden; soll das hier Anwendung finden? ein verfluchter, gottloser Gedanke! Prof. v. Nathusius warnt die Kirche vor solcher Freiheit: „Es wäre ein ganz verwegener Subjektivismus, wenn der Einzelne aus der Heiligen Schrift sich dasjenige heraussuchen wollte, was er für inspiriert hielte. Die Kirche hat den Kanon der Heiligen Schriften gesammelt. Daß die Bibel, welche wir jetzt haben, Gottes Wort ist, ruht auf der Gesamterfahrung der ganzen Kirche." „Eine sachgemäße Kritik der Heiligen Schrift kann nicht ohne den Heiligen Geist geübt werden" (ders.); eine solche Kritik mit daraus hervorgehender Aenderung des Kanons müßte also erst von einer ordentlichen Kirchenversammlung bestätigt werden, ehe in dem zuständigen Teil der Kirche ihre Ausübung öffentlich und amtlich berechtigt wäre.

So möge denn im Folgenden eine genaue Darlegung desjenigen Inspirationsbegriffes folgen, der, wie wir meinen, den einzig richtigen, allen berechtigten Forderungen des christlichen Glaubens sowohl als auch der tatsächlichen Gestalt und Herkunft der Schrift Rechnung tragenden Standpunkt zum Ausdruck bringt. Folgendes sei unser Gedankengang: I. die Bibel ist Gottes Wort, II. Menschenwort, III. unvollkommen in Form und Fassung, IV. vollkommen im Inhalt (verb. insp.), V. heutiger Bibeltext, VI. praktische Bedeutung dieser Lehre.

These I. Definition des Wortes Inspiration: Unter Inspiration haben wir eine ganz besondere, einzigartige Tätigkeit Gottes des Heiligen Geistes zu verstehen, durch welche göttliche Gedanken und Worte den heiligen Männern Gottes mitgeteilt und sie in den Stand gesetzt wurden, solche rein wiederzugeben.

Das Wort Inspiration entstammt jener Timotheusstelle (2. Tim. 3, 16) wo es heißt: πάση γραφὴ θεόπνευστος und dementsprechend in der lateinischen Vulgata: divinitus inspirata. Inspiriert ist also soviel wie: von Gott gehaucht, von Gott geweht, eingeblasen, cf. er blies ihm ein den lebendigen Odem. Das gibt eine seltsame Vorstellung (cf. Joh. 3, 8, vom Geist Gottes), die uns an einen geheimnisvollen Vorgang innerlich im Geist und Bewußtsein der heiligen Schreiber denken läßt. Inspiration ist nicht zu verwechseln mit Offenbarung oder Erleuchtung. Gott offenbarte sich durch die Schöpfung und jederzeit in der Erhaltung; er offenbarte sich in der Sendung seines Sohnes, ferner dem Jakob im

Traum, den Propheten in Gesichten, er offenbarte seine Gnade und Treue den Kindern Israel durch die Errettung aus dem eisernen Ofen Aegyptenland, seine Allmacht und Zorn an den Aegyptern durch die zehn Strafwunder. Wir können auch sagen, daß er sich in der Weltgeschichte offenbarte und in gewisser Weise auch in den großen Geistern und erhabenen Genien der Kunst und Wissenschaft und der Völkerbeherrschung. Aber das ist sicherlich ein Mißgriff und moderner abusus, wenn man von einer Inspiration Karls des Großen oder Kaiser Wilhelms I. redet, wie der deutsche Kaiser in den Briefen an Admiral Hollmann es getan. Inspiration ist doch etwas ganz Eigenartiges. Sie ist eine Wirkung Gottes, vermittelst welcher er durch heilige, fromme Männer sein göttliches Wort in menschliche Schrift hat fassen lassen. Wir können dieselbe nicht einmal dem Begriff der Offenbarung unterordnen, wie die species dem genus. — Was aber die Erleuchtung betrifft, so können wir die Inspiration auch nicht wohl für den höchsten Grad der Erleuchtung erklären. Erleuchtung geschieht doch stets durch das Mittel des Wortes Gottes und hat zur Seite die Erkenntnis des Gegebenen. Denken wir an Luthers Bekehrung, als er erleuchtet wurde durch das Wort: der Gerechte wird seines Glaubens leben. Gottes Wort war und ist immer Mittel der Erleuchtung und Bekehrung. Die Inspiration als göttliche Wirkung hat rein für sich genommen einen ganz andern Zweck als den der Erleuchtung und Bekehrung. Erinnern wir uns nur der Inspiration Bileams 4. Mose 27, 17. Er empfing göttliche Gedanken und Worte und war imstande, sie rein wiederzugeben, er weissagte von dem Stern aus Jakob und dem Scepter aus Israel; und doch scheint er selber dieses Ziel nicht ergriffen zu haben und unter Gottes Zorn untergegangen zu sein. Auch der Hohepriester Kaiphas wurde inspiriert und konnte, ohne selbst erleuchtet zu sein, die bedeutungsschweren Worte sprechen: Es ist uns besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe. Inspiration gleich Einhauchung ist eine ganz besondere Tätigkeit Gottes des Heiligen Geistes zu einem ganz besonderen Zweck, eine Mitteilung, ein Zuführen, ein Geben von Göttlichem und Uebernatürlichem. Nicht nur geleitet und von Irrungen bewahrt wurden die heiligen Schreiber, als sie ihre eigene, d. h. ihnen selbst bewußte Weisheit und Erkenntnis niederschrieben, sondern es ist ihnen kraft der Inspiration Weisheit und Erkenntnis mitgeteilt worden, welche sie zuvor nicht hatten und die sich nun teilweise mit ihrem eigenen Erkenntnisfonds vermischte und verband, zum Teil aber auch ihnen selbst verborgen und unbegriffen blieb in ihrer Tiefe und weittragenden Bedeutung. Aehnlich ist es der Fall mit der Kindertaufe an einem achttägigen Täufling vollzogen. Das Wort θεόπνευστς sagt nichts von einer ausschließlichen nuda directio, es bedeutet nur ein Geben, ein Mitteilen. Indem es aber heißt: alle Schrift sei θεόπνευστος so nötigt uns das, nicht nur an die inspirierten Menschen zu denken, sondern auch an die inspirierte Bibel, und wir wollen nicht übersehen, daß das Letztere für unser Interesse ein mehr ist. — Es ist der göttliche Faktor

oder die Tätigkeit des Gottesgeistes, wovon der Ausdruck Inspiration zunächst allein redet.

These II. Der menschliche Faktor oder die Tätigkeit des Menschengeistes bei Abfassung der Schriften. Die heiligen Menschen Gottes waren bei ihrer Schreibarbeit selber angestrengt geistig tätig, so daß ihre Persönlichkeit allem, das sie schrieben, aufgeprägt wurde. Gottes Geist arbeitete in und mit ihrem Geist, ein Synergismus, der nur statthaben konnte dadurch, daß sie sich dem Willen und der Leitung Gottes gänzlich in Dienst stellten und überließen und eben heilige Männer waren, — und so ist die Heilige Schrift ein gott-menschliches Buch.

Gleichwie der Christ in seinem Leben auf dem Grundsatz steht: bete und arbeite, bete als wenn alles Arbeiten nichts hülfe, und arbeite, als wenn alles Beten nichts hülfe, so haben die Verfasser der biblischen Bücher angestrengt geistig arbeiten müssen, als wenn der Heilige Geist nicht ihr außerordentlicher Beistand gewesen wäre. Wir ersehen dies aus der Heiligen Schrift und ihren Selbstzeugnissen. 1. Petri 1, 11 wird von den Propheten gesagt: sie forschten, auf welche und welcherlei Zeit deutete der Geist Christi, der in ihnen war. Wenn je der menschliche freie Wille und die göttliche Absicht und Leitung wunderbar zusammentrafen, so bei dem Zustandekommen der Heiligen Schriften. Sie sind gewiß teilweise geschrieben, ohne daß die Betreffenden wußten, daß gerade dieses Schriftstück vom Geist Gottes eingegeben oder doch redigiert, ein Teil des alt- oder des neutestamentlichen Kanons werden würde. Es ist doch z. B. der Brief an Philemon offenbar weder auf direkten göttlichen Auftrag geschrieben, noch in der Absicht verfaßt, der gesamten christlichen Kirche zu einem ewigen Zeugnis der Heilswahrheit, speziell brüderlicher Liebe und Demut zu dienen. So ist auch der große und wichtige Römerbrief äußerlich veranlaßt durch des Apostels Absicht, sich bei der römischen Gemeinde einzuführen, oder erscheint der erste Korintherbrief als eine Antwort auf eine Reihe von Fragen. Wir sehen hier ein Ineinander von Menschlichem und Göttlichem. Noch einen Schritt weiter führt uns das Lukasevangelium und seine Veranlassung und Vorbereitung. Hier wird nicht nur ausdrücklich erklärt, daß die Abfassung einer Evangeliumsgeschichte des Lukas eigener Entschluß und Willen sei (ἐδοξεν μοί nicht πνεύματι ἁγίῳ) sondern der Evangelist fügt noch hinzu, daß er für diesen Zweck sorgfältige historische Forschungen gemacht habe. Hätte der Heilige Geist einfach diktiert, so wären vorbereitende Studien völlig überflüssig gewesen.

Wir sagen uns also los von der mechanischen, starren Theorie derer, welche die heiligen Schreiber wie eine Schreibmaschine ansehen, die da reden von Sekretären oder Notaren des Heiligen Geistes, die da wie Somnambulen nolens volens schreiben mußten, was sie geschrieben

haben. Wir können nicht die Anschauung eines Hollaz teilen, nach welcher der Heilige Geist die Bibel wörtlich diktiert hat und die menschlichen Verfasser nicht Schriftsteller, sondern nur die Hände oder Schreibfedern gewesen sind. Das ist nicht Gottes Weise mit uns Menschen umzugehen, das ist des Teufels tyrannische Art, wie sie sich bei Besessenen zeigt, daß er sich etwa der Zunge des von ihm Besessenen wider dessen Willen und mit Gewalt bemächtigt und sie zwingt, in einer dem Menschen fremden Weise zu reden. Oder denken wir an das unwillkürliche spiritistische Schreiben. Wenn Gott dagegen jemand, der ihm ergeben ist, mit seinem heiligen Geist erfüllt und durch ihn der Welt seinen Willen und seine Wahrheit offenbart, so redet er mit der dem betreffenden Menschen eigenen Sprach- und Schreibweise und beläßt ihm seine Eigenart, seinen Charakter und sein Temperament. Von dieser Seite betrachtet, ist die Bibel also ein Menschenwerk und Menschenarbeit.

Was ist übrigens der Menschen Arbeit, Mühe und Fleiß, wenn Segen, Hilfe und Schutz von oben fehlt! Wie die Erntefrüchte nicht durch die Arbeit der Menschen gemacht werden, sondern die Menschen nur einige äußere Vorbedingungen dazu erfüllen können, das Wesentliche aber der Ernte aus Gottes Güte, Weisheit und Allmacht hervorgeht, denn „er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort," so hätte weder das Vorstudium des Lukas noch irgend eine geistige Anstrengung oder peinlichste Gewissenhaftigkeit der heiligen Schreiber eine göttlich wahre Schrift je zustande gebracht, wenn nicht das Wesentliche dazu vom Heiligen Geist gewirkt worden wäre. Der Heilige Geist war mit ihren menschlichen Worten und Gedanken, dieselben reinigend und mit göttlichem Inhalt füllend, ihnen auch dazu mitteilend, was ihnen sonst niemals in den Sinn oder die Feder gekommen wäre. Er hat von ihren natürlichen Fähigkeiten und Anlagen, von den natürlich angeeigneten Erkenntnissen, sowie von der Sprache und Ausdrucksweise der Schreiber Besitz ergriffen, die göttlichen Wahrheiten dahinein gekleidet und gefaßt, den Gottesmännern selber bald bewußt, bald auch unbewußt. Sie mochten meistens denken, daß sie wesentlich aus ihrem eigenen Geist schrieben und sich darum auch für alles Geschriebene persönlich verantwortlich fühlen. Aber der Heilige Geist hatte ihren Geist in Besitz genommen, so daß sie wahrhaftige Gottesgedanken und Gottesworte schreiben *konnten*, und da sie nicht widerstrebten, sondern selber auch geheiligte Persönlichkeiten und dem Willen Gottes ergebene Menschen waren, solche auch schreiben *mußten*, denn „es ist unmöglich, daß Gott lüge." —

So ist die göttliche Wahrheit von Menschen geschrieben, aber vom Geist Gottes ist sie gegeben. Die äußere Form und Gestaltung ist zumeist von Menschen, der Inhalt aber zumeist von Gott. Die Bibel hat zwei Seiten, eine göttliche und menschliche. „Die heiligen Menschen Gottes haben geredet," da haben wir das menschliche Element. „getrieben vom Heiligen Geist," hier ist der göttliche Anteil. Es ist eine wichtige Wahrheit, daß Gott sich zu uns Menschen herablassen und sich

akkommodieren kann, freilich nie und nimmer mit der Sünde oder einem Irrtum, wohl aber mit unserer Natur, wie wir's an der Menschwerdung Christi sehen. Wo er Brauchbares findet, gebraucht er's, wo er an Vorhandenes anschließen kann, tut er's als ein weiser Erzieher. Diese Akkommodation geht auch durch die ganze Heilige Schrift; es ist immer Göttliches und Menschliches neben einander, ja auch durch einander, ineinander überfließend und sich gegenseitig gewissermaßen ergänzend und vervollkommnend. Ein rein göttliches Buch würde zu hoch, ein bloß menschliches zu gering sein, es muß ein Gott-Menschliches Buch sein. Da haben wir dann bald etwas so natürlich Menschliches vor uns, daß wir versucht sind zu fragen: Gehört das auch mit zu Gottes Wort, das gepredigt werden soll; bald begegnen uns wiederum Aussprüche so voll göttlicher Kraft und Weisheit, daß wir die menschliche Urheberschaft im Augenblick vergessen und eitel Göttliches sehen. Aehnlich ergeht es uns ja auch bei Betrachtung des Lebensbildes unsers Erlösers, des Gott-Menschen Jesus Christus.

In der Tat ist der Vergleich zwischen der Vereinigung der beiden Naturen in Christo und derjenigen des Göttlichen und Menschlichen in der Heiligen Schrift höchst lehrreich. Beide, Christus und die Schrift, werden genannt Wort Gottes; Christus als das fleischgewordene, persönliche Wort Gottes, die Bibel als das geschriebene Wort Gottes. Beide gehen vom Heiligen Geist aus, Christus durch wunderbare Empfängnis, die Schrift durch das Wunder der Inspiration, welches auch eine Empfängnis ist. Gottes Sohn kam vom Himmel herab und nahm unsere menschliche Natur an sich; und die göttliche Wahrheit ward offenbaret von oben her und in menschliches Wesen verkörpert. In der Person des Heilandes sind zwei ganz vollkommene Naturen unzertrennbar vereinigt, ohne Verwandlung und doch kein bloßes Nebeneinander. Ebenso ist die Bibel ein Buch, in welchem das göttliche und menschliche Element unzertrennbar verbunden sind, in solcher Weise jedoch, daß weder das Göttliche das Menschliche verschlingt, verdrängt oder vernichtet, noch das Menschliche das Göttliche verdirbt oder verfälscht. Auch in der Schrift hat und duldet das Licht keine Gemeinschaft mit der Finsternis, in ihr geht nicht die göttliche Wahrheit Arm in Arm einher mit größeren oder kleineren menschlichen Irrtümern und Unwahrheiten. Auch in der Schrift stimmt Christus nicht mit Belial. In Christo stehen die Naturen in einer solchen Wechselbeziehung, daß er immer zugleich Gottessohn und Menschensohn ist; so stellt sich uns auch die Bibel dar überall als Menschenwort, zugleich aber auch überall als Gotteswort. In jedem Fall muß Beides festgehalten werden, auch wenn das Wie der Vereinigung ein Geheimnis bleibt. Dieser Vergleich zwischen der Schrift und Christo, dem Gottes- und Menschensohn, führt uns, wenn wir uns letzteren im Stande seiner Erniedrigung vorstellen, weiter zu These III. und IV., welche einerseits von der Knechtsgestalt und anderseits von der göttlichen Hoheit und Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift handeln werden. Jesus Christus war heilig und ohne Sünde, trotzdem er in seiner

Knechtsgestalt von so vielen teils verachtet, teils bitter gehaßt wurde. Die Heilige Schrift, die auch von vielen verachtet wird um ihrer menschlichen Schwachheiten, und von andern gehaßt um der göttlichen Aergernisse willen, dennoch das heilige Buch Gottes, die nicht durch Irrtümer befleckte oder unsicher gemachte Wahrheit.

These III. In der Heiligen Schrift haben wir Gottes Weisheit im Gewand menschlicher Torheit: die Heilige Schrift ist Gottes Wort in menschlicher Form und Fassung. Diese menschliche Fassung ist armselig, gleichsam ein Bettlergewand, eine Erniedrigung der göttlichen Weisheit, Gedanken und Worte, zu menschlicher Torheit.

Ja wir müssen zugeben: Gottes Wort in meschlicher Fassung liegt nicht vor uns wie goldene Aepfel in silbernen Schalen. Auch der Sohn Gottes ist auf Erden nicht in königlichen Gewändern einhergegangen. Es ist Tatsache, daß die Heilige Schrift vielfach eine Sprache, Stil und Gedankenentwicklung aufweist, welche weder mit den Regeln der Grammatik noch mit den Gesetzen der Logik im Einklang stehen. Eigenartig und zwanglos erhebt sie sich über manches, was heutzutage in Bezug auf Stil und Logik von jedem modernen Buch als selbstverständlich und notwendig gefordert wird. Das soll nach Gottes Willen sicherlich zur Demütigung des menschlichen Weisheitsstolzes gereichen. Sagt Luther vom Herrn im Stand seiner Niedrigkeit:

> Gar heimlich führt er sein Gewalt
> Er ging in einer armen G'stalt,
> Den Teufel wollt er fangen —

so ist auch in der Heiligen Schrift eine Art κένωσις eine Entäußerung zu konstatieren.

Freilich enthält das Bibelbuch auch viele Partien, welche durchaus dem göttlichen Inhalt würdig erscheinen und den Stempel eines gewaltigen, erhabenen Geistes an sich tragen. Da finden wir allerlei treffliche historische Darstellungen, oder großartige, wahrhaft geniale, bald in die Höhe, bald in die Tiefe führende Lehrentwicklungen, oder Goldkörner irdischer und himmlischer Weisheit zusammengetragen, wie in den Sprichwörtern, Psalmen und Buch Hiob. Wir könnten nicht wenige Aussprüche berühmter Männer hierfür anführen, auch solcher, die selber ungläubig waren, worin sie ihre höchste Achtung ausdrücken vor der geistigen Größe der Bibel oder Teilen derselben. Der Gesamteindruck der Bibel kann für einen Mann von Bildung und ohne starke Vorurteile kein anderer sein, als daß er hier das bedeutendste Buch der Erde, das größte und gewaltigste Geistesprodukt der Menschheit vor sich habe.

Anderseits ist die Heilige Schrift voll vieler Schwachheiten der Sprache, des Stils und der Logik. Hat doch Gott, der Herr, die Sprache der Menschen verwirrt und dadurch, abgesehen von der Zerteilung, diese Geistesgabe den sündigen Menschen so herabgemindert, daß

sie nun in ihrer Unvollkommenheit, Unbestimmtheit und Unsicherheit dem übrigen tiefgehenden Sündenverderben und -elend der Menschen entsprechend ist. Es ist weder im Alten Testament das Hebräische überall rein gehalten von fremdsprachischen Beimischungen, noch können wir das Griechische des Neuen Testamentes ein reines vollkommenes und klassisches nennen. So wie im Alten Testament stellenweise syrische und aramäische Dialekte gebraucht werden, so ist auch die neutestamentliche hellenische Sprache eine gesunkene, das schönere klassische Griechisch ist bereits untergegangen, wir finden Einmischungen von Hebräisch und Lateinisch. Beispiele dafür: ὁ ὢν καὶ ὁ ἦν καὶ ὁ ἐρχόμενος „der Seiende und der War und der Kommende," ἐνώπιον τοῦ θεοῦ „vor Gott" Nachbildung des Hebräischen "liphne." Gott hat dieses vernachlässigte Gefäß des gesunkenen Griechisch nicht verschmäht, um dahinein das Ewige und Göttliche zu gießen. Als Beispiel für unschönen Stil kann mit Recht bezeichnet werden jene Aufzählung der 144,000 in Offb. 7, überhaupt ähnliche Zählungen und Tabellen der Schrift; oder Eph. 1, welches Kapitel eigentlich aus einem einzigen Satze besteht; oder der so häufige Gebrauch von καὶ und δέ in den Evangelien. Auch die Logik und Anreihung der Gedanken verrät deutlich menschliche Schwächen; wir vermissen zuweilen einen entschiedenen und klaren Gedankenfortschritt. So im Kolosser, Philipper und Jakobusbrief; desgl. 1. Joh. und 2. Korintherbrief.

An dieser menschlichen Unvollkommenheit hat schon mancher sogenannte Gebildete oder Gelehrte großes Aergernis genommen. Er nahm die Bibel zur Hand, nicht in lauterer Absicht, nämlich heilsverlangend und im demütigen Glaubensgehorsam, sondern er wollte „Zeichen und Wunder sehen," wollte göttliche Wahrheit und Weisheit mit seinem Verstand messen. Aber er wurde in seinen idealen Erwartungen sehr getäuscht und der Heiligen Schrift bald überdrüssig. Er nahm Aergernis an der Leidens- und Knechtsgestalt der Heiligen Schrift, der Weisheit, „die sich muß meistern lassen von ihren eigenen Kindern." Denn die Schrift ist wie Christus der Gekreuzigte, den heutigen Griechen, die nach Weisheit fragen, eine Torheit, und den Juden, die Zeichen fordern, ein Aergernis. Immer wieder muß sich an solchen das Wort erfüllen: Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden.

Besonders groß ist sicherlich die Versuchung, am Bibelglauben irre zu werden, bei denjenigen, welche sich mit den literarischen und textkritischen Untersuchungen befassen. Das ist nur natürlich. Welch eine Riesenarbeit liegt für den gründlichen Gelehrten oft bei einem einzigen Vers, um durch das Dornengestrüpp aller Varianten, Schreibfehler, Glossen und Auslassungen, und durch das Gewirre der auf diesem Gebiete sich streitenden Autoritäten durchzudringen zu einem befriedigenden Endergebnis. Wahrlich es ist in Rücksicht auf diese Schwierigkeiten nicht zu viel gesagt, wenn wir in unserer These die menschliche Einkleidung der göttlichen Wahrheit ein armseliges Bettlergewand nannten. Gleichsam die Risse, die Lumpen, die herabhängenden Fetzen eines sol-

chen sind mir die 30—40,000 Varianten an Gottes Wort, worüber die Klage geht, welche die ursprüngliche Gestalt und Meinung der Heiligen Schriften stellenweise so sehr verdunkelt haben.

Es hat eben Gott gefallen, sein Licht, sein Leben, seine seligmachende Kraft in einem so beschaffenen Buch uns darzubieten; die Wahrheit, das Wort des ewigen Lebens steht vor uns in einem nicht nur ärmlichen, sondern auch zerrissenen, menschlichen Gewand. Wie sollte es auch anders sein können? Gibt es doch überhaupt kein vollkommenes Sprachidiom auf Erden, oder sollte Gott etwa die fertige Bibel vom Himmel haben fallen lassen in Volapük oder Esperanto?

Gott hat aber mit dieser Knechtsgestalt seines Wortes eine weise und wichtige Absicht verbunden. Es ist sein Grundsatz, den Hoffärtigen zu widerstehen. Die Stolzen, die Frechen, die Hochmütigen sollen zu Fall gebracht werden, wer sie auch seien, ob gelehrte Theologen oder deren unwissende Nachbeter. Sie sollen ausgeschlossen bleiben vom Reich Gottes, sie sollen gehindert werden an der Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, solange ein solcher Sinn in ihnen die Oberhand behält. „Wo sind die Klugen? wo sind die Schriftgelehrten? wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht? Es gefiel Gott wohl, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben. Denn die göttliche Torheit ist (doch noch) weiser denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker denn die Menschen sind. 1. Kor. 1, 20 ff. Dieses Letztere wird These IV. zum Ausdruck bringen, indem sie zeigt, daß trotz der geringen Gestalt und den mancherlei berechtigten Aussetzungen, welche an der äußeren Form und Fassung der Schrift gemacht werden können, dennoch ihr der Charakter verbleibt, objektiv reine göttliche Wahrheit in allen ihren Teilen darzustellen.

These IV. Verbalinspiration. Die Heilige Schrift ist gott-menschlich überall. Sie enthält Wahrheit in jedem ihrer Worte; denn mit den göttlichen Gedanken sind zugleich auch die Worte eingegeben.

Verbalinspiration ist Wortinspiration, nicht Wörterinspiration, d. h. man soll die Wörter der Bibel nicht aus ihrem natürlichen Zusammenhang reißen, einzeln hinstellen und töricht gebrauchen. Damit würde man aus Gottes Wort ein Zerrbild machen, der Bibelglaube würde schier zu einem toten blinden Aberglauben an ein Zauberbuch herabsinken und es fehlte dann nicht mehr viel, daß man die Bibel, gleichwie die Römischen die Hostie, göttlich verehrte und anbetete.

Die Wortinspiration steht keineswegs in Widerspruch zu dem in früheren Thesen behaupteten menschlich Unvollkommenen und Schwachen, noch zu der Tatsache, daß die einzelnen Schreiber in der ihnen eigenen individuellen Geistesart ihre Bücher verfaßt haben. Der Heilige Geist hat keine der natürlichen Anlagen, Fähigkeiten und Eigentümlichkeiten, die er bei ihnen vorfand, zerstört; er hat sie unversehrt in seinen

Besitz genommen, aber sie befreiend und reinigend von Sünde und Irrtum. Dieses gehört ja nicht zum Wesen des Menschen. Ein David und Jesajas, Johannes und Paulus, Petrus und Amos, der Kuhhirt, sie konnten nur so schreiben wie sie geschrieben haben, nämlich sehr verschiedenartig, und der Verbalinspiration geht bei dieser Verschiedenheit im Stil nicht das Geringste ab. Einen andern Ton hat die Trompete, einen andern die Tuba, einen andern das Horn, einen andern die Flöte; wieder einen ganz andern entlockt der Geiger seiner Violine und ist doch immer ein und derselbe Faktor jedesmal tätig, der spielende Mensch. Jeder Ton wird von dem Menschen gewirkt und verursacht, und jeder Ton ist auch wiederum der des Instruments. Aehnlich ist in der eingehauchten Schrift jedes Wort eines Menschen und auch Gottes.

Wortinspiration ist genau genommen schon gefordert, wenn wir mit These I., „Die Bibel ist Gottes Wort," nicht zu schanden werden wollen. Es liegt doch auf der Hand, daß die Ansicht unhaltbar ist, wo man sagt: nur die Gedanken, nicht die Worte seien inspiriert, nur die Sache sei den heiligen Schreibern von Gott gegeben, die Form der Worte hätten sie lediglich selber gewählt. In der Wirklichkeit schließt doch das erste vielmehr das zweite schon in sich; oder umgekehrt: eins schließt das andere aus; sollen die Worte nicht göttlich sein — wir sagten nicht „Wörter", wir meinen nicht Wörter, einzeln, außerhalb des gegebenen Zusammenhangs — so sind es auch die Gedanken nicht. Im Grunde ist jedes Wort für sich schon ein Gedanke, ein ganzer Satz aber eine Häufung von Gedanken. Außerdem ist doch das Verhältnis von Gedanken und dazu passenden Worten ein sehr genaues. Ist den heiligen Schreibern der Gedanke klar gegeben, so bleibt wenig und oftmals gar kein Raum zur eigenen Wahl der Worte. Jeder Gedanke fordert notwendig das richtige Wort, und wählt man ein anderes, so ist der gegebene Gedanke verschoben nach irgend einer Richtung hin. Gedanke und Wort sind im Grunde genommen ein und dasselbe. Der Gedanke ist das unausgesprochene innerliche Wort, und das Wort der ausgesprochene Gedanke. Hat der Heilige Geist den Verfassern den Gedanken gegeben, dann hat er ihnen damit auch den Ausdruck dargereicht, der den Gedanken richtig wiedergibt.

„Unsere immer geistlosere Welt und leider auch manche Christen (schreibt Vetter in dem ausgezeichneten Werk: „Die Bibel Gottes Wort") halten diesen wörtlichen Inspirationsbegriff für einen unverständlichen und veralteten und mittelalterlichen. Aber ein solcher Begriff sollte uns gar nicht so unverständlich und seltsam vorkommen. Sehen wir denn nicht schon an Menschen, daß je höher und mächtiger die Begeisterung flutet und auflodert, sie um so mehr das genaue Wort und kein anderes eingibt? Trennen wir denn bei unsern Klasikern ihr Wort von ihrem Geist und erlauben wir uns, ihre Worte in Alltagssprache gleichgültig wiederzugeben? Forschen wir nicht im Gegenteil mit der größten Genauigkeit nach ihrer ursprünglichen Fassung? Denken wir an die Worte eines Schiller und Goethe, eines Shakespeare,

eines Horaz, Plato und Homer. Wie viel gelten hier nicht Worte! Hier handelt es sich zur präzisen Fassung der Gedanken beständig um Worte, ja Buchstaben und allerlei Finessen. Welcher gebildete Theologe hat nicht schon am Tertullian Wortklauberei getrieben. Aber wenn es sich ums göttliche Wort handelt, rufen die Blinden im Chor: Gott kann nicht, wie soll er es denn machen? oder sie sprechen kindisch von einem Diktat. Das Wort ist die Sichtbarkeit und die Form des Geistes. Soll in Goethes Iphigenie oder in Beethovens Sonate Pathetique, oder im Kölner Dom die Form nur Nebensache sein? Kann man sie dort vom Geist trennen? Nein, sie ist unzertrennlich damit verknüpft; so auch mit dem Wort. Le style c'est l'homme und diejenigen, die da meinen, auf das bloße Wort komme es nicht an, haben wenig Menschenkenntnis, verstehen auch nicht jenes Wort des Weisen: rede, daß ich dich sehe! „Nach deinen Worten wirst du gerechtfertigt, und nach deinen Worten wirst du verdammt werden." Ach was, ruft da vielleicht jemand, das alles ist starrer Buchstabenglaube, man muß Wort und Geist zu trennen wissen, nicht am Wort kleben, sondern den Geist suchen! ein allerdings geistloses, unbedachtes Wort. Wer so spricht, versteht weder das Wort, noch den Geist, noch ihren Zusammenhang, der desto inniger wird, je höher der Geist ist. „Meine Worte sind Geist und Leben," spricht Christus und ermahnt hundertfach: glaubt meinen Worten! nicht meinem Geist. (Frei nach Vetter.)

Sprichwörtlich sagt man: eine Sache beim wahren Namen nennen, den Nagel auf den Kopf treffen, deutsch reden. Wer es mit den Worten nicht genau nimmt und meint, er könne die Sache ebensogut so oder anders ausdrücken, verdeckt oder verwischt sie und nimmt ihr etwas von ihrer Kraft. Das tun wir Prediger alle mehr oder weniger, wenn wir das Wort Gottes auslegen und mit unsern Worten gleichsam verdünnen und verwässern, erläutern und erklären, wie wir gerne sagen; und mit Recht, denn wir machen dadurch den starken Extrakt des Wortes Gottes der Gemeinde mundgerecht und die darin eingeschlossenen Wahrheiten leichter begreiflich.

Auch das Selbstzeugnis der Schrift nötigt uns den Begriff der Verbalinspiration auf. Was da vom mündlichen Wort der Apostel ausgesagt wird, findet selbstverständlich auch in Bezug auf ihr schriftliches Wort vollberechtigte Anwendung. Eine solche Anwendung zu machen, kann allein Absicht und Meinung sein, wenn uns, die wir die mündliche Rede nicht mehr hören können, die Zuverlässigkeit und Göttlichkeit des mündlichen Wortes so nachdrücklich in der Heiligen Schrift versichert wird. Geschriebenes ist ja auch an und für sich zuverlässiger, bedachter, bedeutsamer als mündliche Rede, so daß wir hier mit allem logischen Recht einen Schluß a minori ad majus machen können. Wir lesen oft: „Der Herr redete mit Mose", „Dies ist das Wort, welches der Herr Jeremias sagte: „siehe ich lege meine Worte in deinen Mund"; Jesus sagt: „ihr seid es nicht, die da reden, sondern euers Vaters Geist ist es, der durch euch redet." 1. Tim. 4, 1: „Der Geist sagt deutlich"

Offb. 14, 13: „Der Geist spricht." Aehnliches finden wir am Schluß jedes Sendschreibens Offb. 2 u. 3. Dazu die Verheißungen des Geistes der Wahrheit in Joh. 14, 15 u. 16. Wer hat den mattesten Schein des Rechtes, solche Worte umzudeuten: „Der Herr gab Mose den Gedanken", „Dies ist etwa der Gedanke, den der Herr dem Jeremias gab", „Eures Vaters Geist ist es, der durch euch denkt." Warum nicht beim einfachen Wortlaut bleiben und sagen: Wenn es heißt: der Herr redet oder der Geist spricht, so ist das, was da folgt, Wort für Wort des Herrn Wort. Oder gedenken wir folgender Ausdrücke: „Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel", „Die Gebote des Herrn sind lauter", „Die Rede des Herrn ist lauter, wie durchläutert Silber im irdenen Tigel bewähret siebenmal." (Ps. 12, 7). Paulus nennt das Alte Testament zweimal die Heilige Schrift, Röm. 1, 2 u. 2. Tim. 3, 15; das Wort „heilig" leidet aber nichts Irrtümliches, sei es Wort oder Abschnitt oder ganzes Buch; und wenn auch nur ein einziger Irrtum die Schriften der Väter befleckt hätte, so hätte der Apostel das ganze alte Testament nicht schlechtweg heilig nennen können; so aber ist das Buch Esther wie das Hohelied einbegriffen in dieses Zeugnis, Gottes Wort zu sein. Was aber die Timotheusstelle betrifft, so ist dieselbe noch anderswie wichtig. Denn hier steht für Heilige Schrift im Grundtext ἱερά γράμματα, γράμμα aber heißt ursprünglich der Buchstabe eines Wortes, so in Lukas 23, 38 und Galater 6, 11. Also werden wir hier vom Apostel, abgesehen vom Ganzen der Schrift, auf das Einzelne, ja Einzelste, derselben hingewiesen; wie hätte der Apostel wagen dürfen, die einzelnen Worte und Bücher der Schrift heilig zu nennen, wenn nicht in der Tat auch das geringste Wort als ein göttlich geheiligtes Menschenwort angesehen wäre. Andere Stellen sind Röm. 15, 18: „ich dürfte n i c h t e t w a s (οὐ γὰρ τολμήσω τι λαλεῖν) reden, wo dasselbe Christus nicht durch mich wirkte, die Heiden zum Gehorsam des Glaubens zu bringen, durch Wort und Werk" (auch das Wort des Schreibens inbegriffen, können wir sagen). Das ist ein Zeugnis Pauli von sich selbst, das man bedenken sollte, wenn man sich für eine andere Anschauung berufen will auf 1. Kor. 7, 6, 10 u. 40, wo er seine eigenen Erwägungen von den bestimmten Geboten des Herrn unterscheidet. Ferner: 1. Thess. 4, 13: „welches wir auch reden nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten, die der Heilige Geist lehrt."

Am wichtigsten ist aber das Zeugnis Christi für das alttestamentliche Gotteswort. Matth. 5. 18: Wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tütel (also ein Jota, noch ein Tüpfelchen oder Punkt) vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Gesetz bezeichnet die ganze Heilige Schrift. Das könnte der Herr nicht von Menschenworten sagen. Ob das Wort Christi, das so viel behauptet, wahr oder unwahr ist, eine Uebertreibung oder sonst was, das anzunehmen müssen wir dem Glauben oder Unglauben überlassen. Sinn und Meinung dieser Aussage ist klar. Wenn jedes Wort, jeder Tütel der Schrift unvergänglich ist, dann muß alles Einzelne in der

Schrift höher stehen als Menschenwort, es kann jedes Wort mit Recht Wort des ewigen Gottes genannt werden. So sieht Christus die Schrift an. Rückhaltloser kann er sich nicht zu ihrer Göttlichkeit und, fügen wir hinzu, zur Verbalinspiration bekennen. Und was vom Alten Testament gilt, muß auch vom neuen gelten, sonst wäre das Neue Testament geringer und unsicherer als das alte. Joh. 10, 34. 35 spricht der Herr: „Steht nicht geschrieben in euerm Gesetz: ich habe gesagt, ihr seid Götter; so nennt er die „Götter", zu welchen das Wort Gottes geschah, und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden." Das Zitat ist aus dem 82. Psalm und es kam hier auf ein einzelnes, noch dazu anfechtbares Wort an: „Götter." Weil Gott einmal diese Bezeichnung zugelassen, so soll es auch dabei bleiben; eine Aenderung dieses Wortes heißt es hier: die ganze Schrift brechen. Auf die Schrift und ihre Inspiration läßt sich also sicher nicht die moderne Redensart anwenden: Worte tun nichts zur Sache; sondern Christus zeigt uns, wie viel die einzelnen geschriebenen Worte gelten, was sie wert sind. Er läßt nichts auf die Schrift kommen. Und diese Stellung nimmt er ein, wiewohl damals vielfacher, an Aberglauben und alberne Vergötterung streifender Mißbrauch von seiten der starr orthodoxen Schriftgelehrten mit dem Wortlaut des Kanons getrieben wurde. Er war offenbar ein Anhänger der Wortinspiration. Seine Stellung zur Heiligen Schrift erscheint ganz in einer Linie mit dem, was in unserer Zeit ein Spurgeon von der Bibel geglaubt und bekannt hat: „Ich glaube nicht, daß von einem Buchdeckel zum andern irgend ein Irrtum welcher Art in der Bibel ist, weder in Betreff der Naturwissenschaft oder der Weltgeschichte oder irgend etwas anderem. Ich bin bereit zu glauben, was immer sie sagt; denn wenn es nicht alles wahr ist, so ist sie keinen einzigen Penny für mich wert. Sie mag es für den Menschen sein, der so weise ist, daß er das Wahre aus dem Falschen heraussuchen kann; aber ich bin ein solcher Narr, daß ich das nicht tun könnte. Sitze du nieder, Vernunft, und laß den Glauben aufstehen!" Der dies gesagt, war nicht nur ein gläubiger und sehr praktischer, erfolgreicher Arbeiter im Reich Gottes, sondern auch ein wissenschaftlicher Mann. Hören wir dazu noch unsern Luther: „Rund und rein, ganz und alles geglaubt oder nichts geglaubt! Der Heilige Geist läßt sich nicht trennen noch teilen, daß er ein Stück sollte wahrhaft und das andere falsch lehren und glauben lassen. Wenn die Glocke an einem Ort berstet, klingt sie nicht mehr und ist ganz untüchtig." — Und so sagen auch wir in unserer These: Die Heilige Schrift ist gott-menschlich überall, sie enthält Wahrheit in jedem ihrer Worte. Wir könnten mit gutem Recht sagen: göttliche Wahrheit, denn Wahrheit und göttliche Wahrheit ist im Grunde eins. Aber wir wollen der Mißdeutung entgehen, als legten wir damit auch geringen, nebensächlichen Worten die Bedeutung wichtiger Heils- und Himmelslehren bei. Wohl ist die Heilige Schrift Wort für Wort gott-menschlich, heilig und wahrhaftig; damit ist aber nicht gesagt: alle Worte sind gleichwertig. Wenn ein Genius, wie Goethe, ein Gedicht

verfaßt, so kann er das nicht, ohne viele Nebenwörter, Binde- und Beziehungswörter dabei zu Hilfe zu nehmen. Als der Weltschöpfer die Erde bereitete, hat er auch viel Geringes, scheinbar Ueberflüssiges, ganz Unnötiges und Nebensächliches verordnet. Dennoch ist alles Gottes Schöpfung; der einzelne Grashalm, das einzelne Sandkörnlein müssen wir heißen Gottes Werk. Aehnlich ist auch die durch Engel und Menschendienste vermittelte Heilige Schrift, ein Buch voll großer und kleiner Gedanken Gottes, voll göttlicher Sätze und göttlicher Worte, „auf daß unser Glaube bestehe nicht auf Menschenwort, sondern auf Gottes Kraft;" daß wir nicht auf Menschen vertrauen müssen, auf Moses, David, Jesajas, Matthäus oder Lukas oder Paulus, oder auf deren gewissenhaften Abschreibern und Uebersetzern, sondern auf Gottes Wahrhaftigkeit. „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt." Die Heilige Schrift ist sicher und gewiß überall Gottes Wort, das ist sie in erster Linie, daher die ungeheure Autorität ihrer Aussagen, ja einzelner Worte; und erst in zweiter Linie kommt dem Gläubigen in Betracht, daß sie auch Menschenwort ist, so daß er auch durch das Erstere angespornt, frägt und forscht nach dem menschlichen Verfasser und den zum bessern Verständnis beitragenden, zeitgeschichtlichen Nebenumständen.

(Schluß folgt.)

Die Welträtsel.

Referat von Dr. D. Irion, verlesen bei der Chicago Pastoralkonferenz am 23. April 1906.

Prof. Ernst Häckel von Jena hat unter diesem Titel im Jahr 1899 ein Buch herausgegeben, das nun in der neunten Auflage vorliegt.*) Es ist meine Absicht, dies Buch einer Besprechung zu unterziehen. Nach dem Vorwort ist es „für die denkenden, ehrlich die Wahrheit suchenden Gebildeten aller Stände bestimmt." Der Verfasser spricht die Hoffnung aus, daß er „durch seine ehrliche und gewissenhafte Arbeit ein kleines Scherflein zur Lösung der „Welträtsel" beigetragen habe, und daß er im Kampfe der Weltanschauungen manchem ehrlichen und nach reiner Vernunfterkenntnis ringenden Leser denjenigen Weg gezeigt habe, der nach seiner festen Ueberzeugung allein zur Wahrheit führt, den Weg der empirischen Naturforschung und der darauf gegründeten monistischen Philosophie." Wir haben also in diesem Buche Häckels Glaubensbekenntnis. Beim Lesen desselben kommt einem allerdings der Gedanke, es sei eher ein Bekenntnis seines Unglaubens. Wir müssen jedoch bei dem Ausdruck *Glaubensbekenntnis* bleiben, aus dem Grunde, weil der Verfasser nach seinen Auslassungen fest an seine s. g. *monistische Theorie* glaubt und sein Glaube sich vielfach auf unerwiesene, *unsichtbare* Dinge gründet.

---

*) Ernst Häckel, *Die Welträtsel*, Gemeinverständliche Studien über Monistische Philosophie. Stuttgart, Alfr. Kröner Verlag. 1905.

Derartige Bücher gibt es nun in Masse, und man könnte wohl fragen: Warum soll gerade dieses Buch von einer Pastoralkonferenz besprochen werden, von Leuten, bei denen es ausgemacht ist, daß sie Häckels Standpunkt nicht teilen? Die Antwort kann nur die sein: Häckel erhebt den Anspruch, mit seinen „Welträtseln" den Gebildeten unsers Volkes die beste geistige Nahrung darzubieten. Sie wird unter dem Deckmantel wahrer Wissenschaftlichkeit angepriesen. Behauptungen, die keineswegs erwiesen sind, werden als sicherstehendes Resultat der Forschung aufgestellt, und auf solche Behauptungen hin wird der christliche Glaube als Aberglaube verhöhnt, lächerlich gemacht und als abgetan behandelt. Es ist auch für Pastoren gut, sich mit den Aufstellungen der Gegner im einzelnen bekannt zu machen, damit sie den Feind kennen lernen, gegen den sie zu kämpfen haben.

Das ist nun um so mehr geboten, als wir es mit dem Werke eines deutschen Professors zu tun haben, der in der Erforschung der Natur Bedeutendes geleistet hat. Er beansprucht, daß seine monistische Philosophie von Anfang bis zu Ende e h r l i c h g e m e i n t ist, d. h. daß sie der vollständige Ausdruck der Ueberzeugung sei, welche er durch vieljähriges eifriges Forschen in der Natur erworben habe. Dabei schreibt er einen glänzenden, leidenschaftslosen Stil. Sein Werk bekundet eine außerordentliche Bekanntschaft mit der Natur; es ist das Resultat tüchtiger Arbeit. Eine beneidenswerte Fülle von Kenntnissen und Beobachtungen tritt uns in den „Welträtseln" entgegen. Das Ganze kann imponieren. Darum ist das Buch gefährlich.

Wohl ist dem Verfasser von ganz einwandsfreier Seite, nämlich aus dem Lager gründlicher Kenner der Natur, nachgewiesen worden, daß er in vielen Stücken rückständig ist und Hypothesen als bewiesene Wahrheit anpreist. Auch seine Aufrichtigkeit kann in Zweifel gezogen werden, da ihm in den früheren Auflagen dieses Buches Unrichtigkeiten nachgewiesen worden sind, die er aber in der letzten Auflage nicht berichtigt hat. Aber was verschlägt das alles bei Lesern, die von der Kritik nichts erfahren?

Häckels Standpunkt ist der der m o n i s t i s c h e n W e l t a n s c h a u u n g gegenüber der s. g. d u a l i s t i s c h e n. Er behauptet die E w i g k e i t d e r M a t e r i e, die Entstehung alles Lebens lediglich a u s d e r N a t u r. Es gibt k e i n e n S c h ö p f e r, k e i n G e i s t e s l e b e n, das aus einer andern Quelle flösse als aus der Materie, k e i n e unsterbliche Seele. Alles Leben, nicht nur bei den Menschen, Tieren und Pflanzen, sondern im ganzen Weltall, hat nur e i n e n U r s p r u n g: die U r z e u g u n g, Selbstentstehung aus der Materie. Für den „lieben Gott" hat er keinen Platz, weder im Himmel noch auf Erden. Die Wissenschaft hat Erde und Himmel so durchforscht und durchschaut, daß der Herrgott, wenn es einen solchen gäbe, in „Wohnungsnot" geraten müßte; denn für ihn wird keine Stätte gefunden. Dasselbe behauptet er natürlich auch von dem Teufel und „seinem Hofstaat," den bösen Engeln.

Häckel hält es für äußerst wünschenswert im Interesse der allgemeinen Bildung und Sittlichkeit, daß diese s. g. monistische Weltanschauung zu allgemeiner Anerkennung gelange, und daß der verderbliche Wahn des Christentums beseitigt werde. Die Welträtsel, von welchen das ganze Buch handelt, kondensiert der Verfasser in ein einziges und erklärt, daß nach seiner monistischen Auffassung alle Probleme, die von andern Gelehrten aufgestellt werden, gar keine Probleme sind, sondern durch die neuere Forschung ihre völlige Lösung gefunden haben. Doch zählt er sieben Rätsel auf, die der bekannte Naturforscher, Prof. DuBois Reymond von Berlin, als solche bezeichnet und für den Menschenverstand als unlösbar, wenigstens als äußerst schwierig erklärt hat. Es sind folgende:

1. Das Wesen von Materie und Kraft.
2. Der Ursprung der Bewegung.
3. Die erste Entstehung des Lebens.
4. Die zweckmäßige Einrichtung der Natur.
5. Das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins.
6. Das vernünftige Denken und der Ursprung der Sprache.
7. Die Willensfreiheit.

Nach Häckel ist zur Lösung des ersten Problems: Wesen der Materie und Kraft — nur nötig, daß man sich vergegenwärtigt, daß die Materie ewig ist — nie geschaffen, nicht vergänglich —, kein Stäubchen geht verloren. Sie tritt in den verschiedensten Formen auf, verwandelt sich in Wärme, Kraft u. s. w., Substanz und Energie — Büchners Kraft und Stoff. Wenn wir auch das eigentliche Wesen von Substanz und Energie nicht kennen, so kennen wir sie doch empirisch, und das genügt.

Das zweite Problem: Der Ursprung der Bewegung, ist ebenso selbstverständlich. Die ewige Materie muß sich bewegen, das liegt nun einmal in ihrem Wesen. Die Eigenschaften der Materie, Gravitation u. s. w. bedingen das.

Drittens. Die erste Entstehung des Lebens kann man ganz natürlich erklären. Das Leben ist von selbst entstanden — Urzeugung, generatio aequivoca. Dazu bedarf es keines Schöpfers. Das einfachste organische Wesen ist die Zelle, die sich ins unendliche teilen und vervielfältigen kann. Wo die richtigen Zellen, oder besser ihr Plasma, zusammenkommen, da gibt es Leben. Es hat wohl mehrere Jahrmillionen gedauert, bis sich aus der einfachen Zelle der Mensch, das vollkommenste organische Wesen, entwickelt hat, aber das Gesetz der Evolution, die Zuchtwahl, mußte zu diesem Resultat führen. Daß der Mensch vom Affen abstammt, steht für Häckel fest. Selbst das *"missing link"* ist ohne Zweifel gefunden. Der holländische Militärarzt Eugen Dabois hat es 1894 richtig entdeckt. „Es ist der vielbesprochene Pithecanthropus erectus. Er ist in der Tat das vielgesuchte "Missing Link", das angeblich „fehlende Glied" in der Primatenkette. — Durch

den Fund dieses fossilen Affenmenschen von Java ist also von seiten der Paläontologie die Abstammung des Menschen vom Affen klar und sicher bewiesen." Häckel hat sich der Mühe unterzogen, die lange Reihe von Ahnen bis zur einfachen plasmophagen Zelle aufzuspüren. Zu glauben, daß zur Schöpfung des Menschen ein besonderer Akt des s. g. extramundanen Gottes nötig gewesen wäre, ist ein Widersinn, entsprungen aus dem Hochmut des Menschen, der sich für etwas Außergewöhnliches, für Gottes Bild, hält.

Viertens. Die zweckmäßige Einrichtung der Natur, die Teleologie, wonach eine über der Welt stehende Weisheit alle Kräfte und Erscheinungen der Natur geordnet habe und das Menschenleben einem bestimmten Ziel entgegenführe, ist zu verwerfen. Die Natur ist allerdings wunderbar in ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit, aber sie zeigt bedenkliche Spuren von Mangel an Teleologie, indem sie manchmal die schönsten Gebilde ihrer eigenen Schöpfung in blindem Vernichtungstrieb planlos zerstört. Schon aus dem Umstand, daß mancher begabte junge Mann, der die Hoffnung der Seinen ist, so früh ins Grab sinkt, beweist, daß keine liebende Weisheit über dem Schicksal der Menschen waltet, sondern blinder Zufall. Ein liebender Gott, wenn es einen solchen gäbe, könnte so etwas nicht zulassen. — Auch gewisse Organe am menschlichen Leibe, z. B. der Blinddarm, der eine beständige Gefährdung des Lebens ist, beweist, daß nicht alles nach Vernunft, sondern bloß nach Zufall geordnet ist. Das Rätsel der teleologischen Einrichtung der Natur existiert also gar nicht.

Die fünfte Frage, nämlich die nach der Entstehung der Sinnesempfindung und des Bewußtseins, ist nach der monistischen Auffassung gar kein Rätsel. Das Substanzgesetz erklärt alles. Materie kann sich in Kraft, auch in psychische Kraft verwandeln. Die menschliche Seele ist nichts anderes als eine besondere Seite der Substanzenergie. Immerhin widmet Häckel der Beantwortung dieser und der nächsten, der sechsten Frage: Die Entstehung des vernünftigen Denkens, nicht weniger als sechs Kapitel (142 Seiten) seines Buches; ein Beweis, daß es einer längeren Auseinandersetzung bedurfte, um die menschliche Seele auf den Standpunkt der Tierseele herabzudrücken. Hier folgen einige Auszüge aus diesem Abschnitt.

Seite 101. Die psychologischen Unterschiede zwischen dem Menschen und den Menschenaffen sind geringer als die entsprechenden Unterschiede zwischen den Menschenaffen und den niedrigsten Affen. Und diese psychologische Tatsache entspricht genau dem anatomischen Befunde, welchen uns die betreffenden Unterschiede im Bau der Großhirnrinde, des wichtigsten Seelenorgans, darbieten. — Wenn nun trotzdem auch heute noch in den weitesten Kreisen die Menschenseele als ein besonderes Wesen betrachtet und als wichtigstes Zeugnis gegen die verrufene „Abstammung des Menschen vom Affen" in den Vordergrund gestellt wird, so erklärt sich das einerseits aus dem tiefen Zustande der s. g. Psycho-

logie, anderseits aus dem weitverbreiteten Aberglauben an die Unsterblichkeit der Seele.

„Der Mensch besitzt keine einzige Geistestätigkeit, welche ihm ausschließlich eigentümlich ist; sein ganzes Seelenleben ist von demjenigen der nächstverwandten Säugetiere nur dem Grade, nicht der Art nach, nur quantitativ, nicht qualitativ verschieden."

Unsterblichkeit und Auferstehung sind demnach unmöglich. Das wußten bekanntlich schon Leute zur Zeit, als Paulus das 15. Kap. des 1. Korintherbriefes schrieb. Aber es ist immerhin interessant, Häckels Ausführungen zu lesen. Die Seele ist eine besondere Energie der Materie, kein Wesen eigener Art. Wie sollte man sich ein solches Wesen überhaupt vorstellen? Soll es etwa gasartig sein? Dann könnte man sie am Ende bei niedriger Temperatur und recht hohem Druck kondensieren und in einer Flasche als „unsterbliche Flüssigkeit" aufbewahren. — „Der definitive Verzicht auf diese athanastischen Illusionen würde nach meiner festen und ehrlichen Ueberzeugung für die Menschheit nicht nur keinen schmerzlichen Verlust, sondern einen unschätzbaren, positiven Gewinn bedeuten."

Allerdings muß sich Häckel mit dem menschlichen Gemütsbedürfnis abfinden. Der Mensch hofft auf ein besseres Jenseits und auf Wiedervereinigung mit den teuern Lieben und Freunden, die uns der Tod entrissen hat. Man male sich den Himmel recht materialistisch aus, wo man gerade so wie hier auf Erden in aller Gemütsruhe spazieren geht und den lieben Gott anschaut. Einige musikalische Engel sorgen dafür, daß man auch Konzerte besuchen könnte, und dergleichen. Das sei alles recht schön. Aber man solle doch bedenken, daß ein solches Dasein mit der Zeit äußerst langweilig werden müßte. Auch fände man dort Leute, mit denen man nicht ewig beisammen sein möchte, z. B. die Schwiegermutter. Mancher würde wohl gern auf alle Freuden des Paradieses verzichten, wenn man dort auf ewig mit der „bessern Hälfte" vereint sein müßte. Fromm bittet er daher: „Herr, schenke mir und ihnen die ewige Ruhe, aber kein ewiges Leben."

Das siebente der Welträtsel, die Frage nach der Willensfreiheit endlich, beantwortet Häckel dahin: sie ist gar kein Objekt kritischer wissenschaftlicher Erklärung, da sie als reines Dogma nur auf Täuschung beruht und in Wirklichkeit gar nicht existiert. Der menschliche Wille ist ebensowenig frei als derjenige der höheren Tiere, von welchem er sich nur dem Grade, nicht der Art nach unterscheidet. — Wir werden belehrt, daß jeder Willensakt ebenso durch die Organisation des wollenden Individuums bestimmt und ebenso von den jeweiligen Bedingungen der umgebenden Außenwelt abhängig ist, wie jede andere Seelentätigkeit.

So wird man vom monistischen Standpunkt aus mit den Welträtseln am besten fertig. Häckel gesteht freilich zu, daß seine Auffassung von der menschlichen Seele nicht bloß von Theologen, sondern auch von Psychologen bestritten wird, von Leuten, die einen berechtigten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben dürfen. So hat der „jugendliche, wirk-

lich kritische K a n t in seiner „Kritik“ der reinen Vernunft“ die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die drei Großmächte des Mystizismus — Gott, Freiheit und Unsterblichkeit — im Lichte der „reinen Vernunft“ unhaltbar erscheinen. Der gealterte, dogmatische Kant dagegen fand, daß diese drei Hauptgespenster „Postulate der praktischen Vernunft“, und als solche unentbehrlich seien.

„Ein interessantes Beispiel ähnlicher Wandelung bieten zwei der berühmtesten Naturforscher der Gegenwart, R. Virchow und DuBois Reymond.“ Beide waren als junge Gelehrte die reinen „Monisten“, d. h. Materialisten. Als sie älter wurden, verleugneten sie diesen Standpunkt und erklärten, daß langjähriges Studium und Beobachtung sie zu dem Bekenntnis nötigten, das Wesen der menschlichen Seele lasse sich auf materialistischem Wege nicht erklären. Dasselbe gilt von zwei der bedeutendsten Psychologen der Jetztzeit, Wm. Wundt in Leipzig und Karl Ernst Bär in Petersburg und Dorpat († 1876). Häckel kann sich den Umschwung ihrer Anschauung nur dadurch erklären, daß im Greisenalter manchmal „R ü c k b i l d u n g“ eintrete, im Gehirn wie in andern Organen, daher können auch Gelehrte zuweilen nicht mehr folgerichtig denken. — Es dürfte uns wohl eine andere Ansicht gestattet sein: Alter bringt Erfahrung und Klärung der Anschauungen.

Häckels Stellung zu Christus ist aus folgenden Auslassungen seines Buches ersichtlich: „Der christliche Glaube an die Schöpfung, die Dreieinigkeit Gottes, an die unbefleckte Empfängnis Mariä, an die Erlösung, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi u. s. w. ist ebenso r e i n e D i c h t u n g und kann ebensowenig mit der vernünftigen Naturerkenntnis in Einklang gebracht werden, als die verschiedenen Dogmen der muhammedanischen und mosaischen, der buddhistischen und brahmanischen Religion.“ Seite 349.

„Christus selbst, der edle, ganz von Menschenliebe erfüllte Prophet und Schwärmer, stand tief unter dem Niveau der klassischen Kulturbildung; er kannte nur jüdische Tradition.“

„Es findet sich in einem der Apokryphen-Evangelien eine historische Angabe, die auch durch den “Sepher Toledoth Jeschua” bestätigt wird, und die wahrscheinlich das W e l t r ä t s e l von der übernatürlichen Empfängnis und Geburt Christi ganz einfach und natürlich löst. Jener Geschichtsschreiber erzählt mit trockenen Worten in einem Satze die merkwürdige Novelle, welche diese Lösung enthält: Josephus Pandera, der römische Hauptmann einer kalabresischen Legion, welche in Judäa stand, verführte Marjam von Bethlehem, ein hebräisches Mädchen, und wurde der Vater von Jesus.“ „Auch andere Angaben desselben Verfassers lauten für die „reine Himmelskönigin“ recht bedenklich.“ Häckel glaubt im Interesse der objektiven Wissenschaft diesen „Roman der Maria“ erwähnen zu müssen. Es ist bezeichnend, daß ein deutscher Professor diese alte Lästerung des „Teledoth Jeschua“ wieder aufwärmt und dabei vergißt, daß das betreffende Schriftstück eine jüdische Tendenzschrift voll Haß gegen Christum ist. Er hat sie natürlich aus D. Fr. Strauß geschöpft, der in seinen Augen der größte Theologe des 19. Jahrhunderts ist.

Häckel will das Christentum abschaffen. Aber ganz ohne Religion kann der Mensch doch nicht sein, darum soll eine monistische Religion eingeführt werden, eine Art Pantheismus, eine Verehrung des Wahren, Guten und Schönen. Man wird auch in Zukunft Kirchen haben, wo man den Gott Natur anbeten kann; diese sollen mit Bildern aus der Natur, mit Aquarien und dergleichen ausgeschmückt sein. Auch eine Bibel gebraucht man, und zwar dieselbe Bibel, die wir haben, nur müssen die anstößigen Stellen vorher ausgeschieden werden. Es soll auch eine höhere Sittlichkeit eingeführt werden, als das Christentum sie bringen kann, weil die Erkenntnis der Wahrheit den Menschen immer edler mache. Die Religion soll Naturdienst werden. Den hätten schon vor Jahrtausenden die orientalischen Völker gehabt, und sie hätten der Wahrheit näher gestanden als das Christentum. Wenn nun die Sittlichkeit des 20. Jahrhunderts sich nach dem Ideal der orientalischen Völker bilden soll, dann kann die Welt noch etwas erleben. Man schaffe nur den lieben Gott und das Christentum ab, die Bestialität wird schon von selbst kommen.

Der Vorschlag die Bibel betreffend mutet einen ganz eigentümlich an. Häckel nennt sie „das Buch der Bücher" und will sie in „gereinigter Form" beibehalten. Damit wird er uns das 8. „Welträtsel." Wie kann ein Materialist, der Gott für nichts, oder höchstens für ein „gasförmiges Wirbeltier" hält, noch eine Bibel selbst im Auszuge empfehlen! Der Auszug müßte so gründlich gemacht werden, daß höchstens die beiden Deckel übrig bleiben; denn jede Zeile der Bibel setzt einen lebendigen, ewigen Gott voraus. Sollte nicht auch bei Häckel schon „Rückbildung" eingetreten sein? Nach seinen Ausführungen hat der Mensch keinen freien Willen, sondern er muß einfach den Naturgesetzen folgen. Warum eifert er dann aber gegen den Bierkultus der Juristen (Seite 9)? Die folgen doch sicherlich auch nur ihrer durstigen Natur.

Wir sind am Schluß. Wir müssen gestehen, daß uns Häckels Materialismus nicht geeignet erscheint, die Welträtsel zu lösen. Daß wir diesen Standpunkt im Interesse der Wahrheit und des wahren Menschenglücks verwerfen und an unserer Offenbarung festhalten, brauchen wir nicht zu versichern.

Gegen solche Feinde, gegen diesen Einfluß richten wir unsere Arbeit und unser Streben. Wir haben einen gemeinsamen Feind. Laßt uns alle innern Streitigkeiten abtun und mit aller Entschiedenheit Schulter an Schulter kämpfen für unsere höchsten Güter.

* * *

Nachschrift. Die Schrift von Dr. E. Dennert: Die Wahrheit über Ernst Häckel und seine „Welträtsel", nach dem Urteil eines Fachgenossen beleuchtet, Halle a. S., C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung, 1906, kam mir erst nach Abfassung obigen Referats in die Hände. Irion.

Das vernichtende Urteil der Wissenschaft über Ernst Häckel und die Grundlage seines Monismus

ist endlich gefällt. Den Ruhm, es mutig ausgesprochen zu haben, hat ein russischer Gelehrter, der bedeutende Professor der Physik an der Universität St. Petersburg, O. D. Chwolson. Niedergelegt ist es in deutscher Sprache in dem Buch „Hegel, Häckel, Kossuth und das zwölfte Gebot." (Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1906. 90 S. 1,60 Mk.)*) Jeder, dem es um die Wahrheit zu tun ist, sollte sich dieses Buch kaufen und es möglichst vielen Menschen zu lesen geben, besonders solchen, die vom Häckelschen Monismus angekränkelt sind. Eingeweihten bestätigt es ja nur das, was ihnen von Häckel längst bekannt ist; aber den vielen blinden Nachbetern dieses Mannes kann es denn doch endlich die Augen öffnen über seinen wahren wissenschaftlichen Wert.

Als das 12. Gebot stellt Chwolson den Satz auf: „Du sollst nie über etwas schreiben, was du nicht verstehst." Er zeigt, wie dies von zwei Philosophen (Hegel und Kossuth) vertreten worden ist; allein beide werden nur ganz nebenbei behandelt, der eigentliche Zweck des Buches ist, zu zeigen, daß Häckel von Dingen schreibt, von denen er gar nichts versteht. Chwolson beschränkt sich dabei, eben im Hinblick auf jenes „12. Gebot," auf sein eigenes Forschungsgebiet, allein er stellt in feiner und ironischer Weise vorher an Häckel sieben Fragen aus den andern Gebieten (z. B. über Entstehung des Lebens, Wesen der Seele u. s. w.) und beweist, daß Häckels Antworten darauf „leere Worte" sind. Dann aber wendet er sich zur Untersuchung des Physikalischen bei Häckel und kommt nun zu einem wahrhaft vernichtenden Ergebnis.

Nun könnte man ja von vornherein denken, wenn auch Häckels Unwissenheit und Scharlatanerie in physikalischen Dingen erwiesen ist, so macht das für seinen Monismus doch am Ende nicht viel aus. Dies ist jedoch ein großer Irrtum; denn die betreffenden physikalischen Dinge bilden die von ihm in den Himmel gehobene Lösung der Welträtsel, ja, sie sind die eigentliche Grundlage seiner ganzen Weltanschauung, die also mit ihnen vernichtet ist. Es handelt sich dabei nämlich vor allem um Häckels Substanzgesetz, das er selbst bezeichnet als „sicheren Leitstern", der seine „monistische Philosophie durch das gewaltige Labyrinth der Welträtsel zu deren Lösung führt," und dieses sein Substanzgesetz soll z. B. das Wesen von Kraft und Materie, den Ursprung der Bewegung und das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins, d. h. drei von DuBois Reymonds großen Welträtseln, endgültig gelöst haben; wie? hat Häckel ja freilich noch nie verraten.

Chwolson erörtert nun zunächst Häckels Aetherbegriff, der

---

*) Zum Teil habe ich die hier genannten Irrtümer Häckels schon als solche kurz gekennzeichnet in meiner soeben erschienenen Schrift „E. Häckels Weltanschauung", Stuttgart, M. Kielmann, Mk. 1.50.

bei Häckel eine große Rolle spielt, und zeigt, wie er sich aus Mißverständnissen und naturwissenschaftlichen Gedanken zusammensetzt, so daß Chw. angesichts desselben fragt:*) „Welche Gefühle müssen wohl diese Zeilen (d. h. über den Aether) bei dem Nichtlaien, bei dem Kenner der Physik auslösen? Verachtung oder Erbitterung? Was soll er tun — lachen oder weinen? Man kann ja lachen, denn aus diesen Zeilen spricht jene wahrhaft rührende, kindliche, man kann auch sagen kindische Naivität, die man gewöhnt ist in den zahllosen Schriften zu finden, deren Autoren keine entfernte Ahnung haben von dem Ernst und Umfang der Wissenschaft, da ihnen jede Spur eines Verständnisses für wissenschaftliche Forschung abgeht . . . wenn man ferner bedenkt, daß ein nach Hunderttausenden zählender Schwarm in Einfalt und Unschuld das Obige staunend und bewundernd in sich aufnimmt — da vergeht einem gründlich das Lachen und man könnte weinen. Die Oberhand gewinnt aber doch zuletzt das Gefühl, von dem oben die Rede war, die Erbitterung, vermischt mit so einer Art stiller Wut.“

Wenn Häckel den Aether für eine „äußerst feine, elastische und leichte Gallerte“ erklärt, so fragt Chwolson: „Worauf stützt sich diese Hypothese? Oder stützt sie sich vielleicht auf gar nichts und ist daher auch wissenschaftlich ebenso wertlos wie das Lallen eines Kindes?“

Vor allem bespricht Chwolson nun aber Häckels „Substanzgesetz“, unter welchem dieser die beiden großen physikalischen Weltgesetze von der Erhaltung der Masse und von der Erhaltung der Energie zusammenfaßt. Zunächst weist Chwolson die Erweiterung dieser Gesetze auf das Universum zurück, denn es gilt nur für die Welt des Physikers, die nie anders als umgrenzt gedacht werden kann. Demgemäß ist Häckels großes „Kosmologisches Grundgesetz“ von der ewigen Erhaltung der Materie im ganzen Weltall, das er als erwiesen hinstellt, falsch. Chwolson fragt: „Durch wen, wann und wo ist der Beweis geliefert worden?“ Die Antwort ist einfach: „Häckel selbst hat das Weltgesetz des Physikers auf dem unerlaubten, weil unwissenschaftlichen Wege einer grenzenlosen Extrapolation zu dem Universalgesetz erweitert. Das ist seine Sache; er darf aber sein Universalgesetz nicht zu den „Fortschritten der Physik“ rechnen, da diese Wissenschaft mit dem Universum nichts zu schaffen hat.“ Chwolson hält es aber auch für „sehr zweifelhaft, ob Häckel das so einfache Massengesetz verstanden hat.“

Noch viel schlimmer steht es aber mit dem Energiegesetz. Chwolson fragt wieder, ob Häckel es verstanden und aus welcher Quelle er seine Kenntnis geschöpft habe. Seine Antwort lautet: „Wer nur die geringen Kenntnisse hat, die ein elementares Schulbuch der Physik gibt, kann alle diese Fragen ohne weiteres beantworten. Er überzeugt sich

*) Es sei bemerkt, daß die Sperrungen der Zitate zum Teil nicht von Chw. herrühren.

sofort, daß Häckel keine Ahnung hat von dem Inhalt des Energiegesetzes, daß er sich der geringen Mühe, dies Gesetz kennen zu lernen, nicht unterzogen, und daß er seine Kenntnisse aus den trübsten Quellen geschöpft hat. Alles, was er über die „Grundlage" und den „Leitstern" seiner Philosophie sagt, ist einfach total falsch, ist auf Mißverständnissen gegründet und von jenem spezifischen Phrasengeist erfüllt, den wir oben charakterisiert haben. Wehe dem Gymnasiasten, der in solchem Maße das Energiegesetz falsch erklären würde!"

Nun führt Chwolson 21 Sätze physikalischen Inhalts aus den „Welträtseln" an und beweist an ihnen schlagend Häckels Unkenntnis in physikalischen Dingen. Die so wichtigen und klaren Begriffe „Kraft" und „Energie" wirft er andauernd durcheinander. Chwolson führt einige Sätze an, von denen er dann sagt: „Verräterische Sätze, die einen wunderbar klaren Einblick gewähren in die Gedankenwelt des Autors, der eben einfach nicht weiß, was das Wort „Energie" bedeutet und, auf die ebenso große Ignoranz der Leser bauend, um den heißen Brei vorsichtig herumgeht." Und wenn Häckel behauptet, der Unterschied zwischen Kraft und Energie sei für die monistische Philosophie „gleichgültig", so meint Chwolson, ein böswilliger Leser könne schließen, „daß dieser Philosophie überhaupt alles gleichgültig sei" und „der Kunstgriff den Leser glauben zu machen, eine Sache hätte weiter keine Bedeutung, während in Wirklichkeit der Autor die Sache nicht versteht, ist nicht neu!"

Was Häckel vom Perpetuum mobile sagt, ist „aus einer Reihe von Mißverständnissen in bezug auf diese einfache und elementare Frage hervorgegangen." Schlagend zeigt Chwolson sodann, daß Häckels Idee vom Kosmos als Perpetuum mobile auf einem „riesigen Irrtum" beruht. Um den gordischen Knoten von Mißverständnissen in dem betreffenden Satz zu lösen, könne man einen Preis aussetzen.

Auf das schärfste weist Chwolson sodann Häckels Behauptung zurück, daß „die meisten Naturforscher" jene beiden Grundgesetze der exakten Naturwissenschaft für „unzertrennlich" halten, so daß Häckel daraus eines machen durfte. Dieser Zusammenhang ist „für die Kenner der Physik vorläufig ein leeres Wort."

Hinsichtlich eines andern Satzes, in dem Seelenleben, Denken und Vernunft zu Energieformen gestempelt werden, sagt Chwolson, daß Häckel „Kraft, bewegende Kraft, Energie, Seelenleben, Denken, Vernunft und Geist in einen Haufen zusammenwarf, wobei zwar die Wissenschaft in die Brüche ging, dafür aber beim Leser die nebelhafte Vorstellung von etwas sehr Großartigem, Mysteriösem hervorgerufen wurde."

An dem Beispiel der Beurteilung Newtons und seiner Ansichten seitens Häckels zeigt Chwolson, daß er „es mit geschichtlichen Tatsachen nicht sehr genau nimmt."

Das Ergebnis dieses Teils der Untersuchung von Chwolson wird von ihm in folgende Worte zusammengefaßt:

„1. Häckel erklärt ein physikalisches Gesetz als Grundlage, als Leitstern seines philosophischen Systems.

2. Häckel hält es nicht für notwendig, sich mit diesem Gesetz auch nur oberflächlich bekannt zu machen, indem er ein elementares Lehrbuch der Physik zur Hand nimmt.

3. Statt dessen begnügt er sich mit irgend welchen populären Elaboraten oder verläßt sich auf eigene dunkle Erinnerungen.

4. Er hat keine Ahnung von dem Inhalt des Energiegesetzes, welches die eine Hälfte seines Substanzgesetzes bilden soll.

5. Jede seiner zahlreichen Aeußerungen über das Substanzgesetz ist falsch."

Nunmehr wendet sich Chwolson zu dem sogen. „Entropiegesetz". Dasselbe ist das dritte von den drei physikalischen Weltgesetzen. Chwolson hebt seine ungeheure Bedeutung hervor. Er legt es in klarer Weise auseinander und erklärt es für eine der größten Geistestaten. Interessant ist auch, wie er nebenbei bemerkt, daß der Gedanke einer Neuentwicklung des Weltalls, wenn es einmal zum Stillstand gekommen sein sollte, unmöglich ist. Und wie behandelt nun Häckel dieses hochbedeutsame Gesetz? Chwolson erklärt: „Die Antwort auf diese Frage ist in einem Satz erhalten, der wohl wert ist, fernen Nachkommen als abschreckendes Beispiel überliefert zu werden als ein ewiges Denkmal menschlichen Hochmuts. als ein Vorbild dessen, wie man wissenschaftliche Fragen nicht behandeln darf." Dieser Satz lautet: „Der zweite Hauptsatz (nämlich der Thermodynamik, d. h. eben das Entropiegesetz) widerspricht dem ersten und muß aufgegeben werden."

Chwolson ruft aus, daß den Physiker, der dies liest, „Empörung, Erbitterung, Zweifel am gesunden Menschenverstand" ergreifen muß; denn die beiden „Hauptsätze" (Entropiegesetz und Gesetz von der Erhaltung der Energie) stehen selbständig nebeneinander und ergänzen sich; durch ihre Kombination ist Unermeßliches geleistet, unzählige Erscheinungen sind auf Grund derselben vorausgesagt und dann bestätigt worden. Und nun kommt das vernichtende Urteil Chwolsons: „Was bewog Häckel, sich durch den obigen Satz unsterblich zu blamieren? .... Liest man aufmerksam alles, was sich in den „Welträtseln" über den zweiten Hauptsatz auffinden läßt, so hat man sofort die Antwort: Der zweite Hauptsatz muß falsch sein, da er trivial ausgedrückt, dem Autor nicht in seinen Kram paßt, d. h., da er sich in das System der monistischen Philosophie nicht einfügen läßt und ihr

widerspricht. Also nicht dem ersten Hauptsatze, mit dem er absolut nichts zu schaffen hat, widerspricht der zweite, wie Häckel uns will glauben machen; er widerspricht der Häckelschen Philosophie und für dies todeswürdige Verbrechen wird er auf Grund falscher Beschuldigung zum Tode verurteilt. Das also ist des Pudels Kern!"

* * *

Und das Gesamtergebnis von Chwolsons Untersuchung?

„Das Resultat unserer Untersuchung ist entsetzlich, man darf wohl sagen — haarsträubend! Alles, aber auch alles, was Häckel bei der Berührung physikalischer Fragen sagt, erklärt und behauptet, ist falsch, beruht auf Mißverständnissen oder zeugt von einer kaum glaublichen Unkenntnis der elementarsten Fragen. Selbst von dem Gesetz, welches er selbst als „Leitstern" seiner Philosophie proklamiert, besitzt er nicht die elementarsten Schulkenntnisse. Und mit solch totaler Unkenntnis ausgerüstet, hält er es für möglich, das Fundament der modernen Physik, die kinetische Substanztheorie, für „unhaltbar" zu erklären und zu behaupten, daß eine der großartigsten, vielleicht die großartigste Errungenschaft menschlichen Geistes, das Entropiegesetz oder der zweite Hauptsatz der Thermodynamik, „aufgegeben" werden muß."

Wohl selten hat sich ein Schriftsteller etwas derartiges sagen lassen müssen, wie hier Häckel von einem andern Naturforscher. Damit aber ist über ihn endgültig der Stab gebrochen.

Mit Recht fragt Chwolson: „Sollte Häckel sich nur zur Physik so verhalten haben?" und antwortet: „Mit Sicherheit dürfen wir wohl behaupten, daß er sich in gleicher Weise zu den zahlreichen andern Wissenszweigen verhalten hat, die in seinem Werke besprochen oder auch nur gestreift werden."

Nun, das ist ihm ja schon vielfach nachgewiesen worden: Philosophen haben gezeigt, wie windig es um seine Erkenntnistheorie steht, und daß er Kant und Spinoza nicht verstanden hat; Theologen haben nachgewiesen, daß er in seiner Beurteilung des Christentums, der Bibel u. s. w. „ärgste Ignoranz" und Gewissenlosigkeit bewiesen hat, Koßmann zeigte, wie er Goethe mißverstand oder umdeutete, Rütimeyer, His u. a. deckten seine Fälschungen aus der Embryologie auf; viele seiner Untersuchungen aus seinem eigenen Forschungsgebiet sind heftig angegriffen worden, ich selbst habe in meiner Schrift „Die Wahrheit über E. Häckel" (Halle a. S. 9. Tausend. 1905) gezeigt, wie er den berühmten Bathybias Häckelii eingehend in Wort und Bild beschrieben und als Urschleim und ältesten Urahnen des Menschengeschlechts hoch gepriesen hat, bis ihm Möbius nachwies, daß es sich dabei um — gallertartige Gipsflocken handelte. Ja, was bleibt denn da eigentlich noch an diesem Manne Großes übrig, worin ist er denn noch

Autorität, was berechtigt Chwolson, ihn immer noch für einen „großen Biologen" zu erklären? Ich frage mich vergebens. Ein wirklich „großer" Forscher kann sich solche „haarsträubenden" Dinge nicht zuschulden kommen lassen und immer wieder mit dem Brustton der Ueberzeugung von Sachen reden, von denen er nachgewiesenermaßen gar nichts versteht. Ein wirklich „großer" Forscher, ein wirklich „großer" Biologe kann auch unmöglich solche Anschauungen vom Leben äußern, wie wir sie von Häckel, besonders in den „Lebenswundern" finden.*)

Jedenfalls sind wir durchaus berechtigt, von den physikalischen Kenntnissen Häckels auf seine übrigen zu schließen, die mit der gleichen verblüffenden Sicherheit vorgetragen werden. Man denke doch nur an das harte Urteil des Physiologen Hensen: „*Man kann Häckel nie trauen.*"

Angesichts dessen muß man also gewiß Chwolson zustimmen, wenn er sagt: „Mit sehr großer Wahrscheinlichkeit läßt sich behaupten, daß das Resultat dieser Untersuchung auch die Frage nach der wissenschaftlichen Bedeutung und dem Wert der „Welträtsel" entscheidet, denn die Art, wie sich der Autor in den für sein Lehrgebäude wichtigen physikalischen Fragen zum zwölften Gebot verhalten hat, dürfte wohl charakteristisch sein für ihn selbst, und den wahren Wert alles dessen feststellen, was er über historische, soziale, religiöse, philosophische, kurz, über alle nicht rein biologischen Fragen sagt."

Aber wir haben im Anfang schon auf die wichtigste Seite dieser ganzen Angelegenheit hingewiesen: es handelt sich hierbei nicht allein um die Unzuverlässigkeit Häckels, welche ja schon so oft erwiesen worden ist, daß es für Kenner neuer Beweise nicht mehr bedarf. Hier handelt es sich um seine ganze, von Tausenden bejubelte Weltanschauung, um seinen materialistischen Monismus. Oft genug spricht ja Häckel es selbst aus, daß dieser Monismus auf seinem „berühmten", wir müssen richtiger sagen „berüchtigten" Substanzgesetz beruht. *Dieses Substanzgesetz ist nunmehr als Phantasiegebilde in sich zusammengesunken.* Chwolson hat mit unerbittlicher Strenge nachgewiesen, daß Häckel von den einschlägigen Begriffen keine Kenntnis besitzt, daß die wissenschaftliche Physik von dieser physikalischen Grundlage seines Systems nichts weiß. Kurzum, *damit ist die angebliche naturwissenschaftliche Grundlage von Häckels Monismus endgültig vernichtet.*

Der eben erst gegründete, kläglich hinters Licht geführte deutsche Monistenbund wird sich nunmehr nach einem anderen Fundament seines atheistischen Glaubens umsehen müssen.

So muß dann also wieder einmal eine eben erst geborene moderne

---

*) Eine eingehende sachliche Kritik dieser wie auch der anderen Ansichten Häckels findet der Leser in meiner soeben erschienenen Schrift „Häckels Weltanschauung, naturwissenschaftlich und kritisch beleuchtet." (Stuttgart, M. Kielmann, 1906. Mk. 1.50.)

Weltanschauung zu Grabe getragen werden. Freilich, in den Köpfen unreifer und kritikloser Leser wird dieser auf Unwissenheit, Fälschungen und wüsten Verdächtigungen der Gegner auferbaute „Monismus“ noch eine Zeitlang spuken, allein diejenigen Zeitgenossen, welche Anspruch darauf machen, ernst genommen zu werden, werden schon jetzt über Ernst Häckel und seinen Monismus das völlig vernichtende Wort Chwolsons schreiben:

„Spott und Lachen eines Jahrhunderts wäre eine zu gelinde Strafe; hier ist eine größere am Platz — das Vergessen! Am Grabe der „Welträtsel“ wird niemand den Hut ziehen!“*)

Dr. E. Dennert-Godesberg.

Die Heilsordnung.

Von P. G. Fr. Schütze.

(Fortsetzung.)

V. Die Wiedergeburt und der Glaube.

(De regeneratione activa et passiva.)

Auf die Bekehrung folgt die Wiedergeburt. Setzen wir zunächst die Erklärung unsers Katechismus fest und hören die von Irion dazu gegebenen Erläuterungen. Die Wiedergeburt ist danach also „die Entstehung des neuen Lebens im Menschen, wie dieselbe von dem Dreieinigen Gott durch die Taufe aus Wasser und Geist gewirkt wird.“ Auf Grund von Joh. 3, 3 u. 5 sagt Irion ganz richtig, daß Gott im Menschen ein neues Leben schaffe in der Taufe. Aber Irion gibt selbst zu, daß die Wassertaufe allein keinen Menschen selig mache, sondern es muß die Umgestaltung in der Geistestaufe folgen auf dem Wege der Heilsordnung (cf. Luther: Wasser tut's freilich nicht). Es ist also diese Definition nur cum grano salis aufzufassen, und vielleicht der Deutlichkeit halber könnte man nach der Entstehung des natürlichen Lebens die Taufe als die Wiedererzeugung bezeichnen. Wie nämlich in der natürlichen Zeugung das Leben ersteht, aber erst bei der Geburt zu Tage tritt, so tritt das in der Taufe erzeugte neue Leben auch nicht gleich zu Tage, sondern erst später. Wir müssen also für die Wiedergeburt einen

---

*) In einer Sache ist Chwolson im Irrtum. Er sagt über die Berliner Vorträge Häckels: „Im Geiste sah ich die traurigen Jammergestalten, die dem Publikum am Eingang fromme Traktätchen zusteckten und die Leute warnten, dem Gottseibeiuns Häckel ihre Seelen zu verkaufen.“ Hier ist Chwolson durch die falsche Darstellung der Häckel-freundlichen Zeitungen irregeführt worden, nicht „fromme Traktätchen“ sind damals verteilt worden, sondern Flugblätter mit dem Titel: „Was denken die Naturforscher über E. Häckel“, wogegen die freiheitlich gesonnenen Monisten bekanntlich die Polizei um Hilfe anrufen wollten. — Aber diese Bemerkung Chwolsons ist doch wichtig; denn sie zeigt, daß Häckel und Genossen Chwolson nun nicht als religiösen Fanatiker und „Zionswächter“ abtun dürfen. Er tritt in der Tat Häckel nur als Naturforscher gegenüber. Freilich ein dickes Fell wird Chwolson sich schon anschaffen müssen, denn — ich kann es ihm aus eigener Erfahrung erzählen — nun wird es statt Widerlegungen von Schimpfereien und Verdächtigungen aller Art auf ihn regnen.

auf die Wassertaufe folgenden Akt Gottes, die Geistestaufe, annehmen, in welchem das neue Leben zu Tage tritt.

Doch hören wir die Bibel selbst. Aus dem Munde unsers Heilandes selbst haben wir das Gespräch mit Nikodemus, indem er eine Geburt von oben her zur Bedingung für den Anteil am Reich macht. Zu bemerken ist, daß in Jesu Worten nie von Wiedergeburt die Rede ist. Wo doch einmal (Matth. 19, 28) der Herr von Palingenesie redet, hat dies Wort gar keine Beziehung auf unsern Gegenstand, sondern ist rein eschatologisch zu fassen. Daß diese Geburt „von oben her" im Gegensatz zu der natürlichen Geburt eine zweite oder Wiedergeburt ist, versteht sich von selbst. Als die Elemente der neuen Geburt bezeichnet der Herr das Wasser und den Geist. Das Wasser stellt Christus voran, da anzunehmen ist, daß Nikodemus mit der Wassertaufe Johannes bekannt war. Inwiefern aber das Wasser Mittel der Geburt von oben her sein solle, darüber sagt der Heiland nichts. Weiter hören wir aus des Herren Munde „nichts" über Taufe und Wiedergeburt bis zur Stunde seiner Erhöhung, wo er feierlich die Einsetzung der Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und Geistes vollzog. Erst nach seiner Erhöhung sollte ja die volle, spezifisch neutestamentliche Geistesmitteilung erfolgen.

So müssen wir uns zum vollen Verständnis unserer Frage an die Jünger wenden, die unter der Einwirkung des Geistes das voll und deutlich aussprachen, was der Heiland um unsrer Schwachheit willen nur anzudeuten vermochte. Da ist nun Paulus der erste und größte, der das Wesen der neuen Geburt in seinem ganzen Umfang erfaßt und uns übermittelt hat.

Aus den Worten Röm. 6, 1—11; Kol. 2, 11—13; Gal. 6, 14 ersehen wir, daß Paulus als unbedingtes Postulat für jeden Christen das Totsein „des sündlichen Leibes im Fleisch," das „mit Christo gekreuzigt sein" und „der Sünde abgestorben sein" fordert. Entkleiden wir diese Worte ihres biblischen Gewandes, so erkennen wir ohne Mühe darin das, was wir auf Seite 203 als Lossagen von der Sünde bezeichneten. Unauflöslich aber damit verknüpft erscheint bei Paulus anderseits die Entstehung eines neuen Lebensstandes (Röm. l. c.). Der Christ ist mit Christo auferstanden (Kol. l. c.; Eph. 2, 5 ff.); nicht: er soll oder wird, nein: er ist auferstanden. Wir dürfen also Röm. 6; Eph. 2 das Präsens nicht etwa proleptisch fassen, sondern wörtlich. Der Tod ist eingetreten mit dem Erwachen des Sündenbewußtseins (Röm. 7, 7—10) und zugleich damit nicht nur das Bewußtsein der Unseligkeit, sondern auch eine Vernichtung aller sittlichen Kraft. (Apok. 3, 1; 1. Tim. 5, 6). Tritt nun durch die Gemeinschaft mit Christo der neue Lebensstand ein, so erscheint darin nicht nur die Aufhebung des Sünden- und Schuldbewußtseins, oder positiv, das Wissen von der Beseligung, sondern vielmehr auch noch ein neues sittliches Prinzip in dem Menschen (Eph. 2, 10). Zu guten Werken ist der Mensch in Christo Jesu geschaffen, daß er darin wandeln soll, nämlich in einem neuen Leben (Röm. 6, 4) durch Gottes und Christi Geist, durch den er geistlich

gesinnt wird (Röm. 8, 5—10 und besonders V. 9). So wird der Mensch eine neue Kreatur (2. Kor. 5, 17; Gal. 6, 15). Der Prozeß endlich selbst wird Wiedergeburt (παλιγγενεσία) Titus 3, 5 genannt und der Weg, auf dem dies geschieht, durch den Zusatz erklärt: und Erneuerung des Heiligen Geistes. Was nun das Verhältnis der neuen Geburt zum äußerlichen Taufakt angeht, so ist allerdings nicht zu bestreiten, daß Paulus beide mit einander verbunden hält. Röm. 6; Kol. 2 sieht er das Abgestorbensein und Auferstandensein als in der Taufe vollzogen an. Auch Tit. 3, 5 hat Paulus wohl nur die Taufe im Auge, — es sei denn, daß auch hier die Palingenesie eschatologisch zu fassen ist —; aber es ist in allen diesen Stellen durchaus nichts Bestimmtes ausgesagt, ob nun der äußere Akt auch das vermittle, was in ihm geschehen sein soll; mit andern Worten, ob die Taufe nur Ritus und Symbol, oder Sakrament sei.

Wenn wir nun die beiden Hauptstellen für die Wiedergeburt Ev. Joh. 3, 5 und Tit. 3, 5 kombinieren, so erscheint es uns klar, daß in beiden die erneuernde Kraft der Geist Gottes ist. Ein Gebundensein des Geistes an das Wasser ist ausgeschlossen durch das Wort Joh. 3, 8, in dem das schrankenlose Walten des Geistes so ausdrücklich betont ist. Wir finden also in der Wiedergeburt wesentlich eine Erfüllung mit dem Heiligen Geiste und unwesentlich eine Verbindung mit der Taufe.

Wir definieren also nun die Wiedergeburt als „*diejenige Gnadentat des Heiligen Geistes, durch welche er den Sünder mit sich erfüllt (oder in den Sünder eingeht), so daß dieser nun das Heil in Christo nicht nur ergreift, sondern auch sich aneignet.*

Es wird nunmehr auch verständlich sein, warum wir auf Seite 193, (Z. 2 v. u.) die Wiedergeburt hinter die Bekehrung stellten. Ist diese in ihrem Wesen mehr negativ, eine Absonderung alles Störenden und Umwendung zum Fördernden, so ist jene mehr positiv, indem sie zum Wollen auch das Vollbringen gewährleistet.

Den passiven Reflex der Wiedergeburt nun aber bezeichnen wir als den Glauben, und können uns da der Definition unsers Katechismus (Fr. 95) freudig und ganz anschließen. Betrachten wir denselben etwas genauer!

Die Dogmatiker unterscheiden im Glauben drei Teile, die Erkenntnis (cognitio), das Fürwahrhalten (assensus) und das Vertrauen (fiducia). Die beiden ersten Stücke sind nun zwar gewiß notwendig, aber nicht heilsfördernd, so daß ein Mensch, wenn auch im überreichen Maße mit den beiden ersten ausgerüstet, ohne das dritte nicht zur Seligkeit gelangen könnte. Das Vertrauen oder die freudige Zuversicht ist der rechte, eigentliche Kern alles Glaubens. Ein Erweckter und Erleuchteter hat damit notwendigerweise auch die Erkenntnis und das Fürwahrhalten, in der Bekehrung erfolgt die Willensänderung: Ich will vertrauen, aber erst in der Wiedergeburt wird uns die Möglichkeit gegeben, dies Vertrauen auch wirklich sich zu eigen zu machen.

Dieses Vertrauen auf Christum muß aber nun auch rechter Art sein. Nach alle dem bisher Erörterten ist nun ganz klar, daß diese gewisse Zuversicht auf Christus alles Persönliche, alle eigene Gerechtigkeit ausschließt. Darüber ist nicht nötig noch Worte zu verlieren; vielmehr liegt der Schwerpunkt dieses Verhältnisses in Christo. Selbst aber angenommen, das ganze Vertrauen ruhe im Heiland, so mag doch der Glaube sich noch als verkehrt erweisen.

Es ist hier an der Zeit, auch in puncto Heilsordnung sich mit der Neologie auseinanderzusetzen. Die moderne Gelehrsamkeit betont ja auch nachdrücklich, daß der Glaube ein Vertrauen sei, aber sie entleert das Vertrauen seines Inhaltes. Mit der Konstruktion eines „historischen Jesus" wird der feste Punkt von Christo fortgenommen und in den einzelnen Menschen selbst verlegt. Nehmen wir z. B. einmal vor, was der bekannte Schriftsteller und Expastor G. Frenssen in seinem „Hilligenlei", als der Modernsten einer, über den Glauben sagt: Jesus „starb, nachdem er einige Stunden schwerröchelnd gehangen hatte, an Blutverlust und Erstickung" (S. 569). Paulus „war aber ein durch und durch kranker Mensch" (S. 575). Durch Paulus geschah es, daß „aus dem treuen, qualvoll kämpfenden und suchenden Menschen wurde ein verkleidetes, ewiges Wunderwesen...., aus dem mit zerbrochener Hoffnung Sterbenden wurde der ewige Genugtuer für alle Menschensünden, auch für zukünftige" (580). „Wir verwerfen auch die Dreieinigkeit und den Sündenfall, den ewigen Gottessohn und die Stellvertretung durch sein Blut und die Auferstehung des Leibes." (588). „Dies ist unser Glaube: Wir fühlen, empfinden und glauben die verborgene ewige Macht als gütig, treu und heilig. Und stehen vor ihr in banger Kindesliebe: Trauen ihr, freuen uns ihrer, drängen uns an sie." (589). „Sage doch, Seele: was macht dich wohl ruhig, stark, festlich und froh? Da antwortete sie: Der Glaube, den jener Held hatte" (589—590). Wir sehen aus diesen wörtlichen Zitaten, wie für den „Glauben an Jesus" ein „Glauben wie Jesus" substituiert wird. Das ist, ehrlich Deutsch geredet, Heidentum. Nach seiner eigenen, persönlichen Veranlagung macht man sich ein Christusbild zurecht, glaubt wie dieses und wird dadurch angeblich stark und ruhig. Ob damit der Bibel ins Gesicht geschlagen wird, ob Jesu ausdrücklicher Befehl: Glaubet an den Vater und glaubet an mich (Joh. 14, 1) mißachtet wird, „was schiert mich Autorität in diesen Fragen?" „Frenssen l. c. 589). Und deshalb ist es nötig, daß auch in unsern Kreisen es immer wieder betont werde, und stets auf's neue Zeugnis abgelegt werde, daß nur der ewige Sohn Gottes, Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, das Objekt unsers Glaubens sein kann und darf. Das ist der rechte Glaube. Es gibt nicht viele verschiedene Glauben, die alle nebeneinander gleiches Recht haben, sondern nur einen berechtigten, den rechten Glauben. Alles andere ist Unglauben.

Zu diesem Moment des Vertrauens im Glauben kommt aber, wie Irion sehr schön ausgeführt, noch das andere, der herzlichen Hingabe

an den unsichtbaren Gott und Heiland. Daraus aber ergibt sich wiederum, wie sehr mit Recht wir von dem rechten Glauben das feste Objekt des lebendigen Gottessohnes forderten. Was ist eine herzliche Hingabe an einen Toten? Im besten Fall ein trübseliges und trübsinniges Gedenken, wie der chinesische Ahnenkultus, von dem aber nie Lebenskräfte ausgehen können. Sinn hat eine herzliche Hingabe nur dann, wenn sie sich auf einen Lebenden bezieht. Was nützt alle Hingabe, alles Vertrauen auf einen Toten? Kann auch ein Toter mir beistehen in meinem Tod, oder mich vom Tod freimachen, dem er selbst unterlegen ist? Für die sprachliche Begründung des Gebrauches von Glaube für Hingabe vergleiche man Irion l. c. S. 92 Anm.

Der rechte Glaube muß aber auch ein lebendiger sein. Wir kennen nämlich auch einen toten Glauben, Jak. 2, 17, einen Glauben, den Paulus nun allerdings überhaupt nicht als Glauben bezeichnen würde. Dieser entsteht dann, wenn man nur mit dem Kopf und Verstand Jesum ergriffen hat und nur „den Schein eines gottseligen Wesens" hat, ohne sein Herz ergreifen zu lassen. Das Herz aber ist es nach Paulus, mit dem man glaubt (Röm. 10, 9 f.). Die Werke des toten Glaubens können denen des lebendigen Glaubens wohl in ihrer äußeren Erscheinung ähnlich sein, sind aber grundsätzlich verschieden in Hinsicht auf ihren Ursprung. Der tote Glaube ist wohl klug wie die Schlange, aber nicht ohne Falsch wie die Taube, der lebendige Glaube. Ich meine, wir dürfen hier getrost uns dem Sprachgebrauch Pauli anschließen, und solchem Kopf- oder Verstandsglauben bei leerem und kalten Herzen den Namen Glauben überhaupt nicht beilegen. Eigentlich ist ja auch die Zusammenstellung „toter Glaube" ein Unding in sich selbst, und das Wort „lebendiger Glaube" eine Tautologie. Gerade so wohl könnte man von einem lebendigen Leben oder einem brennenden Feuer reden. Ist nämlich der Glaube die Erscheinung derjenigen Gnadentat des Heiligen Geistes, durch welche der tote Mensch eine neue Kreatur wird, also neues Leben erhält, so versteht es sich von selbst, daß dieser Lebenszustand ein lebendiger sein muß und nicht ein toter sein kann.

Was ist nun das Wesen des Glaubens? Wir dürfen es vielleicht am treffendsten bezeichnen, als eine Lebensgemeinschaft. Jede mögliche Form einer Lebensgemeinschaft ist Glaube, schon im profanen Leben. Der Mensch kann mit einem andern nicht in Gemeinschaft leben, ohne an ihn zu glauben. Wenn ich einen Menschen achten soll, muß ich an seinen Charakter glauben. Ebenso kann ich nur den lieben, von dem ich eine Verwandtschaft seines Wesens mit meinem Wesen glaube. Will der Mensch nun mit Gott in eine Lebensgemeinschaft treten, so kann dies Verhältnis ein zweifaches sein, entweder entsprechend dem, was wir bei Menschen Achtung nannten, was aber sich Gott gegenüber als heilige Furcht kundgibt. Das ist die Lebensgemeinschaft der Frommen des Alten Bundes. Oder aber dies Verhältnis ist das der reinen Liebe, indem der Sünder durch Offenbarung lernt, Gottes Wesen ist Liebe, und

in sich die wesensverwandte Saite erklingen fühlt, die Gegenliebe. Der Grundcharakter aber der Gegenliebe ist im Glauben geborgen.

Der Gegenstand des Glaubens ist nämlich weder den fünf menschlichen Sinnen noch dem menschlichen Verstande faßbar, sondern liegt gänzlich im Gebiete des Uebersinnlichen. Dennoch ist uns dies Gebiet nicht schlechthin unzugänglich, (der Geist erforscht auch die Tiefen der Gottheit) 1. Kor. 2, 10, sondern durch die Offenbarung uns erleuchtet. Die Offenbarung Gottes ist aber eine Wesensoffenbarung seiner selbst. Im alten Bunde typisch, propädeutisch sich äußernd, ist dann die Offenbarung seiner Liebe im Neuen Testament vollendet. Wird nun der menschliche Geist durch den Geist der Offenbarung Gottes getroffen, so entsteht naturgemäß die korrespondierende Wesensentfaltung im menschlichen Geist, die herzliche Hingabe oder Gegenliebe. Als ein Gleichnis aus der Natur darf man wohl die Funkentelegraphie hinstellen. Von dem Sendungsapparat gehen die Schwingungswellen nach allen Seiten, aber nur der Empfangsapparat wird die Antwort erhalten, der dem Sendungsapparat gleichgestimmt ist. Mutatis mutandis: Der Sender ist Gott, die Empfänger die Menschen. Aber nur der Mensch, den der Heilige Geist in der Wiedergeburt auf Gott eingestimmt hat, wird getroffen und die der Liebe Gottes entsprechende Erscheinung der herzlichen Gegenliebe zeigen.

Daß dazu aber die Stimmung durch den Heiligen Geist, wenn man so sagen darf, nötig ist, erklärt sich aus Gottes Unsichtbarkeit. Dem natürlichen Menschen ist es unmöglich, eine Person zu lieben, mit der er nie in Berührung gekommen ist, und die er nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Der Glaube ist nicht jedermanns Ding (2. Thess. 3, 2). Aber durch den Heiligen Geist ist es möglich (1. Petri 1, 8).

Aus der Gegenliebe erfolgt aber das andere Stück des Glaubens, das unerschütterliche Vertrauen. Hat der Mensch die Liebe erfahren und gekostet, und die Ueberzeugung von der Ewigkeit des Wesens Gottes, so ergibt sich naturgemäß auch ein festes freudiges Vertrauen darauf, trotz des Nichtsehens (Hb. 11, 1; Röm. 4, 20). Es liegt sogar eigentlich ganz in dem Wesen Gottes, daß der Glaube auf unsichtbare Dinge gestellt ist. Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt, also unsichtbar; seine Verwirklichung auf Erden, die eine, allgemeine Kirche ist unsichtbar. So muß denn auch der Glaube ein Vertrauen auf Unsichtbares sein (Joh. 20, 29). Daher denn resultiert auch die andere Seite des Wesens des Glaubens, nämlich seine Veränderlichkeit, und ihr entsprechend die Forderung der Unerschütterlichkeit. Das klassische Vorbild des Glaubens ist ja Abraham, dessen Glauben auch unter den größten Versuchungen nicht wankte, oder Paulus, der aus innerstem Herzen heraus Röm. 8, 38 f. schreiben konnte. Anderseits finden wir aber bei den größten Gottesmännern auch schwache Stunden, wo ihr Glaube nicht Stand hält, z. B. Moses am Haderwasser (Num. 20, 3—13), Elias unter dem Wachholder (1. Kön. 19, 4); der Vater des Besessenen (Mark. 9, 24), Thomas (Joh. 20, 25). Und darum hat die Mahnung,

treu im Glauben zu sein, ihre Bedeutung, damit das neue Leben in uns nicht ersterbe und der Mensch dann dem sichern Verderben anheimfalle. (Hb. 6, 4—6).

Gehen wir nun über zur Kraft des Glaubens. Ist der Glaube die Erscheinung neuen Lebens, so ist es klar, daß sich das Leben in Lebensäußerungen zeigen muß. So muß auch der Glaube sich zeigen in Glaubenserweisungen. Da der Glaube nun eine Hingabe des Herzens an Gott ist, so wird das Herz dadurch in unmittelbare Berührung mit Gott gebracht, in ein neues Abhängigkeitsverhältnis, so daß Christus im Herzen wohnt (Eph. 3, 17; Gal. 2, 20). Dadurch wird aber der Mensch teilhaftig aller Gnadengüter, die in Christi Person für die Menschen enthalten sind. Wir dürfen ja nicht scheiden zwischen Christi Person und Christi Gnadenerweisungen; sondern Christus, er selbst ganz und ungeteilt, ist die Versöhnung (1. Joh. 2, 2), ist die Heiligung und Erlösung (1. Kor. 1, 30), ist die Auferstehung und das Leben (Joh. 11, 25). So sagt unser Katechismus auch ganz recht: „Die Gnade Gottes in Christo," nicht etwa durch oder von.

Die Gnade in Christo ergreift der Glaube zuerst, dann aber eignet er sie sich zu. Es ist noch ein Unterschied zwischen diesen beiden Worten. Was ich ergreife, ist darum noch nicht mein, sondern ich kann es wieder loslassen. Hat das Verlangen nach Gnade die Vergebung ergriffen, so kommt im Glauben nunmehr die gewisse Zuversicht hinzu, daß die Worte von der Vergebung sich auf mich beziehen, daß sie mein Eigentum sein wollen. Hält und klammert sich der Mensch an die Gnadenverheißung, so wird sie sein Eigentum, und je fester dieser Anschluß, desto sicherer und unverlierbarer wird das Eigentum, und damit der Besitz aller Gnadengüter. Durch den Glauben werden dem Sünder die Sünden vergeben (Act. 26, 18; 10, 43), er kommt also gar nicht mehr ins Gericht (Joh. 3, 18), vielmehr hat er das Heil durch den Glauben (Röm. 1, 16; 1. Petri 1, 9; Joh. 3, 16); hat durch den Glauben die Kindschaft Gottes (Gal. 3, 26; Röm. 8, 16; Joh. 1, 12), hat die ewige Seligkeit und das ewige Leben (Joh. 3, 15 f. 36; 5, 24; 20, 31) und damit dann auch zuletzt die Verheißung der Auferstehung (Joh. 11, 25 f). Das sind alles lauter unsichtbare, geistliche Güter; und daher ist es denn auch wohl zu erklären, daß in unserer so sehr auf das Sichtbare gerichteten Zeit, die Mahnung zum Glauben so wenig Erfolg hat, aber für uns Christen sind sie und besonders die Gewißheit ihres sichtbaren Besitzes viel mehr wert, als alles Irdische. (Ps. 73, 25). „Ihr Pastoren schreibt stets nur Wechsel aus auf die Ewigkeit, von denen kein Mensch weiß, ob sie je eingelöst werden." Das stimmt und muß also sein. Wollten wir die Seele mit Gütern dieser Welt abspeisen, so wären wir die elendesten unter allen Menschen (1. Kor. 15, 19). Und was die zweite Hälfte angeht, so kann nur der nackte Unglaube so reden, im Glauben haben wir eben die köstliche Gewißheit, daß in Jesu alle Worte Ja und Amen sind.

Der Glaube ist aber auch das Prinzip der Heiligung; denn im

Glauben werden wir auch der persönlichen Lebenskräfte Christi teilhaftig. Wer Christi Gnadengüter hat, der hat auch seine Kräfte. Wer an Christus glaubt, der ist, wie wir sagten, wiedergeboren, und zwar aus Gott geboren (Ev. Joh. 1, 12 f.; 1. Joh. 5, 1 u. 4) und alles, was aus Gott geboren, überwindet die Welt. Der Glaube ist nicht nur die Waffe für den Kampf (Eph. 6, 16; 1. Tim. 6, 12; 1. Petri 5, 9), sondern ist vielmehr der Sieg im Kampf, der die Welt überwunden hat (1. Joh. 5, 4—5). Dies Ueberwinden der Welt zeigt sich zunächst im Ueberwinden des alten Adams, des eigenen Ichs. Die Freude am Bösen erstirbt und die Freude am Guten wächst und nimmt zu. So entstehen als Früchte und Konsequenzen des Glaubens die guten Werke. Oder diese sind eigentlich erst sekundär, die unmittelbare Wirkung ist die Liebe zu Christo und aus dieser kommen erst die guten Werke.

Weiter haben wir hier noch eine Frage im Zusammenhang mit dem Glauben zu betrachten, nämlich die Gebetserhörung aus dem Glauben, wobei wir die Fragen nach dem Zusammenhang von Wunder und Glauben einschließen. Alle Gebetserhörungen macht Jesus davon abhängig, daß die Gebete in dem Namen Jesu geschehen (Joh. 14, 13 f.; 16, 23 u. 26). Wir dürfen nun aber diese Stellen nicht nur nach Analogie von 1. Joh. 5, 14 erklären, vielmehr schließt das Gebet in Jesu Christi Namen, entsprechend dem doppelten Namen, auch ein doppeltes in sich: 1. nämlich, nicht im eignen Namen, im Vertrauen auf eigene Vortrefflichkeit auf Erhörung rechnen, sondern unter Berufung auf den Mittler Jesus und im Vertrauen, daß der Vater um seinetwillen uns die Erhörung solcher Bitte nicht versage. Zum andern aber muß nach 1. Joh. 5, 14 auch der Inhalt unserer Bitte dem Willen Jesu entsprechen. Gleichsam als ob ein Knecht im Namen seines Herrn spricht: „Mein Herr läßt dich bitten." Ist dann aber der Inhalt seiner Bitte nicht dem Willen seines Senders entsprechend, so ist sie eine Lüge, und wird, wo der Herr den Willen des Senders kennt, nicht erfüllt werden. Die beiden zur Gebetserhörung nötigen Stücke sind also der Glaube, der an Jesu Verdienst sich zuversichtlich anschließt, und die Wiedergeburt, die nichts anderes will, als was Jesus will.

So erklärt sich auch, daß die Wunder der Heiligen Schrift stets auf's engste mit dem Glauben verknüpft sind, ja so eng, daß sogar das Mangeln des Glaubens an gleichsam unbeteiligten Personen (Matth. 13, 58), die Wunder verhindert, während wiederum ein starker Glaube auch direkt nicht beteiligter Leute (Matth. 9, 2 u. 22) Jesu Wundereingreifen herbeiführt. Demgemäß tun auch die Apostel Wunder (Mark. 9, 38; 16, 17; Luk. 10, 17; Act. 3, 6; 9, 34 u. 40) in Jesu Namen, d. h. nicht in ihrem eigenen Namen, sondern auf Grund seines Verdienstes die Kraft erbetend, und dann erfüllt von Christi Geist und Kraft. Es erhebt sich nun nur die Frage, weshalb nach diesen Punkten, die noch gestärkt werden durch Jesu Verheißung (Matth. 17, 20; Joh. 14, 12) die anscheinend so berechtigte und doch so törichte Rede aufkommen konnte: „Heute geschehen keine Zeichen und Wunder mehr?"

Hat der Glaube in der Jetztzeit seine Wunderkraft verloren? Oder ist wirklich nicht mehr so viel Glaube als ein Senfkorn in der Welt? Nun wir dürfen darauf hinweisen, daß Wunder nie als Selbstzweck geschehen (cf. Jesus vor Herodes), nach Jesu Willen auch in geordneten Verhältnissen unnötig sind (Luk. 16, 29 u. 31), daß auch noch heute auf Missionsgebieten Wunder immer wieder vorkommen (cf. Wegner Einzelzüge u. s. w. 1900, Gütersloh, S. 41, und öfter). Die Hauptfrage aber ist: Geschehen unter uns wirklich keine Wunder mehr? Ja und nein, wie man's nimmt. Ja; denn daß Gott Gebete erhört, ist ein Wunder. Nein aber, denn der Glaube erwartet von jedem Gebet in Jesu Namen Erhörung. Wenn also heute angeblich so viele Gebete ohne Erhörung bleiben, so wird es daher kommen, daß entweder nicht wirklich fester Glaube vorhanden war, oder daß der Inhalt des Gebetes nicht im Sinne Jesu war. Und für das Letzte haben wir ein festes, objektives Kriterium im Gebet des Herrn. Vergesse man es doch nicht, dies Gebet hat auch die Bitte: Dein Wille geschehe. Halten wir uns die nur vor Augen, so gibt es kein unerhörtes Gebet.

Das Wachstum des Adventismus.

Diese das wahre Evangelium untergrabende und verleugnende Sekte macht Propaganda für ihre Sache in der ganzen Welt. Wohl nur wenige wissen, mit welcher biberartigen Emsigkeit sie ihre Sache betreiben. Ihr Ursprung datiert zurück ins Jahr 1843—'44. Von der ursprünglich durch einen gewissen Miller gegründeten Sekte sagten sich die Adventisten des siebenten Tages schon 1845 los. Sie waren aber nicht zahlreich genug, sich zu organisieren bis 1860. Ihr Wachstum war nur langsam. Erst in den letzten Jahren ging es rascher voran. —

Vor etlichen Monaten hatten sie ihre letzte Generalkonferenz, die folgende Statistik ergab: Prediger 510, Licentiaten 337, Missionsarbeiter 571, Gesamtzahl der Arbeiter 1500. Kirchen 1892, Glieder 66,457; noch nicht organisiert. Gesellschaften 437 mit 9220 Gläubigen; Gesamtzahl 75,767. Sonntagschüler ca. 60,000. Kirchenfond für das Jahr $510,258.97. Zunahme im letzten Jahr 114 Arbeiter. 107 Kirchen, 11,764 Gläubige. Ihr Grundsatz ist, nicht in Kolonien zusammen zu wohnen, sondern sich möglichst zu zerstreuen, um wo möglich in jedem Städtchen jemand zu haben, der ihre Literatur verteilt. Sie sind in jedem Staat und Territorium, in allen kanadischen Provinzen, in Mexico, in allen Staaten von Zentral- und Südamerika, in Westindien, in allen Nationen Europas, Kleinasien, Palästina, Aegypten, Südafrika, Indien, Australien, Neuseeland und den meisten Inseln des stillen Meeres: eine Allerweltssekte sind sie geworden.

Ihr Hauptwerk geschieht durch Verteilung ihrer gedruckten Schriften, worauf sie alle Energie verwenden. Ihr ursprüngliches und größtes Verlagshaus ist in Battle Creek, Mich. Es ist eins der bestausgestatteten Verlagshäuser im Lande, das Hunderte von Arbeitern beschäf-

tigt, mit einem Betriebskapital von nahezu einer halben Million Dollars. Ihr zweitgrößtes Haus ist in California, wo sie 200 Arbeiter beschäftigen, zwanzig Pressen im Betrieb haben und zwei Eisenbahnwagen-Ladungen Papier per Woche verbrauchen. Die dort publizierte Zeitung hat eine Zirkulation von 500,000 Exemplaren. Sie haben auch je ein Verlagshaus in London, Hamburg, Basel und Australien, und zahlreiche Zweiggeschäfte anderswo. Außer ihrer Kirchenzeitung, Kinderzeitung und Gesundheitsblättern für ihre eigenen Leute haben sie neun Missionszeitungen. In Englisch haben sie ungefähr 250 verschiedene Traktate, 100 Bücher im Buchhandel, und 50 Bücher für Subskription. Die meisten dieser Schriften sind intensiv sektiererisch.

Ihre Sachen werden in ca. 40 Sprachen gedruckt, den wichtigsten Sprachen der Welt. Große Summen werden gestiftet, um diese Sachen in ungeheuern Auflagen zu verlegen, so daß sie verschenkt oder zu geringem Preise verkauft werden können. Auf jede mögliche Weise werden sie dann in der Welt verbreitet: durch Traktatgesellschaften, Prediger, Hausierer, Bibelstunden, Post u. s. w.... Millionen und Millionen ihrer Publikationen werden so jährlich auf dem ganzen Erdkreis verbreitet.

Neuerdings richten sie ihre Aufmerksamkeit auch auf die Schulen, um ihre Kinder nicht nur im Adventismus zu erziehen, sondern sie auch zur Belehrung anderer zuzurichten. Für diesen Zweck haben sie sechs College-Schulen, vier Akademien, zehn Industrieschulen, 228 Kirchenschulen, mit 381 Lehrern und 6600 Schülern. Der Hauptzweck dieser Schulen ist, die Kinder in ihren Lehren zu befestigen, während das übrige Lernen an zweiter Stelle kommt. Ihre leitende Prophetin, Frau White, fordert, daß sie so viel als möglich ihre Kinder aus den Staatsschulen nehmen und sie in ihren Kirchenschulen unterrichten lassen.

Auch Sanitarien haben sie in den Dienst ihrer Propaganda gestellt. Siebenundzwanzig Sanitarien und dreißig andere Plätze für Bedienung Kranker mit 2000 Arbeitern stehen diesem Zweige ihrer Tätigkeit zur Verfügung. Das größte Institut dieser Art ist in Battle Creek, Mich. Diese Art der Tätigkeit erweist sich als besonders günstig für Ausbreitung des Adventismus. Ihre Prophetin, Frau White, wendet alle Autorität an, um ihre Anhänger anzuspornen, jeden möglichen Cent anzuwenden für Ausbreitung ihrer Lehren. Sie sagt ihnen, daß der Herr ihr geoffenbart habe, daß die Zeit nahezu zu Ende sei; sie brauchen also nicht mehr lange Häuser, Eigentum oder Geld, das alles werde in kurzem verbrannt werden, der Herr bedarf jeden Dollar, den sie verdienen können. Unter diesem Druck geben manche fast alles weg, so daß sie selbst in größter Armut leben. So kommt das Geld zusammen, Hunderttausende, alles für den einen Zweck, Proselyten für ihre Lehre zu machen.

Ferner wird es ihren Seelen eingeprägt, daß sie die Einzigen sind, welche das Licht, die Wahrheit und die Bibelbotschaft haben, durch die die Seelen errettet werden, wenn der Herr kommt, — was nahe bevor-

stehe. Wenn der Herr kommt wird keine einzige Seele in der ganzen Welt gerettet werden, als nur die, welche die „Botschaft des dritten Engels“ (Offb. 14, 9—12) völlig ergriffen haben und welche den siebenten Tag halten. Das ist „das Signal des lebendigen Gottes“ (Offb. 7, 2), das jetzt von ihnen verkündigt wird als das einzige Mittel, wodurch Menschen am Tage des Zorns gerettet werden können.

Da die Adventisten das alles buchstäblich glauben, so wird jeder ein Zelot, der seine Ansichten jedermann, zu allen Zeiten und an allen Orten möglichst aufdringlich anzupreisen sucht. Die Arbeiter dieser aufdringlichen Sekte werden für ihre Propaganda ganz besonders ausgerüstet durch Lektionen, Bücher und Traktate, in welchen Stellen und Zitate zusammengetragen sind aus der Schrift, aus Wörterbüchern, Kommentaren, Geschichtsbüchern. Indem diese Menschen den ganzen Quatsch hundertemal durchlesen und durchdisputieren, bekommen sie eine solche Gewandtheit und Redefertigkeit in diesem engbegrenzten Gebiet, die verblüffend wirkt auf andere Leute, die ihre Methoden nicht kennen. Sie erscheinen als ganz besondere Bibelkenner, als ausgezeichnet belesene Leute in Kirchen- und Weltgeschichte. Wenn man aber nur wenige Fragen an sie stellt, die abseits liegen von ihrem Steckenpferd, so sind sie verloren. Aber bei urteilslosen Leuten, die selbst sehr wenig Bibelkenntnis haben, macht dieser fanatische Eifer Eindruck, sie beweisen ja alles mit der Bibel, und wenn auch das meiste aus dem Alten Testament kommt.

In neueren Jahren schicken sie aus ihren Kollegeschulen jüngere Kräfte aus mit mehr Tüchtigkeit und Bildung, als ihre früheren Prediger hatten. Da sie alle Spezialisten in ihrem Fache sind, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf das eine Studium wenden, von Ort zu Ort wieder und wieder dieselben Argumente brauchen, dieselben Einwendungen hören und beantworten, so werden sie sozusagen Experten in ihrem Fach. Diesen gegenüber ist der an einem Orte wohnende Pastor einer andern Kirche in großem Nachteil, wenn sie seine Kirche angreifen. Er mag dem Adventisten in allgemeiner Bildung, Bibelkenntnis und Tüchtigkeit weit überlegen sein; allein er ist mit ihren Lehren, Methoden und Argumenten nicht genau bekannt. Jener dagegen kennt jedes gegen den Adventismus gebrauchte Argument und ist ausgerüstet mit fertigen Antworten, die mit Zitaten aus anerkannten Werken gespickt sind.

Es ist daher nötig, sich mit den Lehren und Methoden dieser fanatischen Zeloten bekannt zu machen, die nur das Gesetz aufrichten wollen und das wahre Evangelium untergraben.

Doch dieselbe Quelle, welcher wir diese Notizen entnehmen, gibt uns auch einen gewissen Trost: Ueberall, wo man sie kennt, ist ihr Wachstum sehr gering, ja teilweise geht es mit ihnen rückwärts. Die Gewinne finden sie hauptsächlich nur in neuen Arbeitsfeldern, wo sie einem unwissenden Publikum imponieren können.

Ferner: Ihr fanatischer Eifer übersteigt ihre Leistungsfähigkeit,

so daß ihre meisten Einrichtungen schwer mit Schulden belastet sind. Ihre Schulen schulden $330,000. Ihre gesamten Schulden in Amerika belaufen sich auf $1,250,000. Das ist eine furchtbare Last für so ein kleines Häuflein, nach all ihren großen Gaben. Wie lange das so fortgehen kann, ist doch sehr die Frage.

Vorstehende Ausführung ist einem Artikel entnommen, der im „Christian Standard", Cincinnati, Ohio, am 15. September v. J. veröffentlicht wurde von Rev. D. M. Canright: "The Growth of Modern Adventism."

Luthers Leben und Luthers Werke.

I. Luthers Werke.

Wenn in unsern Tagen der alte Erzfeind der Evangelischen Kirche frecher als je sein Haupt erhebt und seit langer Zeit „Katholisch Trumpf" ist im Lande der Reformation; wenn mit frechen Lügen der Held von Wittenberg beschimpft wird und die deutschen Gerichte für diese frechen Lügen keine Strafen haben, während man gegen die katholischen Irrlehren und Mißbräuche nicht ungestraft den Mund auftun darf, da gibt es sicher kein besseres Gegenmittel gegen römischen Uebermut, als daß immer allgemeiner der originelle Luther unter Pastoren und Volk bekannt gemacht und verbreitet wird.

Der Büchermarkt ist von allerlei teils gutem, teils schlechtem Lesestoff so überladen, daß das deutsche Volk vor lauter neuem dem bewährten alten ganz entfremdet wird.

Luthers Werke sind in ihrem Gesamtumfang so groß und kostspielig, daß es auch Pastoren selten möglich ist, sich dieselben anzuschaffen. Für das Volk gab es erst recht kaum eine Ausgabe, die ohne weitschweifig und kostspielig zu sein, doch die Hauptschriften Luthers zusammenfaßten. Diesem Bedürfnis kommen aber in neuerer Zeit zwei Lutherausgaben entgegen, auf welche wir hier ausdrücklich unsere Leser aufmerksam machen möchten.

1. Den wenigsten Pastoren wird es möglich sein, den ganzen Luther durchzuarbeiten; die meisten werden sich gern und mit größerem Gewinn mit einer Auswahl seiner Werke begnügen. Auf diese Ausgabe wurde von Prof. M. R. in der „Kirchlichen Zeitschrift" der Luth. Iowa-Synode mit folgenden Worten hingewiesen: „Die eben in dritter Auflage erschienene Berliner (einst Braunschweiger) Ausgabe in zehn Bänden kann nicht dringend genug empfohlen werden." Sie wird eben infolge eines besonderen Kontraktes von der synodalen Buchhandlung der Iowa-Synode (Wartburg Publishing House, Chicago) zu dem sehr billigen Preis von $9.00 angeboten.*)

Prof. M. R. fährt dann fort: „Sie zeichnet sich nicht nur durch schöne Ausstattung, sondern auch durch treffliche Auswahl aus. Die Namen Köstlin, Kawerau und Buchwald verbürgen das schon. Den

*) Ist auch durch unser eigenes Verlagsgeschäft zu beziehen. (D. R.)

einzelnen Schriften gehen kurze, aber ausreichende Einleitungen voraus, welche die historische Situation aufzeigen, der sie entstammen, wie auch die Schrift selber disponieren. In Fußnoten folgen die nötigen Einzelerklärungen. Neben den großen grundlegenden reformatorischen Schriften, die ungekürzt zum Abdruck kommen, zieht einen immer wieder der von Kawerau bevorwortete und mit reichlichen Anmerkungen versehene Kleine Katechismus an. Was für gründliche Studien setzen diese Einleitung und Fußnoten voraus! Unmittelbar daneben möchte ich die von Buchwald bearbeiteten „Gedanken aus Luthers Predigten" stellen, in denen sich Perle an Perle reiht, und die wieder von Kawerau besorgten und nach dem Lebensgang des Reformators geordneten „Tischreden". In den wertvollen Ergänzungsbänden aber nimmt Luthers Hauptschrift: „Vom verknechteten Willen" (de servo arbitrio) unser Interesse besonders in Anspruch. Selten verrät ein Passus der Vorrede den modernen Standpunkt des einen oder des andern der Herausgeber. Im Ganzen kann und muß man sagen: Nimm und lies!

„So haben wir es denn unternommen," schließt das lesenswerte Vorwort, „durch gemeinsame Arbeit dir, du deutsches Volk, deinen Luther in die Hand zu geben, damit du ihn kennen, würdigen und lieben lernst, damit du wieder Begeisterung schöpfst aus den Werken, welche des göttlichen Geistes voll sind, wieder kindlich froh glauben lernst, wie deine Altvordern geglaubt haben, wenn du den großen Glaubenshelden selbst von dem reden hörst, was ihn stark und furchtlos gemacht hat. Lerne deinen Luther kennen, nicht in dichterischer Verklärung, nicht in der gebietenden Gestalt des Erzbildes, sondern wie er gewirkt und gelebt hat, in seiner Größe, aber auch in seiner Schwäche, in seinem Eifer, aber auch in seinem Uebereifer, in seiner Weichheit, aber auch in seiner Schroffheit, und dann laß sein Wort dein Herz ergreifen, wenn es dich mahnt und treibt, dich schlägt und aufrichtet, wenn es dir dein eigen Bild zeigt, wie du einst warst, wie du jetzt bist und wie du wieder werden mußt, so du der deutschen Art, dem deutschen Wesen getreu bleiben willst."

Auch hierzulande und in unserm synodalen Leserkreis sollte Luther selbst mehr und besser bekannt werden. Auch hier erhebt der römische Erzfeind immer frecher sein Haupt, und die Politiker von oben bis unten herab finden es in ihrem Interesse, mit Rom zu liebäugeln, den römischen Prälaten zu schmeicheln; die Zeitungen lieben es, römischen Prälaten Gelegenheit zu geben, ihre Art der Weltanschauung vor das Volk zu bringen, die Massen zu beeinflussen im römischen Interesse. Und da ist die Unwissenheit auf protestantischer Seite, die Unkenntnis der wahren Zustände in der römischen Kirche der beste Bundesgenosse der Römlinge. Die Protestanten sind nur zu sehr geneigt, den Römlingen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihnen möglichst viel Freiheit für ihre Bestrebungen zuzugestehen. Sie wissen und glauben aber nicht, daß diese Römlinge hinterlistig nur nach Macht und Herrschaft trachten und überall, wo sie herrschen können, der Freiheit des Glaubens und

Gewissens den Todesstoß geben. Darum ist es höchst zeitgemäß, Luthers Werke in möglichst billiger Form auch dem Volke zugänglich zu machen. Doch so wünschenswert es ist, wenn vorstehend genanntes Werk von zehn Bänden möglichst im Volk verbreitet wird, so wird es doch dem gewöhnlichen Volk noch immer zu umfangreich und kostspielig sein, ein zehnbändiges Werk anzuschaffen und durchzustudieren. Pastoren sollten freilich nicht davor zurückschrecken, da sie hier doch so ziemlich den ganzen Luther bekommen. Dem Volk aber dürfte

2. eine andere Lutherausgabe um so dringender zu empfehlen sein. Es ist die von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebene Ausgabe: Martin Luthers Werke. Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben von P. Liz. Dr. Jul. Böhmer. (Siehe Literatur). In einem größeren Quartband, 832 Seiten stark, in Leinen gebunden, mit einem feinen Bilde Luthers voran.

Dieser Band gibt die wichtigsten Hauptschriften Luthers in chronologischer Reihenfolge. Wir heben hervor: Die sieben Bußpsalmen, die 95 Thesen, die drei reformatorischen Hauptschriften, Ordnung des Gemeindegottesdienstes, der große und kleine Katechismus, der Artikel von der Schenkung Konstantins, Vorreden zu biblischen Büchern (Römerbrief und andere), Briefe, Lieder, Predigten (besonders die nach seiner Rückkehr von der Wartburg), Tischreden u. s. w. . . . .

Diesen Band anzuschaffen steht in dem Vermögen auch des ärmsten Hausvaters. Und daraus lernt unser Volk erst, was es der Reformation zu danken hat und welche Lügenmacht in der Papstkirche verkörpert ist und das christliche Volk unter die Geisteknechtschaft des Papstes zu bannen sucht. Helft, liebe Brüder, dieses Buch in das Volk zu bringen, es dient zum Aufbau der Evangelischen Kirche.

II. Luthers Leben.

Vorstehender Abschnitt über Luthers Werke lag bereits geschrieben vor, als uns ein Buch zukam aus dem Verlag von C. Schaffnit in Düsseldorf: „Der Held von Wittenberg und Worms“ von Joh. Dose. Preis: 4.50 Mk., in feinem Einband 6 Mk.

Das ist eine Lebensbeschreibung des teuern Reformators Luther, die wir gerne in jedem evangelischen Christenhaus sehen möchten. Wer nicht den Preis an die oben genannte zehnbändige Ausgabe von Luthers Werken wenden kann oder will, der kann wenigstens den Preis für dieses Leben Luthers leicht erschwingen. Und das ist ein Buch, das uns das Herz ergreift und uns zu Dank, Lob und Preis hinreißt für dieses gottbegnadete Werkzeug, über welchem so offenbar Gottes schützende Hand gewaltet hat, daß aller Haß der Feinde, alle Macht des Papstes und des Kaisers sich ohnmächtig erwies ihm gegenüber.

Der Verfasser wollte nicht für die Theologen, sondern für das Volk einen „Laien-Luther“ schreiben. Und aus herzlicher, brennender Liebe heraus hat der Verfasser seinen Luther geschrieben. Er sagt:

„Wenn es wahr ist, daß man, um einen Menschen recht zu verstehen, ihn erst recht lieben muß, so habe ich, wie kühn es klingt, meinen Martinus ganz verstanden; denn, solange ich weiß, hat mein Herz geschlagen und gebrannt für den deutschesten und frömmsten von allen Deutschen. Mir ist es wohl bewußt, daß ich nicht mit kühl-kalter, sogenannter objektiver Unparteilichkeit geschrieben, sondern daß die helle, heiße Begeisterung mir die Feder geführt hat. Und welche wonnige, sonnige Herzensarbeit war es mir, die zahlreichen Strahlen seiner Güte, Größe und Gewalt zu einem Lichtbilde zu sammeln."

Wer dieses Buch durchliest, wird es bestätigt finden, was der Verfasser in diesem Vorwort gesagt hat. Ja, es ist ein in Begeisterung geschriebenes und von der Liebe zu Luther diktiertes Buch, und kann darum auch Liebe und Begeisterung wecken b e i j e d e m d e r W a h r h e i t o f f e n s t e h e n d e n H e r z e n. Mit Bedacht haben wir den letzten Satz geschrieben. Denn, wenn man sonst sagt, die Liebe macht blind, — so daß sie die Fehler und Mängel an dem Geliebten entweder gar nicht sieht, oder nicht sehen will —, hier ist es nicht so: Das ist Liebe, die mit der Wahrheit zusammen besteht, wie Paulus schreibt, (Eph. 4, 15) ἀληθεύοντες ἐν ἀγάπῃ. Da ist kein Vertuschen, kein Beschönigen, kein unwahrhaftiges Verdecken der Dinge, die auch diesem großen Manne anhaften.

Besonders wohltuend berührt es uns, von einem solch begeisterten Freund und Verehrer Luthers offen anerkannt zu sehen, daß Luthers Benehmen gegen Zwingli und später gegen die Schweizer Evangelischen nicht zu billigen ist. Der Verfasser ist eben kein blinder Anhänger der theologischen Spitzfindigkeiten, die bis auf diesen Tag so viele dezidierte Lutheraner so sehr gegen die reformierten Brüder einnehmen, daß sie sich nicht dazu entschließen können, den andern Brüdern, die ihnen nicht durch dick und dünn folgen können, die Bruderhand zu reichen. Man vergleiche, was der Verfasser Seite 370 f. zur Wittenberger Konkordia sagt. — So sei dieses Buch unsern Lesern auf's Beste und Herzlichste empfohlen und auch in die Häuser der Gemeindeglieder sollte dieses Buch gebracht werden, damit sie wieder den Unterschied zwischen Katholisch und Evangelisch kennen lernen. Das jüngere, heranwachsende Geschlecht in diesem Lande weiß viel zu wenig davon, welche Geisteskämpfe und welche Ströme Bluts es gekostet hat, um die römische Tyrannei abzuschütteln. Und wenn konfessionelle Eiferer nur „Lutheraner" zu ihren Altären zulassen wollen und immer nur die Unterschiede bekennen, so können unsere Gemeindeglieder sehen, daß Luther selbst mit dem reformierten Butzer am 23. Mai 1536 gemeinsam das heilige Abendmahl gefeiert hat zum Zeichen herzlicher, brüderlicher Gemeinschaft. — Möge das Buch allenthalben Eingang finden und reichen Segen stiften.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Zungenreden in Norwegen und in Amerika.

In „Reformation" wurde in zwei Nummern über „Modernes Zungenreden" berichtet, das sich neuerdings in Christiania, Norwegen, gezeigt hat. Ein englisch geborener Methodistenprediger, P. Barratt, der vor einigen Jahren sein Amt in der Methodistenkirche niedergelegt hatte, um eine selbständige Stadtmission in Christiania zu gründen, hat das Zungenreden von Amerika hinüber gebracht nach Norwegen.

Derselbe war nach Amerika gekommen, um Geld für seine Mission zu sammeln, hörte von einer wunderbaren Erweckung in Los Angeles, Cal., wo sich die Geistesgaben der apostolischen Zeit, — namentlich auch die Zungenrede — erneuert hätten. Barratt reiste dahin, um dieselbe Gnade zu suchen, erhielt die Versiegelung seiner Geistestaufe, indem er eines Nachts dermaßen vom Geiste ergriffen wurde, daß er in Zungen zu reden und zu singen begann. Ja — er soll in acht verschiedenen Sprachen geredet haben! Nach Norwegen zurückgekehrt, fand er bald großen Anhang, und schon nach einem Monat zählte er ca. 30 Personen, die geistesgetauft und mit den „Feuerzungen" begnadigt seien. Berichterstatter meldet dann weiter: „In Barratts Versammlungen soll der Geist alles leiten, keine Form das Leben dämpfen. Als ich eines Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr in den einfachen Saal im dritten Stockwerk eines Hinterhofes hineinkam, waren wohl 80 bis 100 Menschen dort versammelt, die Zahl nahm aber zu, während ich dasaß. Sofort ließ sich ein Zungenredner hören. Er saß ganz ruhig auf seiner Bank und redete unermüdlich, indem er den Kopf leise schüttelte, in ungefähr folgenden Lauten: Chila lalaoraolao u. s. w. Dieselben Silben kehrten immer wieder. Irgend welche wirklich vorhandene Sprache war es jedenfalls nicht und irgend welchen Eindruck der Ergriffenheit vom Heiligen Geiste machte die Rede auch nicht, am wenigsten, als derselbe Mann unbekümmert seine Rede fortsetzte, während die anderen auf die Knie fielen und laut beteten. Uebrigens trat der Zungenredner auch als gewöhnlicher Prediger auf, wobei er allerdings einen innigen und überzeugten Eindruck machte. Sonst ging alles bunt durcheinander. Bald wurde ein Gesang angestimmt, bald trat ein Redner auf, und bald wurde gemeinsam gebetet..... Von den Zeugnissen waren einige sowohl tief bewegt, als sehr erbaulich. Der Grundton war insofern gut evangelisch, als die Reinigung durch das Blut Christi und die erneuernde Kraft der Gnade gepriesen wurde. Daneben trat der Gedanke von der Notwendigkeit einer Geistestaufe für die schon Gläubigen stark hervor..... Die Abendversammlungen sind mehr erregt. Glaubwürdige Zeugen erzählen, daß die Leute schreien und umfallen, daß Zungenredner wie Hunde gebellt haben. Was die Sprachen betrifft, so hat ein sprachkundiger Missionar von denselben Zungenreden, die von Barratt als englisch, französisch, deutsch u. s. w. bezeichnet wurden, bezeugt, daß es keine von diesen Sprachen war; wobei nicht ausgeschlossen ist, daß nicht einzelne europäische Worte darin vorkamen.

Es scheint, daß dieser Wahn des Zungenredens wie eine geistige Seuche sich fortpflanzt von Ort zu Ort. Es ist oben schon angedeutet worden, daß Barratt in Los Angeles davon angesteckt wurde. Dieser Schwindel des Zungenredens geht aber hier in Amerika weiter fort. So traten vor einiger Zeit in Spokane, Wash., eine Frau H. Lawler auf mit

dem Anspruch, die Geistestaufe empfangen zu haben und in mancherlei Sprachen zu reden. Ein „Evangelist" Namens Ryan hielt dort in der Stadt-Missionshalle sog. Revival-Versammlungen, in welchen um die Ausgießung des Heiligen Geistes gebetet wurde. Ryan erklärte, das Auftreten des Zungenredens sei nichts Außerordentliches, auch andere hätten in ihren Versammlungen dasselbe getan. Er leugnet, daß Frau Lawler in aufgeregtem Zustand gewesen sei, als sie so sang und betete.

J. C. Farrington, Assist. Sekretär des Staatssenats von Montana, ließ sich darüber vernehmen wie folgt: „Die Vorgänge in der Stadtmission sind die ekelhaftesten Szenen, die ich je als im Namen der Religion geschehend, beobachtet habe. Die aufgeregten hysterischen Glieder erheben sich und babbeln (jabber), während andere an dem Gottesdienste Interessierte erklären, sie reden in ihnen unbekannten Sprachen. An einem Abend erhob sich eine Frau und in anscheinendem Delirium sagte sie: Ka, Ka, Ka u. s. w. und der Evangelist erklärte, sie rede in einer unbekannten Sprache. Die Wahrheit ist, sie reden gar keine Sprache. Sie sind so hingerissen, daß sie nicht wissen, was sie tun, und ihre unartikulierten Laute werden als Gabe des Zugenredens erklärt. Niemand kann verstehen, was sie sagen in ihrem Zustande und sie wissen es selbst nicht.

Ich habe die Versammlungen an mehreren Abenden beobachtet und glaube ein kompetenter Zeuge zu sein. Die Halle ist überfüllt mit Leuten, die die Vorgänge beobachten wollen.

Der Evangelist beginnt sein Programm mit kurzer Ansprache, fordert dann andere auf, ihre Erfahrungen mitzuteilen.

Allmählig wird die Versammlung lebhafter, die Glieder fangen an nervös zu werden. Dann werden einige hysterisch. In kurzer Zeit führen die Leiter die Versammlung zu dem Höhepunkt hochgradiger nervöser Erregtheit und haben dann mit Hilfe von gewöhnlichem Hypnotismus ein leichtes Spiel mit denen, die hysterisch angelegt sind und mit der Leichtgläubigkeit der Zuschauer. Die unglücklichen Opfer dieser Kunststücke fielen gestreckter Länge zu Boden, wo sie sich umher rollten, knurrten, stöhnten und schnatterten in einer für den unbestochenen Zuschauer wahrhaft ekelerregenden Weise."

Verfasser schließt seinen Bericht mit den Worten: „Ich verließ die Mission heute nacht um 1 Uhr, als die Versammlung noch im vollen Gang war. Wenigstens ein halbes Dutzend rollte am Boden und babbelte wie unsinnige Kreaturen."

Aber war dieser Herr wohl kompetent in seinem Urteil? Hören wir eine andere Seite. Die Gesellschaft der Meth. Ep. Pastoren hatte ein Komitee beauftragt, die Vorgänge in der Stadtmission zu untersuchen. Sagen wir in Kürze, was das Komitee berichtet.

Sie seien zu der Ueberzeugung gekommen, daß niemand die Gabe des Zungenredens empfangen habe und daß die Predigtweise und der Einfluß des Evangelisten eine ungesunde religiöse Erregung erzeugt habe.

Sie bezweifeln nicht den Ernst derer, die vorgaben, die Gabe des Zungenredens empfangen zu haben, aber sie glauben, daß dieselben die Opfer eines religiösen Wahnes seien.

Die einzelnen Beispiele des Zungenredens, die da vorkamen, haben gar keine Sprachenähnlichkeit. Zum Beispiel eine Person ließ sich hören: Ka — Ka — Ka — Ka — Ka; eine andere: Bub — Bub — Bub — Bub — Bub, in schnell abwechselndem Tonfall. — Das Komitee verweist dann auf 1. Kor.

14, 18. 19 und 1. Joh. 3, 7 und hält es für nötig, daß ein zwar freundlicher aber ernster Protest eingereicht werde gegen diese Art von Lehre, die zu fanatischen Demonstrationen durch hysterische, hypnotische und religiös aufgeregte Personen Anlaß geben.

Pfarrgehalt.

Zu dieser Frage brachte die „Reformierte Kirchenzeitung“ im April mehrere gesalzene Artikel. Es ist eine Schmach für die amerikanischen Christen, daß so viele Gemeinden sich nicht schämen, ihren Pastoren solche Hungerlöhne zu bezahlen, daß sie tief unter ganz gewöhnlichen Arbeitern stehen bezüglich der Lohnverhältnisse. So schreibt die „Ref. K.“:

„Wir wissen recht wohl, wie schnell die Weltmenschen und die verweltlichten Christen in der Kirche mit dem Ausdruck ‚Geldpfaffen‘ bei der Hand sind, wenn Pastoren eine Verbesserung ihrer oft zum Erbarmen ärmlichen Lage anstreben. Das soll und darf uns aber nicht abhalten, unsere Pflicht zu tun und den Geist solcher Namenchristen zu strafen und zu bekämpfen, die es wissen oder — doch wissen könnten und wissen müßten, daß ihr Pastor für die Seinen nicht die nötigen Lebensbedürfnisse anschaffen kann, weil er einen Hungerlohn erhält.

Wir hören zufällig, daß ein Amtsbruder wochenlang mit seiner Familie kein Stück Fleisch auf den Tisch bekam. Seine Gemeindeglieder waren recht wohlhabende Farmer, die nicht mehr als dreihundert bis dreihundertfünfzig Dollars das Jahr Gehalt zahlten. Wir kennen einen treuen, begabten Missionar, der vor Jahren durch die bitterste Not gezwungen war, sich Kohlen auf dem Eisenbahngeleise aufzulesen, weil er bei seinem kärglichen Einkommen im Dienst der Kirche nicht Geld genug hatte, um sich einen genügenden Vorrat von Kohlen anzuschaffen.“

Auch „Der Christl. Apologete“ hat in seiner Nummer vom 8. Mai einen Artikel mit der Aufschrift: Ist es recht? Derselbe lautet:

„Ist es recht? — Die „Atlanta Constitution“ nimmt sich in einer kürzlichen Nummer der schlecht besoldeten Prediger an und erklärt, daß mit Ausnahme weniger großer Kirchen in den Städten das Durchschnittsgehalt der Prediger in Georgia weniger als $300 jährlich betrage. Der Editor sagt: ‚Wir bezahlen Arbeiter, um unsere Häuser zu bauen, unsere Farmen zu bearbeiten und unsere Fabriken in Betrieb zu erhalten besser als die Männer, die den moralischen und geistlichen Ton in unsern Gemeinwesen angeben und zu denen wir aufschauen als Führer zu einem höheren christlichen Leben, welches der irdischen Existenz ihre eigentliche Bedeutung verleiht. Maurer erhalten 60 Cents die Stunde und Zimmerleute $3.50 bis $4.00 den Tag; Schriftsetzer $15 bis $30 die Woche und Tagelöhner, die früher 75 Cents den Tag verdienten, erhalten jetzt $1.50 bis $2.00. Es ist eine Schande, daß die Prediger in Georgia in der Liste der Löhne untenanstehen, besonders wenn man daran denkt, daß der Lebensunterhalt während der letzten 20 Jahre um mehr als 40 Prozent gestiegen ist.‘ Es wird hier eine Sache berührt, welche die ernste und gewissenhafte Erwägung unserer Gemeindebeamten und eines jeden Kirchengliedes herausfordert. Keine geringere Autorität, als das Haupt der Kirche, unser Herr und Meister, hat gesagt: ‚Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.‘ und eine der schönsten Früchte des wahren Christentums ist die dankbare Wertschätzung der mannigfaltigen Arbeit der Diener am Evangelium. Der Apostel schrieb den Galatern: ‚Der aber unterrichtet wird mit

dem Wort, der teile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet.' In der revidierten Bibelübersetzung wird diese Stelle so übersetzt, daß wer in dem Wort unterrichtet wird, eine Gütergemeinschaft haben soll mit dem, der ihn unterrichtet. Das ist ja noch viel stärker als in der überlieferten Uebersetzung von Dr. Luther. Es sollte auch nicht vergessen werden, daß gerade in Verbindung mit der Aufforderung zu dieser Pflichterfüllung die ernste Warnung steht: ‚Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten.'"

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß z. T. auch die trostlose Zersplitterung der Kirche in so viele Denominationen und die Eifersucht derselben aufeinander an diesen kläglichen Verhältnissen mit Schuld trägt. Denn statt eine Vereinigung kleiner, konfessionell verschiedener Gemeinden zu erstreben, wird oft mit zähester Hartnäckigkeit ein kleines Häuflein gesondert bedient und dem betr. Pastor nur der kärglichste Gehalt bezahlt, um nur die Leute nicht an eine andere Kirche abzugeben.

Das Kolloquium von Toledo, Ohio.

Am 13. Februar d. J. versammelten sich zu Toledo, Ohio, eine Anzahl hervorragender Glieder der Synoden von Ohio und Iowa zu einer Lehrbesprechung.

Das „K.-Bl." berichtet darüber wie folgt:

„Zum Vorsitzenden wurde Dr. F. Richter erwählt, zu Sekretären Prof. M. Reu und Dr. Theo. Mees. Es wurden vom 13. bis 15. Februar sechs Sitzungen gehalten, die eine jede mit Gesang, Schriftlektion und Gebet von Herrn Pastor S. Poppen eröffnet und mit Gesang und Gebet geschlossen wurde. Die Verhandlungen wurden in einem friedfertigen und freundlichen Tone geführt. Die Differenzen wurden allseitig klar und bestimmt herausgestellt und nicht etwa vertuscht, um nur auf jeden Fall das Ziel zu erreichen; es war aber offenbar und wurde uns wieder offenbar, daß die Differenzen nicht kirchentrennender Art sind, daß vielmehr die Synoden von Ohio und von Iowa in der Glaubenslehre und im Bekenntnis einig sind.

Von beiden Synoden hatte sich eine Anzahl von Pastoren als Zuhörer eingefunden, etwa 25 von jeder Seite, die den Verhandlungen mit großer Anteilnahme folgten, und soviel wir in Erfahrung bringen konnten, daraus erkannt haben, daß der kirchlichen Gemeinschaft nichts im Wege steht.

Die angenommenen Thesen lauten:

I. Die Kirche.

Die Kirche im eigentlichen Sinne ist die durch die Gnadenmittel erzeugte und sich erbauende Gemeinde der wahrhaft Gläubigen.

Daraus folgt: a) Ihrem eigentlichen Wesen nach ist und bleibt die Kirche auf Erden unsichtbar, b) die Gemeinschaft an den Gnadenmitteln ist die notwendige Erscheinungsform der Kirche und untrügliches Kennzeichen ihres Vorhandenseins, und insofern ist die Kirche sichtbar.

II. Das Predigtamt.

a) Zu den Rechten und Pflichten des geistlichen Priestertums gehört nicht nur der allgemeine Befehl und Beruf, daß die Gläubigen ihre Gemeinschaft am Evangelio und ihr Anrecht an den Gnadenmitteln durch Wort und Werk betätigen und demgemäß nicht nur die Ihrigen in Gottes Wort unterweisen und überhaupt sich unter einander in allerlei Weise lehren und

vermahnen, sondern auch Heiden und Unchristen gegenüber ohne weiteren Beruf predigen und im Notfall das Sakrament der Taufe erteilen; — sondern auch die Aufrichtung des öffentlichen Predigtamts, da dies Amt von Christo ursprünglich und unmittelbar der ganzen Kirche gegeben ist.

b) Das Predigt- oder Pfarramt ist der auf einem besonderen, für alle Zeiten geltenden Befehl des Herrn ruhende und durch den Beruf übertragene Gewalt, die Gnadenmittel öffentlich im Auftrag der Gemeinde zu verwalten.

c) Die Berufung ist ein Recht derjenigen Gemeinde, innerhalb welcher der Prediger das Amt verwalten soll; die Ordination ist eine öffentlich, feierliche Bestätigung des Berufs und nur eine apostolisch-kirchliche Ordnung.

III. Stellung zu den Symbolen.

a) Die Verbindlichkeit der Symbole bezieht sich nur auf die in denselben enthaltenen Glaubenslehren, auf diese aber auch ohne alle Ausnahme.

b) Da die in den Symbolen enthaltene Lehre vom Sonntag eine in Gottes Wort geoffenbarte Glaubenslehre ist, so darf sie auch vom Kreis des Verbindlichen nicht ausgeschlossen werden.

IV. Offene Fragen.

a) Alle in Gottes Wort klar und deutlich geoffenbarten Lehren sind um der unbedingten Autorität göttlichen Wortes willen endgültig entschieden und gewissensbindend, mögen sie symbolisch fixiert sein oder nicht.

b) Es gibt in der Kirche Gottes keine Berechtigung irgend einer Abweichung von klar geoffenbarten Schriftwahrheiten, mögen dieselben nun Fundamentales oder Nichtfundamentales, Wichtiges oder scheinbar Unwichtiges zu ihrem Inhalt haben.

c) Völlige Uebereinstimmung in allen Glaubensartikeln ist unerläßliche Bedingung kirchlicher Gemeinschaft. Beharrlicher Irrtum in einem Glaubensartikel wirkt unter allen Umständen kirchentrennend.

d) Völlige Uebereinstimmung auch in allen nichtfundamentalen Lehren kann zwar auf Erden nicht erreicht werden, muß aber nichtsdestoweniger als Ziel erstrebt werden.

e) Diejenigen, welche dem Worte Gottes, wenn auch nur in untergeordneten Punkten, bewußt, hartnäckig und halsstarrig widersprechen, stoßen damit das organische Fundament um und sind daher von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen.

V. Chiliasmus.

a) Jeder Chiliasmus, welcher das Reich Jesu Christii zu einem äußeren, irdischen und weltlichen Herrlichkeitsreiche macht und eine Auferstehung aller Gläubigen vor dem jüngsten Tage lehrt, ist als eine mit der Analogie des Glaubens in schneidendem Gegensatz stehende Lehre zu verwerfen.

b) Die Annahme, daß das in Offenb. Joh. 20 geweissagte Regieren Christi und seiner Heiligen noch als zukünftig zu erwarten und unter der dort erwähnten ersten Auferstehung eine leibliche Auferstehung einzelner Gläubigen zum ewigen Leben zu verstehen sei, steht zwar nicht im Widerspruch mit der Analogie des Glaubens, kann aber ebensowenig wie die geistliche Deutung aus der Schrift stringent bewiesen werden.

VI. Prädestination und Bekehrung.

a) Wir finden das Kirchentrennende in der missourischen Gnadenwahlslehre in der Auseinanderreißung des allgemeinen Gnadenwillens und des

besonderen Erwählungsratschlusses in zwei außer-, neben- und nacheinander gefaßten und darum sich widersprechende Willen (contradictoriae voluntates), wodurch der Grund, worauf unser Heil ruht, unsicher gemacht wird, und die einzelnen Abweichungen von der lutherischen Lehre, die sonst noch zum besten gedeutet werden könnten, einen fundamentalen Charakter bekommen.

b) Von der im Zusammenhang mit der Prädestinationslehre streitig gewordenen Bekehrung bekennen wir, daß dieselbe als die Setzung eines neuen geistlichen Lebens weder zur Hälfte noch zum vierten noch zum tausendsten Teil auf des Menschen Mitwirkung, Selbstbestimmung oder gutem Verhalten stehe oder davon abhängig sei in dem Sinne, daß sie dadurch bewirkt werde, sondern allein (insolidum) ein Werk des heiligen Geistes sei, der dasselbe mit seiner Gnadenkraft durch die Gnadenmittel in uns vollbringt; daß der heilige Geist aber dieselbe keineswegs lediglich nach dem bloßen Wohlgefallen seines auswählenden Willens wirke und sie bei den Erwählten auch dem mutwilligsten Widerstreben gegenüber durchsetze, sondern daß vielmehr durch solches hartnäckige Widerstreben die Bekehrung in der Zeit ebenso wie die Erwählung in der Ewigkeit verhindert werde.

Einige kurze Erklärungen wurden zu These II. a. und III. f. zu Protokoll genommen.

Judenfrechheit.

Die Juden, die jetzt so massenhaft aus dem östlichen Europa, wo sie in schmachvollster Unterdrückung stehen, hier einwandern, und hier in kurzer Zeit sich zu Wohlstand emporarbeiten —, fangen bereits an, sich als einflußreiche Leute fühlbar zu machen. Wo sie massenhaft beisammen sind, fordern sie bereits, daß die Schulbehörden in den öffentlichen Schulen auf die Juden Rücksicht nehmen. So fordern sie, gemeinsam mit den Katholiken, die Entfernung der Bibel aus der Schule. An verschiedenen Orten forderten sie, daß Shakespeares „Der Kaufmann von Venedig" nicht in der Schule gelesen werden soll. Und schon haben manche Schulmänner diesen Ansprüchen Folge geleistet! Wohin treibt unser Schulwesen, wenn das so weiter geht und jede Sekte oder Partei einen Teil der Literatur für Tabu erklären darf?!

Ausland.

Kampf der „Modernen" wider das positive evangelische Christentum.

Dieser Kampf geht in Deutschland auf allerlei Weise seinen Gang. Da ist ein Sturmlauf des glaubenslosen Liberalismus, der auf jede mögliche Weise mit Hilfe der liberalen, will sagen ungläubigen Politiker im Reichstag und Landtag oder sonst die Macht erobern will. — Da war besonders unter Entstellung der Tatsachen die Klage im preußischen Landtag erhoben worden, daß die Staatsregierung bei Berufung der Professoren an die theologischen Fakultäten die positive Richtung der liberalen gegenüber bevorzuge. Im Sinne der Freiheit soll von der Regierung aus die radikale Theologie mehr begünstigt werden.

Prof. Dr. Ecke-Bonn hat nun neuerdings diese Taktik der Radikalen gekennzeichnet in der 3. Auflage seiner „Unverrückbaren Grenzsteine." Er sagt darin u. a. folgendes:

„Ihren Abschluß findet diese (vorher geschilderte) nach rein politischen Maßstäben arbeitende Taktik (der liberalen Theologen) in dem Bestreben, durch einen Druck auf die öffentliche Meinung die Volksvertretung und durch diese die maßgebenden staatlichen Instanzen den Interessen der radikalen Theologie dienstbar zu machen. Denn nur um eine Förderung der letzteren handelt es sich, nicht um die Erhaltung der angeblich bedrohten Freiheit der theologischen Forschung überhaupt. Dies geht einerseits aus der in jeder Hinsicht unhaltbaren Forderung hervor, daß ausschließlich wissenschaftliche Befähigung zu dem Eintritt in eine theologische Fakultät berechtige, — einer Forderung, die folgerichtig ausgeführt nicht nur die innere Einheit dieser Körperschaften vernichten, sondern auch ihr Existenzrecht aufheben und endlich zu einer völligen Trennung der Kirche vom Staat führen würde. Ganz in diesem unseren Sinne hat, wie wir zu unserer nicht geringen Ueberraschung erst vor kurzem bemerkt haben, einst Dr. Rade geurteilt, als er feierlich erklärte: „Unsere akademischen Theologen sind nicht nur wissenschaftliche Forscher, sondern haben als Lehrer der künftigen Pastoren zugleich ein praktisches Amt. Es kann daher der Fall vorkommen, daß ihre wissenschaftliche Arbeit sie zu einer Erkenntnis führt, die zu lehren sie mit ihrem praktischen Amt, mit ihrem Kirchendienst nicht vereinbaren können. Der Professor wird in diesem Falle die Konsequenz ziehen und den Dienst der Wahrheit dem Dienst der Gemeinde vorziehen müssen, da der andere Weg des Laudabiliter se subjecit, der Beugung seines Wahrheitssinnes unter die Kirchenlehre, auf protestantischem Boden ausgeschlossen ist. Ebenso hat noch neuerdings Max Reischle in ganz unmißverständlicher Weise erklärt: „Eine wissenschaftliche Theologie, der der christliche Glaube und die glaubende Christenheit gleichgültig wäre, würde sich ihre eigenen Wurzeln abschneiden und den theologischen Charakter abstreifen", und „die Theologie besteht entweder auf der Grundlage des Christenglaubens und der Kirche, oder sie fällt überhaupt auseinander." Gerade diese Aussprüche „moderner" Theologen sind aber zugleich ein durchschlagender Beweis dafür, daß das am 7. Mai 1902 im Herrenhause vom Kultusminister gesprochene, in kirchlichen Kreisen seitdem viel erörterte Wort von der Notwendigkeit einer Berücksichtigung der verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen innerhalb der Theologie nicht im Sinne einer schrankenlosen Lehrfreiheit gedeutet werden darf. Auch die Staatsregierung ist bei der Behandlung evangelisch-theologischer Angelegenheiten durch Normen gebunden, welche die Voraussetzung der engen Verbindung beider Organisationen auf dem Gebiete der Erziehung des kirchlichen Lehrstandes bilden und durch keinen Einspruch liberaler Abgeordneter erschüttert werden können*).

Dr. Ecke führt dann auf grund von beigebrachtem Tatsachenmaterial aus, daß die sog. moderne Theologie nichts weniger als beiseite gelassen wurde in der Besetzung der theologischen Professuren, daß im Gegenteil durch diese Berufungen eine wesentliche Umgestaltung der Fakultäten stattgefun-

*) In den Statuten der evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn handelt ein besonderer Abschnitt „von dem Verhältnisse der Fakultät zur evangelischen Kirche." In diesem heißt es unter der Ueberschrift „Kirchlicher Charakter der Fakultät" § 3: „Die Fakultät bekennt sich zu der unierten evangelischen Kirche und ist verpflichtet, ihre Lehre mit den Grundsätzen dieser Kirche, wie sie in den anerkannten Bekenntnisschriften übereinstimmend und schriftgemäß aufgestellt worden sind, im Einklang zu erhalten und ihre Wirksamkeit dem Dienste dieser Kirche zu widmen.

den in so hohem Grade, daß diese durch Jahrzehnte sich hinziehende, in ihren praktischen Folgen immer bemerkbarer hervortretende Entwicklung in den kirchlichen Kreisen tiefen Schmerz und wachsende Beunruhigung hervorrief.

* * *

Ein anderer, dreister Versuch von seiten der Liberalen, die Kirche mit Hilfe des Reichstags zu knebeln, ist der Beschluß des „allgemeinen deutschen Kulturbundes“, den „Ref.“ mitteilt wie folgt:

„Der allgemeine deutsche Kulturbund, der in Jena am 2. November vorigen Jahres gegründet wurde und dessen Geschäftsführer der ehemalige Kieler Professor Dr. Lehmann-Hohenberg in Weimar ist, hat, wie die „Voss. Ztg.“ schreibt, eine Eingabe an den Reichstag vorbereitet, die folgenden Wortlaut hat:

‚Der hohe Reichstag wolle beschließen, daß Lehrer und Pfarrer niemals durch Androhung von Disziplinarstrafen oder Amtsentsetzung in ihrer freien religiösen Ueberzeugung von der vorgesetzten Behörde beeinträchtigt werden dürfen. Lehrer, die den gestellten Forderungen für den Religionsunterricht aus Ueberzeugung nicht mehr nachkommen können, obwohl sie sich früher dazu für fähig gehalten und zu einer Zeit Verpflichtungen übernommen haben, in der ihnen die neueren Ergebnisse der Bibelforschung noch nicht bekannt waren, sind vom Religionsunterricht zu entbinden. Pfarrer, die zu der Ueberzeugung gekommen sind, das Apostolikum verwerfen oder sonst die Schrift freier auslegen zu müssen, sind bei Einwilligung der Gemeinden in ihrem Amte zu belassen oder bei Widerspruch der Gemeinde dorthin zu versetzen, wo sie gewünscht werden.‘

Der ‚Reichsbote‘ bemerkt hierzu mit Recht, daß den Reichstag diese Angelegenheit gar nichts angeht. Die Einzellandtage kämen hierfür nur in Betracht. Im übrigen: Was versteht der Kulturbund von dem, was der Kirche ziemt?“

Die Liberalen, die selbst mit gutem Grund als Kirchenverwüster angeklagt werden, erfrechen sich, die Gemeinschaftsbewegung als Kirchenverwüstung zu verlästern. Wir zitieren abermal ein Item aus „Ref.“:

„Innerkirchliche Evangelisation. Ueber Verwüstung der Kirche klagt der radikale Pfarrer Meyer-Hermann aus Ründeroth. Er schreibt im „Evang. Gem.-Bl. f. Rhld. u. Westf.“, No. 8:

‚Wird man sich endlich in den leitenden Kreisen der Kirche überzeugen, daß die Gemeinschaftsbewegung für die gesunde Entwicklung der Landeskirche die allergrößte Gefahr ist, und daß das Wohlwollen, welches die Behörden der Evangelisation entgegenbringen, nur schädlich und verderblich wirkt? Soll die evangelische Kirche nicht ganz verwüstet und den Sekten ausgeliefert werden, dann muß den evangelischen Pfarrern die Beteiligung an einer unevangelischen, freiheitsfeindlichen Arbeit modern pietistischer Christen verboten werden, denen jedes Augenmaß für das Größere und Kleinere im Christentum, jedes Verständnis für die große theologische Bewegung der Gegenwart und die religiösen Zweifel und Bedürfnisse der modernen Menschen, jede Achtung vor den Glaubensansichten und dem Gewissen Andersdenkender, jede Spur evangelischer Duldsamkeit und Friedfertigkeit, jede Fühlung mit den gesicherten Ergebnissen der modernen Wissenschaft und Bildung fehlt. Was würde denn die evangelische Kirche verlieren, wenn sie den kleinen Haufen dieser exzentrischen Menschen verlöre, die ihr doch keinen Ersatz bieten können für den Verlust unseres protestantischen Volkstums?

Jedenfalls aber ist es die Pflicht der Freunde der evangelischen Freiheit, eine Richtung in der Kirche zu bekämpfen, die das Seelenheil nicht an das Evangelium Jesu Christi, sondern an eine veraltete Menschensatzung des Mittelalters bindet, an das der Lehre Jesu widersprechende Dogma, daß Gott seinen Zorn erst in dem Opferblut des Erlösers stillen mußte, bevor er Gnade für Recht ergehen lassen konnte.' —

Pfr. Dr. Kühn-Siegen schreibt dazu in der „Kirchl. Rundschau":

Der im letzten Satze enthaltenen Verzerrung der Heilslehre stellen wir entgegen, daß auch die Gemeinschaftschristen aus Joh. 3, 16 wissen werden, daß die Versöhnung der Welt aus der Liebe Gottes zur Welt ihren Ursprung hat. — Auch wir bedauern manchmal, daß hier und da in den Gemeinschaftskreisen der separatistische Zug sich so sehr geltend macht; aber darum verkennen wir noch lange nicht, daß in denselben Kreisen viel echtes Christentum sich findet. Aus der ganzen obigen Auslassung spricht eine wüste Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit, und es ist besonders hübsch, daß Pfr. Meyer-Hermann dennoch über den Mangel an „Duldsamkeit und Friedfertigkeit" auf der anderen Seite zu klagen wagt. Aber fast noch hübscher ist es, daß er in einer Zeit, da die „Freiheitsfreunde" ihre kirchenverwüstende Agitation auf die Spitze treiben, über „Verwüstung" der evangelischen Kirche durch die Gemeinschaftskreise Beschwerde führt. Wer ist es, der Israel verwirret? — so muß auch heute gefragt werden.'"

Kirchliche Evangelisation in Wernigerode.

Die Evangelisation, welche vom 3.—17. März durch den Prediger Kaiser aus Heidelberg hier abgehalten wurde, gehört zu den bedeutsamsten Ereignissen in der kirchlichen Chronik unserer Stadt und Grafschaft. Sie stellte etwas durchau Neues dar; darum begegnete man ihr mit mancherlei Vorurteil und Mißtrauen. Um so dankbarer dürfen die Veranstalter sein, daß sie unter sichtbarem Segen verlaufen ist. Daß evangelisiert wird, ist hier ja nichts neues, aber daß es auf Anregung und Beschluß der Kreissynode seitens der Kirche geschah, dürfte nicht oft vorkommen. Der Zweck der Veranstaltung war kein anderer, wie der Zweck aller Verkündigung des Evangeliums sein soll: Menschenseelen zu ihrem Heiland zu führen. Wie weit dieser Zweck erreicht ist, entzieht sich selbstverständlich der Statistik; der Segen des Evangeliums läßt sich nicht zählen und messen. Aber daß diese Arbeit nicht vergeblich gewesen ist, ist allen, die an den Versammlungen teilgenommen und innerlichen Segen empfangen haben, gewiß. In den täglichen Bibelstunden sammelte sich ein den Saal des Vereinshauses allmählich bis auf den letzten Platz füllender Kreis von solchen, die Vertiefung in die Wahrheit der Schrift suchten. Die Gottesdienste, die jeden Abend um 8¼ Uhr in der Johanneskirche stattfanden, waren stets sehr gut besucht, der Schlußgottesdienst am Sonntagvormittag sah die geräumige Kirche voll besetzt. Hier kamen vor allem viele, die sonst selten oder nie zur Kirche zu kommen Gelegenheit haben, viele Geschäftsleute, kleine Beamte, kinderreiche Mütter und Männer der Arbeit unter den Segen des Wortes Gottes, und ihre Wiederkehr von Abend zu Abend zeigte, welche Kraft auch an ihnen das Evangelium bewies. Mit besonderer Freude und Genugtuung kann festgestellt werden, daß der seitens der Kirche berufene Evangelist, Prediger Kaiser, nicht nur durch seine glaubensfrohe und liebeswarme Persönlichkeit und die Kraft seines Zeugnisses, sondern auch durch die durchaus „gesunde Lehre" und biblische Klarheit seines

Standpunktes sich auszeichnete. Es gibt wohl wenig Evangelisten, die so wie er das volle Verständnis für die Bedeutung und den Segen der Kirche und ihrer Arbeit mit der wärmsten Sympathie für gesunde Gemeinschaftspflege verbinden. Als ein bleibender Gewinn dieser Evangelisation darf es angesehen werden, daß in allen Gemeinden denjenigen Gemeindegliedern, welche den Wunsch nach kirchlicher Gemeinschaft tragen, Gelegenheit hierfür gegeben sein wird. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Beispiel, das unsere Kreissynode gegeben hat, Nachahmung fände — am besten, wenn jede Provinzialkirche wenigstens für ihren Bezirk die Evangelisation dem Organismus des kirchlichen Lebens durch Berufung und Aussendung von geeigneten Evangelisten je nach Bedürfnis eingliederte. (Ref.)

Eine „Positive Vereinigung der Freunde des Apostolischen Glaubens in Elsaß-Lothringen" hat sich gebildet und der Evang. Konferenz in Baden angeschlossen. Wir geben einiges aus ihren Satzungen wieder:

§ 1. Wir halten fest an der apostolischen Glaubenslehre, wie wir sie in der Bibel und damit übereinstimmend im apostolischen Symbolum dargestellt finden, und begehren derselben möglichst treu nachzuleben.

§ 2. Ueber die konfessionellen Unterschiede stellen wir, was uns eint.

§ 3. Wir verbinden uns zu dem Zwecke, uns gegenseitig in unserem Glauben zu stärken und zu fördern, sowie gemeinsam für den gemeinsamen Glauben und dessen Werke einzutreten.

§ 4. Jede sogenannte wissenschaftliche Theologie, die sich nicht unter den Glauben an den Sohn Gottes beugt, oder die das Heilige mit profaner Methode behandeln zu dürfen wähnt, lehnen wir ab, halten aber jede wissenschaftliche Arbeit in Ehren, welche dem apostolischen Glauben dienen will und insonderheit uns über das von den Aposteln uns hinterlassene Christentum besseren Aufschluß bringt oder das überkommene heilige Gut für die Gemeinde fruchtbar macht.

§ 5. Die Vereinigung hält jährlich mindestens zwei Versammlungen ab, in welchen wir zu Gebet und Erbauung zusammentreten und in welchen praktisch theologische und brennende Tagesfragen erörtert werden.

§ 8. Mitglied kann werden, wer schriftlich oder mündlich einem Vorstandsmitglied seine Uebereinstimmung mit den Statuten erklärt und sich zu einem jährlichen Beitrag von einer Mark verpflichtet.

Ueber die Aufnahme entscheidet der Vorstand.

Pastor Wurth-Bretten schreibt dazu u. a.:

Es ist besonders erfreulich, daß es den Freunden gelungen ist, über die in Elsaß-Lothringen teilweise noch stark trennende Wand verschiedener reformatorischer Bekenntnisse hinweg einander die Hand zu reichen und sich als gleichberechtigte, vollwertige und begehrenswerte Brüder anzuerkennen, ja miteinander zu arbeiten. Dabei hat jeder seine Ueberzeugung gewahrt und niemand seine konfessionelle Besonderheit preisgegeben, wie das ja auch in Hessen nicht der Fall ist. . . .

Es ist damit ein räumlicher Abschluß des Zusammenschlusses erreicht: Baden, Hessen, Rheinpfalz und Elsaß-Lothringen stehen in der Führung der positiven Männer zusammen. Es handelt sich nun darum, diese Vereinigung auch fruchtbar zu gestalten. (Ref.)

Der Gesetzentwurf der russischen Regierung betreffs Glaubensfreiheit.

Darüber schreibt die „A. E. L. K." wie folgt:

In No. 15 wurde auf Grund der vom Ministerpräsidenten Stolypin in der Reichsduma gemachten Aeußerungen die Vermutung ausgesprochen, daß eine Gewährung wirklicher Gewissensfreiheit kaum zu erhoffen sei. Diese Vermutung stellt sich jetzt als zutreffend heraus, nachdem der Minister des Innern den diesbezüglich angekündigten Gesetzentwurf der Duma übergeben hat. Der „Reg. Anz." berichtet, daß dieser Gesetzentwurf von dem Grundsatze ausgehe, daß die Verkündigung der Gewissensfreiheit durch das allerhöchste Manifest vom 17.|30. Oktober 1905 keineswegs die volle Trennung der Kirche vom Staate bedeute. Der Staat müsse vielmehr die religiössittlichen Grundlagen im Volksleben als Hauptbedingungen der Existenz und Entwickelung der Gesellschaft respektieren und könne daher nicht davon Abstand nehmen, sowohl Gotteslästerung, wie Schmähung des religiösen Glaubens und der Kirche, Störung des Gottesdienstes und ähnliche Vergehen nach wie vor unter Strafe zu stellen. Ferner bedinge die Gewissensfreiheit keineswegs ein vollkommen gleiches Verhalten des Staates zu allen Glaubensbekenntnissen, daher müsse der Schutz des Staates in erster Linie den christlichen gelten, ohne indessen den nichtchristlichen versagt zu sein.

Hinsichtlich der Vorzugsrechte der griechisch-orthodoxen Konfession sei im Gesetzentwurf ausgeführt, daß sie dank der Jahrhunderte alten Bande, die sie mit dem russischen Staate verknüpfen, eine prävalierende und dominierende Stellung einnehmen müsse, um so mehr, als eine solche in den Grundgesetzen vorgesehen sei. Daraus folge indessen noch nicht, daß ihr durchaus und vollständig alle ihr durch die geltenden Gesetze gewährten Vorrechte erhalten bleiben müßten, zumal insoweit, als diese weniger zur Wahrung ihrer herrschenden Stellung, als vielmehr zur Einschränkung der Rechte anderer Bekenntnisse gereichen. Die Wahrung solcher Vorrechte wird im Entwurf als unbedingt unvereinbar mit dem Begriffe der Gewissensfreiheit anerkannt, und ihre Beseitigung als notwendig erachtet.

Nach diesem Gesichtspunkt sind die Vorrechte der griechisch-orthodoxen Kirche in zwei Gruppen geteilt. Zu der ersten dieser Gruppen (der aufrecht zu erhaltenden) gehören u. a. die Zugehörigkeit des Zaren und der Zarin, des Thronfolgers und dessen Gemahlin zur Staatskirche, die Anerkennung der Feiertage der griechisch-orthodoxen Kirche als bürgerlicher Feiertage, der Vorrang der Staatskirche bei öffentlichen, mit Gottesdiensten verbundenen Feiern, der weltliche Schutz ihrer Missionstätigkeit. Das Recht der Propaganda aber, bisher ein Reservat der Staatskirche, wird allen in Rußland anerkannten Religionsgemeinschaften, selbst den von der Orthodoxie abgefallenen Sekten gewährt, sofern es nicht als Waffe zum Kampf mit der orthodoxen Kirche benutzt wird, d. h. das Gesetz könne keine Handlungen zulassen, die auf Abwendigmachung von der Orthodoxie gerichtet sind. Deshalb bleibt Art. 90 des neuen Strafgesetzbuches in Kraft, der die mündliche oder christliche Aufforderung zum Abfall von der Orthodoxie zu einer anderen Konfession oder einer Sekte unter Strafe stellt.

Der Zar hatte, wie bekannt, ausdrücklich „Gewissensfreiheit" versprochen und sich ferner dafür verbürgt, daß alle von ihm versprochenen Reformen ausgeführt werden würden. Unter „Gewissensfreiheit" versteht man nun fraglos etwas anderes, als das im neuen Gesetzentwurf Gesagte. Wer

die Zustände Rußlands und das russische Justizwesen kennt, kann inbezug auf das neue Gesetz nur sagen, daß nach wie vor auf den anderen Konfessionen ein durchaus nicht zu rechtfertigender Druck lasten wird.

Zu diesen neueren Religionserlassen der russischen Regierung müssen auch die evangelischen Russen Stellung zu nehmen suchen. Leider ist ein dahin gehender Versuch anscheinend durch die Stellungnahme der Baptisten vereitelt worden.

Eine Konferenz evangelischer Russen (Slaven) fand am 25. Februar in Petersburg statt, um Stellung zu nehmen zu den neuen Religionserlassen der Regierung. Im „Christl. Orient", dem Organ der Deutschen Orient-Mission, berichtet darüber Past. Jack folgendes:

Eingeladen hatte der Petersburger Kreis und es erschienen Vertreter der drei Gruppen evangelischer Russen:

1. Die Paschkowitschen Kreise oder Petersburger Brüder, d. h. die auf freiem Boden stehenden Gemeinden zu Petersburg, Moskau, Kiew und Nikolajeff a. Djr. unter Führung von Kargel, dem Leiter der Petersburger Gemeinde,

2. die Baptisten, die weitaus größte Vereinigung unter Führung ihres Generals D. J. Masajeff, Präsident des Rostoffer Baptistenbundes mit ca. 40 Vertretern,

3. die evangelischen presbyterianischen Molokanen mit fünf Vertretern für ca. 40 Gemeinden unter Führung von G. S. Sacharoff, dem Sohne des Seniors.

Daß die Gegensätze hier aufeinanderplatzen würden, war mir von vornherein klar, denn es war gar nicht die Absicht der baptistischen Gruppe, eine brüderliche Zusammenarbeit zu fördern. . . .

Der Streit entbrannte über folgenden Punkt: Der kaiserliche Ukas verordnet, daß die Kinder zur Gemeinde gehören, — sehr vernünftig, denn wozu sonst?

Hiergegen erhob nun die baptistische Rechte Protest: die Kinder seien Heiden und würden erst durch Bekehrung und Taufe Gemeindeglieder. Der Punkt müsse also gestrichen werden. Dagegen wandte die Linke, die kindertaufenden Molokanen, ein, daß dieser Punkt bestehen bleiben müsse, denn 1. sei er wahr und vernünftig, da die Kinder gläubiger Eltern weder Pravoslaven (Russisch-orthodoxe) noch Heiden, sondern durch den Glauben der Eltern geheiligte Christen seien, und 2. habe er für 40 von ihnen vertretene evangelische Gemeinden seine Gültigkeit.

Der sehr gute Vermittlungsvorschlag des Zentrums (der Petersburger Brüder), „die Kinder gehören zur Gemeinde, aber aktive Glieder werden sie erst, wenn die Gemeinde sie für reif erklärt", der von der Linken angenommen worden wäre, wurde durch die baptistische Majorität abgelehnt.

Nunmehr erfolgte Abstimmung: Gehören die Kinder zur Gemeinde? — 5 ja, 10 enthalten sich, 50 nein — also "sic volo, sic jubeo" nein! —

Zwar versuchte man, den Riß noch einmal zu heilen, man strich den ganzen Punkt, erweiterte dafür den vorangegangenen und kam den presbyterianischen Molokanen so entgegen. Diese hatten ihre Ansicht in einem Memorandum zu Protokoll gegeben. Es war etwas scharf und wohl auch durch dies letztere Entgegenkommen in etwas überholt. Man erklärte, das Memorandum nicht annehmen und dem Protokoll nicht beifügen zu können,

obwohl sogar zwei Baptisten darauf hinwiesen, daß man verpflichtet sei, alles, auch den größten Unsinn, zu Protokoll zu nehmen.

Darauf erklärten unserer Freunde, die presbyterianischen Neu-Molokanen, eine gemeinsame Weiterarbeit für unmöglich und besuchten die Konferenz nicht weiter.

So endete dieser erste Versuch im großen Stil, eine Allianz der gläubigen evangelischen Russen zustande zu bringen, mit eklatantem Mißerfolg.

Die Mission und der Islam.

Bei der 3. Herrnhuter Missionswoche, die vom 15.—20. Oktober v. J. in Herrnhut abgehalten wurde, hatte Dr. J. Lepsius am 3. Tage den Vortrag über „Die Mission und der Islam." Die darin ausgesprochenen Gedanken, obgleich ihnen auch viel widersprochen wurde, scheinen uns dennoch so beachtenswert, daß wir sie hier wiedergeben nach einem im „Deutschen Volksfreund" davon gegebenen Auszug.

Dr. Lepsius wies zuerst darauf hin, wie diese beiden Großmächte nach der Weltherrschaft streben. Dann warf er die Frage auf: was der Islam überhaupt sei? Antwort: Er ist nicht eine selbständige Religion, sondern ist als eine judenchristliche Sekte zu beurteilen. Es läßt sich eine Brücke schlagen vom Christentum zum Islam über den Gnostizismus. Der Koran enthält nichts an religiösem Gut, was nicht auch Bestandteil des Alten oder Neuen Testamentes oder der jüdischen Legenden wäre. Der Islam macht noch immer große Eroberungen und verhindert die Ausbreitung des Christentums. Diese Macht anzugreifen ist eine Riesenaufgabe für die christliche Kirche. Ist sie derselben gewachsen? Soll die Aufgabe erfolgreich gelöst werden, so muß die Arbeit von allen Angriffspunkten aus alsbald begonnen werden, und das kann nur mit Hilfe der alten Heidenmissionsgesellschaften geschehen, die sich übrigens meistens in der Praxis bereits da und dort mehr oder weniger vor die Aufgabe der Mission an Mohammedanern gestellt sehen. Neue Gesellschaften sollen nicht zu diesem Zwecke gegründet werden. Wo der Islam gegenwärtig noch stark vordringt, wie in Afrika und Sumatra, besteht die nächstliegende Aufgabe der Heidenmission darin, der Islamisierung der Heiden vorzubeugen durch ihre Christianisierung. Beim direkten Angriff auf den Islam handelt es sich um einen Kampf gegen ein theologisches System; denn der Islam ist eine rationalistische Häresie. Zu ihrer Ueberwindung bedarf es einer starken Glaubenskraft und gesunden Theologie. Wir werden den Islam nur dann überwinden können, wenn wir imstande sind, die rationalistische moderne Theologie in unserer eigenen Mitte zu überwinden, da sie beide wesensverwandt sind. In der sehr lebhaften Diskussion zu diesem Vortrag erhob sich viel Widerspruch gegen die meisten, allerdings sehr kühn konstruierenden theoretischen Ausführungen des Referenten, während man seinen praktischen Forderungen zur Inangriffnahme der Mohammedanermission zustimmte.

Unter den Juden.

Eine große Veränderung geht gegenwärtig unter den Juden vor. Seit 1885 wurden 600,000 Neue Testamente in hebräischer Sprache unter ihnen verteilt. Jemand sagte kürzlich: „Noch vor 50 Jahren haßten die Juden den Namen Jesus und zeigten ihre Verachtung gegen ihn auf alle mögliche

Weise. Doch jetzt ist es ganz anders, Jesus wird von ihnen als ein großer Reformator und als der edelste Mensch, der je gelebt, anerkannt und gepriesen." — Es soll gegenwärtig wenigstens 250,000 Judenchristen geben, und etwa 3000 bekehrte Juden predigen das Evangelium. Das Verlangen der Juden nach Christo ist ein besonderes Zeichen unserer Zeit.

Literatur.

Verlag von Gust. Schlößmann, (G. Fick) Hamburg:

Lieder Paul Gerhardts. Mit Bildern von Rudolf Schäfer. 150 S. 4°. Elegant gebunden. Preis Mk. 5.

Wir haben im vorigen Jahrgang (1906) aus der Feder unsers Professors J. Lüder eine Lebensskizze von Paul Gerhardt gebracht, bei welcher auch der Dichter seine gebührende Würdigung fand. (Siehe Januar- und Märzheft im vorigen Jahrgang). Die früheren Angaben über das Geburtsjahr des Dichters neigten sich zu der Annahme, daß dasselbe auf 1606 falle; wie ja auch bei den Liedern Paul Gerhardts in der Regel dieses Jahr angegeben ist. Die neuere Zeit hat jedoch sich für das Jahr 1607 als Geburtsjahr Paul Gerhardts entschieden, und so brachte denn dieses Jahr zur 200jährigen Geburtstagsfeier des Mannes eine förmliche Flut von neuen Büchern, die zum Gedächtnis des Dichters herausgegeben wurden.

Von all den angezeigten Paul Gerhardt-Schriften ist uns persönlich keine bekannt geworden als die vorstehend genannte mit den prächtigen Bildern von Rudolf Schäfer. Diejenigen unserer Leser, welche den Deutsch-amerikanischen Jugendfreund unserer Synode lesen, können daselbst im Maiheft dss. Jahres Seite 134, 139 und 144 Proben der Bilder finden, die dem vorstehend genannten Buche entnommen sind.

Es ist nur eine Auswahl von 27 Liedern, die das Buch gibt. Der Text ist in einer Lesart gegeben, die nicht allen gefallen wird, z. B. „Häupt" statt Haupt und ähnl. Indessen, das Buch will weniger durch die Lieder als Erbauungsbuch dienen, wozu andere Ausgaben ohne Bilder geeigneter sein mögen, als vielmehr ein ästhetisches und dabei doch tief religiöses Interesse befriedigen durch die zu jedem Liede beigefügten ergreifenden Bilder, die den Inhalt des Liedes auch ohne Worte tief in die Seele drücken. So sind zu dem Liede: O Haupt voll Blut und Wunden zwei Bilder gegeben: Das eine zeigt den dornengekrönten Kreuzträger, unter der Last des Kreuzes zusammenbrechend; das andere, zu dem Schluß des Liedes, zeigt einen eben entschlafenen Vater im Bette liegend, daneben ein Söhnlein sitzend, das kaum den Verlust ahnt, den das Sterben des Vaters ihm bereitet; zu den Füßen des Vaters die weinende Mutter. Von dem Künstler, der die Bilder geschaffen, wird mit Recht gesagt: Deutsch-evangelisch ist diese Kunst. Ludwig Richter malte uns dieses evangelisch-deutsche Christenleben oft, wie es in der Gemüts- und Empfindungswelt der Frau, des Kindes, der Alten sich auslebt. Bei Rudolf Schäfer ist es uns, als wenn wir noch auf einen neuen Ton stoßen. Wenig Freuden, mehr Männer, Männer des Berufs, der Arbeit, des Wissens und Könnens, starkwillige, unverbogene Männer sind es, die wir wieder und wieder bei Rudolf Schäfer in köstlichen Typen finden, wie sie zum christlichen Wahrheitsgut sich stellen. Damit bekommt Schäfer auch einen glücklichen modernen Zug: männliches Christentum, wie es die natürliche Kraft nicht lähmt, sondern entfaltet und verklärt, möchte er uns darstellen. Und er kann's!

C. Bertelmanns Verlagsbuchhandlung, Gütersloh.

„Die biblische Grundlage für den Katechismus-Unterricht, nach der Ordnung des Kleinen Katechismus Luthers bearbeitet von Sup. Theodor Meinhold. Preis Mk. 1.50, geb. Mk. 2.

„Der Kreuzesweg unsers Heilandes" für evangelische Christen von J. Lorking, Pfarrer in Spenge. Preis 50 Pf. (10 Ex. Mk. 4, 50 Ex. Mk. 15.)

Sancta Sanctis von J. Lorking, Pfarrer in Spenge. Vorbereitung auf den Tag der Konfirmation. Preis: 50 Pf., 10 Ex. Mk. 4, 50 Ex. Mk. 15.

„Unser Taufbund", von E. Wacker, Pastor und Rektor der evangelisch-luth. Diakonissen-Anstalt zu Flensburg. Sieben Predigten über die Evangelien der Fastenzeit. Preis: Mk. 1.50, geb. Mk. 2.

Blaß, Prof. D. Dr., Professor Harnack und die Schriften des Lukas. — Papias bei Eusebius. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausg. von Prof. Dr. A. Slatter und Prof. Dr. W. Lütgert. XI. Jahrg. 1907. Heft 2.) Preis: Mk. 1.20.

Das Buch von Sup. Meinhold ist eine kurze, kernige Katechismus-Erklärung im Anschluß an Luthers Kleinen Katechismus, und kann auch leicht zur Vorbereitung auf den Religions- und Katechismus-Unterricht im Anschluß an unsern Katechismus gebraucht werden. Originell ist die Anlage darin, daß der Verfasser dem betreffenden Lehrstück zuerst eine oder etliche Schriftstellen zu Grund legt und daran die Katechismuslehre sich anfügen läßt. Das Buch umfaßt 108 Seiten und kann Pastoren und Lehrern an Gemeindeschulen zur Vorbereitung für die Unterrichtsstunden empfohlen werden.

Die zwei nächstfolgenden Schriften: „Der Kreuzesweg" und "Sancta Sanctis" sind für Schüler und Erwachsene, denen es mit Religion und Christentum ein heiliger Ernst ist, ausgezeichnete Hilfsmittel, um teils sich in anbetende Betrachtung der Leiden und des Todes Christi zu versenken und die praktisch-ethischen Folgerungen fürs eigene Herzensleben daraus zu ziehen; teils besonders die wichtigsten Heilslehren tief ins Herz und Gewissen einzuprägen und zu einer gründlichen Selbsterkenntnis, Selbstprüfung und Demütigung vor dem heiligen Gott anzuleiten in prüfenden Gewissensfragen und ernsten beigefügten Gebetsworten.

Das 4. Buch von E. Wacker: „Unser Taufbund", gibt in kurzem Rahmen 7 Predigten für die Fastenzeit. Die Themata sind: 1. Unsere Taufe und unser Taufbund; 2. Das Gebiet der christlichen Entsagung; 3. Das Wesen der christlichen Entsagung; 4. Das Ziel der christlichen Entsagung; 5. Der Glaube an Gott den Vater; 6. Der Glaube an Gott den Sohn; 7. Der Glaube an Gott den Heiligen Geist. Texte: Matth. 3, 13—17; 4, 1—11; 15, 21—28; Luk. 11, 14—28; Joh. 6, 1—15; 8, 46—59; Matth. 21, 1—9. Außer dem ersten Text sind es die Evangelien auf die sechs Sonntage in der Fasten, an welche der Verfasser seine Themata anknüpft. Das System ist natürlich zuvor festgelegt und dementsprechend werden dann die Texte den Themata entsprechend angewandt. Aber ein genaueres Eingehen auf den Gedankengang dieser Predigten enthüllt die überraschende Tatsache, wie sehr die angegebenen Themata doch im Text selbst jedesmal begründet sind.

Nachdem die erste Predigt von der Bedeutung der Taufe selbst und dem

Taufbund geredet und deren Wichtigkeit fürs ganze Leben gezeigt hat, geht der Verfasser in den drei nächsten über zu dem negativen Teil des Taufgelübdes: Ich entsage dem Teufel, (2.) seinem Wesen (3.) und seinen Werken. (4. Pred.) Dann kommen die drei Artikel des christlichen Glaubens originell aus dem Text entwickelt.

Das sind Predigtgedanken, wie sie für die Fastensonntage ganz angemessen sind, tief einführend in das Wesen des christlichen Glaubens.

Die nächste Schrift ist wissenschaftlichen Inhalts. Prof. Blaß, der seither heimgegangen ist, beschäftigt sich als Philologe und Textkritiker mit Harnacks Schrift: „Lukas der Arzt." Rühmend erkennt er an, daß Harnack wenigstens noch Respekt hat vor den altüberlieferten Schriften und sich nicht durch die neuere Tradition gefangen nehmen läßt, die dem Lukas die Apost.-Geschichte abspricht. Freilich auch an ihm hat er noch vieles zu tadeln, so z. B. seine dreiste und plumpe Verdächtigung des Lukas und anderes.

In dem 2. Teil beschäftigt Blaß sich mit dem vielgenannten Papias, dessen nicht vorhandene Schrift den gelehrten Kritikern zu so viel Hypothesen und Konjekturen in betreff des Johannes als Apostel und Johannes als Presbyter Anlaß gibt. Die ganze Schrift wird nur diejenigen Forscher interessieren, die in philosophische Detailstudien eindringen wollen und die kritischen Lesarten mit einander vergleichen und abwägen wollen.

Im Maiheft wurde Seite 238 ein Buch angezeigt von Trowitzsch & Sohn, Berlin: „Wenn ihr mich kennetet", auf welches wir heute zurückkommen müssen.

Das Buch enthält in drei Hauptabschnitten je drei Vorträge, die in sogenannten Evangelisations-Versammlungen in der Kurmark gehalten und in einzelnen Heften publiziert wurden. Diese Vorträge wollen dem Bedürfnis gebildeter Christen entgegenkommen und Fragen behandeln, welche in der Predigt nicht beantwortet werden können. Sie wollen Gemeindeapologetik treiben und Anleitung geben, wie in großen Städten namentlich durch solche Vorträge die falschen Zeitströmungen, die mit dem Mantel der Wissenschaft sich decken wollen, wirksam bekämpft werden können.

Zuerst behandelt Verfasser den Menschen und tritt dem Materialismus scharf entgegen, der mit falschen Behauptungen den Menschen nach Leib und Seele aus der Materie ableiten will. Wie töricht alle materialistischen Hypothesen sind und wie wenig sie das geistige Wesen des Menschen erklären, wird schlagend nachgewiesen.

Die Menschenseele wird als von Gott geschaffenes Wesen, Monade, dargetan. Dann folgt (im 2. Vortrag) die Frage: Wozu ist der Mensch geschaffen? Abgewiesen wird hier die rein diesseitige Weltanschauung, die in Arbeit und Genuß den Zweck des Menschen sieht. Das Menschlicheigentümliche ist der göttliche Keim in ihm, der zur vollen Entfaltung und Reife kommen soll und erst in Christo das Ziel erreicht.

Im 3. Vortrag wird der Zwiespalt zwischen Gott und Mensch, die Sünde, besprochen, die den einzelnen Menschen nicht zum Ziel kommen läßt. So bleibt das Ideal unerreicht. Die Kultur als solche bringt uns dem Ideal nicht näher. Auch die alten Religionen haben die Gemeinschaft mit Gott nicht zu stande gebracht, nur das Christentum ist die Tat und vollendete Tatsache der Gottesgemeinschaft: In Christo ist der Idealmensch erschienen und wird das Menschheitsideal erreichbar.

Der zweite Zyklus: Die Seele und ihr Heil ist ganz besonders bemerkenswert. Ausgehend von dem psychologischen Wesen des Menschen: Wille, Verstand, Gefühl, geht Verfasser hier auf die tiefsten psychologischen Probleme ein: 1. Die Frage von dem freien und geknechteten Willen; hier wird der tiefe Mangel an sittlicher Willenskraft als Charakteristikum unserer Zeit aufgedeckt; 2. dann wird die Indifferenz gegen die Erkenntnis der Wahrheit, die sittliche Gleichgiltigkeit und Erschlaffung des Erkenntnistriebes nachgewiesen und; und endlich 3. das ruhe- und friedelose Wesen der von Gott abgewandten Welt, der trostlose Pessimismus, der allem heutigen Weltwesen zu Grunde liegt, aufgezeigt. In geistreicher Weise verknüpft Verfasser die Temperamente mit den drei Grundschäden der Zeit. Die Temperamente werden als Stimmung, genauer Verstimmung, der Seelenkräfte charakterisiert, und die Heilung für die Schäden in Christo als König, Prophet und Priester angedeutet.

Im dritten Zyklus: „Sehet, welch ein Mensch", kommt die Frage: Wer ist Christus? zur Verhandlung, und es wird jeder vor die Selbstentscheidung gestellt: Entweder ihn lieben oder ihn hassen! Seine Mission ist: Seelenrettung! Und er kann nur der sein, als den er sich vor Kaiphas bekannt hat, oder seine sittliche Hoheit fällt dahin.

Diese Vorträge geben kräftiges Zeugnis für die Wahrheit des echten evangelischen Christentums und sind auch für die Ausarbeitung der Predigt von großem Wert, sofern sie eben die großen Schäden unserer sittlichschlaffen Zeit aufdecken und auf Christum als den Heiland der Seelen hinweisen.

Neue Schriften aus dem Verlage von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.:

Entwicklung und Offenbarung. Von Lic. Dr. Theodor Simon, Pastor an St. Lukas in Berlin. Broschiert Mk. 2.40.

Die Voraussage E. Häckels vom Jahre 1877 hat sich erfüllt: die Theologie werde sich so wenig, wie die andern Wissenschaften, dem Einfluß der Entwicklungslehre entziehen können. Unter der Herrschaft des in die Theologie eingezogenen Entwicklungsgedankens läuft nun der Begriff der Offenbarung sichtlich Gefahr, verdünnt oder gar aufgelöst zu werden. Dagegen führt die Ablehnung jedes Gedankens einer Entwicklung in der Offenbarung zum Abbruch der Brücken zwischen der Theologie und den anderen Wissenschaften. Dem Verfasser schien es, als schließe sich die unheilvolle Kluft sofort, wenn man dem Entwicklungsbegriff nur die nötige Aufmerksamkeit schenke. Der Entwicklungsbegriff, von dem sich die Theologen haben einschüchtern lassen, ist widerspruchsvoll in sich selbst, die ureigensten Vertreter eines rein naturwissenschaftlichen, mechanistischen Entwicklungsgedankens können nicht konsequent bleiben und bleiben es nicht. Die fortgeschritteneren Vertreter der Naturwissenschaft sahen sich genötigt, ihn anders zu fassen. Doch die Theologie wie sie einst zögerte, dem Entwicklungsgedanken in sich Raum zu gönnen, ist wiederum zurückgeblieben und wird heute noch schwer bedrückt von einem Entwicklungsbegriff, der in der sonstigen Wissenschaft schon beginnt, als ein überholter betrachtet zu werden. Der richtig bestimmte Entwicklungsbegriff hindert den der Offenbarung keineswegs. Vielmehr liegt in dem Begriff der Offnbarung ein Moment, das notwendig Entwicklung fordert. Bei der Anwendung des richtig bestimmten Entwicklungsbegriffes haben wir nicht nötig, Werte aufzugeben, die durch den bisherigen

Gebrauch des Offenbarungsbegriffes festgelegt werden sollten, weder die spezielle Lenkung der Geschichte durch eine göttliche Hand, noch die Bedeutung der Individuen und insbesondere des zentralen Individuums Christi für die göttliche Offenbarung unter den Menschen, noch die Absolutheit und Normativität des Christentums. Mit der höchsten Plerophorie unserer christlichen Ueberzeugung können wir die größte Weitherzigkeit in der Beurteilung der außerchristlichen Religionsentwicklung verbinden und alle gesicherten Resultate von der Einwirkung anderer Gedankenkreise auf die Bildung christlicher Vorstellungen und Begriffe anerkennen.

Die Moderne und die Prinzipien der Theologie. Von Dr. Karl Beth, Professor der Theologie in Wien. Preis: Brosch. Mk. 5.50.

Erst in den beiden letztvergangenen Jahren ist die Frage, ob wir eine wirklich moderne Theologie brauchen und erreichen können, sehr in den Vordergrund getreten. Der Verfasser kommt bei gründlicher Behandlung des interessanten Materials zu einer durchaus bejahenden Antwort und zeigt sowohl die Notwendigkeit als auch den Weg, auf dem eine solche moderne Theologie unter völliger Wahrung des positiven christlichen Standpunktes zu erreichen ist. Das Buch ist die erste gründliche Behandlung des eminent wichtigen Gegenstandes, der von Professor R. Seeberg-Berlin und Generalsuperintendent Th. Kaftan-Kiel in die neueste theologische Diskussion eingeführt ist. Besonders reichhaltig ist die Untersuchung über das Wesen der Modernen, deren kompliziertes Gebilde nicht nur analysiert, sondern auch geschichtsphilisophisch gewürdigt wird. Bei Erörterung der Prinzipien der modernen positiven Theologie wird das Verhältnis der Theologie zur Philosophie und Erkenntnistheorie, zur modernen Naturwissenschaft und zur Religionsgeschichte ausführlich und mit neuen Gesichtspunkten besprochen. Wem die frische Weiterbildung der Theologie am Herzen liegt, oder wer der Weltanschauungsfrage überhaupt und den auf ihre Lösung gerichteten Arbeiten sein Interesse widmet, wird mit großem Gewinn zum Studium des Buches schreiten.

Die Schöpfung. Von Georg Lasson, Pastor an St. Bartolomäus in Berlin. Das erste Blatt der Bibel für unsere Zeit erläutert. In imitiertem Pergamentband geb. Mk. 1.40.

In diesem Bändchen, das zunächst durch seine geschmackvolle Ausstattung wohltuend auffällt, begrüßen wir ein apologetisches Werkchen ersten Ranges, das in weiten Kreisen segensvoll wirken wird. Der Verfasser betrachtet den biblischen Schöpfungsbericht als die klassische Formulierung des geistigen Verhältnisses zwischen Gott, Natur und Mensch. Auf die religionsgeschichtlichen Beziehungen der Vorstellungsweise des Berichtes zu den Anschauungen der orientalischen Religionen, besonders der Babylonier, wird sorgfältig Rücksicht genommen und das Gebiet der Naturforschung gegen die Sphäre der Geisteserkenntnis nach beiden Seiten gerecht abgegrenzt. Dadurch ist die Schrift zur Aufklärung gerade in unserer Zeit besonders geeignet.

Der Kampf um den Sinn des Lebens. Von Dr. Wilh. Schmidt, Professor an der Universität Breslau. Von Dante bis Ibsen. Erste Hälfte: Dante. Milton. Voltaire. Preis Mk. 5, geb. Mk. 6.

Die Frage nach dem Sinn des Lebens bleibt immer und überall die zentrale. Unsere Zeit, in der die Glaubensgewißheiten in nicht ganz engen Kreisen als erschüttert gelten, bedarf des Einblicks, wie vom Mittelalter an

bis in die aktuellste Gegenwart hinein die Frage von solchen Männern beantwortet worden ist, in welchen die sich ablösenden Entwicklungsepochen des Geisteslebens verhältnismäßig am geschlossensten zum unüberhörten Ausdruck kommen. Dante, Milton, Voltaire, Rousseau, Carlyle, Ibsen treten in dem vorliegenden Werke selbst vor den Leser, reden mit ihren Worten zu ihm und machen ihn zum vertrautesten Zeugen davon, wie sie wurden und nach und nach, in keinem Falle ohne Kampf, zu dem Einfluß gelangten, der weit über ihre Tage hinausreicht; ja, der vereint nicht nur noch unter und auf uns wirkt, sondern eben in der Krisis von heute erwogen werden will. Die zweite Hälfte folgt in kaum zwei Monaten.

Richard Mühlmanns Verlagsbuchhandlung, Halle a. S. (Max Grosse.)

Richard Rothe über Jesus als Wundertäter. Von Leop. Witte herausgegeben. 1907. Preis Mk. 1.

Nach einem von Rothe gegebenen Kolleg vom Jahre 1854. Rothe verteidigt hier die Wunder Jesu in absolutem Sinn und weist alle naturalistischen und mythischen Deutungen zurück.

Jesus Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben. Von Georg Schmidt, Pfarrer in Creuzburg (Ostpr.) Ein Jahrgang Predigten über die Eisenacher neuen evangelischen Perikopen. Preis: Mk. 5, geb. Mk. 6.

Der Verfasser ist nicht von der modernen Zweifelsucht angekränkelt. Kurze, kernige, rasch auf die Herzen der Zuhörer abzielende Glaubenszeugnisse sind die hier gebotenen Predigten.

Predigten über das Vaterunser. Von Richard Siebert, Pastor in Rixdorf-Berlin. Zweite Auflage. Preis: 80 Pfg.

„Einfachheit ist das Siegel der Wahrheit — diese Einfachheit ist in schöner Weise ausgeprägt in den Vaterunserpredigten von Siebert, deren Widmung Konsistorialrat Prof. Kawerau freundlichst angenommen hat.“ (Z. für Past. Theol.)

Bibelstunden über die Bücher Samuelis, Salomo und das Hohelied von W. Grashoff, Konsistorialrat. Zweite Auflage. Preis: Mk. 3, geb. Mk. 4. Eine prächtige Auslegung der Bücher des Alten Testaments, für alttestamentliche Gottesdienste sehr brauchbar.

Der Raum gestattet uns nicht, auf sämtliche neue Bücher genauer einzugehen.

Martin Luthers Werke. Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben von Pastor Lic. Dr. Julius Böhmer. In Leinen geb. Mk. 6. — (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Martin Luther, der als Schöpfer unserer Schriftsprache an der Schwelle der neuhochdeutschen Literatur steht, hat zugleich durch sein Lebenswerk die Fundamente zu unserer heutigen Kultur gelegt. Er ist der erste deutsche Klassiker gewesen, und wie Goethes Faust nur in einem protestantischen Volke entstehen konnte, so hat die Sprachgewalt des „Faust“-Dichters die tiefsten Wurzeln ihrer Kraft in Luthers Sprache. Damit ist schon ausgesprochen, daß die Wirkung, die von Luther, dem Reformator und Schriftsteller, ausgeht, dauern und immer neu einsetzen wird, solange es eine deutsche Sprache und Kultur gibt. Vergleicht man mit dieser umfassenden

Bedeutung seiner Wirksamkeit die Verbreitung, die heute die Schriften Luthers haben, so ergibt sich ein Mißverhältnis, das nur dann erklärlich erscheint, wenn man bedenkt, um wieviel Jahrhunderte doch Luthers Prosa hinter uns zurückliegt, wie kräftig und reich sich seitdem die Sprache, der er die Zunge gelöst, weiter entwickelt hat. Sollen darum Luthers Schriften, in denen noch so viel auch jetzt und für alle Zeiten Lebendiges ruht, heute in den weitesten Kreisen die gebührende Verbreitung finden, so muß ihre äußere Form der Schriftsprache unserer Gegenwart angenähert werden. Ferner ist unbedingt notwendig, daß aus der gewaltigen Menge seiner Schriften das ausgewählt werde, worin seine Persönlichkeit am stärksten sich ausspricht und worin sie am unmittelbarsten sich an das religiöse Fühlen und Sehnen unserer Zeit wendet. Das ist in der Ausgabe, welche die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart soeben in einem wenn auch starken, doch immer noch handlichen Bande zu außergewöhnlich billigem Preise darbietet, zum ersten Mal geschehen. Dem Ganzen geht eine Skizze von Luthers Lebensgang voraus, die zugleich eine Einführung in die Werke darstellt. Außerdem ist jeder einzelnen Schrift eine kurze orientierende Einleitung vorangeschickt. So liegt hier recht eigentlich die erste Volksausgabe von Luthers Werken vor, die in dieser Gestalt erst wieder recht lebendig und wahrhaft Gemeingut unseres Volkes werden dürften. — Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Luther-Ausgabe, wie durch ihren Inhalt, so durch ihre Ausstattung, sich zu einem erlesenen Festgeschenk von nie veraltendem Wert empfiehlt.

Siehe: Luthers Leben und Luthers Werke im redaktionellen Teil dieser Nummer.

Vom Verlag von C. Schaffnit in Düsseldorf kam uns zu:

Joh. Dose. „Der Held von Wittenberg und Worms." Preis: Mk. 4.50; in feinem Einband Mk. 6.

Während das vorangehend genannte Werk von Dr. Jul. Böhmer nur eine kurze Lebensskizze von Luther gibt, im Uebrigen aber eine Auswahl seiner wichtigsten und besten Schriften darbietet, gibt uns dagegen Joh. Dose eine Lebensbeschreibung Luthers, die uns den Mann in seinen Kämpfen und Leiden darstellt, und uns das Herz erwärmt für diesen Gotteshelden. Wir verweisen auf das, was an anderer Stelle in diesem Heft des Magazin darüber gesagt ist.

Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh:

Der Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Seminar-Direktor Lic. theol. E. G. Steude. 43. Jahrg. 1907. (Jan. —Dez.) Jährlich 12 Hefte. Mk. 6, mit Porto Mk. 6.60. — Mit „Theologischer Literaturbericht" und „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten" zusammen Mk. 8, mit Porto Mk. 9.20.

Inhalt des dritten Heftes: Der Glaube und die Geschichte. Von Konf.-Rat Prof. Dr. Jacoby. — Der alttestamentliche Prophetismus (Schluß) von Dr. D. Ed. König. — Zu „Unsere Erlösung durch Jesum Christum." Entgegnung von Dr. G. Samtleben. — Miszellen: Julius Kaftan. Pfennigsdorf. Eine wohlverdiente Zurechtweisung.

Theologischer Literatur-Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausgegeben von Pfr. J. Jordan. 30. Jahrgang 1907. (Jan. —Dez.) Mit der Beilage „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen

Literatur und verwandten Gebieten." Jährlich 12 Hefte Mk. 3, mit Porto Mk. 3.60.

Inhalt des dritten Heftes. „Paul Gerhardt-Literatur": I. Ausgaben. II. Wissenschaftliche Arbeiten. III. Volkstümliche Arbeiten. IV. Für Familienabende. V. Bildende Kunst. VI. Musikalisches. VII. Sonstiges. VIII. Kindergottesdienst. — Exegetische Theologie. — Historische Theologie. — Systematische Theologie. — Pastoraltheologie. — Kirchenrecht. — Praktische Theologie. — Zeitschriften. — Eingegangene Schriften. — Bücherschau. — Zeitschriftenschau. — Rezensionenschau.

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. 3. Jahrgang 1907. (Jan.—Dez.) Jährlich 12 Hefte. Mk. 5, mit Porto Mk. 5.60. Probeheft gratis.

Inhalt des dritten Heftes. Abhandlungen: Kirchenlied und Kirchenmusik in ihrer Bedeutung für unser Glaubensleben. Vom Herausgeber. — Ein Streiflicht auf die Diasporapflege des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses? — Allgemeine Mitteilungen. — Landeskirchliche Umschau: Bremen. — Königreich Sachsen. — Württemberg. — Westpreußen.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter. 13. Jahrg. 1907. (Jan.—Dez.) Jährl. 12 Hefte (mit ca. 150 Bild.) Mk. 3., mit Porto Mk. 3.60. Probeheft gratis.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfr. Jul. und Pfr. Paul Richter. 9. Jahrg. 1907. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern) Mk. 1, mit Porto Mk. 1.36. (In Partien billiger.) . Vorstehende beiden Blätter zusammen Mk. 3.75, mit Porto Mk. 4.35.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Der neue Reichstag. von Dr. Richard Bahr. — Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den steirischen Alpen. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Vom Schah. Vom Grafen Gobineau. — Martin Staub. Novelle von Albert Geiger. — Ostara, Osterfeuer, Osterhase und Ostereier. Von Dr. O. A. Freybe. — Ueber Wetten bei Pferderennen. Von Major a. D. R. Henning. — Unsere Töchter. Von Marie Diers. — Einiges von Kunst und Kultur. Von H. Walling. Türmers Tagebuch: Unbotmäßige Genossen und Kaiser Bebel. Liberal? Das böse Wahlrecht. Maulwürfe. Der neue Herkules. Politik und Bildung. — Das Bürgertum in der Kunst. Zum 200. Geburtstage Henry Fieldings. Von Dr. Karl Storck. — Giosuè Carducci. Von Otto Händler. — Einer der Letzten vom alten Burgtheater. Von Fritz Lemmermayer. — Gaukelspiele. Von Felix Poppenberg. — Der Kultus des Nackten. Ein prinzipieller Gesichtspunkt von Dr. Fr. W. Förster (Zürich). — Von der äußeren Erscheinung Christi. Von K. St. — Bilderwerke. Von St. — Wo steht Richard Strauß? Von Dr. Karl Storck. — Ist eine schweizerische nationale Musik möglich? Von Karl Storck. — Ein Sänger Gerhardts. Von St. — Kunstbeilagen: Ludwig Fahrenkrog: Es ist vollbracht. Jesus predigend. Ecce homo. Michelangelo: Christus im Jüngsten Gericht. Leonardo da Vinci: Christuskopf (Studie). — Notenbeilage: Die sieben Worte, die der Herr Jesus am Kreuz geredet. Ged. von Paul Gerhardt. Komp. von Friedrich Mergner.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 9. Band. St. Louis, Mo. September 1907.

Das neutestamentliche Evangelistenamt.

Von P. G. A. Zimmer von Ulbersdorf, De Soto, Mo.

„Gottgewollt ist jede historische Entwickelung, die aus religiösem Interesse unter dem Hauche des heiligen Geistes erwächst."
Friedrich Nippold.

§ 1. Begriff und Wesen des Evangelistenamtes.

Das Herrenwort: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen, Matth. 18, 20, war eine Verheißung, zu deren Verwirklichung jeder Gläubige in der ersten christlichen Gemeinde (der Ecclesia) etwas beitragen sollte. Wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, da wissen die allerersten Christen: da ist Jesus Christus selber ganz persönlich mit seiner Gegenwart da, der Heiland, der zum Himmel aufgefahren, ist in solcher Versammlung jedem einzelnen Gliede fühlbar nahe.

Deshalb ist in diesen Versammlungen auch eine volle und ganze Gemeinschaft im Herrn hergestellt. Es gibt da keinen Unterschied zwischen Mann und Weib, zwischen Freien und Knechten, sie sind alle miteinander nun Brüder und Schwestern in Christo, durch sein Blut erkauft, eine Gemeinde der Heiligen, eine christliche Kirche. Weil aber der Herr, der Stifter der Kirche, in einer solchen Vereinigung selbst gegenwärtig ist, bedarf es nach der Anschauung der apostolischen Gemeinden, die wir zusammenfassend als „die Urkirche" bezeichnen, auf grund der neutestamentlichen Schriften keines speziellen Priesteramtes mehr, da jetzt jeder Christ ein Priester Gottes, des Höchsten, ist. Das bekundet auch Petrus, wenn er schreibt: „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht." 1. Petri 2, 9.

Es gibt also nach dem Neuen Testament ein allgemeines Priestertum*), dessen Vertreter jeder lebendige Christ ist. Darum suchen wir in

*) Vergl. Greiling, Urverfassung der apostolischen Christengemeinde. Seite 819; auch Calwer Kirchenlexikon, Bd. I., Seite 50 ff., Ausg. von 1891.

der Urgemeinde auch vergeblich nach einer formell amtlichen Organisation, im Blick auf die Verkündiger des Evangeliums. Denn zu der Zeit, da der glaubenstreue Almosenpfleger Stephanus seinen Christenglauben heldenmütig mit dem Märtyrertode krönt, da predigt, d. h. hier „evangelisiert" bald hernach, infolge der in Jerusalem anbrechenden Verfolgung, die gesamte junge Christengemeinde in ihrer Zerstreuung, (vergl. Apg. 8, 4—6, auch 26 ff. und Kap. 11, 19 ff.).

Nach dem Berichte des Lukas in Apg. 21, 8 war der εὐαγγελιστής als einzelner Christ ein Verkündiger der Heilsbotschaft von Jesus Christus, oder wie Martin Luther 2. Tim. 4, 5 übersetzt: „ein evangelischer Prediger" oder „Prediger des Evangeliums."

So führt uns das Neue Testament beispielsweise eine ganze Reihe von Männern an, die mit und neben den Aposteln des Herrn in der Wortverkündigung tätig waren. Diese Evangelisten, im tiefsten Sinne als Schüler der großen Apostel zu denken, sind uns zweifellos nicht alle in den apostolischen Schriften mit Namen genannt. Sicher anzunehmen ist, daß außer den mit Namen bekannten, noch viele andere in den Urgemeinden tätig waren.

Alle Evangelisten nun waren geistgesalbte Männer, denen der Herr infolge eines χάρισμα (= Charisma oder Gnadengabe) eine ganz besondere Geschicklichkeit zur Ausübung der Evangelisationsarbeit innerhalb der von den Aposteln gegründeten, aus Juden- und Heidenchristen sich bildenden Gemeinden gegeben hatte. Sie waren die örtlichen Gemeindepfleger, mitunter wohl auch die selbständigen Leiter der kleinen, vom Heidentum und von allerlei Verfolgung und Gefahr bedrohten, oft recht isoliert stehenden Christenhäuflein. Willig und bereit die Schmach Christi zu tragen, waren sie aber auch zugleich die Reiseprediger der Urkirche. Denn nur durch ihre treue Mithilfe konnten die vielen weit zerstreut in der heidnischen Diaspora lebenden einzelnen Christen und Christenfamilien, die sonst ohne jegliche direkte Verbindung mit den großen Hausgemeinden geblieben wären, erreicht werden, und das Feuer der ersten Liebe in solchen entlegenen, noch zu gewinnenden Orten, immer wieder frisch entfacht, emporlodern.

Treffend sagt deshalb ein deutscher Theologe der Gegenwart über diese Männer: „Sie sind später geradezu Reiseprediger von Gottesgnaden und Evangelisten in ganz hervorragender Weise." *)

Aus der Evangelistentätigkeit eines der sieben Apostelgehilfen, des ehemaligen Diakons oder Almosenpflegers Philippus ersehen wir nach Apg. 8, 40, daß der Beruf eines Evangelisten das Amt eines Missionars war, jedoch ohne die vom Herrn gegebene allumfassende amtliche Autorität eines Apostels.

Dies bestätigt ferner auch das, die Funktionen eines Evangelisten der Urgemeinde charakterisierende griechische Zeitwort euaggelizein, d. h.

*) Vergl. Erdmann: „Wie stellen wir Pfarrer uns zu der gegenwärtigen Evangelisations- und Gemeinschaftsbewegung?" Vortrag, Danzig, 1901.

missionieren. (Man vergl. auch 1. Kor. 1, 17 u. a. Stellen des Neuen Testaments.)

So war denn der Evangelistendienst*) auf grund von Eph. 4, 11; 2. Tim. 4, 5 ursprünglich eine der charismatischen Tätigkeiten, die von Nichtaposteln, d. h. von Diakonen und vielen andern mit prophetischer Gabe ausgerüsteten Laien, wie Agabus, Judas und Silas (Apg. 11, 27 u. 28; 15, 32; 21, 10), durch deren Aussprüche der göttliche Geist sein Licht leuchten ließ, im Dienste der Gesamtgemeinde Christi, ohne bestimmt festgesetzten Amtscharakter, und ohne daß diese Männer die Oberleitung der Kirche, die den Aposteln zukam, an sich zogen, aus freiwilliger Sichselbstindienststellung für den Herrn ausgerichtet wurde.**)

Es war, kurz gesagt, eine ins Praktische umgesetzte Betätigung der Aussprüche Christi und seiner berufenen Apostel. (Vergl. Matth. 9, 36 ff.; 10, 32 und 18, 20; Luk. 19, 10; 1. Thess. 5, 11 u. 14; Kol. 3, 16; Judä 20; Offb. Joh. 3, 2.)

§ 2. Die Stellung des Evangelisten gegenüber dem Lehramt in der urchristlichen Gemeinde.

Die urchristliche Kirche vertraute im Allgemeinen noch unbedingt auf die lebendige, alle ihre Glieder durchströmende Kraft des Heiligen Geistes. Der Geist Gottes selbst erweckte aus dem eigenen Bestande der Gemeinde zu jeder Zeit die nötigen, mit dem Charisma, d. h. hier der Gnadengabe der Verkündigung des Wortes, ausgerüsteten Männer.

Wie sich in den Aposteln des Herrn das Wort Gottes zur Erbauung, Belehrung, Bestrafung und Führung der verschiedenen Gemeinden persönlich lebenskräftig und wirksam erwies, so zeigte es sich in seiner Mannigfaltigkeit auch vielfach unter den „Heiligen", den „Brüdern" in der Einzelgemeinde, nämlich unter den charismatisch begabten Evangelisten, Propheten und Lehrern. Ein Beweis dafür, daß der Geist wirket, wo er will, und daß bei Gott kein Ansehen der Person oder des Amtes in dieser Hinsicht etwas gilt.***)

In den Gegenden und Gemeinden aber, wo nicht ständig charismatisch begabte Männer sich befanden, um durch ihre prophetische oder lehrhafte Gabe den Christen zu dienen, da sehen wir alte, bewährte Christen aufstehen, die als „Aelteste" oder „Presbyter" griechisch: πρεςβύτεροι) an die leitende Stelle, die Spitze der Gemeinden treten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Männer, die sich gleichsam selber in

---

*) Vergl. hierzu: „Die Kirche im apostolischen Zeitalter", von Heinrich W. T. Thiersch. 3. verb. Aufl. Augsburg, 1879, S. 76 ff. und 80 ff.

**) Vergl. Abriß d. ges. Kirchengeschichte von Dr. J. J. Herzog. 2. Aufl. 1. Bd., § 6. Desgl. Real-Encyklopädie für prot. Theol. und Kirche, von Dr. J. J. Herzog, 11. Bd., S. 546. Ferner: Geschichte der christl. Kirche von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart, von Prof. Philipp Schaff, Mercersburg, Pa., 1851. 1. Bd. III. Buch, §§ 111 und 112. Ebenso: R. Rothe, die Anfänge der christl. Kirche und ihrer Verfassung, Wittenberg. 1. Bd., S. 837. — Hase, Streitschr. Heft II., Seite 35 ff.

***) Vergl. hierzu die trefflichen Ausführungen über diesen Gegenstand in R. Sohm, Kirchengesch. im Grundriß. 7. Aufl., Leipzig, 1892. 1. Kap., § 10 ff.; desgl. Phiipp Schaff, Gesch. d. christl. Kirche, 1. Bd., III. Buch, § 109.

den Dienst des Herrn und der Gemeinde stellten, die ältesten, im Christenleben und in der Nachfolge des Herrn erprobtesten, somit wohl auch mit dem örtlichen Gemeindeleben vertrautesten und am längsten der Gemeinde Angehörige waren.*)

Allein obenan in der Gemeinde steht als erste verantwortliche Autorität immer noch das Lehramt. Dasselbe ist aber weder von einzelnen Menschen, noch von der Gemeinde dem Inhaber desselben übertragen worden. Es wird allein durch das Charisma, die spezielle Gnadengabe des Heiligen Geistes, infolge göttlicher Berufung und Erwählung von seinem Träger ausgeübt.

Darum hat auch Keiner, der ein solches Lehramt bekleidet, irgendwelche amtliche Gewalt oder Amtsbefugnis in Gestalt eines rechtlichen Auftrages von gemeindewegen erhalten. Ausschließlich „selbst" haben sich diese Männer Gott geweiht und dadurch allein haben sie sich freiwillig, ohne jede menschliche Berufung, in den speziellen Dienst an der Gemeinde und ihren einzelnen Gliedern begeben. Als Beglaubigung solch edler christlicher Freiwilligkeit dient ihr Werk, ihre persönliche Arbeit und Tätigkeit, die in wirklicher Kraft und Autorität des Geistes ausgerichtet wird. So ist es ihre ganze Stellung und Persönlichkeit, ihr Reden und Tun, welches sie allen Gliedern der Gemeinde gegenüber als gottgeschenkte Träger des Lehramtes legimitiert und privilegiert. Auf grund dessen fordern sie auch Achtung, Gehorsam und Liebe von den Gliedern der Gemeinden. (Vergl. 1. Theff. 5, 12 u. 13; 1. Kor. 16, 16 u. 18.)

Diese geschichtlichen Tatsachen sind wohl zu beachten. Sie sind es wert, in der Gegenwart besonders von denen beachtet und studiert zu werden, welche, obgleich im evangelischen Predigtamt tätig, dennoch mit Vorliebe einem katholisierenden Amtsbegriff huldigen und sich zu Herren ihrer anvertrauten Gemeinde machen. Solchen Leuten dürfte es schwer werden, das Recht für ihre diktatorische Handlungsweise innerhalb ihrer Gemeinde, aus den einfachen Verhältnissen der ersten Christengemeinden zu begründen.

Es besteht zwar eine Wahl zum Apostel-, Evangelisten- und Aeltestenberuf innerhalb der Urgemeinde, welcher dann die Handauflegung mit fürbittendem Gebet für den so Gewählten folgt, vergl. Apg. 13, 2 u. 3; 2. Tim. 4, 5 in Verbindung mit 1. Tim. 4, 14; 6, 12; 2. Tim. 1, 6; 2, 2; Apg. 14, 23. — Doch so wenig eine solche in der versammelten Gemeinde vorgenommene Wahl den Gewählten zum Apostel macht, so wenig macht sie ihn zum Evangelisten oder Presbyter.

Denn Gott allein gibt diesen Männern ihr hohes Amt und bestätigt sie in demselben. Sein Heiliger Geist, von Christus dem erhöhten Haupt der Gemeinde, dieser zur Leitung verheißen, ist es, der dieselben der Gemeinde schenkt. (Vergl. 1. Kor. 1. Kor. 12, 28; Eph. 4, 11; Apg. 20, 28.)

Dieser Tatsache ist sich die Urgemeinde auch vollständig bewußt.

*) So z. B. 1. Kor. 16, 15 die „Erstlinge von Achaja."

Wenn sie aber dennoch eine Wahl vollzieht, so ist diese Gemeindewahl gleichsam nur die menschliche Anerkennung dessen, den Gott durch seinen Geist für die Gemeinde bereits erwählt hat. (Eine Analogie hierzu findet sich z. B. im Alten Testament bei Sauls Erwählung zum König von Israel, vergl. 1. Sam. 9, 17 ff.)

Darum hat eine Wahl, wie sie die Urgemeinde ausübte, nicht die weittragende Bedeutung, die ihr etwa heutzutage beigelegt wird. Sie hatte also nicht die Gestalt eines allezeit geltenden und zurechtbestehenden kirchenamtlichen Auftrages. Somit ist diese Wahl auch weder unbedingt notwendig noch überhaupt genügend, um einen Mann zum Evangelisten oder Gemeindeältesten (Presbyter bezw. Bischof) zu machen. Denn das Lehramt der urchristlichen Epoche ist einzig und allein ein Produkt göttlicher Geisteskräfte, welche sich in pfingstlicher Fülle noch innerhalb der Gemeinde Christi wirksam erweisen. Es ist nicht, wie in späteren Zeiten etwa, ein mit allen Rechten eingesetzter kirchenamtlicher Vorstand.

Die Konsequenz davon ist aber, daß das urchristliche Lehramt als solches allein keineswegs das ausschließliche Recht besitzt, die sakramentalen, geistlichen Funktionen der Gemeinde zu verwalten.

Denn wie in jeder Zusammenkunft der Gläubigen, die in Jesu Christi Namen geschieht,, die rechte Kirche, die Ecclesia, die Gemeinde der Heiligen, das Volk Gottes, die volle und ganze Gemeinschaft mit Christus, dem einzigen Hohenpriester, Haupt und Mittler seiner Gläubigen vorhanden ist, so ist da auch die wahre Taufe, das wahre Abendmahl, weil Christus als Zentrale aller christlichen Gemeinschaft in göttlicher, lebendiger Allgegenwart anwesend ist. Und deshalb kann diese „Gemeinschaft der Gläubigen“ nach der unumstößlichen felsenfesten Ueberzeugung des apostolischen Urchristentums, ohne irgendwelche Anwesenheit oder amtliche Beteiligung des, in der Gemeinde befindlichen Lehramtes, als Gemeinschaft in Christo selbständig handelnd auftreten, d. h. die heiligen Sakramente durch ihre aus Laien bestehenden Mitglieder allen denen, die sie begehren, austeilen.*)

Wie es einem jeden gläubigen Christen in der geordneten Gemeindeversammlung erlaubt und gestattet ist, das Wort zum freien Vortrag der Rede (Predigt) zu ergreifen, — („diese Lehrfreiheit ergibt sich ganz unverkennbar aus der Schilderung, welche Paulus von den gottesdienstlichen Versammlungen der Korinther entwirft, 1. Kor. 14, 23—36; denn die Geistesgaben waren keineswegs an ein Amt gebunden.“ Dr. Ph. Schaff) — so darf auch jeder einfache Christ in der Urgemeinde die sakramentalen Handlungen verrichten, d. h. er darf

*) „Dies Verhältnis zwischen den Beamten und ihren Gemeinden, welches bisweilen, obwohl nicht ganz passend, ein demokratisches genannt wird (so von dem Kirchenhistoriker Dr. R. Rothe), hängt eng mit der ungewöhnlichen Ausgießung des Heil. Geistes in der apostolischen Periode zusammen. . . . . . . Es spiegeln sich darin gewißermaßen die idealen Zustände ab, die mit der absoluten Erfüllung der Weissagung von der Ausgießung des Geistes über alles Fleisch eintreten werden.“ Ph. Schaff, in seiner „Geschichte der christlichen Kirche“, § 109, Seite 438 ff.

vollgiltig taufen und die Feier des heiligen Abendmahles in der Versammlung selbständig leiten.

Das vorhandene Lehramt ist zwar das berufene Organ für die geistlichen Handlungen der Gemeinde, doch sind diese, nach den Anschauungen des Urchristentums nicht notwendigerweise an dasselbe gebunden. Denn die alleinige, bestimmende amtliche Autorität ruht ihm sowohl in der Gesamtgemeinde, wie auch in jeder einzelnen kleinen Versammlung der Gläubigen, deren niedrigste Gliederzahl das Herrenwort Matth. 18, 20 angibt.

Diese breite Basis des altevangelischen Gemeindelebens bot naturgemäß einen idealen Boden für freies evangelistisches Wirken. Es war überall noch eine Zeit des Werdens, des Organisierens und Aufbauens, auch im christlichen Gemeindewesen. Festgeschlossene Synoden mit direkt amtlichen Präsidien gab es noch nirgends. Kein einziger lehrend oder predigend auftretender Christ wurde auf ein bestimmt formuliertes Bekenntnis, mit von andern unterschiedlichen Dogmen verpflichtet. Auch die Gottesdienste hatten noch kein bestimmt ausgeprägtes Rituell. Allein die Herrenworte und die Aussprüche der Apostel galten als Lehrgrund, doch so, daß die letzteren zur verständlichen Erklärung der ersteren dienten; keineswegs aber gleichwertig nebeneinander dastanden. In allem übrigen waltete die Freiheit evangelischer Ansichten, geleitet von dem Geiste herzlicher Bruderliebe, und das unerschütterliche Vertrauen auf die Geisteskräfte von oben.

In solcher Richtung tätig, behauptete sich die Stellung des Evangelisten, ohne irgendwelche Unzuträglichkeiten, sehr wohl neben dem eigentlichen Lehramt inmitten der Urgemeinde. Ja es bot vielerorts eine treffliche Ergänzung desselben.

Sein Zurechtbestehen basiert auf der, einem jeden wahrhaft gläubigen Christen zustehenden Befugnis der gleichen kirchlichen Handlungsfähigkeit. Diese absolute Gleichberechtigung ist ein fundamentaler Lehrsatz aller Gläubigen in der urchristlichen Gemeinde. Sie ist die einzige Grundlage des allgemeinen Priestertums, das sich in den ersten christlichen Gemeinden bald zur hohen Blüte entwickelt. Es gehört dies Evangelistenamt also zum vollkommenen Organismus einer idealchristlichen Gemeinde. Daraus entspringt im weiteren aber auch der glaubenskühne, krätig-mutvolle Quell des in Wahrheit echt apostolischen Christentums, welches gerade auf dem Gebiete der von Laien ausgeführten Evangelisationstätigkeit und damit verbundener christlicher Gemeinschaftspflege, in mancherlei hochinteressanten geschichtlichen Erscheinungsformen innerhalb der „allgemeinen christlichen Kirche," von der Apostel Zeit bis zur Gegenwart sein Dasein und Existenzrecht behauptet hat.

Speziell jetzt, da der immense Trieb nach vertiefender, das Glaubensleben der einzelnen Kirchenglieder weckender und neubelebender Evangelistenarbeit, und die gründliche, auf Herzenserneuerung abzielende Pflege des innigen, gesunden evangelischen Gemeinschaftslebens

in ganz besonders aktiver Weise in die Erscheinung tritt, so daß ihre Wirksamkeit sogar dem rationellen Namenchristentum Bewunderung abnötigt, — sucht dieser hochwichtige, auch der Kirche der Reformation verloren gegangene Zweig des freien biblischen Evangelistentums, seine ursprüngliche gottergebene Form mehr und mehr zurück zu erobern.*)

Daß dieses Ziel erreicht werden möge, ist gewiß aller wahren Gotteskinder herzlicher Wunsch. Ob aber der freie Evangelistenstand seinen alten, in den ersten Jahrhunderten der kirchlichen Entwickelung äußerst heilbringenden Wirkungskreis wirklich zurück erhält, das ist eine Frage, welche die Inhaber des Lehramtes in den heutigen Christengemeinden wahrscheinlich entscheiden werden.

Die Heilsordnung.

Von Pastor G. F. Schütze.

VI. Die Rechtfertigung und Gotteskindschaft.

(De justificatione activa et passiva.)

Es sei mir hier zunächst erlaubt zur Klärung von Mißverständnissen auf die editorielle Fußnote im Heft 1 des Magazins einzugehen. Das Wort Rechtfertigung kommt im Neuen Testament nur ein einziges Mal vor Röm. 5, 18. An dieser Stelle bedeutet es nach Cremer (l. c. S. 315) eine Rechtfertigungs t a t. Als solche ist sie Werk Christi und nicht des Heiligen Geistes, gehört also allerdings nicht hinein in die Heilsordnung. Aber halten wir uns auch an das von Paulus ja häufig und in einer ganz besonderen Weise gebrauchte Verbum δικαιοῦν= rechtfertigen, so müssen wir doch unsre Behauptung aufrecht erhalten. Als Autoritäten, die ebenfalls der Ansicht sind, daß Rechtfertigung nicht in den Rahmen der Heilsordnung gehöre, nenne ich C. Weizsäcker in Herzog Plitt R. E., 1. Aufl., Bd. 5, S. 684—690 und E. Wacker: Die Heilsordnung S. 6. 122. Es ist gewiß etwas mißlich, daß Rechtfertigung nun einmal ein Synonym von Sühne und Vergebung ist. Sagen wir also der Deutlichkeit halber noch einmal genau: Die Rechtfertigung, soweit wir sie als That Christi anschauen, gehört nicht in die Heilsordnung, weil diese von der Tätigkeit des Heiligen Geistes handelt.

Betrachten wir nun aber die Rechtfertigung als eine Tätigkeit des Heiligen Geistes, was sie ja unstreitbar ist, so ist sie allerdings ein Stück der Heilsordnung und zwar das letzte. Es hat immer seine große Bedenken, Bilder zu brauchen zur Beschreibung der Tätigkeit Gottes. Aber akzeptieren wir das in Heft 1 S. 10 gebrauchte Bild des Hausbaues. Der Giebel ist aufgerichtet (die Rechtfertigung). Nun folgt die Frage: Ist das nun das Endstück? Wir sagen: Ja, soweit es den

---

*) Vergl. hierzu die trefflich instruktive Broschüre: „Kirchliche Fragen der Gegenwart", von Rektor Chr. Dietrich. 2. Aufl., Kassel, 1888. Insbesondere Abschnitt VII., Seite 91. Desgl. „Gedanken über Evangelisation und Evangelistendienst", von E. L., Pfarrer. Gernsbach (Baden), 1892. — Ferner: Reformierte Kirchenzeitung, Cleveland, Ohio, Jahrg. 71, No. 12, Seite 185. Ebenso: „Die Gottesherrschaft als welterneuerndes Lebensprinzip", von L. Reinhardt, München, 1901., II. Aufl., S. 42—44 und 47 ff.

Zimmermann angeht. Nun kommt der Maurer, der Schieferdecker, der Maler u. s. w., aber der Zimmermann ist fertig. Ebenso mit der Heilsordnung. Sie findet, oder sollte doch wenigstens ihren Abschluß finden in der Rechtfertigung, daß der Sünder nun wieder ein Kind Gottes wird. Nun kommt eine ganz anders gerichtete Tätigkeit des einen Baumeisters, des Heiligen Geistes. Wenn der Sünder ein Kind Gottes ist, was will er mehr? Dann hat er das Heil in des Wortes umfassendster Bedeutung. Die heilsaneignende Tätigkeit des Heiligen Geistes ist damit vollendet.

Gehen wir nunmehr über zur Behandlung unsres eigentlichen Gegenstandes. Da darf Verfasser nun zunächst mit aller Entschiedenheit und Freudigkeit seine Uebereinstimmung aussprechen mit der Definition unsres Katechismus. Wenn es nämlich auch in manchen Lehrpunkten möglich und denkbar ist, daß Glieder einer Gemeinschaft verschiedener Ansicht sind (z. B. erwähne ich nur das Millennium), so ist es doch in der Rechtfertigungslehre, als articulo ecclesiae stantis atque cadentis, d. h. dem Materialprinzip der Kirche der Reformation, für evangelische Christen nicht gut möglich, verschiedener Ansicht zu sein. Die Rechtfertigung ist demnach diejenige heilsaneignende Tätigkeit des Heiligen Geistes, durch welche er dem Glaubenden die Vergebung der Sünden um Christi willen, die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi und die Aufnahme in die Kindschaft Gottes aus lauter väterlicher Gnade gibt und gewährt. Daraus ergibt sich dann ohne weiteres als der passive korrespondierende Zustand im Menschen die Gotteskindschaft.

Erkennen wir also die Richtigkeit dieser unserer Definition an, so ergibt sich daraus von selbst die Verkehrtheit des katholischen Lehrbegriffs von der Rechtfertigung als einer infusio iustitiae divinae. Schon Augustinus schreibt: Gratia dei iustificatur impius, i. e. ex impio fit iustus (De grat. et lib. arb.). Diese katholische Lehre fand ihren letzten, sanktionierten Ausdruck in der sechsten Session des Tridentinums, wo es heißt: Wenn jemand lehrt, daß die Menschen gerechtfertigt werden nur durch Anrechnung der Gerechtigkeit Christi oder nur durch die Vergebung der Sünden, mit Ausschluß der Gnade und Liebe, welche in den Herzen derselben durch den Heiligen Geist ausgegossen wird und ihnen innewohnt, oder aber daß die Gnade, durch welche wir gerechtfertigt werden, nur eine Gunst Gottes sei, der sei verflucht.

Wieder aufgenommen wurde diese katholische Lehre von der Infusion in der lutherischen Kirche des 16. Jahrhunderts durch Andreas Osiander, der unter Berufung auf Jer. 23, 6; 33, 16, wo es heißt: Jehova Zidkenu, eine Gerechtmachung durch Infusion der göttlichen Natur Christi in den Menschen lehrte. Wir erkennen aber in dieser Lehre eine Verquickung der Rechtfertigung mit der Heiligung, die auch nicht gestützt werden kann durch Hinweis auf Apok. 22, 11, wo es heißt ὁ δίκαιος δικαιωθήτω ἔτι, weil andere Codices lesen ὁ δίκαιος δικαιωσύνην ποιη-

σάτω ἔτι. Ueberhaupt ist diese letztere Berufung nicht grade glücklich gewählt, da δικαιοῦν nie eine Gerechtmachung bedeutet.

Um über unsern Lehrgegenstand zur Klarheit zu gelangen, müssen wie überhaupt erst den Sprachgebrauch der bibl. Termini eruiren, ehe wir (auf die deutsche Uebersetzung etwa gestützt) Schlüsse ziehen können. Bei dem Worte „rechtfertigen" erleben wir nun das äußerst seltene Beispiel, daß der Sprachgebrauch eines Mannes den ganzen bisherigen Gebrauch eines Wortes umstürzt, es also gewissermaßen umprägt und ihm einen neuen Inhalt verleiht. In der Profangräzität nämlich bedeutet δικαιοῦν niemals aliquem iustum reddere, sondern immer aliquid iustum censere, also zunächst a) für recht und billig erachten, dann b) urteilen, weiter c) verurteilen und sodann sogar d) verurteilen, zum Tode verurteilen und zuletzt e) endlich gar hinrichten. Daneben findet sich noch f) ganz selten die Bedeutung für das Recht jemandes eintreten. Also im klassischen und auch späteren Griechisch bedeutet δικαιοῦν, auch wo es mit persönlichem Objekt steht wie bei c) d) e) f) nie aliquem iustum reddere, sondern in Bezug auf jemand urteilen, was Rechtens ist. Belege hierfür findet man reichlich bei Cremer (l. c. S. 303 ff.).

Anders verhält sich der Sprachgebrauch im Alten Testament. Hier ist der klassische Terminus ZDK. Das Kal hat die intransitive Bedeutung gerecht sein, im Piel und Hiphil dagegen: als gerecht erscheinen lassen, als gerecht betrachten, den Behauptungen jemandes Recht geben, gerecht machen, d. h. zur Rechtbeschaffenheit, dem sittlich rechten, Gott wohlgefälligen Stande verhelfen (Dan. 12, 3), das Recht zusprechen, jemand für den erklären, der das Recht auf seiner Seite hat, ihn für gerecht erklären. Cf. Gesenius Lexicon, S. 654 (12. Aufl.). Dem entsprechend brauchen die LXX δικαιοῦν, wo im Urtext ZDK steht, und zwar als einen forensischen Terminus der Rechtsprechung. Doch ist im Unterschied zur Profanliteratur zweierlei zu bemerken, nämlich daß es 1) fast ausnahmslos mit einem persönlichen Objekt steht, daß es 2) stets zu Gunsten des Objekts gerichtet ist, also nie als strafen, verurteilen gebraucht wird. (Cf. Ex. 23, 7; Dt. 25, 1; 2. Sam. 15, 4; 1. Kön. 8, 32; Jes. 5, 23; Ps. 82, 3; Prov. 17, 15.)

Im Neuen Testament tritt zu diesem Gedankenkreis noch ein dritter alles überschattender Gedanke hinzu, nämlich die Beschränkung des δικαιοῦν lediglich und ausschließlich auf das religiöse Gebiet, welche Beschränkung im Alten Testament durchaus nicht statt hat (vgl. die angeführten Stellen.)

Zurückzuführen ist diese sprachliche Verengerung von dem sozialen und ethischen Gebiet auf das ausschließlich religiöse auf Paulus, der zuerst, besonders im Römer- und Galaterbrief, diese Lehre entwickelt hat. Um unsre Prüfung der Rechtfertigung auf ihren biblischen Inhalt zu erleichtern, können wir unsre Definition in fünf Stücke zerlegen und diese einzeln an der Bibel prüfen. Wir sagen also:

1. Die Rechtfertigung ist eine Tat Gottes;

2. Sie besteht in Vergebung der Sünde um Christi willen;
3. Und ferner in Zurechnung der Gerechtigkeit Christi;
4. Endlich in Erteilung der Kindschaft Gottes;
5. Und wird aus Gnade nur dem Gläubigen zu teil.

Die Heilige Schrift lehrt uns nun erstlich, daß da keiner gerecht ist, auch nicht einer (Röm. 3, 10), weil alle gesündigt haben (5, 12), so daß kein Fleisch durch des Gesetzes Werke vor ihm gerecht sein mag (Gal. 2, 16; Röm. 3, 20). Stehen wir damit also vor dem absoluten Bankerott der menschlichen Natur, so müssen wir die Rechtfertigung nicht in uns, sondern über uns suchen. Wo? Paulus sagt: Gott macht gerecht (Röm. 8, 33) und zwar durch das Blut Christi (Röm. 5, 9) ohne irgend welches Verdienst von unserer Seite (Röm. 3, 24).

Diese Rechtfertigung besteht nun zum andern aus der Vergebung der Sünde, daß die Sünde bedeckt und nicht zugerechnet wird (Röm. 4, 7 f.; 2. Kor. 5, 19; cf. Jes. 43, 24 f.;Mi. 7, 18); denn mit Sünden kann man nicht vor Gott bestehen (1. Pet. 4, 18; Eph. 5, 5). Sünder sind die Menschen aber alle (1. Joh. 1, 8; Röm. 3, 23). Sollen wir also vor Gott gerecht, d. h. schuldlos sein, so muß er selbst uns rein machen von der Sünde, und das geschieht eben durch Jesu Blut (Röm. 5, 9; 1. Joh. 1, 7; Apok. 7, 14). Unmittelbar mit dieser negativen Seite verknüpft ist aber die positive Seite der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi. Ein Beispiel aus der Rechtspflege mag das erläutern.

Nach § 130 unsrer Synodalstatuten muß das Urteil eines jeden Gerichtshofes ganz bestimmt schuldig oder unschuldig lauten und darf nicht in allgemeinen Redensarten bestehen. So ist es nun auch mutatis mutandis vor Gottes Gericht. Schuldig oder gerecht, ein Drittes gibt es nicht. Da Gott nun aber nicht will, wie wir eben sahen, daß wir schuldig sein sollen, so muß konsequenterweise sein Urteil gerecht lauten. Dem steht aber die Tatsache entgegen, daß de facto der Mensch ein Sünder ist. Aus diesem Dilemma kommen wir aber nur so, daß Gott eines anderen Gerechtigkeit für uns anrechnet. Und das ist nicht etwa eine Ungerechtigkeit; denn ähnliches geschieht auch im irdischen Gericht. Auch hier wird oft der Verbrecher freigesprochen, trotzdem er die Tat wirklich begangen, deren er angeklagt war, etwa aus Mangel an Beweisen. Er gilt nun für gerechtfertigt, obwohl er nicht gerecht ist. So wird auch im göttlichen Gericht der Mensch freigesprochen, allerdings nicht aus Mangel an Beweisen. Ist aber nicht die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi eigentlich eine Ungerechtigkeit? Gewiß nicht! Es ist ja kein Dritter benachteiligt, sondern Gott rechnet seine eigene Gerechtigkeit dem Menschen zu. Auch der Teufel kann sich nicht beklagen, denn anstatt der Menschen hat er ja den ungleich höheren Wert des Todes Christi empfangen. Das Wort des Origenes χριστὸς ἠπάτησε τὸν σατανᾶ ist eigentlich eine Blasphemie (Comm. ad Rom. 5, 7; C. Celsum 1, 31). Und die Verdammten dürfen auch nicht klagen, denn diese Zurechnung war auch ihnen angeboten.

Wie steht es nun mit der Rechtfertigung durch Zurechnung von

Christi Verdienst in der Bibel? Da stehen zunächst die Worte: das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet (Röm. 4, 3; Gal. 3, 6; Jak. 2, 23; Gen. 15, 6). Außerdem hören wir, daß die Gerechtigkeit von Gott dem Glauben zugerechnet ist (Phil. 3, 9), ohne Zutun der Werke (Röm. 4, 6), uns, so wir glauben, wird es zugerechnet (Röm. 4, 24). Zu beachten ist an allen diesen Stellen, daß sie nicht direkt ein Zurechnen der Gerechtigkeit Christi, sondern des Glaubens aussagen. Das könnte irreführen, als sei der Glaube die meritorische Ursache der Rechtfertigung. Daß dem nicht so ist, wird aber klar durch die Erwägung, daß der Mensch den Glauben nicht von sich selbst, sondern als ein Gnadengeschenk Gottes hat. Wer seinem eigenen Glauben irgendwie eine mitwirkende Kraft zu seiner Rechtfertigung zuschreibt, der setzt sein Vertrauen auf seine Gläubigkeit, anstatt auf Christi Blut, der hat noch nicht das: Rein ab und rein an. In dem Abschnitt von der Bekehrung haben wir das aber als unerläßlich nachgewiesen. So muß der Mensch sich hier hüten, daß er nicht rückfällig werde; sondern das Wort: Sie sahen niemand, denn Jesum allein, muß auch in der Rechtfertigung zu Tage treten. Die Zurechnung der Gerechtigkeit geschieht nicht *wegen* unsres Glaubens — der ist nur das empfangende und vermittelnde Organ, wovon noch mehr nachher — sondern *über dem Wege* unsres Glaubens *wegen Christi Verdienst* (cf. Gal. 1, 4; 2, 16 f.; 2. Kor. 5, 19 f.). So sagt Paulus es auch ganz ausdrücklich: Durch eines Gerechtigkeit ist die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen (Röm. 5, 18). Doch ist das natürlich nicht so zu verstehen, als ob im Sinne der Apokatastasis von vorneherein *alle* Menschen gerechtfertigt seien, daß Gott also der Stab Wehe aus der Hand gerissen, gleichviel ob der Mensch nach der Rechtfertigung begehre oder nicht; sondern diese Gerechtigkeit empfängt nur der Mensch, der an Christi Opfertod glaubt. So verstehen wir Röm. 3, 28: allein durch den Glauben und Eph. 2, 8. 9: durch den Glauben, nicht durch die Werke. Im Neuen Testament ist ja der Glaube nie ein beliebiger Glaube schlechthin, sondern stets der Glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes, so daß das die Rechtfertigung begründende Motiv Gottes allein das Blut Jesu Christi ist, vgl. Gal. 2, 16 mit 17 δικαιωθῆναι ἐν χριστῷ, 3, 20, der sich selbst für mich dahingegeben. 3, 13: Christus hat uns erlöst von dem Fluch, 2. Kor. 5, 21, in ihm die Gerechtigkeit.

Das Verhältnis zwischen Christo, der absoluten und unserem Glauben als der relativen Ursache der menschlichen Rechtfertigung illustriert recht treffend die bekannte Erzählung von Alexander dem Großen und seinem Erbieten, seinen verschuldeten Offizieren ihre Spielschulden zu bezahlen. Das ist gleichsam der Opfertod Christi, sein Anerbieten an alle Menschen: Ich trete für dich ein, mit meiner Gerechtigkeit decke ich alle deine Sünde zu. Dann kommt das zweite Stück: Etliche glaubten dem Worte des Königs und wandten sich an ihn mit der Bitte um Bezahlung ihrer Schulden. Das ist der Glaube, der nach 1. Joh. 1, 9 sich an den hohen Himmelskönig wendet und bittet: Tritt du für mich

ein. Und dann kommt die Rechtfertigung: Der König bezahlt für seine Diener. Sie waren nun niemand mehr schuldig. Des Königs Zahlung wurde ihnen angerechnet und sie waren der Schuld ledig. So hat Jesus unsre Schuld mit seinem Tode bezahlt, und darum erklärt Gott den an diesen Tod glaubenden Menschen nunmehr für gerecht, d. h. des Todes nicht mehr schuldig, obwohl er noch ein Sünder ist.

Der Zustand nun viertens, in den der Sünder durch die Rechtfertigung tritt, wird in der Bibel als die Gotteskindschaft bezeichnet. Wir haben hier zunächst eine Verschiedenheit in der Darstellung bei Johannes und bei Paulus zu konstatieren. Johannes faßt von vornherein seine ganze Soteriologie unter dem Gesichtspunkt zusammen: „die Macht Gottes Kinder zu werden" Joh. 1, 12. Die Gläubigen *sind* Gottes Kinder und ist noch nicht erschienen, was sie einst sein werden (1. Joh. 3, 2). Doch fehlt daneben auch nicht der adoptivistische Anklang an Paulus, daß wir nur Gottes Kinder *genannt werden*. Die Gotteskindschaft aber entsteht bei Johannes dadurch, daß wir aus Gott geboren sind (vgl. den Abschnitt von der Wiedergeburt).

Paulus dagegen berührt sich mit Johannes nur Tit. 3, 5, wo er das Absterben des alten Menschen und die Erweckung des neuen Lebensprinzips (Röm. 6, 2 ff.) als Wiedergeburt bezeichnet, aber nicht als Wiedergeburt zur Gotteskindschaft, sondern zum neuen Menschen. Erst *nachdem* der Sünder der Vergebung teilhaftig geworden, und durch den Geist in ein neues Lebensprinzip versetzt ist (Eph. 4, 24; Gal. 5, 25; Kol. 3, 10), also eine neue Kreatur geworden ist (Gal. 6, 15; 2. Kor. 5, 17), tritt die Bezeichnung: Kind Gottes ein (Röm. 8, 14—17; Gal. 4, 4—7; 3, 26; Röm. 9, 8). Insofern nämlich kein Verdammungsurteil mehr auf ihnen lastet (Röm. 8, 1) und sie die Gerechtigkeit vor Gott (vgl. oben) haben, so ist nun ihr Verhältnis zu Gott das eines in Gnaden angenommenen Kindes zum Vater.

Wir können diese Differenz zwischen Johannes und Paulus vielleicht so ausdrücken, daß Johannes in der Gotteskindschaft ein genetisches Schaffen eines Subjekts sieht, während Paulus dasselbe als imputatives Beilegen eines Prädikats ansieht, also dort eine wirkliche Geburt, und hier eine Adoption. Doch sind die Grenzlinien fließend. Jedenfalls ist der Zustand, der erreicht wird, bei den Aposteln identisch geschildert als völlige Liebe ohne Furcht (cf. 1. Joh. 4, 18 und Röm. 8, 15 ff.).

In diesen Zustand der Rechtfertigung gelangt der Mensch nun fünftens durch das Werkzeug des Glaubens. Ueber das Verhältnis des Glaubens, als des instrumentalen, zum Blute Jesu als dem kausalen Mittel unsrer Rechtfertigung haben wir schon gesprochen. Es erübrigt nur kurz die begründenden Bibelstellen anzuführen. In den nichtpaulinischen Werken schon heißt es: alle die an ihn glauben, werden nicht verloren (Joh. 3, 16). Dieser „ihn" ist ja natürlich Jesus, der Sohn, an welchen glaubend wir das ewige Leben haben (Joh. 3, 36) und nicht zu Schanden werden (1. Petr. 2, 6). Noch deutlicher sprechen das aber

aus die von Pauli Geist beeinflußten Schriften, also auch die des Lukas. Denn auch diesem sind glauben und selig werden zwei unzertrennliche Begriffe (vgl. Luk. 1, 45; 8, 12; Act. 16, 33). Aus Pauli Munde hören wir endlich, daß die Rechfertigung erfolgt für den, der von Herzen glaubt (Röm. 10, 10) und daß der nicht zu Schanden werden soll (Röm. 9, 33). Bekannt sind ja die folgenden Stellen: Röm. 3, 28; 5, 1; Eph. 2, 8. 9.

Es bleibt nun nur noch Markus 16, 16: „wer da glaubet und getauft wird". Dieses Wort steht in dem sicher unechten, aber auch sicher uralten Schluß des zweiten Evangeliums, und ist deshalb von Wichtigkeit für uns, weil es die Frage anregt: Können wir einen Zeitpunkt für die Rechtfertigung ansetzen? Unser Katechismus nun sagt über diese Frage ganz klar in Frage 98 und 126: in der heiligen Taufe. Es würde uns über den Rahmen unsrer Arbeit weit hinausführen, wenn wir den ganzen Umfang der Lehre von der Taufe mit ihren mannigfach umstrittenen Kontroversen behandeln wollten. Es sei hier nur festgestellt, daß in unsrer Definition nichts dagegen streitet, den Zeitpunkt der Rechtfertigung in die heilige Taufe zu verlegen. In der Taufe empfangen wir Vergebung der Sünden um Christi willen (cf. Act. 2, 38; Act. 22, 16); Zurechnung der Gerechtigkeit Christi (Gal. 3, 27) und Aufnahme in die Gemeinschaft mit Gott. Diese Gemeinschaft aber kann nur (vgl. oben) Kindschaft sein. Wenn nun aber auch die heilige Taufe das Sakrament der Berufung ist, so steht doch nichts im Wege, damit auch die Rechtfertigung zu verbinden; denn erstens können wir nicht zeitlich trennen und zum andern dürfen wir auch der Kindesseele nicht die Fähigkeit absprechen, alle diese Einwirkungen des Heiligen Geistes, Berufung, Erleuchtung, Bekehrung und Wiedergeburt in sich zu erleben.

Ist nun die Rechtfertigung durch die Taufe dem Menschen gegeben nicht nur, wie die reformierte Kirche will, versprochen und gewährleistet, so ist es allerdings möglich, daß der Mensch sich im Zustande der Rechtfertigung, der Gotteskindschaft befindet, ohne es zu wissen. Als ein klassisches Beispiel dafür dürfen wir den Zöllner im Tempel (Luk. 18, 14) ansprechen. Sein Kommen zum Tempel, sein Platz im Tempel, sein Reden und Tun im Tempel sind uns Zeugen dafür, daß dieser Mann bei Gott in Gnaden sein muß. Aber er spricht es nicht aus, er zeigt es nicht, noch zeigt es sich in seinem Leben sogleich. Wie ganz anders der verlorne Sohn! Die Umarmung des Vaters, der Kuß, der Ring, das Ehrenkleid, das Freudenfest bezeugen: Dieser war tot und ist lebendig, war ein Sünder und ist gerechtfertigt. Ein ander Beispiel von der unbewußten Rechtfertigung ist der Augustinermönch Martin Luther, wie er als ein getreuer Sohn seiner Kirche dem Frieden in endlosen Mönchsbußwerken nachjagte und doch die Ruhe nicht fand für seine Seele. Gesetzt den Fall, er wäre gestorben unter den selbstaufgelegten Reinigungen, wer möchte bestreiten, daß er mit dem Zöllner und Schächer doch als Gotteskind den Weg zum Paradiese gefunden haben

würde, trotzdem er noch in dem Schuldbewußtsein fest saß: Ach, meine Sünde, Sünde, Sünde. Wir exemplifizieren nachher noch weiter an diesem Beispiel und fahren fort jetzt mit der Behauptung, daß es noch heute oft der Fall ist, daß mit der Rechtfertigung nicht auch das Bewußtsein davon eintritt. Freilich öfter noch wird uns in der Seelsorge ein unberechtigtes Gerechtigkeitsbewußtsein entgegentreten. Dennoch gibt es auch heute noch Seelen, die wohl von eigener Gerechtigkeit gelassen und sich nur ganz an Christum gehängt haben, die aber irgendwie noch nicht zur vollen Freiheit der Kinder Gottes durchgedrungen sind, sondern sich viel Not und Sorge bereiten. Es ist das ein anormaler Zustand, der zumeist bei cholerisch-melancholischen Temperamenten sich findet, der aber überwunden werden muß; denn die Rechtfertigung muß zur Gewißheit des Gnadenstandes in der Kindschaft, zur Heilsgewißheit führen. Das geschieht aber durch den Heiligen Geist (Katechismus, Frage 100; Röm. 8, 15).

Zunächst nun ist die Tatsache festzustellen, daß die Erlangung solcher Heilsgewißheit möglich ist, ohne etwaige Selbsttäuschung oder Pharisäismus. Die katholische Kirche zwar kennt eine solche Gewißheit nicht. Sie stellt zwar als Garantie dafür auf die Absolution, aber schwächt diese wieder bis zur Bedeutungslosigkeit ab durch die Lehre von der Notwendigkeit guter Werke, von der Fürbitte der Heiligen u. s. w. Dadurch wird bewirkt, daß der Mensch, der es ernst nimmt, nie zur Ruhe kommt. So dürfen wir Luthers Anfechtungen im Kloster nicht sowohl ihm selber, als vielmehr dem System des Katholizismus zur Last legen.

Zu demselben Resultat, wenn auch auf ganz anderem Wege, gelangt die reformierte Kirche. Hier ist die Lehre von der absoluten Prädestination das Hindernis, das die Seele keinen Frieden finden läßt. Gehört der Mensch zu den Auserwählten oder zu den Verworfenen? Das ist die große Frage, von der alles abhängt, und die doch hier auf Erden niemand befriedigend beantworten kann, da sie von Gott schon vorher beschlossen ist.

Wie schön dagegen ist es, daß wir in der deutschen Kirche der Reformation durch Luthers Glaubensmut das feste, prophetische Wort haben, durch das wir dahin kommen, daß wir bekennen: Bis zum Schwören kann ich's wissen, daß mein Schuldbrief ist zerrissen. Der ganze große Liederschatz der evangelischen Kirche von Luther an mit seinem macht- und prachtvollen: Das Reich muß uns doch bleiben, und die ganze andere Wolke von Zeugen, die es uns sonntäglich wieder ins Herz ruft: Mir ist Erbarmung widerfahren, aus Gnaden soll ich selig werden, und nicht nur das, sondern daß ich bei Gott in Gnaden, — sie alle vereinigen sich mit uns in dem Bewußtsein der Heilsgewißheit.

Ja nun ist die Frage: Wie gelangen wir zu dem festen Bewußtsein des kindlichen Gnadenzustandes vor Gott? Unser Katechismus antwortet biblisch ganz korrekt: durch das Zeugnis des Heiligen Geistes (Röm. 8, 15). Ich möchte noch hinzunehmen 2. Tim. 2, 19 das Wort

von dem zweifachen Siegel: Der Herr kennt die Seinen und Abtreten von der Ungerechtigkeit.

Sören Kjerkegaard sagt einmal irgendwo, daß es für die Wahrheit des christlichen Glaubens nur einen vollgültigen, unwiderleglichen Beweis gibt, nämlich den inneren Beweis (argumentum spiritus sancti). Ebenso gibt es für die Heilsgewißheit nur ein vollgültiges, unwiderlegliches Zeugnis, eben wieder das des Heiligen Geistes. Alle äußerlichen Zeugnisse, und seien es die allergewichtigsten, können meine arme durstende Seele nicht davon überzeugen, daß sie gar nicht durstig ist. Und wenn die gesamte Klerisei auf Erden mit allen Kaisern und Königen, ja mit allen Engeln und Erzengeln einer angefochtenen Seele wollten schwören: Seele, was bist du so unruhig und betrübst du dich? Sie vermögen nur hinzuweisen auf die lebendige Wasserquelle, aber das löscht den brennenden Durst nicht. Da hilft eben nur der Trunk aus der Quelle. Zehntausendmal absolviert fährt die Seele fort sich in Zweifelhöllenqualen zu ängstigen, bis sie durch den Heiligen Geist die Erfahrung gemacht hat: Deine Sünde ist dir vergeben. Du brauchst dich nicht abermals fürchten, der Herr kennt dich als den Seinen. Göthe sagt mal ungefähr so: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Das dürfen wir auch sagen von der Gewißheit der Rechtfertigung: Treibt uns der Heilige Geist nicht, daß wir ohne Furcht in freudiger Gewißheit rufen können: Abba, lieber Vater, so werden uns alles Zureden und alle Bezeugungen wenig nützen.

Dagegen nun die Warnung zur Gewissenhaftigkeit und Selbstprüfung. In guten Tagen bildet sich mancher ein, ein Gotteskind zu sein. Aber da ist die Probe: Verläßt dich diese Freudigkeit auch in bösen Stunden, in Tagen der Anfechtung, oder im letzten Stündlein angesichts der Ewigkeit nicht; dann erst ist dies innere Zeugnis echt. Solche Stunden und Tage gibt es ja aber so manche im Leben, daß ein jeder die Erfahrung machen kann auch ohne die letzte Todesprobe. Vielmehr werden die vorangehenden Erfahrungen dazu dienen, das Zeugnis des Geistes für die letzte Stunde zu verstärken, so daß dem gläubigen Christen die Todesstunde keinen Schrecken mehr bietet.

Aber wem gibt der Heilige Geist solches Zeugnis? Nicht all und jedem, nicht dem Gerechten aus den Werken, sondern dem Glaubenden, nicht dem, der sich das Heil erschaffen will, sondern dem, der es erbetet. Joh. 3, 8. Der Geist fähret wohin er will, erzwingen läßt sich nichts, aber das ernstliche Gebet vermag viel.

Und diese Freudigkeit zum Gebet und beim Gebet finden wir beim fleißigen Gebrauch der Heiligen Schrift, d. h. wenn wir sie brauchen nach Jak. 1, 22. Da finden wir die beiden Siegel. Die Schrift sagt uns: Der Herr kennt die Seinen, oder wie der Heiland es uns noch tröstlicher mit seinen eigenen Worten sagt: Ich bin der gute Hirte und erkenne die Meinen (Joh. 10, 14). Aber dies Kennen ist nicht nur einseitig, sondern es muß als korrespondierende Seite haben: Ich bin bekannt den Meinen, darum trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Na-

men Christi kennt und nennt. Es führt uns das zum letzten Stück unsrer Abhandlung von der Erhaltung oder Heiligung.

Genau im strengsten Sinn genommen könnten wir die Heiligung aus unsrer Besprechung ausschließen. Aber insofern die Erhaltung des Heils nichts ist, als eine fortwährend sich wiederholende und erneuernde Heilszueignung, findet sie auch noch einen Platz in der Heilsordnung; denn das ist gewiß, daß die Tätigkeit des Heiligen Geistes überhaupt nicht abgeschlossen ist mit dem Gerechtsprechen. Sondern es heißt: Der Gerechte wird seines Glaubens leben, also nach Maßgabe der Norm, die ihm sein Glaube zeigt. Ist ein Mensch ein Kind Gottes, wird es seinem Vater zu Liebe und nicht zu Leide leben wollen, und das vermag er wieder nur durch den Heiligen Geist.

Inspirationsbegriff (Verbalinspiration).

Ein Referat approbiert von der Pastoral-Konferenz von Washington Co., Wis., 3. Mai 1904.

Von Pastor Otto Hille.

(Fortsetzung.)

These V. Heutiger Bibeltext. Alles bisher Gesagte und Festgesetzte inbezug auf die Inspiration der Heiligen Schrift hat volle Gültigkeit für unsere gegenwärtige Bibel; die Bibel, die wir besitzen, ist Gottes untrügliche Wahrheit vom ersten bis zum letzten Wort. Varianten und Fehler und Irrtümer in Abschriften und Uebersetzungen nehmen ihr nicht den Charakter, göttlich zu sein, objektiv reine Wahrheit darzustellen in jedem ihrer Worte. Widerspüche gibt es eine große Menge, aber sie sind nur scheinbar.

Sowohl der Referent als auch die Zuhörer, wie ich annehme, haben ohne Zweifel bereits immer an unsere heutige deutsche Bibel gedacht. Denn wir hätten ja nichts davon, wir würden uns nur in unfruchtbaren abstrakten Gedankengängen bewegen, wenn wir eine lange Auseinandersetzung machen wollten über eine Bibel, die wir in Wirklichkeit gar nicht mehr besäßen. Das würde sich nicht verlohnen. Darum möge diese fünfte These im Besonderen von unserer gegenwärtigen Bibel handeln. Wir möchten nicht gerne mit unserm Inspirationsbegriff erfunden werden als einer, der in die Luft streichet. Was hätten wir für Nutzen davon, wenn wir uns belehren ließen und glaubten, daß die Heilige Schrift, welche vor 2—4000 Jahren verfaßt wurde, für Gottes irrtumsfreies Wort zu halten sei, wenn wir aber beim Blick auf unsere heutige Bibel, die wir besitzen und worauf wir angewiesen sind, den Kopf wieder hängen lassen müßten und sagen: „Das ist etwas ganz anderes", oder: „das alles gilt wohl von dem Original, von den ursprünglichen Handschriften — ja wenn wir die noch hätten! — aber

nimmermehr von der heutigen Kopie. Ein Inspirationsbegriff hat gar keinen praktischen Wert, wenn er nicht anzuwenden ist auf die Bibel, die wir haben, sehen und lesen können.

Sobald wir aber alles über den Inspirationsbegriff Gesagte und Festgestellte von unserer heutigen Bibel geltend machen wollen, werden wir mit Eifer von vielen Seiten hingewiesen auf die Varianten, auf die Fehler in Abschriften und Uebersetzungen und auf allerlei sog. Widersprüche in derselben. Wir haben uns hier mit Tatsachen auseinanderzusetzen. Varianten, durch fehlerhafte Uebersetzungen und Abschriften entstanden, sind nicht zu leugnen, sie bestehen tatsächlich. Widersprüche aber können nur scheinbar sein und sind es auch, wie sich in einzelnen Fällen immer wieder erweist.

Die Fehler in Uebersetzungen und Abschriften zerstören nicht den Wahrheitscharakter der Heiligen Schrift. Gott hat sein Wort nicht nur als ein göttliches gegeben, sondern auch als ein göttliches erhalten. Das Erstere hätte sonst keinen rechten Zweck gehabt. Eine Sache erhalten, ist in vielen Fällen schwerer, immer aber viel wichtiger und notwendiger als sie ins Leben zu rufen. Lieber kein Haus gebaut, wenn es doch bald zusammenstürzen müßte, besser ein kirchlicher Verein bleibt ungegründet, wenn man ihn doch nicht wird aufrecht erhalten können. Gott hat sein Wort auf wunderbare Weise gegeben und hat es ebenso wunderbar vor Ausrottung und Vernichtung geschützt, vor äußerem und innerem Verderben bewahrt. Er hat die Heilige Schrift innerlich und äußerlich nach Inhalt und Umfang als reine Quelle der Wahrheit bis auf unsere Lebenstage erhalten, wofür wir ihm nicht genug danken können. Trotz aller Freiheit des menschlichen Willens der Uebersetzer und Abschreiber, trotz ihrer Irrtumsfähigkeit und der daraus hervorgegangenen zahlreichen Veränderungen des Wortlauts und Verrückungen des Sinnes ist doch stets die objektive Wahrheit in allen Aussagen gewahrt geblieben. Dieses kann man sich recht wohl denken und vorstellen, ohne zu jesuitischen Kniffen seine Zuflucht zu nehmen. „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen." Dieser Spruch gibt uns ein Zeugnis der göttlichen Oberleitung über den menschlichen eigenen Willen; und gilt das vom bösen Willen, wie vielmehr vom guten frommen Willen, wie wir ihn den Abschreibern zutrauen können. Man muß freilich einen guten Willen mitbringen, um der Bibel einfältig zu glauben; man muß in sich den Ansporn der Liebe zu Gottes Wort haben, von welcher auch gilt: sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Wir tun mit unserm Inspirationsbegriff weder uns selbst Gewalt an, noch muten wir andern die Annahme eines etwa unvernünftigen, gezwungenen Bibelglaubens zu. Nein, es bedarf nur einer tiefen und durchaus vernünftigen Vorstellung von der Weltregierung Gottes, um überzeugt zu sein, daß die Bibel im großen Ganzen wie im Einzelnen das geworden ist, was sie nach seinem Willen hat werden sollen; der Gott, der jedes Haar auf unserm Haupt gezählt hat, ohne dessen

Willen kein Sperling vom Dach fällt, der weiß auch um jeden Abschreibefehler und jede Variante, die zu „zehntausenden den kritischen Apparat unserer Bibeltexte belasten." Sollten wir uns darüber graue Haare wachsen lassen, weil wir die ursprünglichen Manuskripte nicht mehr besitzen und einen „schlechterdings" oder auch „einigermaßen" „kritisch reinen," „absoluten" und „originalen" Bibeltext bis ans Ende der Welt nicht besitzen werden? Sind wir darum eine ecclesia quaerentium, und nicht possidentium? Wir haben keinen Anspruch darauf, einen im Sinne der Kritik unfehlbaren Text und unfehlbare Uebersetzungen zu besitzen, wenn Gott uns fehlerhafte Texte und mangelhafte Uebersetzungen gibt und sie gebraucht, um uns mit seinem göttlichen Licht auch trotz dieser Trübungen zu erleuchten.

Vielen aufrichtigen Uebersetzern hat es der Herr gelingen lassen, andern weniger gut, vollkommen in keinem Fall. Unsere deutsche Bibel ist von Luther übersetzt, von andern redigiert und revidiert. Sie bedeutet uns wahrlich nicht nur Gottes Wort, wie wenn sie nur ein menschliches Dokument von Gottes Worten und Werken wäre, durch vieler Mittler Hände aus alter Zeit in Bruchstücken und Ruinen auf uns gekommen; sie ist uns Gottes Wort selber, denn sie reicht uns direkt die göttliche Wahrheit dar, das himmlische Gut, in, mit und unter dem äußerlich sichtbaren und hörbaren Element unserer eigenen Sprache. Und wenn wir die lutherische und reformierte Bibel einander entgegenhalten, so mag eine der andern vorzuziehen sein und dem Grundtext besser entsprechen, aber nebeneinanderstehend sind sie beide Gottes wunderbares Lebenswort. Sogar eine Uebersetzung wie die der Septuaginta hat Gott sich noch gefallen lassen. Man sollte denken, die Apostel hätten dieses Menschenwerk ganz und gar gemieden. Haben doch diese Siebzig an dem Wort willkürlich herumgemeistert, sind sie es doch gewesen, welche die scheinbaren Widersprüche zu vereinigen suchten und wahrlich nicht immer glücklich. Sie haben sich freie Uebersetzungen erlaubt, die heute wie Aenderungen erscheinen. Aber solange es dem Glauben ähnlich ist, läßt es sich der gute Gott gefallen; er protestiert nicht gegen dieses gutgemeinte Werk der Uebersetzung der LXX, er gebraucht es vielmehr, da es die einzig bekannte und verbreitete griechische Bibelübersetzung war, solange er sie gebrauchen konnte. Der interessanteste Fall in dieser Beziehung ist die weiter unten berührte Hebräerstelle Kap. 10, 5, wo ein Abschreibefehler der Septuaginta, der Fehler selbst, für eine göttliche Weissagung erklärt wird. Daß Gottes Wort absichtlichen, dasselbe schädigenden Verkürzungen und Zusätzen ausgesetzt ist und solche erfahren kann, lehrt uns Offb. 22, 18 u. 19. Eine katholische Bibel ist sicherlich eine minderwertige, und zwar wegen der absichtlichen Auslassungen einerseits und menschlichen Beimischungen andererseits. Die katholische Bibel will und soll ja auch keine einfältige, wortgetreue Wiedergabe der ganzen Schrift sein; sie ist so voll Tendenzen, daß sie eigentlich nur ein vom Kollegium der Kardinäle herausgegebenes Andachtsbuch zu nennen ist. Wie sehr ein solches Ver-

fahren, mit der Schrift umzugehen, zu verurteilen ist, sagt uns jene furchtbare Drohung Offb. Kap. 22. Dies Wort beweist zugleich, daß es hier und da von Gott zugelassen wird, daß Unaufrichtigkeit, Bosheit und Tücke seine Wahrheit entstellen. Die katholische Kirche hat ja auch im Tridentinum die Gleichstellung der Apokryphen mit den kanonischen Büchern des Alten Testaments ausdrücklich dekretiert und sich damit den Karren gründlich verfahren. So bringen seit Sixtus V. (1590) die neueren katholischen Vulgata-Ausgaben die alttestamentlichen Apokryphen inmitten der kanonischen Bücher. Als Anhang erst hinter das neue Testament gestellt, und durch kleineren Druck abgesondert folgen darin zuletzt das Gebet Manasse sowie das dritte und vierte Esra-Buch, mit der Notiz, daß diese Schriften extra seriem canonicorum librorum stehen. Es ist klar: weil die römische Kirche ihren eigenen Geist in den Aprkryphen fand, darum hat sie die meisten derselben kanonisiert. Aber es war eine eigenmächtige Neuerung gegenüber der Praxis der älteren Kirche, welcher Luther und die andern Reformatoren gefolgt sind.

In Wirklichkeit steht es mit den Varianten gar nicht so schlimm; wo vorhanden, alterieren sie selten den Sinn. Vom alten Testament sagt Prof. Kautzsch, wohl einer der besten Kenner seines Wortlauts: „Fast gänzlicher Mangel an Varianten. Unverändert wie ein granitener Fels steht seit Jahrtausenden das vielumstrittene Wort da mitten unter den tobenden Wellen." Im Magazin 1904, Seite 3, lasen wir im Verlauf einer eingehenden Studie über die alttestamentlichen Kodices: „Seit Esra also steht der Text unwandelbar fest und hat seitdem keine Aenderung mehr erfahren;" „die richtige Lesart des Textes stand seit Esra fest, die Mikra, und man suchte auf allerlei Weise und mit allerlei Kunstgriffen die Integrität des Textes zu sichern, z. B. durch Zählung der Worte, Verse und Buchstaben. Man wollte dadurch verhindern, daß irgend ein fremdes Wort eingeschoben werden könnte. Ehrfürchtige Scheu vor jeder Aenderung des Textes veranlaßte denselben Esra die verschiedenen Teile des Alten Testaments unverändert nebeneinander in den Kanon aufzunehmen, ohne die darin befindlichen Varianten, Differenzen, Widersprüche und Widerholungen auszugleichen. Z. B. die zweimal vorkommenden Psalmen und andere Parallelstellen. Es wäre ihm ja ein leichtes gewesen, einen wirklich einheitlichen Text herzustellen, aber aus Pietät vor dem Gotteswort unterließ er jede Veränderung des Textes und stellte lieber zwei einander scheinbar widersprechende Berichte nebeneinander.

Unter den Varianten des Neuen Testaments ist auch nicht eine, die eine andere Lehre verkündete, oder in Widerspruch mit der Heiligen Schrift stände: „er kam" für „Jesus kam," „seine Füße" für „Jesu Füße," „die Jünger" für „seine Jünger," „er nahm und brach" für „nachdem er genommen hatte, brach er," nämlich das Brot. Was fangen wir aber mit ganzen Partieen an, die in dem einen Kodex sich finden, in einem andern fehlen? Das soll auf's sicherste beweisen, daß die

Schrift unechte Stücke enthalte. Kann die Kraft dieses Beweises nicht einsehen; es trifft nicht unsere Inspirationslehre, wie wir sie bereits entwickelt haben. Die Heilige Schrift ist fürwahr kein totes, starres Besitztum der Menschen, sondern das bewegungsfähige, allerlei Sprachen der Menschen und Bedürfnissen der Zeiten sich assimilierende lebendige Wort Gottes; sie ist Gottes Eigentum gleichsam in dem Sinn, wie wir vom Verlagsrecht über ein Buch sprechen. Und „soll ein Autor nicht Macht haben in verschiedenen Auflagen zu seinem Werk dieses und jenes hinzuzufügen? Wenn Gott nachträglich diese oder jene Stelle hat einschreiben lassen, darf er das nicht? Wir nehmen an, daß dieser allwissende Gott, ohne dessen Willen kein Sperling zur Erde fällt, sich auch um Abfassung und Schicksal seines Wortes bekümmert hat. Der Gott, sagt Bengel, der die Haare auf unserm Haupte gezählt hat, wird auch die Buchstaben in seinem Wort gezählt haben. Wenn er in seiner Vorsehung diese Stellen Jahrhunderte lang in Millionen von Exemplaren und Hunderten von Sprachen für seine Menschheit zugerichtet hat, so sind sie uns, gleichviel von wem und wann eingetragen, von ihm gewollt, und also echt genug." (Vetter.)

Irgendwelche Zusätze oder Auslassungen, wodurch der Umfang des Textes verändert wurde, konnten so wenig wie irgend eine Variante ohne Gottes Wissen, Willen und wohlbedachte Zulassung geschehen. Ob nun solches zur Verbesserung oder, wie's der menschlichen Vernunft oftmals erscheint, zur Verwässernug und Entleerung dient, ob dadurch der betreffende Vers oder Schriftabschnitt in seiner Bedeutung gehoben wird oder heruntersinkt, eins ist gewiß, der Allmächtige und Allweise hat wohl Sorge getragen, daß der Wahrheit an sich nichts vergeben ist, daß kein Greuel einer Lüge oder Unwahrheit die Ehre seines Namens in seinem Worte befleckt.

Werden wir gerichtet werden wegen eines jeden unnützen Wortes, das wir geredet haben, so ist gewiß, daß niemals und am wenigsten an jenem großen Tage jemand mit Recht wird sagen können: Du, Herr, hast so viele unnütze Worte in deinem Buche und verlangst von uns Unwissenden nun eine so harte Rechenschaft! Vielmehr steht geschrieben: „Auf daß du Recht behaltest in deinen Worten und rein bleibest, wenn du gerichtet wirst." Wie man auch dann wahrhaftigen Madeira hat, wenn man ihn mit reinem Wasser verdünnt, so mögen die Zusätze wohl die Quantität, aber nicht die Qualität als Gottes Wort verändern.

Es läßt sich ja freilich annehmen, daß die gemachten Veränderungen im Wortlaut des Textes gewöhnlich eine Verschlechterung und Verflachung desselben bedeuten. Hier liegt die Berechtigung und der Gewinn der exegetischen Studien. Jeder Theologe weiß und erfährt, wie die hebräische und griechische Exegese, trotz des beschwerlichen, wissenschaftlichen Handwerkszeuges, äußerst fruchtbringend ist für Auslegung und praktische Anwendung des Textes.

Stellen wir uns unsere deutsche Bibel im Grundtext neben ein-

ander, so haben wir also zwei verschiedene von Gott gegebene Ausgaben seines Wortes vor uns. Beim näheren Vergleich treffen wir auf Schritt und Tritt Worte und Sätze an, die sich nicht ganz genau decken. Gibt es doch viele Worte im Hebräischen und Griechischen, die sich überhaupt nicht mit einem entsprechenden deutschen Wort genau wiedergeben lassen; solche müssen dann entweder durch mehrere Wörter oder mit einem besondern Satz umschrieben werden, oder man begnügt sich, sie durch einen nächst verwandten Ausdruck zu ersetzen. Auch Partizipialbildungen machen manche Schwierigkeiten. Man hilft sich in alle dem, so gut man eben kann, aber es bleiben Notbehelfe, Unvollkommenheiten. Eph. 3, 19 lautet ursprünglich im Griechischen wörtlich: „Auf daß ihr erkennet die alle Erkenntnis übersteigende Liebe Christi;" bei Luther: „erkennet, daß Christum lieb haben besser ist, denn alles Wissen." Beides ist mir und doch auch den Amtsbrüdern Gottes Wort, wiewohl die Uebersetzung sich anfechten läßt. 2. Petri 1, 19 hat die revidierte Bibel richtiger, buchstäblicher: „Wir haben desto fester das prophetische Wort." Luthers Uebersetzung ist keine korrekte Uebersetzung, aber besseres, richtigeres Deutsch: „Wir haben ein festes prophetisches Wort." Nur eine Lesart entspricht grammatisch dem Original. Aber gilt uns nicht beides für Gottes Wort? Psalm 33, 4 für: „alle sein Tun ist in Treue," „was er zusagt, das hält er gewiß." Psalm 63, 7 für: „wenn ich dein gedenke auf meinem Lager, so sinne ich Nachtwachen lang von dir." Luther: „wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich, wenn ich erwache, so rede ich von dir." Psalm 68, 21: „Gott ist uns ein Gott zu vieler Hilfe und Jehovah, der Herr, hat Auswege für den Tod." Dafür Luther sehr frei: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn, Herrn, der vom Tode errettet." Psalm 73, 25 hat Luther: „Wenn ich nur dich habe" u. s. w. . . . volksbekannt und in vielen Bibeln fett gedruckt. Die revidierte Bibel hat's darum beibehalten und das Komitee hat gut daran getan, auch aus andern Gründen. Die Stelle lautet nämlich wörtlich nach dem Grundtext: „Wen habe ich im Himmel? und bin ich bei dir, so habe ich kein Verlangen nach der Erde. Wenn auch hingeschwunden ist mein Fleisch und mein Herz; meines Herzens Hort und mein Teil ist Gott in Ewigkeit." Der Grundtext wie die fehlerhafte Uebersetzung, beides ist Gottes Wort.

Die Anschauung läßt auch allein die Berechtigung gewisser Citate im Hebräerbrief verstehen, woran so viele Anstoß nehmen. Hebr. 1, 7: er macht seine Engel zu Winden (Luther Geister) und seine Diener zu Feuerflammen." Der Verfasser des Briefes zitiert Ps. 104, 4 der griechischen LXX, die hier aus dem hebräischen Grundtext falsch übersetzt hat; denn da heißt es umgekehrt: „er macht Winde zu seinen Boten, flammendes Feuer zu seinen Dienern." Luther und die revidierte Bibel haben den Wortlaut der LXX, also den Uebersetzungsfehler wissentlich beibehalten und vorgezogen. Wer wollte sagen, daß damit ein Unrecht geschehen sei? Noch eine weitere Kluft tut sich uns auf in Hebr. 10, 5: „Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, den Leib

aber hast du mir bereitet." Dies ist ein Citat aus Psalm 40, 7. Dort lautet es in unserer Bibel gemäß dem hebräischen Grundtext: „Opfer und Speisopfer gefallen dir nicht, aber die Ohren hast du mir aufgetan." Woher diese Verschiedenheit? Die Erklärung scheint richtig, daß bei einer Abschrift der Septuaginta der letzte Buchstabe des vorhergehenden Wortes Σ zum folgenden hinübergezogen und dann ΤΙ in Μ verlesen wurde. So entstand aus Σ ΩΤΙΑ (Ohren)=ΣΩΜΑ (Leib). Demnach gründet der Apostel, oder wer es war, hier seinen Schriftbeweis auf einen Abschreibfehler der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments. Wie darf aber das sein? Wie kann solches Verfahren mit der Wahrheit bestehen? Wir weisen auf das früher bereits Gesagte hin. Der einzige Ausweg aus diesem Dilemma ist, daß man diesen Abschreibfehler als einen von Gott absichtlich und mit Vorbedacht zugelassenen, d. h. als ein vollgültiges Gotteswort ansieht. Er hat eine menschliche Irrung in göttliche Wahrheit gekehrt, ein Triumph seiner alles lenkenden und höheren Zwecken dienstbar machenden Weisheit. Gott hat den Irrtum nicht selber verursacht, das brauchen wir nicht anzunehmen und dann einfach von inspirierten Uebersetzern und Abschreibern zu reden; eine förmliche nachträgliche Inspiration können wir nur in einigen selten Fällen glaubhaft finden. Aber Gott hat die Irrenden vor Unzulässigkeiten bewahrt, über seinem Wort gewaltet und schließlich allerlei kleine und auch große Irrungen in seine heiligen Dienste gestellt.

Aehnlich beurteilt Riggenbach diese Psalmcitate im Hebräerbrief: „Der Geist der neutestamentlichen Erfüllungsstufe, aus welchem der Verfasser redet, findet sich in den Worten des alttestamentlichen Geistes und darf, ja muß sich darin finden. Ja er darf das auch in Worten, die nur in der LXX, nicht im Grundtext in der entsprechenden Weise verstanden werden können. Denn der neutestamentliche Geist hat zu entscheiden; er ist es, der in solchem Fall — wie wenn zwei oder drei Lesarten für einen Ausspruch vorliegen — dem betreffenden Text der Septuaginta die Geltung des alttestamentlichen Gotteswortes zuteilt." (Zu finden im Strack und Zöckler.)

(Schluß folgt.)

Ursprung und Feier des Sonntags.

Pastor W. Weber, Ph. D. Aus dem Englischen mit Erlaubnis der Redaktion von "Open Court" und des Verfassers übersetzt von Pastor G. Deckinger.

Es ist jederzeit interessant und lehrreich, dem Ursprung unserer religiösen, politischen, sozialen u. a. Einrichtungen nachzuspüren. Dies ist ganz besonders der Fall, wenn eine ursprünglich strikt kirchliche Einrichtung sich schließlich auch in dem politischen Gemeinwesen einbürgerte und mit gewissen Modifikationen eine bürgerliche Einrichtung wurde. Dies war der Fall mit unserm Sonntag. Derselbe ist — das ist über allen Zweifel erhaben — eine spezifisch christliche Einrichtung; denn derselbe findet sich ausschließlich nur bei den Völkern, bei denen das Christentum die herrschende Religion ist. Während der Sonntag

ursprünglich nur ein kirchlicher Gebrauch gewesen war, bemächtigte sich der Staat gar bald desselben und machte ihn zu einem gesetzlichen Feiertage. So kommt es, daß bei uns und den andern christlichen Völkern der Sonntag nicht bloß von den Gliedern der christlichen Kirche beobachtet wird, sondern auch von denen, die nicht im Schoße derselben sich befinden.

Es ist ganz natürlich, daß diese beiden Gemeinschaften, die kirchliche und nichtkirchliche, in ihren Ansichten über die richtige Feier des Sonntags auseinandergehen: die eine ist die puritanische, die andere die weltliche Auffassung desselben. Die erstere betrachtet den Sonntag als einen heiligen Tag, der nach den Vorschriften des alttestamentlichen Gebotes beobachtet werden muß: „Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest." Arbeit und jede Art weltlicher Vergnügungen an diesem Tage sind den Puritanern eine Uebertretung von Gottes heiligem Gebot. Dagegen ist den Weltmenschen der Sonntag nur ein Tag der Ruhe und Erholung, und sie beanspruchen es als ihr Recht, an diesem Tage zu allererst den mehr oder weniger verfeinerten Genüssen des Lebens zu fröhnen, je nachdem ihr Geist es ihnen eingibt. Diese beiden widersprechenden Ansichten kommen in der Wirklichkeit oft hart an und gegeneinander, und werden deshalb alle, die überzeugt sind, daß Streit und Zank weder den Interessen der Kirche noch des großen Publikums förderlich sind, desto mehr geneigt sein, sich eine richtige Ansicht zu bilden über den Ursprung und die älteste Feier des christlichen Sonntags, und sich die Frage vorzulegen, ob nicht ein gemeinschaftlicher Boden sich finden lasse, auf welchem Kirche und Welt sich vertragen und einigen können.

Die Beobachtung des Sonntag, des ersten Tages in der Woche, begann ohne allen Zweifel im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, und ganz sicher im Bereich der christlichen Kirche. Weder die Griechen noch die Römer hatten eine Woche von sieben Tagen. Die vorchristlichen Griechen teilten den Monat in drei Teile von je zehn Tagen. Die erste französische Republik versuchte bekanntermaßen diese alte griechische Monatseinteilung zum Ersatz für den christlichen Sonntag wieder einzuführen. Bei den Römern war es gebräuchlich, daß die Bauern jeden achten Tag von ihrer Feldarbeit ruhten. An diesem Tage kamen sie zur Stadt, ihre Felderzeugnisse zu verkaufen und die nötigen Einkäufe zu machen. Sie nannten den Tag Nundinae.

Außerdem unterschied sich dieser Tag von den andern dadurch, daß an demselben Gäste zu den Mahlzeiten eingeladen und die Kinder vom Besuch der Schule zurückgehalten wurden. Aber irgend welchen speziell religiösen Charakter hatte der Tag nicht, wenngleich religiöse Feste auf denselben fallen mochten. Es kannten also ursprünglich weder die Griechen, mit ihrer Zehntage-Woche, noch die Römer, mit ihrer Achttage-Woche, die christliche Siebentage-Woche.

Allerdings gab es um jene Zeit, sogar innerhalb der Grenzen des römischen Weltreiches, Völker, welche seit undenklichen Zeiten die Sie-

bentage-Woche gehalten hatten. Die bekanntesten unter ihnen waren die Juden; aber auch die Aegypter hielten sich dazu. Diese Nationen beobachteten sehr gewissenhaft die Siebentage-Woche, auch als sie ihr Heimatland verlassen und in den fernen Gegenden des römischen Weltreichs unter andern Nationalitäten sich angesiedelt hatten. Sie taten dies aus religiösen Beweggründen, so lange sie überhaupt ihrer angestammten Religion treu blieben, weil die Siebentage-Woche einen wichtigen Teil derselben ausmachte. Auf diese Weise wurde die Einteilung der Zeit in Siebentage-Wochen in allen Teilen des römischen Reiches einheimisch, hauptsächlich durch die Juden, beim Beginn der christlichen Zeitrechnung.

Die Christen verdanken also ihr Wochensystem mit der siebentägigen Woche den Juden; doch ist dasselbe natürlich nicht spezifisch jüdische Einrichtung, sondern war allen semitischen Nationen gemeinsam. Höchst wahrscheinlich steht dieselbe in naher Verbindung mit der Planetenverehrung.

Aber die Juden beobachteten den siebenten Tag der Woche, den sogenannten Sabbattag. Derselbe begann Freitagabend 6 Uhr und endete Samstagabend 6 Uhr, weil nach dem Schöpfungsbericht Finsternis vor dem Licht herrschte. Deshalb bildet die Nacht, die Zeit der Finsternis, die erste Hälfte des jüdischen bürgerlichen Tages, oder die Zeit, in welcher die Sonne scheinbar ihren Lauf um die Erde vollendet. Die zweite Hälfte ist der natürliche Tag, oder die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Dieser Zeitraum von 24 Stunden am Ende jeder Woche war von den Juden als ihr heiliger Tag auserlesen. Der Grund, denselben zu beobachten, war, wenigstens in späteren Zeiten, ein strikt religiöser. Das Sabbatgebot schließt mit den bekannten Worten: „In sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles was darinnen ist, und ruhete am siebenten Tage, darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn." Die Juden hielten also den letzten Tag in der Woche heilig, weil Gott es ihnen so befohlen hatte; und Gott befahl ihnen, also zu tun, weil er selbst an diesem Tage ruhte und ihn heiligte, nachdem er die ganze Welt in sechs Tagen geschaffen hatte. Die christliche Kirche hat nun aber, während sie die jüdische Woche beibehielt, den Tag, den Gott geheiligt hatte, aufgehoben. Die Christen setzten an seine Stelle den ersten Tag in der Woche, in Beziehung auf welchen Gott kein Gebot gegeben hatte, und der von ihm nicht geheiligt worden war. Ebenso rechneten sie nicht mehr den bürgerlichen Tag mit den Juden von Sonnenaufgang zu Sonnenuntergang, sondern nahmen dafür die römische Rechnungsweise an und begannen und schlossen den Tag mit Mitternacht.

All dies zeigt mit Sicherheit, daß der Sonntag sowohl als heiliger Tag als auch als Feiertag weder römischen noch griechischen noch jüdisch-semitischen Ursprungs ist: er ist als echt christliche Einrichtung zu betrachten.

Aber obwohl der Sonntag seinen Ursprung unter den ersten Chri-

sten gehabt haben muß, so ist es doch eben so sicher, daß der Stifter der christlichen Religion denselben nicht eingesetzt hat. Jesus von Nazareth war geboren, lebte und starb als ein Jude und verließ während seines ganzen Lebens nie Palästina. Er beschränkte seine Tätigkeit mit großer Vorsicht nur auf die Angehörigen seiner eigenen Nation. Als das kananäische Weib ihn bat, ihrer Tochter zu helfen, verweigerte er ihr zuerst die Hilfe und gab dafür als Grund an: „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel." Und im Einklang mit diesem Grundsatz wies er seine Jünger, als er sie erstmals aussandte, an: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte; sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel." Jesus wollte jeder Zeit und in erster Linie ein frommer, gesetzliebender Israelite sein. Diese seine Stellung bestimmte er selbst klar und deutlich in den folgenden Worten der Bergpredigt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht kommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch: bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tütel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Wer nun eins von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehrt die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich, wer es aber tut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich." Diese und ähnliche Stellen müssen echte Worte Christi sein. Denn sie stimmen nicht überein mit der späteren Politik der Kirche, welche das mosaische Gesetz abschaffte, und unter der hellleuchtenden Führung eines Paulus ihren Triumphzug unter den Heiden antrat. Wenn die ersten Christen nur im geringsten an der Echtheit dieser Aussprüche Jesu gezweifelt hätten, so hätten sie dieselben sicher von den Evangelien ausgeschlossen, als sie die Aussprüche des Herrn sammelten.

Wir können versichert sein, daß Jesus den Sabbat hielt, wie man von einem frommen, gottesfürchtigen Juden erwartete, wenn es auch nicht ausdrücklich und wiederholt gesagt wäre, daß er am Sabbat in die Synagoge ging, um am Gottesdienst teilzunehmen. Jesus kann deshalb auch nicht für einen Augenblick als der Urheber des christlichen Sonntags angesehen werden.

Dies wird ferner bestätigt, wenn wir auf die Praxis der Urkirche sehen, welche die zwölf Apostel aus den Juden gesammelt haben. Es ist nicht nötig, die darauf bezüglichen Tatsachen im einzelnen aufzuzählen. Die Briefe des Apostels Paulus nehmen fast auf jeder Seite darauf Bezug. In erster Linie ist es eine historische Tatsache, daß Petrus und seine Kollegen ihrer ursprünglichen Berufung treu blieben: sie fuhren, wie es aus dem Galaterbrief ersichtlich ist, fort, zu „der Beschneidung" zu gehen. Sie hielten sich ferne von allem Verkehr mit den Heiden, auch wenn diese, gleich ihnen, Christen waren. Sie beobachteten das mosaische Gesetz, welches das Sabbatgebot einschloß. Ihre allzueifrigen und engherzigen Anhänger widersetzten sich Paulus mit maßloser Bitterkeit. Sie sprachen ihm das Recht ab, als Apostel Christi zu

arbeiten und machten den Versuch, die durch ihn Bekehrten zu veranlassen, außer ihrem Glauben an Jesum Christum auch das mosaische Gesetz anzunehmen, wenn sie wahre Christen sein wollten.

Dieser Zwiespalt zwischen Paulinismus und Urchristentum dauerte ziemlich lange. Dies geht nicht nur aus den paulinischen Briefen, sondern auch aus den Schriften der apostolischen Väter hervor. Die Kirchengeschichte belehrt uns, daß die Christen jüdischer Abkunft in Palästina bis ins siebente Jahrhundert ihre besondere kirchliche Organisation aufrecht hielten. Sie glaubten an Jesum Christum, wie alle Christen, aber sie konnten nie das jüdische Gesetz aufgeben. Sie übten die Beschneidung und hielten den Sabbat. Um diese Zeit war die heiden-christliche Bevölkerung vorherrschend in Palästina, und diese konnte nicht begreifen, daß die Kirche daselbst noch die ursprüngliche erste Kirche sein sollte. Sie sahen nicht ein, warum es Nachfolger Christi geben konnte, die in ihren Anschauungen und Gebräuchen von der allgemeinen Kirche abweichen, und sie verachteten demzufolge diese judaisierenden Christen als Nazarenische und Ebionitische Heretiker. Dies beweist, daß weder Christus noch seine zwölf Apostel irgend etwas mit dem Ursprung unsers Sonntags zu tun hatten.

Und doch gehört die Sonntagsfeier dem Apostolischen Zeitalter des Neuen Testaments an. Denn wir lesen in Apg. 20, 7: „Am ersten Tage der Woche (englische und revidierte deutsche Bibel), da die Jünger zusammen kamen, das Brot zu brechen, predigte ihnen Paulus." Der erste Tag der Woche ist natürlich Sonntag, und das Brotbrechen und die Predigt des Apostels machten den regelmäßigen Sonntagsgottesdienst der Gemeinde in Troas aus. In 1. Kor. 16, 1 f. haben wir eine andere Beweisstelle dafür, daß der Sonntag eine besondere Bedeutung für die von Paulus gegründeten Gemeinden hatte. Der Apostel schreibt nämlich: „Von der Steuer aber, die den Heiligen geschieht, wie ich den Gemeinden in Galatien geschrieben habe, also tut auch ihr. Auf den ersten Tag der Woche (englische und deutsche revidierte Bibel) lege bei sich selbst ein jeglicher unter euch und sammle, was ihn gut dünkt, auf daß nicht, wenn ich komme, dann allererst die Steuer zu sammeln sei." Es ist eine bekannte Tatsache, daß diese Sitte, am Sonntag in den Kirchen Kollekten für kirchliche und wohltätige Zwecke zu erheben, noch heute eine herrschende ist. Schon im apostolischen Zeitalter wurde der Sonntag auch der Tag des Herrn genannt, wie sich aus Offb. 1, 10 ergibt. Und es ist auch nicht ohne Bedeutung, daß die Gemeinden, an welche die Offenbarung Johannes gerichtet ist, sich in dem Territorium befanden, in welchem Paulus zuerst das Evangelium predigte.

Die angeführten Stellen machen es über jeden Zweifel erhaben, daß der Sonntag zuerst in den Paulinischen Kirchen von den Christen als der gottesdienstliche Tag beobachtet wurde und daß Paulus diesen Tag selbst als solchen beobachtete. Und wir kommen so zu dem Schlusse, daß der große Heidenapostel der eigentliche Urheber und Stifter des christlichen Sonntags ist. Sobald er Gemeinden organisiert hatte,

deren Glieder größtenteils heidnischer Abkunft waren, erhob sich die Frage, wie oft und wann sie zu gemeinschaftlichem Gottesdienste zusammenkommen sollten. Dies war, so viel wir wissen, zuerst in Kleinasien der Fall. Die jüdische Erziehung des Apostels selbst, die Praxis der juden-christlichen Kirche, sowie der Umstand, daß viele der griechischen Konvertiten vorher mit jüdischen Synagogen in Verbindung gestanden hatten, legten es nahe, daß die neue Gemeinde regelmäßig jeden siebenten Tag sich versammeln sollte. Aber aus gewissen Gründen, die später näher erörtert werden sollen, wünschte Paulus nicht, daß seine Anhänger sich am selben Tage wie die Juden versammeln. Er wählte deshalb den Sonntag, den ersten Tag in der Woche, statt des Sabbats, des siebenten Tages. Bei dieser Entscheidung ließ er sich von der Tatsache leiten, daß Jesus am Sonntag von den Toten auferstanden war.

Es leuchtet von selbst ein, daß nur ein Mann von solch großem Ansehen unter den ersten Christen, wie Paulus war, erfolgreich in der Einführung einer solch großen Neuerung sein konnte. Die Heidenchristen und ihre judenchristlichen Lehrer wären natürlich viel eher geneigt gewesen, dem Vorgang der judenchristlichen Kirche zu folgen und ihre religiösen Zusammenkünfte, wie diese, am Samstag zu halten. Ein solches Vorgehen hätte auch die fanatische Opposition der Judenchristen gegen die Neuerung, welche dem Apostel so viel Kummer bereitete und mehr als ein Jahrhundert währte, verhütet. Da diese Opposition zuerst und sozusagen ausschließlich gegen den Apostel Paulus sich richtete, so muß er für die Einführung des Sonntags in die Heidenkirche verantwortlich gehalten werden. Außerdem erwähnen auch unsere historischen Quellen, aus denen wir unsere Kenntnis der frühesten Kirchengeschichte herleiten, keine andere Persönlichkeit, die einflußreich genug gewesen wäre, eine solche Neuerung zustande zu bringen. Der einzige also, der dies tun konnte, muß der sein, der es wirklich tat, um so mehr, als derselbe zugleich tatsächlich der ist, dessen Name mit der allerersten Feier des Sonntags, deren bei einer christlichen Gemeinde Erwähnung getan wird, in Verbindung gebracht ist. Sein Name ist Paulus von Tarsus.

Für diese Behauptung haben wir allerdings kein drittes Zeugnis; aber dieser Mangel tut der Beweiskraft unsrer obigen Ausführungen durchaus keinen Eintrag. Was wir über das Zeitalter Jesu und seiner Apostel wissen, ist allerdings sehr spärlich. Jedoch bezüglich des Sonntags wissen wir ganz sicher, daß derselbe eine christliche Einrichtung ist, und daß dieselbe nicht zurückreicht zu Christus selbst und seinen zwölf Aposteln, welche er zu seinen Sendboten an die zwölf Stämme Israels bestellte. Der Sonntag kann nur in der Heidenkirche entstanden sein, welche von Paulus gegründet wurde und ihre Einrichtungen von ihm empfing. Auch wurde derselbe nach dem direkten Zeugnis des Neuen Testaments von Paulus selbst während seiner ganzen Lebenszeit sowie von den von ihm gegründeten Gemeinden gehalten. Deshalb müssen wir den Sonntag als paulinische Einrichtung betrachten.

Aber wir haben noch einen weiteren Beweis für unsre Behauptung. Paulus bekämpft aufs eifrigste die engherzigen Judenchristen, welche die von ihm bekehrten Heidenchristen zu überreden suchten, das Gesetz Moses und deshalb auch den jüdischen Sabbat anzunehmen. Um beurteilen zu können, mit welcher Intensität er in diesen Kampf eintrat, darf man nur seine Briefe lesen z. B. an die Galater. Wir müssen uns jedoch damit begnügen, was er in Beziehung auf den Sabbat sagte, Gal. 4, 9—11; Kol. 2, 16 ff. Die erste Stelle lautet: „Nun ihr aber Gott erkannt habt, ja vielmehr von Gott erkannt seid, wie wendet ihr euch denn nun wieder zu den schwachen und dürftigen Satzungen, welche ihr von neuem an dienen wollt? Ihr haltet Tage und Monden und Feste und Jahrzeiten. Ich fürchte euer, daß ich nicht vielleicht umsonst habe an euch gearbeitet." Die zweite Stelle mag als Kommentar für die erste dienen, sie lautet: „So lasset nun niemand euch Gewissen machen über Speise oder über Trank, oder über bestimmten Feiertagen oder Neumonden oder Sabbater, welches ist der Schatten von dem, das zukünftig war." Dies zeigt uns, wie entschieden Paulus Front gemacht hatte gegen das Halten des Sabbats bei seinen Anhängern. Auch hatte er diese Stellung nicht erst später eingenommen; schon gleich im Anfang seiner Missionstätigkeit unter den Heiden warnte er dieselben vor dem Halten des jüdischen Sabbats, und es herrscht nicht der geringste Zweifel, daß er nicht bloß die Galater und Kolosser, sondern alle seine griechischen Anhänger in gleicher Weise anleitete. Dies bestätigt aber unsre frühere Schlußfolgerung in Beziehung auf den Ursprung des Sonntags von der negativen Seite aus. Wenn die durch Paulus bekehrten Christen niemals den Sabbat hielten, so müssen sie den Sonntag gehalten haben.

Weshalb aber gab Paulus diesen durch hohes Alter geheiligten Gebrauch seines eigenen Volkes auf und setzte etwas ganz Neues an seine Stelle? Die Gründe sind einleuchtend genug und sie werden es noch klarer machen, daß Paulus selbst den Sonntag auswählte und ihn dem jüdischen Sabbat vorzog, als den Tag, an welchem die Christgläubigen ihre regelmäßigen Versammlungen hielten. In erster Linie hatten die Juden, seitdem sie über das ganze römische Weltreich zerstreut worden waren, den beständigen Versuch gemacht, ihre neuen Nachbaren für ihre Religion zu gewinnen. Sie hatten zu diesem Zweck sogar regelrechte Missionare ausgesandt, denn in einem seiner Weherufe über die Schriftgelehrten und Pharisäer sagt Jesus (Matth. 23, 15): „Die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Judengenossen machet, und wenn er's geworden ist, machet ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid." Dieser Missionseifer der Juden hatte seinen Grund in ihrer messianischen Hoffnung. Ihr Messias sollte der König der ganzen Welt werden.

Der Erfolg der jüdischen Missionare, wenn er auch nicht überwältigend groß war, setzte den Apostel Paulus doch in den Stand, die Heiden besser zu erreichen als es sonst möglich gewesen wäre. Außerdem

hatte der teilweise Mißerfolg dieser Missionare es deutlich gezeigt, daß die jüdische Religion keineswegs zu einer Weltreligion paßte. Es waren in derselben zu viele fremdartige nationale Gebräuche und Vorurteile, welche eher Spott und Verdruß hervorriefen, als Respekt bei denen, welche sonst willig die herrlichen moralischen Vorzüge des Judentums anerkannt hätten. Paulus war in einem griechischen Gemeinwesen aufgewachsen, er verstand vollständig den griechischen Geist; er sah klar und deutlich, daß er für Jesum Christum nur dann den Sieg gewinnen könne, wenn er das jüdische Gesetz ganz und gar abschaffe und nur Christum predige. So kam es, daß Paulus von Anfang an seine Anhänger anwies, den Sabbat nicht zu halten, da das Halten desselben am allermeisten den Widerspruch der Heiden gegen die Juden hervorrief. Dementsprechend muß Paulus gleich im Anfang bei den von ihm gegründeten Gemeinden die Feier des Sonntags eingeführt haben.

Es würde jedoch ein großer Irrtum sein zu glauben, daß Paulus bei der Abschaffung des jüdischen Gesetzes, einschließlich des Sabbats, sich von andern als religiösen Motiven habe leiten lassen. Er handelte so vorwiegend aus Prinzip, aus religiöser Ueberzeugung. Er ist der Hauptvertreter derjenigen Richtung in der christlichen Urkirche, welche mit Stefanus zu der klaren Einsicht gekommen war, daß Jesus von Nazareth den Tempel zerstört und die Sitten geändert habe, die Moses den Juden gegeben hat (Apg. 9, 6. 14). Mit andern Worten, ihm stand klar und deutlich der fundamentale Unterschied vor Augen, welcher zwischen der Religion Christi und derjenigen der Juden bestand, der Unterschied zwischen „dem neuen Wein und den alten Schläuchen." Er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß von den zweien nur die eine oder die andere die wahre Religion sein könne. So lange er an seinem väterlichen Glauben festhielt, sah er es als seine Pflicht an, die Christen zu verfolgen. Aber sobald er bekehrt war, war er auch fest entschlossen, die Religion Christi in ihrer ganzen Einfachheit und Reinheit zu predigen und die jüdische Schale, aus welcher dieselbe hervorgekommen war, ganz wegzuwerfen.

Paulus spricht sich wiederholt in seinen Briefen über diese seine Stellung aus. Am bündigsten hat er dies getan in dem bekannten Ausspruch im Römerbrief (3, 28): „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." Unter „Glaube" versteht er hier selbstverständlich den Glauben an Jesum Christum. „Die Werke des Gesetzes" andrerseits sind ihm nicht, wie es fälschlich schon verstanden wurde, „gute Werke im allgemeinen", sondern „die Werke des mosaischen Gesetzes", wozu unter andern die Beschneidung, das Halten des Sabbats, Enthaltung von Schweinefleisch u. a. gehören. Die Bezeichnung „gute Werke" im Sinn von guten Werken im allgemeinen findet sich noch nicht im apostolischen Zeitalter, sondern gehört einer viel späteren Periode der Kirchengeschichte an, ganz besonders dem Zeitalter der Reformation. Glaube an Jesum Christum ist jedoch dem Paulus und seinen Anhängern nicht eine Art magischer

Formel, sondern schließt unter andern Dingen ganz selbstverständlich auch die Annahme des von Jesus gelehrten Sittengesetzes in sich. Daß die ersten Heidenchristen dies wohl wußten, geht nicht bloß daraus hervor, daß ethischen Ermahnungen und Warnungen so viel Platz in den Briefen des Apostels Paulus eingeräumt ist, sondern seine Schüler nennen auch direkt die ethischen Lehren Jesu „das neue Gesetz" im Gegensatz zum Gesetz Mosis. So lesen wir in Justin, Dial. c. Tryph.: „Das neue Gesetz verlangt von euch, beständig Sabbat zu halten, ihr aber dünkt fromm zu sein, wenn ihr einen Tag müßig seid."

Paulus wußte ganz wohl, daß die Hauptsache in jeder Religion die Ethik, die Sittenlehre, ist. Sie ist es, die das wahre Wesen jeder Religion kundmacht, dieselbe mit den andern Religionen vergleichen und sie beurteilen läßt. Der Heidenapostel sah, daß das neue Gesetz Jesu reine Ethik enthielt, ohne Beimischung fremder Elemente, welche die ethischen Vorschriften des Judaismus bedeckten und beinahe ganz verbargen. Mit voller Ueberlegung hörte er deshalb auf, Judaismus zu predigen und predigte nichts als Jesum Christum; und um alle Mißverständnisse zu verhüten, wies er seine Anhänger auch an, ihre religiösen Versammlungen nicht am Samstag, sondern am Sonntag zu halten.

Im Brief des Barnabas ist der Versuch gemacht, zu beweisen, daß die jüdische Beobachtung des Sabbats auf einem Mißverständnis des Alten Testaments beruhe. Ein Tag in der Schöpfungsgeschichte nimmt eine Periode von eintausend Jahren. Der siebente Tag, den Gott heiligte, ist deshalb nicht der siebente Tag der Woche, sondern die siebente Periode von eintausend Jahren, das ist das Millennium, das zukünftige messianische Königreich. Deshalb, so schließt die Beweisführung, feiern wir den achten Tag guten Muts, weil an demselben Jesus von den Toten auferstand, sich offenbarte und in den Himmel fuhr. Die Bezeichnung „achter Tag" erinnert uns an die römischen nundinae. Der Verfasser will zeigen, daß die Christen sich von der alttestamentlichen Religion emanzipiert hatten.

Nachdem wir so ermittelt haben, wann und durch wen unser Sonntag eingesetzt worden ist, so erhebt sich nun die Frage, wie die ersten Heidenchristen denselben beobachteten. Der Sonntag ist, wie wir gesehen haben, das Gegenstück und Gegenteil des jüdischen Sabbats. Der letztere wurde heilig gehalten durch Enthaltung von jeglicher Art körperlicher Arbeit. Keine Mahlzeit durfte zubereitet werden während der 24 Stunden von Freitagnacht an, bis die ersten Sterne in der Samstagnacht am Himmel erschienen; kein Feuer durfte angezündet, keine Hausarbeit verrichtet werden. Ja nicht einmal Fremdlinge aus andern Ländern durften die Juden dingen, um am Sabbat für sie zu arbeiten. Denn das betreffende Gebot bezieht sich nicht bloß auf den Knecht und die Magd, sondern auch auf den „Fremdling, der in deinen Toren ist". Ja noch weiter, Sabbatarbeit ist ein mit dem Tode strafbares Verbrechen; das Gesetz sagt: „Sechs Tage soll man arbeiten; aber am sieben-

ten Tag ist der Sabbat, die heilige Ruhe des Herrn; wer eine Arbeit tut am Sabbattage, soll des Todes sterben" (2. Mos. 31, 15). Das Alte Testament berichtet (4. Mos. 15, 32 ff.), daß ein Mann, der am Sabbat Holz aufgelesen hatte, um ein Feuer anzumachen und sich zu wärmen, von der jüdischen Gemeinde wirklich gesteinigt wurde. Unter der römischen Herrschaft konnte natürlich diese Bestrafung mit dem Tode nicht länger aufrecht erhalten werden. Das Halten des Sabbats wurde zur freiwilligen Verpflichtung.

Der Sabbat ward also heilig gehalten durch Enthaltung von Arbeit, und eben aus diesem Grunde waren die Griechen und Römer so bittere Feinde des jüdischen Sabbats. Es muß also Paulus deshalb den Sonntag ausersehen haben, um auf nachdrückliche Weise zu erklären, daß die Christen in Wahrheit nicht durch das Sabbatgesetz gebunden seien. Wenn sie arbeiten mußten oder wollten, so hatten sie vollkommen das Recht dazu, am jüdischen Sabbat sowohl als an irgend einem andern Wochentag, den Sonntag eingeschlossen. Die Auswahl des Sonntags bringt die neue Idee zum Ausdruck, daß Arbeit eine Würde für den Menschen ist. Im Alten Testament war Arbeit ein Fluch. Solange der erste Mensch im Garten Eden lebte, mußte er nicht arbeiten; aber als das Paradies verloren war, sagte Gott zu Adam: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang; im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde werdest." Auf diesem Standpunkt ist Ruhe und Müßiggang die größte Glückseligkeit, und es ist ganz passend. den heiligen Tag der Woche in völligem Müßiggang zuzubringen. Aber der Begriff der Arbeit im Neuen Testament steht dem im Alten Testament diametral entgegen. Arbeit ist nicht länger als ein Fluch sondern als ein Segen angesehen. Arbeit ist in der Tat wahrer Gottesdienst und Gottesverehrung. Unter diesen Umständen kann Arbeit rechtmäßiger und passender Weise zu irgend einer Zeit getan werden. Denn kein Tag ist zu heilig, um nicht in den Dienst des himmlischen Vaters gestellt zu werden.

Da die Wahl des Tages an sich von der höchsten Bedeutung war und da seine Anhänger jedenfalls wußten, wie Paulus von der Arbeit dachte, so war es für ihn nicht nötig, noch im einzelnen und direkt sich darüber auszusprechen, daß die Christen am Sonntag nicht zu ruhen brauchen. Aber wir haben doch Stellen in seinen Briefen, welche seine Stellung klar legen. Z. B. Röm. 14, 5 lesen wir: „Einer hält einen Tag vor dem andern; der andere aber hält alle Tage gleich." Diese Worte haben ohne Zweifel Bezug auf die Sabbat- und Sonntagfrage. Die, welche einen Tag vor dem andern halten, sind Judenchristen, welche den Sabbat halten; die welche alle Tage gleich halten, sind Heidenchristen, welche nicht einen Tag für heiliger halten als die andern Tage, sondern überzeugt waren, daß was recht und gut an einem Tage war, auch recht und gut an jedem andern Tage war. Auch Justin der Märtyrer will dasselbe ausdrücken in seinem schon oben angeführten glück-

lich gewählten Ausspruch: die Christen hielten immerwährend den Sabbat, während die Juden dachten, sie seien fromm, wenn sie einen Tag in der Woche müßig gehen. Die Christen verstanden unter der Bezeichnung „den Sabbat halten" etwas ganz anderes. Während es für die Juden „einen Tag in Müßiggang zubringen" meinte, bedeutete es für die Christen, alle Tage zubringen mit irgend einer nützlichen Arbeit im Dienste Gottes und ihrer Mitmenschen.

Wir kommen zu einem weiteren wichtigen Argument für unsre Theorie. Die Griechen und Römer kannten keine Tage, an welchen es eine Sünde war, gewöhnliche Arbeit zu tun. Sie hatten allerdings Zeiten und Tage der Erholung, welche mit ihren großen religiösen Festen zusammenfielen; auch hatten sie die dies nefasti. Aber sie hatten nichts dem jüdischen Sabbat entsprechendes. Ihr Haupteinwurf gegen den letzteren war nicht, daß die Juden an demselben ihre religiösen Versammlungen hatten, sondern daß sie aus religiösen Gründen an demselben keine Arbeit tun wollten. Die Mehrzahl der ersten von Paulus gewonnenen Konvertiten waren Leute von sehr niedriger Stellung im Leben, es waren nicht viel Weise, Edle und Gewaltige nach dem Fleische unter ihnen; sondern was töricht ist, was schwach ist, was unedel, was verachtet ist vor der Welt, das hat Gott erwählet. Das heißt in gewöhnliche Sprache übersetzt, daß eine nicht geringe Anzahl der Christen Handwerker und Sklaven waren. Diese Leute konnten aber nicht auf einmal vor ihre Gebieter hintreten und zu ihnen sagen: ich bin ein Christ geworden und kann am Sonntag nicht mehr arbeiten, meine Religion und mein Gewissen verbieten es mir.. Als Skaven mußten sie ihren Herren gehorchen und an jedem Tag arbeiten, wie es jenen beliebte. Auch würden die Herren ihnen nicht erlaubt haben, so schnell ihre Religion zu ändern, wenn Unannehmlichkeiiten und Störungen in ihrem Hauswesen daraus erwachsen wären. Wir hören aber nichts in dieser Hinsicht bezüglich der ersten Christen und wir dürfen daraus schließen, daß nie solche Differenzen zwischen den heidnischen Herren und ihren christlichen Sklaven bestanden, wiel die letzteren ihre Arbeit am Sonntag so gut als an andern Tagen verrichteten.

Ein letztes Argument leiten wir vom ersten uns bekannten Sonntagsgesetz ab. Der römische Kaiser Konstantin, welcher die christliche Religion in seinem Reiche zur Staatsreligion erhob, erließ im Jahre 321 ein Edikt in betreff der Sonntagsheiligung. Keine Gerichtsverhandlungen, keine militärischen Uebungen durften an diesem Tage stattfinden. Aber Arbeit auf dem Felde war erlaubt und es war noch kein Gesetz erlassen, das andere Arbeiten und Geschäfte verbot. Konstantin machte den Sonntag zu einem dies nefastus, einem Feiertag für die Staatsbeamten, aber nicht zu einem Tag, an welchem die Bürger in ihren Geschäften und Arbeiten gestört waren. Das Edikt des Kaisers Konstantin war höchst wahrscheinlich im Einklang mit der Praxis der Christen seiner Zeit, und diese hinwiederum entsprach der Tradition der Kirche von dem Zeitalter des Apostels Paulus an. Daß Konstantin

den Sonntag zu einem Feiertage für seine bürgerlichen und militärischen Beamten machte, sagt noch nicht, daß die Kirche auf dieser Maßregel bestand. Er setzte den Sonntag einfach an Stelle der abgeschafften dies nefasti, an welchen seine Beamten dieselben Privilegien genossen hatten, wie jetzt am Sonntag. Nach Mommsen hatte das römische Jahr 48 dies nefasti, an denen keine gesetzlichen oder politischen Geschäfte erlaubt waren. Da jedoch die Staatsbeamten von Sonntagsarbeit frei waren, machte sich bald das Bestreben fühlbar, den Sonntag zu einem Ruhetage für möglichst viele Leute zu machen. Aber wenn die Kirche auch den Gedanken begünstigte, daß die Leute am Sonntag von der Arbeit befreit sein sollten, so war sie doch im Anfang mit aller Sorgfalt darauf bedacht, die jüdische Feier des Tages zu verdammen. Dies geschah z. B. auf dem Konzil zu Laodiceae um 372 n. Chr.

Die römisch-katholische Kirche und die lutherische Kirche haben immer an dieser paulinischen Auffassung des Sonntags festgehalten. Luther hat in seinem Katechismus das alttestamentliche Sabbatgebot mit reiflicher Ueberlegung in „du sollst den Feiertag heiligen" umgeändert. Diese Worte erklärt er selbst also: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbige heilig halten, gerne hören und lernen." Zwingli und Calvin anderseits, sowie ihre Nachfolger bis auf den heutigen Tag, ließen sich nicht von der historischen Wahrheit in ihrem Innern leiten, trotz ihrer sonstigen Schärfe. Sie vermengten von Anfang an die alttestamentliche und die neutestamentliche Religion, den christlichen Sonntag und den jüdischen Sabbat. Sie begründeten die Haltung des Sonntags direkt mit dem alttestamentlichen Sabbatgebot. Logischerweise hätten sie auch zu der jüdischen Praxis zurückkehren sollen, den siebenten Tag der Woche zu halten. Denn, wenn ein Ding klar und selbstverständlich ist, so ist es dies, daß das Sabbatgebot ausschließlich nur auf den siebenten Tag der Woche und keinen andern Tag geht. Die Siebente-Tag-Adventisten haben in der Tat diesen Schluß gemacht und sie sind vollkommen im Recht, vorausgesetzt daß man annimmt, daß das Sabbatsgesetz überhaupt noch heute in Kraft steht.

Im Grunde macht es aber gar keinen Unterschied, wie die einzelnen Christen den Sonntag halten, solange ein jeder seiner Meinung gewiß ist und solange sie einander nicht richten wegen der verschiedenen Weisen, den Sonntag zu beobachten. Aber es ist ein schlimmes Zeichen, wenn christliche Kirchen das Bestreben begünstigen, die großen Massen derer, die zu keiner Kirche gehören und kein Interesse für eine solche haben, zwingen zu wollen, den Sonntag, wenigstens äußerlich, so zu halten, wie die Glieder dieser Kirchen denken, daß er gehalten werden müsse. Eine große Anzahl von Bürgern eines jeden Staates, in welchem dieser Fall eintritt, nehmen einen solchen Versuch gar übel auf als einen Angriff auf ihre persönliche Freiheit. Auch werden solche Kirchen dabei große Schwierigkeiten haben, die großen Massen des Volkes mit

ihrer Botschaft von Christo zu erreichen. Aber was bei dieser Sache am allermeisten entmutigend wirkt, ist das, daß von einem religiösen Standpunkt aus gesehen diese Kirchen ganz offenbar allen Glauben an sich selbst verloren haben, den Glauben an die allgewaltige Kraft der Wahrheit. Solange der christliche Glaube ein echter und lebendiger Glaube war, verachtete er prinzipiell alle äußere Gewalt und verließ sich nur auf die überzeugende Kraft seiner Botschaft, seine einzige Waffe war sanftes und freundliches Ueberreden. Damit allein triumphierte er über alle seine Feinde. In Zeiten der Entartung und des Verfalles suchte die Kirche ihre Lehren und Meinungen mit fleischlichen Waffen aufrecht zu halten. Aber in jedem einzelnen Falle dieser Art hat die Geschichte gezeigt und bewiesen, daß die Kirche einen großen Fehler beging zu nicht geringem Nachteil des religiösen Fortschritts.

Eine Reformationsfest-Predigt.

Nachfolgende Predigt ist einer Predigtsammlung von C. G. Spurgeons Predigten entnommen*) und für unsern Zweck übersetzt. Es ist die zehnte Predigt im zweiten Band, von Spurgeon, gehalten am 5. November 1854, dem 249. Jahrestag der Entdeckung der Pulververschwörung in London. Spurgeon redet natürlich als ein englischer Patriot und betrachtet die Weltgeschichte vom Standpunkt des Briten. Wir lassen die Predigt folgen, wie sie lautet:

Erbe und Paßwort der Heiligen.

Text: Jesaja 54, 17. Aller Zeug, der wider dich zubereitet wird, dem soll's nicht gelingen; und alle Zunge, die sich wider dich setzet, sollst du im Gericht verdammen.**) Das ist das Erbe der Knechte des Herrn und ihre Gerechtigkeit von mir, spricht der Herr.

Das ist der 5. November, ein sehr bemerkenswerter Tag in der Englischen Geschichte. Die Ereignisse, die an ihm sich zutrugen, sollten nie vergessen werden. An diesem denkwürdigen Tage gedachten die Katholiken, mit ihren heimlichen Plänen unsern glorreichen Protestantismus auszurotten, ein Komplott auszuführen, so schrecklich und teuflisch, um sie unter aufrichtigen Menschen für immer verhaßt zu machen. Die große Armada Spaniens, auf welche sie sich verlassen hatten, war durch den Odem Gottes zerstreut***) und der Zerstörung überliefert worden. Und nun versuchten die feigen Verräter durch die schlechtesten

*) Sermons of Rev. C. H. Spurgeon of London. 20 volumes, by Funk & Wagnalls Co., New York.

**) Die englische Uebersetzung lautet: "No weapon that is formed against thee shall prosper; and every tongue that shall rise against thee in judgment, thou shalt condemn. This is the heritage of the servants of the Lord and their righteousness is of me, saith the Lord." Die nachfolgende Uebersetzung hat diese Lesart berücksichtigt, um die Predigt mehr wortgetreu übersetzen zu können.

***) Auf jene Armada wurde das Wort geprägt: "Afflavit Deus et dissipati sunt."

Mittel das Ziel zu erreichen, das sie im offenen Kriege nicht erlangen konnten. Unter dem Parlamentshaus wurde das tödliche Pulver verborgen, welches, wie sie hofften, beiden Häusern des Parlaments den Todesstreich versetzen und so die Macht des Protestantismus vernichten sollte. Aber Gott sahe vom Himmel, er verwirrte ihre bübischen Anschläge, offenbarte ihre Geheimnisse und entdeckte ihre Verräterei. Halleluja dem unsterblichen und unsichtbaren Könige, der uns beschützte und noch beschützt wider die Anschläge Roms und der Hölle. Preis sei seinem Namen, wir sind frei vom Papst in Rom, dessen Sklaven Briten nie sein werden.

Als unsern Fürsten heimlich sie
Die Feuerschlinge legten,
Schoß leuchtend er den Lichtstrahl her,
Zeigt, was sie Böses hegten.

Und das ist nicht das einzige Ereignis, durch welches der 5. November ausgezeichnet ist; denn in 1688 haben wir als Nation eine eben so große Befreiung erfahren. Jakob II. hatte versucht, die absterbende Sache des Papsttums wieder zu beleben, und die Hoffnungen Satans waren groß. Aber die kraftvollen Protestanten wollten nicht so leichthin ihre teuer erworbenen Freiheiten verlieren und führten daher die glorreiche Revolution herbei, durch welche König Wilhelm III. den Thron bestieg, und von ihm an wurde die Nachfolge glücklich fortgesetzt bis zur Regierung unserer jetzigen Königin, für welche unsere ernsten Gebete sich erheben sollen.

„Groß ist die Befreiung, die Gott uns gegeben;
Auch uns bringt des Sohnes Erlösung das Leben.
Und noch wacht mit Sorgfalt der himmlische Hüter,
Zu hüten für uns jene göttlichen Güter.“

Gelobt sei Gott, daß wir an diesem 5. November von solchen Befreiungen berichten können. Unsere puritanischen Vorväter ließen nie diesen Tag vorübergehen ohne eine Gedächtnisfeier. Der Tag sollte so wenig vergessen werden, daß er vielmehr gefeiert werden sollte, nicht nur durch die Belustigungen junger Burschen, sondern durch die Lobpreisungen der Heiligen.

Ich besitze jetzt eine Sammlung von Predigten, die von Matthäus Henry am 5. November gehalten wurden. Viele Geistliche seiner Zeit predigten regelmäßig an diesem Tage. Und ich denke, das wahrhaft protestantische Gefühl dieses Landes, welches neuerdings so sehr auflebte, und sich so stark zeigte, würde schwerlich es mir vergeben, wenn ich nicht an diesem Morgen Gott demütigsten und herzlichsten Dank sagen würde, der uns vom Fluch befreit und in stand gesetzt hat, fest zu stehen als Protestanten und frei das Evangelium Christi zu predigen.— Ich finde in meinem Text diesen Morgen zwei Dinge:

I. Das erste ist: Des Heiligen Erbteil.

II. Das zweite: Des Heiligen Paßwort.

Erstens: Des (oder der) Heiligen Erbteil: Aller Zeug, der wider

dich zubereitet wird, dem soll es nicht gelingen; und alle Zunge, so sich wider dich setzt im Gericht (englische Uebersetzung), sollst du verdammen. Das ist das Erbe der Knechte des Herrn; und dann kommt des Heiligen Paßwort: „und ihre Gerechtigkeit (ist) von mir, spricht der Herr."

Nun erwartet nicht, daß ich diesen Morgen Zeit oder Gelegenheit, oder Gaben oder Macht habe, auf eine Untersuchung des ganzen Erbteils der Heiligen einzugehen, besonders wenn ihr bedenket, daß „alles unser ist," die Gabe Gottes, die Erwerbung durch des Heilandes Blut, so würde uns die Zeit fehlen von allem zu reden, was dem Kinde Gottes gehört. Diese Welt gehört ihm; die Erde ist sein Wanderzelt, der Himmel seine Heimat. Dieses Leben ist sein, mit all seinen Sorgen und Freuden; der Tod ist sein mit alle seinen Schrecken und seinen erhabenen Realitäten; die Ewigkeit ist sein mit alle ihrer Unsterblichkeit und Größe. Gott ist sein mit all seinen Eigenschaften. Der Heilige hat ein ihm zukommendes Recht an jedes Ding. Gott hat ihn zum Erben aller Dinge gemacht, denn wir sind Miterben Christi, und erben zusammen mit dem Sohn Gottes.

O wir haben selbst in 70 Jahren nicht Zeit genug, das ganze Inventar der Besitzungen der Heiligen einmal durchzulesen. Wenn wir es auch nur einmal durchlesen könnten, da würden wir eine solche unergründliche Tiefe, eine solche unermeßliche Höhe, ein solches Uebermaß des Wertes, eine solche unfaßbare Köstlichkeit finden, daß wir es unzählige Mal überlesen müßten, ehe wir imstande wären, die Liebe Gottes zu erfassen. Ihr seht also, es ist nicht meine Absicht, das Erbteil des Volkes Gottes im Großen und Ganzen zu besprechen. Sondern ich will einen ganz besonderen Gegenstand jenes herrlichen Erbteils zur Sprache bringen, der hier in meinem Text genannt ist und das ist: Bewahrung. „Aller Zeug u. s. w. . . . ."

Ich werde zeigen, daß das nicht nur das Erbteil der Kirche im Ganzen ist, sondern das persönliche und besondere Eigentum jedes treuen Gläubigen und jedes auserwählten Kindes Gottes.

Zuerst steht da die Verheißung voran, daß wir Schutz haben sollen gegen die Hand der Menschen: „Keiner Waffe, die gegen dich bereitet wird, soll es gelingen." (Englische Uebersetzung). Satan hat immer die Menschenhand gebraucht wider die Kirche Christi. Die Waffe physischer Gewalt wurde immer gebraucht wider die Kirche Gottes. Vom ersten Tag an, als Kain seinen Bruder Abel erschlug, bis herab auf die Zeit Zacharias, des Sohnes Barechjas —, von da an bis jetzt: immer wurde die Waffe gebraucht gegen Gottes Kirche. Ja, eben jetzt, da ich hier stehe, und mit dem Auge des Geistes die Welt überschaue, sehe ich ein loderndes Feuer, wild ist die Flamme und hoch der Scheiterhaufen. Ich sehe einen Monarchen*) eine Waffe schmieden, ein gekrönter Tyrann verlangt danach, eiserne Ketten für die Freiheiten Europas zu schmieden,

*) Nikolaus I. von Rußland; der Krimkrieg war im Gang; am 5. November 1854, eben in der Stunde als Spurgeon seine Predigt hielt in London, wütete die Schlacht von Inkerman in der Krim.

und kleinere Despoten wünschen, den Keim aller wahren Freiheit, das glorreiche Evangelium des hochgelobten Gottes zu zerstören. Ich sehe Armeen bereit gegen den Herrn Zebaoth, bereit zum Kampfe gegen Gottes Knechte. Doch es ist noch süßer Trost vorhanden: sie mögen die Waffe schmieden; sie mögen das Schwert schärfen; sie mögen die Gefängnistüre schließen; sie mögen die Gefangenen einschließen; sie mögen ihre Folterwerkzeuge bereiten; sie können doch nichts ausrichten, denn Gott hat gesagt: Er bricht den Bogen, er zersplittert den Speer, er verbrennt den Kriegswagen. „Keiner Waffe, die wider dich bereitet wird, soll es gelingen." Er will es nicht haben.

Laßt uns einen Blick rückwärts in die Geschichte tun und sehen, wie Gott in vergangenen Tagen seiner Kirche diese gnädige Verheißung erfüllt hat. Zuweilen tat er es so, daß er dem Schwert nicht so viel erlaubt hat, seine Kirche auch nur zu berühren. Zu andern Zeiten ließ er das Schwert sein Werk tun und brachte doch aus dem Bösen Gutes hervor. Zuweilen durfte es keiner Waffe, die wider die Kirche bereitet wurde, gelingen, weil Gott ihr nicht so viel erlaubte, seine Kirche zu berühren. Siehe auf so manche Beispiele der Geschichte. Da ist der Sturz Pharaos. Siehe hin, wie er an der Spitze der Kriegsmacht von ganz Aegypten das auserwählte Volk verfolgte. Das Meer teilt sich, um den Auserwählten des Herrn eine Zuflucht zu bereiten. Siehe, sie betreten den kiesigen Boden des Meeres von Edom, während die Wasser wie Mauern von schneeweißem Kristall zur Rechten und Linken stehen. Aber der gottlose Monarch, nicht zurückgeschreckt durch dieses machtvolle Wunder, schreit: „Vorwärts, vorwärts, ihr Soldaten von Memphis! Fürchtet ihr euch, wo Sklaven kühn sind?" Siehe, mit kühnem Mut stürzen sie sich zwischen die Wasserberge; Wagen und Reiter sind im Meer, tollkühn Israel verfolgend.

Getrost Israel! fürchte nicht den aufgehobenen Speer; erschrecke nicht vor den rasselnden Wagen: Sie marschieren in ihr eigenes Grab, ihre Waffen werden nichts ausrichten. Moses erhebt den Stab Gottes und die zerteilten Fluten umfangen und erfassen mit begieriger Lust den hilflosen Feind mit ihren Armen.

> Ueber Pferde, über Wagen,
> Ueber Volk, das sie getragen,
> Ueber Pharo's goldne Kron
> Rollt die wilde Woge schon;
> Mitten unter Nacht und Schrecken
> Muß wie Blei das Meer sie decken.

Wiederum, meine Brüder, schaut ein anderes herrliches Beispiel der Verheißung. Haman hatte einen Haß gefaßt wider Mardochai, und um seinetwillen sollte die ganze Rasse der Juden untergehen. Wie tief legte er seine Pläne, wie leicht erlangte er des Königs Zustimmung, wie sicher ist er seiner Rache. Schon sieht er den Mardochai in Gedanken am hohen Galgen hängen und sein ganzes Geschlecht der Schlachtung überliefert. Ja, du Feind, ergötze dich in deiner Phantasie, denn es

wird nichts daraus, freue dich über deinen Ratschlag, aber er wird völlig vernichtet werden. Es ist ein Gott im himmlischen Gerichtshof, und eine Esther im Palast zu Susan. Du selbst wirst an deinen eigenen Galgen gehängt, und Davids Geschlecht wird die Tat des Agagiters an seinen Söhnen rächen. O Israel, wohl magst du am Purimfeste fröhlich sein, denn die Waffe des Mächtigen ist zerbrochen. Und nicht nur hier allein können wir die Verheißung erfüllt sehen.

Die Zeit würde mir fehlen, zu erzählen von dem besiegten Amalek, dem zerschmetterten Midian. Kaum sprechen können wir von Philistäa und seinen den Raubtieren zum Fraß gegebenen Riesen, dem mit dem Schwert zerhauenen Edom. Laß die Armeen Zeugnis geben, die vor in der Einbildung gehörten Wagen flohen, oder jene Schaar, die in einer Nacht Bewohner der Unterwelt wurden. Laß die Krieger, die mit ihren verrosteten Schwertern unten auf ihren irdenen Kissen ruhen, aufstehen von ihrem langen Schlaf und bekennen, wie fruchtlos ihre Anstrengungen waren; ja die Fürsten, die jetzt in höllischen Ketten liegen, laß Zeugnis geben von ihrer äußersten Bestürzung, als der Herr im Kampf für seine Auserwählten erschien. Vorwärts, Despot,*) heiß deine Sklaven gegen die Freien sich erheben, zerdrücke die Hilflosen, reiß an dich die Reiche deines Nachbars, aber wisse, daß der Herr mächtiger ist als du! Deine nördlichen Horden sind nicht unbesiegbar, und Briten sollen mit Gottes Hilfe dich lehren, daß du deine Hand umsonst zum Raube erhebst. Du kämpfst mit einer Nation, in deren Mitte die Auserwählten Gottes gegen dich beten und du sollst wissen, daß Gott zu seinem heiligen Samen gesagt hat: „Keiner Waffe, die gegen dich gerüstet wird, soll es gelingen."

Aber nun muß auch die andere Seite des Gegenstandes in Betracht kommen. Zuweilen ließ Gott den Feind wider uns wüten, und das Schwert wurde gebraucht mit schrecklichem Erfolg. O, es hat schon dunkle und trübe Tage für die auserwählte Kirche Christi gegeben! Wenn die Verfolgung schrie: Schlagt tot! laßt die Kriegshunde los! so floß Blut wie Wasser über das Land, unsere Feinde triumphierten. Der Märtyrer wurde an den Scheiterhaufen gebunden, oder gekreuzigt, der Pastor abgetrennt von der Herde, die Herde zerstreut. Grausame Qualen, schreckliche Leiden wurden von den Heiligen Gottes erduldet. Die Auserwählten schrieen und sagten: O Gott, wie lange! Laß es dich gereuen in betreff deiner Knechte. Der Feind lachte und sagte: O, so wollten wir's! Zion war unter einer Wolke. Ihre köstlichen Heiligen, die dem feinen Gold zu vergleichen waren, wurden geachtet wie irdene Gefäße, wie Werke von Töpfers Hand, und ihre Fürsten wurden zertreten wie Kot in den Straßen. O, meine Seele! wie war es an jenem traurigen Tage, als der Feind über sie kam wie eine Flut und sie

*) Der folgende Satz zeigt, daß hier wieder Nikolaus I. von Rußland gemeint ist, der es damals auf den Raub von Konstantinopel abgesehen hatte. Aber es gilt natürlich ebenso allen raub- und ländergierigen Regierungen, auch England nicht ausgenommen; man denke nur an den Raubkrieg in Südafrika!

kaum die Fahne des Herrn wider ihn erheben konnte? O Gott, das war eine Stunde, da du nicht hören wolltest das Schreien deiner Auserwählten! Es schien als ob dein Ohr taub wäre. Die Klage der Witwe blieb unerhört; die Seufzer, die Leiden, das Schreien der Märtyrer blieb unbeachtet, und du erlaubtest noch immer dem Feinde, deine Kinder zu quälen. Verfolgung erschütterte das Land und ergoß ihre glühende Lava der Grausamkeit über das Land, verwüstete die schönen Gefilde der Kirche Gottes. Hat die Verfolgung seine Kirche zerstört? Hatte die feindlich gegen sie erhobene Waffe Erfolg? Nein! Jedesmal, wenn über die Kirche eine Wolke dahinzog, stand sie wieder auf, und erhob ihr schönes Angesicht, schön wie der Mond, schrecklich wie des Heeresspitzen. Sie war nachher um so herrlicher. Jedesmal, wenn ihr Blut vergossen wurde, wurde aus jedem Tropfen ein Mann, und jeder so bekehrte Mann stand bereit, sein Herzblut zu vergießen in Verteidigung seiner Sache. Ah, das waren Zeiten, in welchen die Kirche anstatt vermindert und niedergelegt, vielmehr von Gott vermehrt wurde, und die Verfolgung wirkte zu ihrem Besten, statt zu ihrem Schaden. Der Verfolger konnte die Kirche nicht zerstören. Die Kirche Christi segelt nie besser, als wenn sie vom Winde der Verfolgung von einer Seite zur andern geschüttelt wird; wenn der Strahl ihres Blutes vor ihr her geht und wenn bei jedem Ueberfall sie nahezu überwältigt wird. Nichts hat der Kirche Gottes so viel genützt als Verfolgung, sie ist gewachsen und stark geworden dadurch.

Doch bedenket, daß das nicht nur das Erbe der Kirche im Ganzen ist, sondern jedes einzelnen Gläubigen. Und nun kann ich zu einigen armen Seelen sprechen, die in diesem Gotteshause sind. O Bruder, o Schwester! Hier ist ein Wort für dich diesen Morgen. „Keiner Waffe, die wider dich erhoben wird, soll es gelingen.“ Es gibt einige liebe Schwestern, die in dieses Bethaus kommen unter der Furcht vor ihren brutalen Ehegatten; andere, Söhne und Töchter, die grausame Väter haben. Ich weiß, es sind welche hier, die traurige und schreckliche Verfolgung erfahren müssen, weil sie ins Gotteshaus kommen. O, manche von uns wissen sehr wenig, wenn wir hier zusammen kommen, was ihr nächster Nachbar im Sitz zu leiden hatte, um in dieses Haus zu kommen. Ich könnte eine Geschichte entrollen, die eure Geister aufstören würde, eine Verfolgungsgeschichte, von einigen Heiligen Gottes erduldet, die hier sich finden. Das ist ein Wort für euch: „Keiner Waffe, die sich wider dich erhebt, soll es gelingen.“ Der Schlag eines brutalen Gatten soll dich nicht beschädigen; er mag deinem Leibe Schaden tun, aber er kann deine Seele nicht beschädigen. „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, und nachdem nichts mehr haben, das sie tun können; fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in der Hölle.“

Warum solltet ihr euch fürchten? Gott ist euch zur Seite! Gedenket, Christus hat gesagt: „Freuet euch und seid fröhlich, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei

Uebels wider euch, so sie daran lügen. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind. Freuet euch alsdann und hüpfet, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel." Halt aus, junger Mann, halt aus, junge Frau, fahre fort in der Furcht Gottes und du wirst finden, daß die Verfolgung dir zum Besten dient. Aber du Verfolger, merke dir, wenn du diesen Morgen hier bist, es ist in der Hölle eine glühende eiserne Kette, die dir um den Leib gelegt wird; es gibt Peiniger dort, die haben feurige Geißeln, und sie werden deine Seele in Ewigkeit peinigen, weil du es wagtest, den Kindern Gottes ein Hindernis in den Weg zu legen. Gedenke, was die Schrift sagt: „Wer ärgert dieser Geringsten einen, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer."

Der zweite Teil des Erbes lautet: „Jede Zunge, die sich wider dich erhebt im Gericht, wirst du verdammen." Hier ist Schutz gegen die Zunge der Menschen. Der Satan läßt keinen Stein unbewegt gegen die Kirche Gottes. Er benützt nicht einfach die Hand, sondern, was oft noch eine härtere Waffe ist, die Zunge. Wir können zuweilen einen Schlag ertragen, aber wir können keine Beschimpfung erdulden. Es ist große Macht in der Zuge. Wir können von einem Schlag, der uns zu Boden streckte, wieder aufstehen; aber wir können uns nicht so leicht erholen von Lästerung, die reißt unsern Charakter herunter. „Jede Zunge, die sich wider dich zum Gericht erhebt, wirst du verdammen." Siehe die Kirche im Großen an, und siehe wie sie ihre Widersacher verdammt hat. Als sie zuerst in der Welt auftrat, hatte sie dem Judaismus zu widerstehen; aber sie hat ihn verdammt und seine Lehren sind jetzt abgenutzt. Dann traten die Philosophen auf und sagten, das Christentum sei Torheit, weil sie keine weltliche Weisheit darin fanden. Aber was ist aus dem Philosophen geworden? Wo sind die Stoiker, die sich ihrer Weisheit rühmten? Wo sind die Epikuräer, die auf den Straßen Griechenlands ihre Vorträge hielten? Wo sind sie jetzt? Sie sind dahin, und ihre Namen werden nur gebraucht als Worte, die einst waren, als Dinge, die aufgehört haben, als Bezeichnungen des Altertums. Dann erfand Satan den Muhammedanismus, um der Wahrheit zu widerstehen. Aber wo ist der? Wir haben ihn längst verdammt. Er ist ein aufgedunsener Leichnam, fast ganz ohne Leben, nicht imstande zu bestehen. Das Kreuz hat den Halbmond zum Absterben gebracht. Wo sind die verschiedenen Systeme des Unglaubens, die nacheinander erstanden? Sie sind ganz verschwunden! Je und dann fühlten wir uns etwas beunruhigt, weil wir hörten, daß einige Leute mit großem Namen beweisen wollten, daß die Bibel nicht wahr und unser Bekenntnis nicht dauerhaft sei.

Ich erinnere mich, als ich einst mit einem alten Mann im Gespräch war, daß dieser sagte: O Herr, diese Geologie wird den Glauben der Menschen an die Bibel gänzlich zerstören. Aber wo ist jetzt die Geologie? Anstatt wider das Evangelium zu sein, gibt sie manche mächtige Bestätigungen der Tatsachen der Offenbarung. Jede Wissenschaft

wurde in ihrem unvollkommenen Zustand als Rammbock wider die Wahrheit Gottes gebraucht; aber sobald sie besser verstanden wurde, wurde sie zu einem Pfeiler in den Vorwerken Zions. Fürchte du nicht, du Kind Gottes, daß die Verkehrtheiten der Wissenschaftler unserer Sache schaden können. Lügende Zungen werden wir verurteilen. O Unglaube, du Mißgeburt der Nacht, du bist schon tausendemal verurteilt worden. Du bist eine vielgestaltige Kreatur, die ihre Gestalt verändert mit jedem Wechsel der Zeiten. Einst warst du ein lachendes, idiotisches Spielzeug für Voltaire; dann ein tobender Lästerer bei Tom Paine; dann ein grausames, blutdürstiges Ungeheuer, ein passender Gefährte für Robespierre; dann wieder ein spekulativer Theoretiker für Owen; und nun ein weltliches, gemeines, entwürdigendes Ding für unfromme Schwätzer und profane Bewunderer. Ich fürchte dich nicht, du Unglauben; du bist eine Otter, die auf Eisen beißt, ihr Gift verspritzt und ihre Giftzähne zerbricht.

Meine Freunde, habt ihr je die Geschichte von Jahrhunderten überblickt und Auf- und Niedergang der verschiedenen Reiche des Unglaubens beobachtet? Wenn so, so wird es euch vorkommen, ihr seiet auf einem Schlachtfeld und ihr sähet die Leichen liegen; ihr fragt nach dem Namen der Toten, und man antwortet euch: das ist der Leichnam dieses Systems, das ist das Aas dieser Theorie. Und seid dessen gewiß, so gewiß als das Rad der Zeiten weiter rollt, so gewiß wird die jetzt geltende Form des Unglaubens untergehen, und in fünfzig Jahren werden wir das Skelett eines geplatzten Systems finden und die Grabschrift seiner Bewunderer wird sein: Hier liegt ein Narr, vor alters genannt ein Weltmensch.

Nun, was sollen wir vom Mormonismus sagen, jenem wilden Aberglauben des Westens? Oder vom Puseyismus, dem deutlichen Ebenbild des Papismus? Oder von den Sektierereien der Socinianer oder Arianer, der Arminianer und Antinomisten? Was sollen wir von allen anderes sagen, als daß ihre Totenglocke bald schlagen wird und daß diese Ausgeburten der Hölle in den Abgrund zurücksinken werden, aus dem sie geboren sind! Und jene alte, tolle Kirche auf den sieben Hügeln hat gewagt, ihre Bannflüche gegen die Heiligen des Herrn zu schleudern. Noch hält sie den Kelch der Greuel in ihren Händen, noch ist sie in Scharlach gekleidet und schwingt ihr Szepter über viele Wasser. Aber sie wird im Gericht verdammt werden. Siehe, der Mühlstein in der Hand des Erzengels eilt, ihren Fall herbeizuführen und Babylon die Große wird stürzen mit furchtbarem Fall. Jauchzet, ihr Himmel, denn der Herr hat's getan; singet, ihr Bewohner der Erde, denn die Verheißung ist erfüllt und jede feindliche Zunge ist verurteilt.

Nun wünsche ich zu zeigen, daß das ein ganz persönliches Erbteil ist für jedes Kind Gottes: „Jede Zunge, die sich zum Gericht wider dich erhebt, wirst du verdammen." O, welch ein herrlicher Gedanke ist das für mich, denn viele Zungen sind mit mir beschäftigt. Einige sagen: Er ist ein guter Mann! Andere sagen: Er verführt das Volk. Gut,

wenn Gott mehr Sünder bekehren und mehr zu seiner Kirche bringen will, so mögen sie entscheiden, welchen Weg sie vorziehen. Ich brenne nicht darauf, irgend einem selbsteingebildeten Unfehlbaren in dieser Sache Antwort zu geben. Ihr werdet nie einen Prediger finden, der eine Menge um sich sammelt oder sonst Gutes tut, der nicht ganz sicher verlästert und verschmäht wird; aber hier ist eine Verheißung: „Jede Zunge, die sich zum Gericht wider dich erhebt, wirst du verdammen." Wir können ein wenig Lästerung ertragen, weil wir wissen, wir werden umsomehr zu verdammen haben. Je mehr Ankläger, desto mehr Freisprechungsurteile; je mehr Verlästerung, desto mehr Ehre bei Gott. So mag der Feind weiter lästern, was kümmert's uns, denn „Jede Zunge, die sich zum Gericht wider uns erhebt, werden wir verdammen."

Aber ich weiß, es sind unter meinen Zuhörörn welche, die glauben an die Lehre der Gnade und lieben sie; und ihr seid zuweilen genötigt, dafür zu disputieren und zu streiten. Ich weiß, ihr seid's, und ich traue es euch zu, ja ich hoffe, daß ihr gerne kämpfet für den uns einst überlieferten Glauben der Heiligen. Ich weiß, wie es bei vielen von euch steht, wenn ihr es mit einem Ungläubigen zu tun habt, so wißt ihr nicht, was ihr sagen sollt. War es nicht so bei euch manchesmal? Ihr sagtet euch: Ich wünschte beinahe, ich könnte meinen Mund halten, denn der Mann hat mich verwirrt! Doch gedenke: „Jede Zunge, die sich zum Gericht wider dich erhebt, wirst du verdammen." Nach dem letzten Disput, den du hattest, dachtest du, dein Widersacher habe gesiegt, oder nicht? Du warst im Irrtum. Er mag sich zwar seiner überlegenen Verstandesmacht rühmen und sagen: O, der Mann ist nichts mir gegenüber. Aber laß ihn allein, bis er zu Bett geht, wenn die Dunkelheit der Nacht ihn überfällt, dann wird er anfangen ernstlich nachzudenken. Er besiegte dich dem Anschein nach, aber jetzt wirst du seiner Meister. Warte, bis er krank wird, dann werden deine Worte ihm in den Ohren klingen; sie werden sogar aus dem Grabe auferstehen, wenn er dich überleben sollte und du wirst ihn dann besiegen. Fürchte dich nicht, für die Wahrheit einzustehen; denke nicht, die Ungläubigen seien weise Leute, oder die Arminianer seien so überaus gelehrt. Erhebe dich für die Wahrheit und es ist ja ein solch solides Wissen und ernste Wahrheit in den von uns verteidigten Wahrheiten, daß niemand von euch sich derselben zu schämen braucht. Diese Wahrheiten sind machtvoll und müssen gewinnen; der allmächtige Gott Jakobs macht durch die Beweiskraft des Heiligen Geistes sie sieghaft.

Es ist einer, der oft zum Gericht sich wider mich erhoben hat, und ich darf sagen, er hat manche von dem teuern Volk des Herrn hier in Not gebracht — das ist Satan. Er erhebt sich immer zum Gericht wider uns. So oft wir ein wenig in Not kommen, kommt er und sagt: Du bist kein Heiliger! Wenn wir uns einer Sünde schuldig machen: „Du würdest nicht so sündigen, wenn du wirklich ein Kind Gottes wärest; du hast keinen Teil an dem Bund; du bist ein Schwärmer; du hast dich selbst betrogen." Wie oft ist Satan wider mich zum Gericht aufge-

standen, so aufgestanden, daß ich töricht genug war zu achten auf das, was er sagte. Oft sagte ich ihm: Du bist ein Lügner und ein Vater der Lügen; aber zu andern Zeiten wieder glaubte ich an seine boshafte Anklage. O, es ist keine leichte Sache, wider die Verdächtigungen des Bösen stand zu halten. Ihr, meine Brüder, seid mit seinen Schlingen nicht unbekannt. Er hat das Gewissen gegen euch gehetzt, die Höllenhunde der Urteilssprüche des göttlichen Gesetzes haben euch angeheult und die Trommel des schrecklichen Richterspruchs tönte wie Donner in euern Ohren; dann stand der Widersacher selbst auf und leugnete eure Gemeinschaft mit Jesu und beanspruchte euch als seine Beute und Teil. O, wie herrlich aber war es dann, wenn unser Advokat eintrat im Gerichtshof des Gewissens und uns versicherte, daß er für uns Fürbitte getan habe beim Oberhofgericht des oberen Königs! O, und wenn er dann die Handschrift des Widersachers zeigte, zerrissen durch die Nägel des Kreuzes, da fühlten wir, daß Satans Zunge verdammt sei, und seine Lästerungen verstummten. O glorreicher Fürsprecher, aller Ruhm gebührt deinem anbetungswürdigen Namen. Laßt die Heiligen es auch wissen, daß sie bald einen noch offenbareren Triumph über ihren grausamen Feind haben werden. Am Tage des Gerichts wird der Feind Gottes und der Menschen aus seinem Gefängnis hergezerrt werden, seine eherne, mit manchem Donnerschmarren bedeckte Stirn wird er frech erheben und sein Urteil empfangen und dann ein Höllenleben beginnen furchtbarer als er es je zuvor erduldet hat.

O du Heiliger, weißt du, daß du ihn richten wirst? Wißt ihr, daß ihr Engel richten werdet? Ihr Gotteskinder werdet als Gerichtsassessoren mit dem erst geborenen Sohne auf dem Stuhle sitzen, und wenn er das Urteil über den Drachen fällt, werdet ihr feierlich euer „Amen" zu dem Urteilsspruche geben. Frohlocke, du armer Vielgeprüfter! Du sollst treten auf den Löwen und den Drachen, dein Fuß wird auf dem Haupt deines Feindes sein und du wirst wissen, daß die Verheißung erfüllt ist in deiner eigenen Erfahrung: „Jede Zunge, die sich zum Gericht wider dich erhebt, wirst du verdammen."

Nun, Geliebte, habe ich für jetzt genug geredet von diesem herrlichen Erbteil der Heiligen Gottes: den Waffen soll es nicht gelingen und die Zungen sollen verdonnert werden. Nun aber muß ich den Schluß machen mit dem Paßwort der Heiligen. Was ist das? „Das ist das Erbteil der Knechte des Herrn und i h r e G e r e c h t i g k e i t i s t v o n m i r, spricht der Herr." In alten Zeiten, wenn nicht auch noch jetzt, hatten die Armeen ihr Paßwort, woran sie einander in der Dunkelheit erkennen konnten. So brauchen auch wir jetzt ein Paßwort. Es ist sehr schwierig, die Kinder Gottes zu unterscheiden, wenn wir nicht Zeichen haben. Gott selbst gibt uns das Paßwort: „Deine Gerechtigkeit ist von mir, spricht der Herr!" Ihr könnt immer einen Heiligen Gottes an diesem Paßwort erkennen. Wenn er sagt, „meine Gerechtigkeit ist von Gott", kannst du sicher glauben, daß er ein Jünger Jesu Christi ist. Er mag unser Schiboleth nicht verstehen, er mag nicht in einem Lande

gewohnt haben, wo man die richtige Sprache Kanaans redet, und das mag einige Fehler seiner Sprache entschuldigen. Er mag in manchen Punkten von uns verschieden sein; aber wenn er ernstlich bekennt: „Meine Gerechtigkeit ist von Gott," so könnt ihr sicher schließen, er ist kein Feind der Wahrheit; ich meine der Wahrheit, die in Jesu ist.

Wir können das Paßwort in zweierlei Sinn verstehen. Es mag bedeuten, die Rechtfertigung der Christen in den Augen der Welt ist von Gott; oder auch ihre Gerechtigkeit und Erlösung ist von Gott. O, es wird eine Zeit kommen, da Gottes Kinder von aller Verlästerung gereinigt hervor gehen werden, da die Falschheit wird hinweggeschwemmt und sie gerechtfertigt dastehen werden sogar vor ihren Feinden. Ihre Verlästerer werden nichts wider sie zu sagen haben. Sie werden teil haben an der Bewunderung, die das versammelte Universum dem wird geben müssen, der alle Dinge wohl macht. Aber diese Ehrenrettung wird ihnen nicht kommen aus ihren eigenen Bemühungen. Sie waren nicht ängstlich bemüht, der Schmach um Christi willen zu entgehen. Sie haben sich nicht selbst beweint und beklagt, daß sie als Auswurf der Welt betrachtet wurden. Nein, ihre Gerechtigkeit, ihre völlige Reinigung von den Schmähungen der Bosheit und den Lästerungen des Neides wird von Jehova kommen. Das Wappen der Kirche ist in den Händen des Herrn, er wird alle Befleckung davon abwischen. Gott selbst wird den Charakter seiner Heiligen verteidigen und alle Lügner werden ihr Teil haben in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt. Laßt das das Fähnchen an unserer Lanze sein, laßt das unser ermunterndes Paßwort, unsere Ehrenrettung sein: „Unsere Gerechtigkeit ist vom Herrn."

Und die zweite Bedeutung: „Ihre, sie rechtfertigende Gerechtigkeit kommt von mir," spricht der Herr. Und nun, wenn ich wünschte euch alle zu prüfen und dürfte nur eine Frage stellen, so würde ich fragen: Was ist deine Grechtigkeit? Kommt her der Reihe nach: Was ist deine Gerechtigkeit? O, ich bin so gut wie meine Nachbarn! Fort mit dir, du bist nicht mein Kamerad. Was ist d e i n e Gerechtigkeit? Nun, ich bin etwas besser als meine Nachbarn, denn ich gehe regelmäßig zur Kirche. Fort mit dir, mein Herr, du kennst das Paßwort nicht. Der nächste: W a s ist d e i n e Gerechtigkeit? Ich bin getauft und ein Glied der Kirche. Ja, das mag sein, und wenn das deine Hoffnung ist, so bist du in bitterer Galle. Nun du nächster: Was ist deine Hoffnung? O, ich tue, was ich kann, und Christus tut das übrige! Unrat! Du bist ein Babylonier, du bist kein Israelite. Christus ist kein Lückenbüßer, weg mit dir. Da kommt der letzte. Was ist deine Gerechtigkeit? Meine Gerechtigkeit besteht aus unreinen Lappen, ausgenommen e i n e Gerechtigkeit, die ich habe, die Christus mir auf Calvaria erworben hat, von Gott selbst mir zugerechnet, die macht mich rein und fleckenlos wie ein Engel. Ah, Bruder, du und ich, wir sind Mitstreiter, ich habe dich erkannt, das ist das Paßwort. „Deine Gerechtigkeit kommt von mir, spricht der Herr." Ich frage nicht, ob ihr Kirchenleute, oder Methodisten, oder Independenten oder Baptisten seid, wenn ihr nur dieses Paß-

wort wisset: „Deine Gerechtigkeit kommt von mir, spricht der Herr.“ Ich kann alle andern geringen Dinge übersehen, wenn ihr nur singen könnt:

„Christi Blut und Gerechtigkeit
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.“

Sage mir, daß du ein anderes Vertrauen als das hast, so will ich nichts mit dir zu tun haben. Sage mir, daß du selbst deine eigene Seligkeit erringen kannst und ich werde dich nicht als Bruder anerkennen. Aber wenn du mir sagst, daß von Anfang bis zuletzt du dich auf Jesum verlässest, so erkenne ich dich an als einen Mitstreiter, und ich freue mich, dich zu sehen, wo immer ich dich treffe.

Doch um abzuschließen: Wir haben vernommen, was das Erbe der Heiligen und was das Paßwort der Heiligen ist. Was sollen wir noch sagen? Wir wollen sagen, wie gut sich seine Verheißung erfüllt hat. Oder nicht? Ihr müßt wissen, daß es gerade 249 Jahre sind — es wird nächstes Jahr 250 Jahre sein — das fünfte Jubiläum, seit unter dem Parlamentshaus der Gang gelegt, das Pulver bereit gemacht wurde, um das Haus der Lords und der Gemeinen in die Luft zu sprengen und diese Nation gänzlich zu zerstören. Ah, diese Nacht vor 249 Jahren, wie da der Satan auf den Gedanken hinstierte, daß er die Kirche zerstören und seine Lieblinge zu Ehren bringen könne an Stelle derer, die den Herrn lieb hatten. Wo sind ihre mächtigen Männer? O, sagten sie, die ganzen Fundamente werden verrückt werden und was werden dann die Gerechten tun? Sie rechneten sicher, daß ihre Absicht würde erreicht werden. Aber wie gewaltig sind sie enttäuscht worden. Sie wurden entdeckt; die Soldaten gingen hinab und fanden die Verschwörung aus, so wurde die Papisterei davon abgehalten, sich in Großbritannien weiter auszubreiten. O, gelobet sei der Name des Herrn! „Keiner Waffe, die sich wider dich erhebt, soll es gelingen.“ Wir rühmen uns, weil wir mit dem Finger auf die Geschichte hinweisen und ausrufen können: Gott ist wahrhaftig und die Ereignisse sind Zeugnisse seiner Treue.

O Geliebte, hat der Heilige Geist euch eine von innen gewirkte Erkenntnis der Wahrheit dieses Wortes Gottes gegeben? Habt ihr segensreiche Befreiungen erfahren von der rechten Hand des Allerhöchsten? Manche von euch, fürchte ich, haben weder Teil noch Anfall an dieser Sache und ihr habt wirkliche Ursache, euern schrecklichen Verlust zu beklagen, indem ihr nicht imstande seid, den Segensbund zu ergreifen. Aber einige unter uns mögen schon jetzt sich der Stunde freuen, in welcher wir mit der ganzen, mit Blut erkauften Familie die ganze Erlösung empfangen werden und dann, o wie werden wir mit hinreißendem Entzücken überschauen die befreiende Gnade in tausenden von Fällen! Horcht! Horcht! mich deucht, ich hörte süße Musik; mich deucht, ich hörte einen Gesang herabfließen von den oberen Regionen, herabgeweht von Strömungen, deren Atem so lieblich ist, wie von den gewürzigen Hainen Arabiens kommend. Ich höre einen Ton, nicht irdisch, er ist, er muß himmlisch sein, denn keine sterblichen Sonaten können sich damit

vergleichen. O Strom der Harmonie, wo sind die Lippen, denen du entströmst? Die Himmel sind offen, ich sehe eine Schaar in weißen Gewändern, mit Kronen auf ihren Häuptern und Palmen in ihren Händen. Wer sind diese? Woher kommen sie? Das sind die, die durch viel Trübsal hindurch gegangen sind. „Wir haben unsere Kleider helle gemacht im Blute des Lammes, darum sind wir untadelhaft vor Gottes Thron und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel.“ Ihr Heiligen, o wiederholt den Gesang der Heiligen Gottes, laßt den Chor das Echo wiedertönen; wiederholt es noch einmal, daß diese Ohren es hören können. Was singt ihr? „Keiner Waffe, die wider uns bereitet wurde, ist es gelungen; jede Zunge, die sich zum Gericht wider uns erhob, haben wir verdammt.“ Das ist das Erbteil. „Unsere Gerechtigkeit kommt vom Herrn.“ Lebt wohl, ihr Heiligen Gottes! Und nun, ihr Heiligen hienieden, folgt nach im Zuge und singt mit heiliger, gläubiger, zuversichtlicher Vorempfindung:

„Keiner Waffe ist's gelungen, der Feind liegt besiegt,
Keiner Zung ist's geglückt, die Weltweisheit liegt;
Der Herr ist unsre Glorie, und jeder der Schar
Wird jauchzen Hosianna dort immerdar.“

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geist, nun und zu ewigen Zeiten. Amen.

François Marie Arouet de Voltaire.

Unter den im Juliheft S. 317 angezeigten Schriften vom Verlag von Trowitzsch & Sohn in Berlin befindet sich auch die von Dr. W. Schmidt: „Der Kampf um den Sinn des Lebens.“ Unsere gegenwärtige Geistesrichtung ist ja in hohem Grade materialistisch. Die Propheten des Materialismus sorgen durch Popularisierung ihrer Schriften dafür, daß der Gottesfunke des Glaubens womöglich frühe genug gelöscht wird in dem heranwachsenden Geschlecht. Und die vom materialistischen Entwicklungsgedanken beeinflußte und getrübte moderne Theologie ist ebenfalls auf die schiefe Ebene des irdischen Weltsinns geraten. Auch die Religion und Sittlichkeit soll nur ein Gewächs aus dem natürlichen Boden des aus der Tierwelt heraufentwickelten Menschen sein. Die christlichen Wahrheiten von Sünde und Erlösung werden verflacht. Sünde ist nur noch anhaftende Unvollkommenheit; Zorn Gottes, Gericht Gottes über die Sünde, Schuldverhaftung um der Sünde willen kann es nicht geben und gibt es nicht. Also braucht der Mensch auch keinen Erlöser, wie ihn das Evangelium uns zeigt.

Und gibt's keinen Erlöser, so kann der Mensch nur sich selbst erlösen, sich selbst aus dem Sumpf emporziehen, durch Selbstentwicklung sich erheben. Je mehr so alle spezifisch christlichen Wahrheiten unterminiert und entwertet werden für eine breite Schicht des heutigen Volks, um so mehr sieht sich jeder einzelne unmittelbar genötigt für sich selbst zu entscheiden, ob er sich begnügen will mit der Antwort, welche eine

materialistische Zeitströmung so gerne gibt und gelten läßt auf die größten Fragen des Lebens, oder ob er eine andere, besser befriedigende Antwort suchen will.

Häckel verspottet den Glauben an Gott, den Schöpfer und Regenten der Welt, und sein Buch findet schallenden Beifall bei einer urteilslosen Menge. Nietzsche, der Philosoph des Antichristentums, verkündet triumphierend einer von Gott sich losreißenden Welt: Gott ist tot! Und diese Modephilosophie reißt leider gar viele dahin auf der schiefen Ebene des Abfalls. Da entsteht denn ein Kampf um die Weltanschauungen, ein Kampf um die sittliche Welt, und ein Kampf um den Sinn des Lebens. Ueber diesen dreifachen Kampf hat Dr. W. Schmidt je ein besonderes Buch geschrieben. Dieser dreifache Kampf steht ja in einem inneren Zusammenhang. Die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens hängt ab von der Antwort, zu der man bei dem Kampf um die Weltanschauung und um die sittliche Welt kommt. „Je wie man über den Existenzgrund der Welt (über die Art der Entstehung der Welt) und über ihr Ziel denkt, und wiederum, ob man an eine unbedingt verbindliche sittliche Verpflichtung glaubt oder nicht: in innerlich ursächlichem Zusammenhang damit wird die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens ausfallen." Oder, um es einfacher und deutlicher zu sagen: Wer die Existenz eines persönlichen, allmächtigen Gottes und Schöpfers der Welt leugnet, der leugnet auch ein bewußtes hohes Ziel der Welt, dem sie von eben ihrem Gott und Schöpfer mit aller göttlichen Macht und Willensenergie entgegengeführt wird; er leugnet dann auch die Selbständigkeiit des Geistes, den freien Willen, die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen; der Mensch sinkt zu einem boßen Naturwesen herab, das keine andere Aufgabe hat als die, seine Naturtriebe und -Instinkte zu erfüllen und sich auszuleben in dieser Welt, und um das, was nachher kommt, sich nicht zu bekümmern. Der Sinn des Lebens ist dann eben nur der: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot." Daß dieser frivole Weltgeist breite Schichten des heutigen Volks beherrscht, wer wollte das leugnen.

Der Verfasser vorstehend genannter Schrift möchte nun unserem heutigen Geschlecht vorhalten, daß dieselben Fragen, die heute unser Geschlecht durchwühlen und aufregen, dieselben Kämpfe und Irrungen des Menschengeschlechts auch schon früher, nur unter anderen Verhältnissen, oft auch anderen Namen, eine Rolle gespielt haben und die Vergangenheit hat dazu Stellung genommen. Darum „kann die Geschichte die Lehrmeisterin der Völker werden. Und so kann, obwohl sich die Frage nach dem Sinn des Lebens nicht löst, ohne daß wir sie uns selbst stellen, mit dem allerpersönlichsten Ernst in sie eintreten, es auch dazu klärend wirken, zumal in kritischen Tagen, namhafte Kämpfer von früher daraufhin zu vernehmen, was sie über diese Frage gesagt und gedacht haben."

Der Verfasser hat es unternommen, eine Auswahl von Denkern

und Dichtern vom Mittelalter bis in die aktuellste Gegenwart herein zu vernehmen, was sie zu Gunsten oder Ungunsten der Fragen gesagt oder geschrieben haben, die die modernen Menschen so tief bewegen. Sechs Originale verschiedenster Richtung und verschiedener Nationalität will er dabei zu Wort kommen lassen; drei davon in der vorliegenden ersten Hälfte: Dante und Milton, Voltaire und J. J. Rousseau, Carlyle und Ibsen. Die drei erstgenannten behandelt er in der ersten Hälfte, die uns vorliegt. Dantes „Göttliche Komödie" und Miltons „Verlorenes Paradies" werden ihrem Hauptinhalt nach kurz skizziert und gezeigt, wie weitreichend der Einfluß genannter genialer Dichtungen nicht nur auf ihre eigenen Zeit- und Volksgenossen, sondern auf die ganze gebildete Welt sich bis heute erwiesen hat. In diesen Dichtungen hat sich der Geist der Zeit jedesmal in genialer Weise ausgeprägt. Daß aus diesen Schriften als Sinn des Lebens sich eben das Streben, ein ewiges, himmlisches Ziel zu erreichen, ergibt, und daß dieses Ziel nur durch Kampf und Streit wider die niedrige, sinnliche Natur zu erreichen ist, — sei hier nur kurz als Ergebnis der Darstellung des Verfassers angefügt.

Uns interessiert hier nur das eine, daß auch Francois Marie Arouet de Voltaire hier aufgeführt wird unter denen, die als Zeugen früherer Jahrhunderte über den Sinn des Lebens verhört werden.

Voltaire ist ja doch nur als frivoler Spötter und Feind des Christentums bekannt. Sein haßsprühendes Motto: „'ecrasez l'infame" ist meist verstanden worden, als wolle Voltaire das Christentum oder Christus mit l'infame bezeichnen und ausgerottet wissen. Voltaires Schriften dürften wohl wenigen unserer Leser bekannt sein. Sein Name ist mit Recht verpönt bei ernstgesinnten Christen, und da erhebt sich die Frage: Ist Voltaire auch unter den Propheten? Gehört er zu denen, die würdig sind, als Zeugen für den höheren Sinn des Lebens aufgeführt zu werden? Verfasser sucht dem übel berüchtigten Spötter Voltaire Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und er führt dafür Zeugnisse aus Voltaires Schriften auf, die in der Tat jeden frappieren werden, der bisher nur von den schlechten Eigenschaften des Mannes gehört oder gelesen hat.

Voltaire muß aus seiner Zeit und seinem Jahrhundert und aus der Umgebung verstanden und beurteilt werden, in welcher er aufgewachsen ist. Er hat nur das fanatische, haßerfüllte, nach Ketzerblut lüsterne Christentum der katholischen Kirche kennen gelernt. Er hat den krassen Aberglauben, die heuchlerische Frömmelei der römischen Priester, die Verfolgungswut, die Ränke und Intriguen der römischen Klerisei durchschaut und wurde von Haß und Wut erfüllt gegen diese Art von Religion.

Voltaire war kein Gottesleugner und kein Feind aller und jeder Religion. Wenigstens die vom Verfasser beigebrachten Zitate aus Voltaires Schriften lassen uns den Mann in milderem Lichte erscheinen.

Verfasser zeigt, daß in Voltaire ein Haß gegen den konfessionellen Hader, gegen die Intoleranz und Verfolgungswut der Priester gegen Andersgläubige wohnte, der ihn auch wohl zu sehr ins andere Extrem trieb, und Ausdrücke veranlaßte, die man als Haß gegen alle Religion auffaßte.

Der Haß gegen den konfessionellen Hader, gegen das entartete Christentum im Gegensatz zu seiner ursprünglichen Reinheit, die Begeisterung für Toleranz und Liebe zur Menschheit auf dem Boden des Theismus, des Glaubens an den persönlichen Gott: das ist (nach dem Verfasser) die religiöse Stellung Voltaires in seiner Henriade.

Der Sänger bittet zum Anfang jenes Gedichtes: „Steige von der Höhe der Himmel herab, erhabene Wahrheit. Gieße aus deine Kraft und deine Klarheit über meine Feder! O daß das Ohr der Könige sich gewöhnte, dich zu hören! Du bist's, von dem sie lernen müssen; der den Augen der Völker zeigt die schuldigen Wirkungen ihrer Vereinzelung. Sag, wie die Zwietracht unsere Provinzen verwirrt hat (die Hugenottenkriege. D. R.). Nenne die Leiden des Volkes und die Fehler der Fürsten. Komm und rede!" (Seite 220 a. a. O.) Und der Schluß seiner Dichtung zeigt die schließliche Versöhnung aller widerstreitenden Mächte und er findet die Lösung des Knotens darin, daß sein Held, dessen großes Herz für die himmlische Wahrheit gebildet war, endlich sieht, erkennt und liebt ihr unsterbliches Licht und gläubig gesteht, daß die Religion dem Menschen überlegen ist und die Vernunft beschämt. „Stellt man die Frage nach dem Sinn des Lebens so: 'Was bin ich, der ich auf diesen schwimmenden Aeonen heraufschwimme, wenn ich morgen hinabstürze in die ewig sternenlose Nacht der Vernichtung?' — so antwortet die Henriade Voltaires, — und es ist bemerkenswert, wie sie antwortet und in ihr die gebildete vornehme Welt des 18. Jahrhunderts, in deren Kreisen sie entstand: Nein! In eine ewig sternenlose Nacht der Vernichtung stürzest du nicht! Es gibt ein unsterbliches Licht und eine unsterbliche Wahrheit, eine ewige Gerechtigkeit und einen ewigen Vergelter. Es gibt ein Fortleben nach dem Tode und einen lebendigen Gott. 'Der Ewige' erhört Gebete. Auf sein göttliches Wort wanken die Gestirne, erzittert die Erde, erbeben die Liguisten. Der König, der sein Vertrauen auf den Himmel gesetzt hatte, wurde inne, daß der Höchste sich für ihn intressierte. Aber die P r i e s t e r sind stumm am Tage des Heils." (Seite 242.)

Interessant sind die von Dr. Schmidt angeführten Sätze, durch welche Voltaire darzutun sucht, daß es auch für die denkende Vernunft die wahrscheinlichste Sache ist: „Es gibt einen Gott", der das Weltall erschaffen, der die Bewegung, die Freiheit, die Intelligenz geschaffen hat. „In der Meinung, daß es einen Gott gibt, finden sich Schwierigkeiten, aber in der entgegengesetzten Meinung Absurditäten. (Seite 242 f.)

So ist Voltaire ein rückhaltloser, ausgesprochener, denkender Verteidiger des Glaubens an einen persönlichen Gott, den Schöpfer der

Welt. „Wir sind überzeugt von der Existenz eines Gottes, dessen Werk wir sind," sagt er, „durch Gründe, gegen die unser Verstand sich nicht auflehnen kann." Bezüglich der Frage, was die Seele sei und ob es ein an sich unsterbliches Wesen sei, sagt er, versage der Verstand. Die Wahrscheinlichkeiten sind gegen die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele. „Aber ich nehme allen Wahrscheinlichkeiten zum Trotz an, daß Gott nach dem Tode des Menschen das, was man Seele nennt, erhält, und daß er die Seele des Tieres der Vergänglichkeit überläßt: ich bitte um das, was der Mensch dort gewinnen wird, um das, was der Geist Jakobs gemein hat mit Jakob, wenn er tot ist."

Die Frage nach der Freiheit des Menschen bejaht Voltaire mit dem Hinweis auf Gott, der Wollen und Handeln gegeben hat und selbst ein freies Wesen ist. Der betreffende Traktat Voltaires, dem diese Zitate entnommen sind, bietet eine Fülle von brauchbarem Material für die Frage nach dem Sinn des Lebens.

Seine Ode "Sur le Fanatisme" lehnt den Atheismus als wider die Vernunft direkt ab, auch den Spinozismus. Nur den tempelschändenden Fanatismus bekämpft sie. — In einer Schrift verbreitet sich Voltaire über die Aufgabe des Menschen und seine Pflicht, und beruft sich auf „den Gottmenschen", der die Frage beantwortet habe: Liebe Gott, aber liebe die Menschen. In der Nächstenliebe beweise deine Gottesliebe.

Kurz die Lebensweisheit Voltaires ragt hoch empor über den Atheismus eines Häckel oder Nietzsche und über den Pantheismus der neueren philosophischen Systeme. Aber freilich, Voltaire selbst war weit davon entfernt, sich von der erkannten und gepriesenen Wahrheit und Weisheit leiten und regieren zu lassen. Die sittlich religiösen Gedanken, die er in seinen Schriften vertrat, konnten nicht auch sein Leben und Handeln bestimmen.

Verfasser kann die Charakterlosigkeit Voltaires nicht verschweigen, der auch gelegentlich eine Lanze für kirchliche Frömmigkeit einlegen konnte, wenn es ihm nützlich scheint. „Er kann den Parioten spielen und — verleugnen. Er kann italienisches Wesen verherrlichen und sich für englische Art echauffiren, je wie er es seinen augenblicklichen Interessen und Plänen für ersprießlich hält." Auch dazu hat er sich bequemt, sogar in Ferney auf seinem Landgut, eine katholische Kirche zu bauen. Aber es war wohl kein wirklich religiöser Ernst dabei. An einen Freund schrieb er: „Ich bin Wohläter der Kirche. Ich will mich von ihr fürchten und lieben lassen." Dagegen an einen andern schreibt er: „Mein Los ist es, Rom zu verhöhnen und meinen Forderungen dienstbar zu machen. Ich setze also ein schönes Gesuch an den heiligen Vater auf. Ich bitte um Reliquien für meine Kirche, um eine unbeschränkte Kompetenz für meinen Kirchhof, um einen Ablaß im Augenblick des Todes und während meines Lebens eine schöne Bulle für mich ganz allein mit der Erlaubnis, das Land zu bestellen an den Feiertagen, ohne verdammt zu werden."

Wer das römische Christentum — selbst bis in unsere Tage hinein — kennt, wird sagen: Voltaire's Christentum ist echt römisch. Wer nur dem Papst zu schmeicheln und mit klingender Münze beizukommen weiß, kann ja Ablaß finden für alles auch ohne echte Buße.

Freilich, was über das Ende Voltaires berichtet wird, — nicht in diesem hier besprochenen Buch —, klingt schauerlich. Wir können uns nicht versagen, diesen Bericht hier anzufügen.*)

Den 5. Februar 1778 war Voltaire, schwach und 84 Jahre alt, mit seinem kleinen Hofe von Ferney nach Paris verreiset, dort den Triumph zu empfangen, welchen ihm seine Schmeichler und Freunde bereitet hatten. Er wurde auf dem französischen Theater gekrönt und von der französischen Akademie als ihr Haupt begrüßt. Aber diesen letzten Triumphkelch einmal ausgetrunken, hatte nun der erschöpfte, müde Greis mit dem Alter, mit dem Rausch und mit dem Rauch der Welt um ihn her, mit der Krankheit und der Ohnmacht der letzten Hilfsmittel und Tröstungen der Aerzte und der Freunde zu kämpfen. Die Kräfte verließen ihn immer völliger, und alle Versuche der Doktoren scheiterten und brachten dem Kranken nur neuen Schaden und neue Wunden.

Wut, Gewissensbisse, Vorwürfe, Lästerung begleiteten alle seine Worte. D'Alembert, Diderot, Marmontel und andere seiner Freunde waren viel um ihn her; sie schwiegen aber über das, was sie bei diesem Sterbebett hören und sehen mußten. So dauert's drei Monate lang.

Voltaire schien sich zu Gott bekehren zu wollen, den er so lange mit Hohn verleugnet hatte.**) Er schrieb an den Abt Gautier, ihn zu sich zu bitten. Er stellte eine Erklärung aus, durch welche er seinen Unglauben aufgab. Der Akt wurde von ihm und von zwei Zeugen unterschrieben. Von diesen war der Marquis deVillevieille, an den Voltaire, wie an so viele andere zu schreiben pflegte: „Laßt den Feind euern Gang nicht durchblicken; — tut aber euer Mögliches pour écraser l'infame.“

Der Sterbende gab's zu, jene Erklärung möchte dem Priester von St. Sulpice und dem Erzbischof von Paris vorgelegt werden, ob's also gut und genug wäre! Als aber der Abt Gautier mit der Antwort zurückkam, konnte er nicht bis zu dem Kranken dringen. Man hatte alles versucht, diesem einen Widerruf von seiner Unterschrift zu entlocken. Der Priester, den er hatte rufen lassen, wurde auch nicht zugelassen.

Oft verfluchte er seine anwesenden Freunde: „Hebet euch davon,“ sprach er, „Ihr, Ihr seid's, die mich zu diesem Zustande gebracht habt. Hinaus! Hinaus! Ich brauche euch alle nicht, Ihr aber wäret nicht ohne mich. Welch einen scheußlichen Ruhm Ihr mir verschafft habt!“ Er erinnerte sie an ihre lange Verschwörung gegen das Evangelium von Jesus Christus; sie mußten hören, wie er bald zu Gott flehete, bald

---

*) Er ist entnommen einem originellen Buch von Pfr. Passavant: „Naeman, oder Altes und Neues.“ 3. Aufl. Basel, 1856. Seite 188 ff.

**) Wie das zu obigen Ausführungen von Dr. W. Schmidt stimmt, vermögen wir nicht zu sagen. D. R.

wieder Gott lästerte, bald mit einer zerreißenden Stimme rief: „O Christus, Jesus Christus!" Dann fiel er in die Verzweiflung zurück, klagte, jammerte, „er wäre von Gott verlassen." Der Marschall de Richelieu lief davon: „Dieser Anblick sei zu gräßlich anzusehen." So konnten es die Aerzte, sogar Dr. Louis Tronchin bei dem Sterbenden auch nicht aushalten.

„Er hatte sich gedacht," schreibt dieser letztere, „ich würde mich weigern, ihn zu besuchen .... Er schrieb mir mit starkem Rauchwerk und schwur mir eine ewige Freundschaft und Hochachtung. Ich ging zu ihm. — „Sie sind," sagte er, „mein Retter gewesen, hier nun müssen sie mein Schutzengel sein; ich habe nur noch einen Lebenshauch, ich will ihn in euren Armen ausatmen;" — er brach in helle Tränen aus ...."

„Mein Freund, hätten meine Grundsätze bedurft, fester geknüpft zu werden, der Mann, den ich also absterben, mit dem Tode kämpfen und endlich sterben sah, hätte sie zum gordischen Knoten zusammengeschürzt; ich hätte das Sterben des Gerechten, das Ende eines schönen Tages, mit Voltaires Ende verglichen, und den Unterschied zwischen einem heiteren Tage und einem Sturmwinde gesehen, zwischen der Heiterkeit der Seele des Weisen und der schauerlichen Qual des Mannes, dem der Tod der König der Schrecken sein muß. Doch, Gott Lob! Dieses Schauspiel bedurfte ich nicht ..... Dieser Mann sollte in meinen Armen sterben. Ich habe ihm immer die Wahrheit geredet, und bin, leider für ihn, der Einzige, der ihn nie getäuscht hat ....." „Ich gedenke nicht ohne Schauer und Abscheu der Verzweiflung und des Wahnsinns seiner letzten Tage. Sobald er sah, daß alles, was er mit so viel Torheiten angewendet hatte, um zu neuen Kräften zu kommen, nur das Gegenteil herbeigeführt, war der Tod immerdar vor seinen Augen. Wut und Raserei ergriffen seine Seele. Ihr wisset des Orestes Raserei. Furiis agitatus obiit."

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Man will Wiedervereinigung.

Nach vorhergegangener Uneinigkeit und Streit kam es in 1891 zur Trennung in der Evangelischen Gemeinschaft; die Mehrheit behielt diesen Namen, die Minderheit legte sich die Bezeichnung „Die Vereinigte Evangelische Kirche" bei. Eine zeitlang schien die Kluft immer größer werden zu wollen. Aber wie die Jahre dahinrollten und man das Geschehene mehr und mehr mit ruhigem Blick überschauen konnte, da sah man auch mehr und mehr die beiderseitigen Fehler ein, die in „der Hitze des Kampfes" gemacht worden waren. Hier und da wurden Stimmen laut, die Trennung sei doch übereilt geschehen und ein großer Fehler gewesen. Die Aelteren freilich, die teilweise mitten im Kampfe gestanden, konnten nicht wohl auch im „Rückzug" die Leiter sein, wie sehr auch sie die Trennung beseitigt wünschten. Es war den jetzt herangereiften jungen Leuten auf beiden Seiten vorbehalten, eine Wiedervereinigung anzuregen. In Chicago hielten kürzlich die Bestrebungsvereine der Stadt und Umgebung eine gemeinsame Versammlung ab, in welcher

Redner von beiden Seiten die Nachteile der Trennung und die Vorteile eine Wiedervereinigung in echt brüderlichem Geiste besprachen und wo zuletzt Beschlüsse einstimmig angenommen wurden, welche mit ihren Maßnahmen (bes. Anstellung eines gemeinsamen Komitees zum Zweck der Annäherung) als der erste praktische Schritt zu einer Wiedervereinigung angesehen werden können. Leitende Männer, Bischöfe und Editoren, von beiden Seiten hatten per Telegramm ihr Einverständnis erklärt und Gottes Segen gewünscht. Freilich sehr schnell wird es mit der Wiedervereinigung nicht gehen. Bischof Dubs, der für die Vereinigung ist, bringt mindestens acht Jahre heraus, indem er eine zweimalige Tagung der beiderseitigen Generalkonferenzen als wahrscheinlich nötig ansieht. Aber die beiden Teile kennen sich ja, haben nur wenige Jahre getrennt gewohnt und wollen nun wieder eine gemeinsame Wohnung beziehen; wenn der ernste Wille dazu vorhanden ist, dann läßt sich das gemeinsame Haus bald gemeinschaftlich herrichten und beziehen. Die Ver. Evang. Kirche nimmt wieder den alten schönen Namen an und dafür läßt sich die jetzige Evang. Gemeinschaft gerne eine etwas mehr demokratische Regierungsform gefallen. Das Einigungsstreben der oben genannten Teilkirchen stößt naturgemäß auf viele größere Hindernisse und gibt daher kein Beispiel an die Hand.

Ueber das Kolloquium, das Mitte Februar in Toledo stattfand und an dem sich die Ohio- und Jowa-Synoden beteiligten, schreibt Prof. Dr. Stellhorn von der Ohio-Synode: „Die Verhandlungen wurden in einem friedfertigen und freundlichen Ton geführt. Die Differenzen wurden allseitig klar und bestimmt herausgestellt und nicht etwa vertuscht, um nur auf jeden Fall das Ziel zu erreichen. Es war aber offenbar, daß die Unterschiede nicht kirchentrennender Art sind, daß vielmehr die Synoden von Jowa und Ohio im Bekenntnis einig sind.“ Wir können diesem in der soeben erschienenen Mai-Nummer der „Theol. Zeitblätter“ ausgesprochenen Urteil nur beipflichten, besonders angesichts des Versuchs, innerhalb der Synodalkonferenz das Resultat als einen Kompromiß darzustellen. Wir wohnten allen Sitzungen bei von Anfang bis zu Ende; aber von einem Vergleich war nicht die Rede. Luth. Herold.

Ehegesetze.

Es ist in unserem Lande ein Streben, die Ehegesetzgebung zu verbessern, um den vielen mit dem Eheleben verbundenen Mißbräuchen wirksam begegnen zu können. Besonders häufig sind ja leider die Fälle von Polygamie, wo ein Mann verschiedene Frauen gleichzeitig hat in verschiedenen Staaten.

Es fällt ja auch in manchen Staaten gar nicht schwer, Heirathslizens zu erhalten, auch wenn das Paar noch blutjung ist.

Da fand denn Schreiber dieses hier im Staat Washington außer der gewöhnlichen Trauungslizens ein Formular, das für jede vollzogene Trauung sehr wichtige Fragepunkte protokollarisch feststellt, die für die Identifikation der betreffenden Personen für das ganze Leben von Wichtigkeit und großer Bedeutung werden können. Und sollte der Bräutigam oder die Braut die Fragen wissentlich falsch beantworten, so dürfte es dem Staat nicht schwer werden, den Fälscher zur Verantwortung zu ziehen. Wir geben nachstehend einen wortgetreuen Abdruck des betrf. Formulars und glauben, es wäre eine gute Sache, wenn die Kirchen unseres Landes in allen Staaten dahin wirken würden, daß solche oder ähnliche Protokolle bei jeder Trauung aufgenommen werden müssen von dem betreffenden Pastor oder Offizianten, der die Trauung vollzieht.

THIS IS A PERMANENT RECORD.

This blank to be filled by the Minister, Priest or official performing the marriage ceremony and returned to the County Auditor of the County in which the marriage took place, within five days from date of marriage.

PLACE OF MARRIAGE

County of ....

Town of ....

or

City of ....

WASHINGTON STATE BOARD OF HEALTH

BUREAU OF VITAL STATISTICS

CERTIFICATE OF MARRIAGE

License No. ....

PERSONAL AND STATISTICAL PARTICULARS

GROOM		BRIDE	
Full Name		Full Name	
Residence		Residence	
Age at last Birthday	................years	Age at last Birthday	................years
Color or Race		Color or Race	
Single, Widowed or Divorced		Single, Widowed or Divorced	
Number of Marriage	(1 or 2 or 3 etc.)	Number of Marriage	
Birthplace	(State or Country)	Birthplace	(State or Country)
Occupation		Occupation	

WRITE PLAINLY WITH UNFADING INK.

Name of Father		Name of Father	
Birthplace of Father	(State or Country)	Birthplace of Father	(State or Country)
Maiden Name of Mother		Maiden Name of Mother	
Birthplace of Mother	(State or Country)	Birthplace of Mother	(State or Country)

Maiden Name of the Bride, if she was previously Married ....

We, the groom and bride named in this certificate, hereby certify that the information given therein is correct, to the best of our knowledge and belief.

.... *Groom.* .... *Bride.*

CERTIFICATE OF PERSON PERFORMING CEREMONY

I HEREBY CERTIFY, that .... *and*

.... *were joined in Marriage by me*

in accordance with the laws of the State of Washington, at ....

this .... *day of* ...., *190*......

Signature of Witness to the Marriage } .... Signature of person performing the ceremony } ....

Residence .... *Official Station* ....

FILED

.... *190*...... .... *Residence* ....

(County Auditor.)

Die englische Schule und der Konfirmandenunterricht.

Wir haben hierzulande die religionslose Schule und können daran nichts ändern, so lange wir die grundsätzliche Trennung von Kirche und Staat als zu Recht bestehend betrachten und billigen. Andererseits haben christliche Eltern und die christliche Kirche die heilige Pflicht, ihre Kinder zu erziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Zu dem Ende sind Sonntagschulen und Gemeindeschulen eingerichtet, um die Kinder christlich erziehen zu können. Wir Deutsche halten aber mit gutem Grunde fest an der gesegneten Einrichtung des Konfirmandenunterrichts. Und an diesem sollen auch solche Kinder teil nehmen, die im Uebrigen die Staatsschule besuchen. Da gibt es aber fanatische Nativisten, die durch Staatsgesetze es hindern wollen, daß deutsche Kinder an gewissen Tagen und Stunden die englische Schule versäumen und den Konfirmandenunterricht des Pastors besuchen. Solchem Fanatismus gilt es mannhaft zu widerstehen und mit vereinten Kräften entgegen zu wirken bei den Staatsgesetzgebungen. Zu solcher Tat sahen sich die deutschen Kirchen gezwungen im Staat Michigan.

Ein Item im „Friedensboten" gab davon Nachricht, das um seiner prinzipiellen Bedeutung willen uns wohl wert erschien, zum Beispiel und zur Nachahmung in anderen Staaten (wo es nötig werden mag), hier abgedruckt zu werden. Hier folgt es:

Den Pastoren und Gemeinden in Michigan

zur Nachricht, daß das neue Schulgesetz am 2. Mai von Gouverneur Warner unterzeichnet worden ist.

Als letzten Herbst die Pastoren wiederum mit der Konfirmandenschule begannen, wurden die Eltern der Konfirmanden an verschiedenen Orten aufs neue von den County-Beamten belästigt und trotz der unsern Konfirmandenschulen günstigen offiziellen Entscheidung des Staatsschulsuperintendenten für öffentliche Erziehung mit Strafe bedroht, wenn sie ihre Kinder zu ihrem Pastor in die Konfirmandenschule schicken würden. Das von dem ehrw. Präses Irion ernannte Agitationskomitee entschloß sich darum, während der gegenwärtigen Sitzung der Legislatur auf eine Aenderung der bestehenden Schulgesetze hinzuarbeiten. Eine unter unserer Mitwirkung entstandene Gesetzesvorlage wurde am 24. Januar im Unterhaus in Lansing vom Repräsentanten Newkirk eingereicht, welche einen Passus enthielt, der unsern Kindern erlaubt, während der Zeit der Konfirmandenschule von der öffentlichen Schule wegbleiben zu dürfen. Um diesen Paragraphen entstand wochenlang ein heftiger Streit. Das Komitee für Erziehungswesen strich endlich den ganzen Passus. Wir gaben aber unsere Sache nicht auf. Am 12. März wurde uns gestattet, unsere Sache vor den Vertretern in der Legislatur zu Lansing zu verteidigen (**hearing**). Mit uns erschienen gemeinschaftlich die Vertreter der Missouri-Synode, während Ohio, Iowa u. s. w. durch Abwesenheit glänzten. Das Resultat dieser Versammlung war, daß folgender Passus dem Schulgesetz eingefügt wurde: **"Section 1. — f. Any child twelve to fourteen years of age while in attendance at confirmation classes conducted for a period of not to exceed five months in either of said years" shall not be required to attend the public schools.**

Diese Gesetzesvorlage wurde von beiden Häusern der Legislatur angenommen, von dem Gouverneur unterzeichnet und ist jetzt, da dieselbe auf besonderen Beschluß hin sofort in Kraft trat, Gesetz im Staate Michigan.

Um die Aufnahme dieses Gesetzes haben sich besonders verdient gemacht

die Glieder des Schulkomitees, Pastor Martin, dann Herr Philipp Eichhorn von Port Huron, W. W. Wedemeyer von Ann Arbor, speziell aber Gouverneur Warner selber, dem sehr viel daran lag, daß unsere Wünsche sollten berücksichtigt werden, ebenso auch Vizegouverneur Kelley, sowie die Repräsentanten Greusel von Detroit, Newkirk von Ann Arbor, Waters von Manchester, Rank von Mt. Clemens, und die Staatssenatoren Cady von Port Huron und Peck von Jackson. Das Agitationskomitee ist aber besonders zum Dank verpflichtet dem Präses Irion, der überall dasselbe tatkräftig unterstützte.

Dr. F. Mayer, Vorsitzender des Komitees.

Detroit, Mich., 5. Mai 1907.

Früchte des modernen Rationalismus in Amerika.

Rochester, N. Y. Kaum hat Bischof Walker dem Dr. Crapsey den Mund gestopft, so daß man gottlob jetzt nichts mehr von seinen Lästerungen gegen Christum und sein Wort hört, so tritt nun ein anderer Episkopalpfarrer auf und wandelt in denselben Fußtapfen. Derselbe heißt Georg C. Richmond und ist Pastor der St. Georgs-Gemeinde. Am Sonntag Invokavit, dem ersten Sonntag in den Fasten, predigte er: „In manchen Kirchen hört man noch immer jene unmenschliche, schreckliche Lehre, die gegen die Liebe und das Gesetz verstößt, die Lehre vom stellvertretenden Leiden und Sterben Christi: Christus hat für alle deine Sünden genug getan; glaube nur, daß Christus für dich gestorben ist und du wirst selig. Dies ist der größte Irrtum, insofern von dem Leiden Christi als stellvertretend geredet wird. Die Kirchen, in welchen diese Lehre der Stellvertretung gepredigt wird, könnte man gerade so gut morgen anzünden und verbrennen oder in Hospitäler oder Irrenasyle verwandeln." Hier fehlt nur noch, daß er auch auffordert, solche Pfarrer, die predigen: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen"; oder „Er ist um unserer Sünde willen zerschlagen" und dergleichen Zentrallehren der heiligen Schrift, an den nächsten besten Laternenpfosten aufzuhängen! Doch damit nicht genug. Am zweiten Sonntag in den Fasten predigte derselbe: „Für das zwanzigste Jahrhundert müssen wir eine neue Bibel haben. Und in der Tat, das Volk ist jetzt daran, sie zu schreiben. Es ist in der Bibel wohl kein Raum für solche Namen wie Abraham, Moses, David, Jesajas oder Hosea. Sie waren treffliche Leute in ihren Tagen; aber man hat jetzt berühmtere Namen. Und solche sind Napoleon, Hildebrand, Heinrich VIII., die Königin Viktoria, Gladstone, Parnell, Benedict Arnold, Jonathan Edwards, John Wesley, Florenze Nightingale, Beecher, Brooks, John D. Rockefeller und Kanzler Day (!!!) Ein ganzes Kapitel wird dem Darwin gewidmet werden und seiner großen Offenbarung. In der neuen Bibel wird man auch ein Kapitel darüber finden, welche Torheit es ist für die Kirche, den Glauben zu verteidigen oder Gelder für die Bekehrung der sogenannten Heiden zu sammeln." Wir halten diese und andere freche Lästerungen der Wahrheit für ein Zeichen der Zeit, daß das Kommen Christi zum Gericht nicht mehr allzu ferne sei. Denn der Herr kommt nicht, der Abfall sei denn zuvor gekommen. (W.-Bl.)

Vereinigung mit Schwierigkeiten.

Viel Streit hat die Vereinigung der Cumberland Presbyterianer mit den gewöhnlichen oder General Assembly Presbyterianern, welche letzten Sommer stattfand, in die Gemeinden der Cumberland Presbyterianer gebracht. Viele Mitglieder der letzteren waren gegen die Vereinigung, weil die

Presbyterianer Calvinisten sind, sie es aber trotzdem mehr mit den Arminianern halten. Die Folge war, daß viele Gemeinden sich spalteten. Die einen waren für Vereinigung, die andern dagegen. Die Stellung der Gerichte ist in den verschiedenen Staaten soweit eine verschiedene gewesen. Während man in Georgia die Vereinigung für unerlaubt erklärt hat, hat man in andern Staaten beiden Parteien vorläufig den Gebrauch der Kirchen eingeräumt, bis die Sache endgültig vom Obergericht der Vereinigten Staaten entschieden worden ist.

In Chicago, Ill., hatten die Lutheraner aller Schattierungen — mit Ausnahme der Missouri-Synode, die nicht teilnahm — eine Massenversammlung, die zwei Tage währte. In hervorragender Weise waren die schwedischen Pfarrer und Gemeinden daran beteiligt. Die Versammlung fand in der Immanuels-Kirche des Pastors Dr. Evald statt.

Kirchenprozeß entschieden.

Ein langer Kirchenprozeß, der in Dodgeville, Wis., spielte, ist kürzlich zum Abschluß gekommen. Vor zehn Jahren beschloß die Majorität der Mitglieder der dortigen Primitive Methodist Church, die Kirche in eine Congregationalistenkirche umzuwandeln und führte diesen Entschluß auch durch trotz der Einwände der Minderheit. Diese machte eine gerichtliche Klage anhängig unter der Behauptung, daß die Majorität nicht das Eigentum nehmen könne, wenn sie den Namen der Kirche ändere. Die neue Kirche erhielt den Namen Plymouth Congregational Church. Nach mannigfachen gerichtlichen Vernehmungen und Berufungen ist der Fall zum zweiten Male dem Obergericht zur Entscheidung vorgelegt worden und dieses hat entschieden, daß der Minorität das Eigentumsrecht auf die Kirche zustehe, weil sie der ursprünglichen Kirche treu geblieben ist. Während der ganzen Zeit der Dauer der Prozesse hatten die Congregationalisten die Kirche im Besitz und die Methodisten hielten ihre Gottesdienste in der Stadthalle ab. Evang. Ztschr.

Die Sekte der Swedenborgianer zeitigt durch ihre Schwärmerei sonderbare Früchte.

Hat da neulich ein Mann in Indiana dieser Sekte $50,000 in seinem Testament vermacht unter der Bedingung, daß sein Geist in den Verwaltungsrat gewählt werde und allen Versammlungen beiwohnen dürfe. Das zuzugestehen waren natürlich diese Herren gern bereit — aber die Hinterbliebenen fochten das Testament an und es mag zu recht ergötzlichen Verhandlungen kommen.

Nicht selten hört man davon, daß Lehrer und namentlich Lehrerinnen der öffentlichen Schule ihre Stellung dazu mißbrauchen, ihre Schüler der "Christian Science" oder andern Sekten zuzuführen; auch das kommt häufig vor, daß Kinder in den öffentlichen Schulen biblische Wahrheiten von ihren Lehrern verleugnen oder gar verspotten hören. In der Regel hilft ein energischer Protest der Eltern bei der Erziehungsbehörde, solchem Unfug zu steuern. Besser aber, tausendmal besser ist es, die Kinder in eine ordentliche Gemeindeschule zu schicken.

Unter den Slovaken und Böhmen treiben die Kongregationalisten, die Presbyterianer, die Methodisten sowie die Baptisten eifrig Mission. Die einheimische Missionsbehörde der Presbyterianer berichtet 28 böhmische Kirchen und Missionen mit 1733 Gliedern; 10 ungarische Ge-

meinden im nördlichen New Jersey, in der Kohlengegend Pennsylvaniens, im westlichen New York und in Ohio, mit 1935 Gliedern; ferner 10 Kirchen und Stationen unter den Slovaken in Pennsylvanien mit über 300 Gliedern. Vor wenigen Wochen wurden $50,000 bewilligt für Mission unter den Slovaken. Im Jahre 1904 bewilligte die Bischöfliche Methodistenkirche $13,300 für die Missionsarbeit unter den Ungarn und Böhmen. Sie haben Missionsstationen in Baltimore, in den Staaten Ohio, Nebraska, Kansas, Iowa und Pennsylvanien und berichten ungefähr 350 Glieder. Die Baptisten haben schon im Jahre 1887 die Missionsarbeit unter den Sklaven in Angriff genommen. In Chicago besteht eine böhmische Baptistenkirche mit ungefähr 200 Gliedern und 4 Sonntagschulen, in welchen 582 Kinder unterrichtet werden. In Cleveland, Detroit, Buffalo, Boston, Scranton sind sie ebenfalls an der Arbeit. In Creighton, Pa., besteht eine baptistische Slovaken-Kirche. Diese Tätigkeit anderer Benennungen verdient unsere Beachtung und sollte uns Lutheraner anspornen, die Mission unter unseren slovakischen Glaubensbrüdern mit mehr Eifer zu betreiben. (Luth. Her.)

Keine Gemeinschaft.

Die Trustees der bekannten Plymouth Kongregationalisten-Gemeinde in Brooklyn, der Gemeinde von Henry Ward Beecher, hatten dem Richter Hanna Erlaubnis gegeben, in ihrer Kirche einen Vortrag über Christian Science zu halten und zwar zu Gunsten der Sache. Darüber war die Gemeinde empört. Eine Versammlung wurde gehalten, Christian Science als ein Schwindel denunziert und die Erlaubnis, darüber in der Plymouth Kirche zu reden, einstimmig zurückgezogen.

Der „Philadelphia Kirchenbote" berichtet: „Die Prediger-Vereinigung von Sioux City, Ja., ist in einer Versammlung zu dem Beschlusse gelangt, die Abhaltung von Begräbnissen an Sonntagen für unrichtig zu erklären; und alle Prediger haben sich einstimmig dagegen ausgesprochen. Es ist ein Komitee ernannt worden, das eine Resolution ausarbeiten soll, durch die die Begräbnisse an Sonntagen abgeschafft werden sollen; und dieses Komitee soll in der nächsten Versammlung über seine Tätigkeit Bericht erstatten." Wäre es nicht am Platze, daß die Pastoren in New York und anderswo auch ähnliche Beschlüsse faßten? Sonntagsleichen erschweren dem Pfarrer sein Amt und hindern ihn in seiner Gemeindearbeit. Notwendigerweise sollte er in seiner Sonntagschule sein; er kann nicht, er muß eine Leichenrede halten. Dann geben die Sonntagsleichen den Droschkenkutschern und den Totengräbern Sonntagsarbeit, die ihnen erspart bleiben könnte, wenn die Leute einsichtsvoller wären. Luth. Her.

Peterspfennig. Nun sollen die Katholiken Amerikas dem Papst aus der Not helfen. Die Wirren in Frankreich haben eine große Einbuße in dem Ertrag des Peterspfennig zur Folge, und da sieht man sich in Rom nach Ersatz um. Bisher sandten die amerikanischen Katholiken nur $100,000 als Peterspfennig nach Rom, nun aber soll es eine Million werden. Deshalb liebäugelt der Papst mit Amerika, lobt bei jeder Gelegenheit seine treuen Kinder an dieser Seite des Ozeans und sucht mit geschickter Diplomatie Einfluß im Weißen Hause. Deshalb haben die römischen Kirchenfürsten überall Protestversammlungen gegen das Verhalten Frankreichs gegen die Kirche abgehalten und an die Sympathien der Amerikaner appelliert. Ob es helfen

wird, muß die Zukunft lehren. Vielleicht ernüchtert die Veröffentlichung eines Briefes des päpstlichen Staatssekretärs an seinen Vertreter in Paris, der von der Regierung mit beschlagnahmt worden war, die erregten Gemüter. Darin wird unser Präsident Roosevelt ein Freidenker genannt.

Die Adventisten und Juden müssen den Sonntag feiern.

Die Grand Jury von Spartansburg County, Süd-Carolina, hat den Richter Dautzler und den Countyanwalt Seaze aufgefordert, jeden Prediger der „Seventh Day Adventist"-Kirche wegen Verletzung der Sonntagsgesetze zur Rechenschaft zu ziehen; ebenso alle Mitglieder der Kirche, die am Samstag feiern und am Sonntag arbeiten. Die Angelegenheit hat in Religionskreisen große Aufregung verursacht.

Sonntagsarbeit verboten. Nach einer Entscheidung der Richter der Supreme Court von Massachusetts verletzten israelitische Arbeitgeber, die den Samstag als Sabbath feiern, das Gesetz, wenn sie am Sonntag ihre Arbeiter arbeiten lassen, auch dann, wenn die Werkstätte gegen außen dem Publikum verschlossen ist. Die Entscheidung erfloß im Falle von Joseph Kirschen, eines Bostoner Schneiders, der seine Leute am Sonntag arbeiten ließ.

Dagegen der Kongreß ist darin souverän! So schreibt ein W.-Bl: „Es ist sehr zu tadeln, daß der Kongreß am letzten Sonntag in Sitzung war und viele Geschäfte erledigte. Niemand kann beweisen, daß dieses notwendig war. Natürlich waren noch viele „Bills" zu erledigen, die Sachlage wäre aber ganz anders gewesen, wenn diese Herren zur rechten Zeit die notwendigen Geschäfte erledigt hätten. Da wurde aber „gespeecht" und geraisoniert über unbedeutende Dinge, so kam es, daß der Tag des Herrn entheiligt wurde zur Erledigung wichtiger Geschäfte. Dieses ist eine Schmach für den Kongreß und ein Faustschlag in das Angesicht aller wahren Christen des ganzen Landes."

Ausland.

Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben.

Unter der Aufschrift: Der reaktionäre Liberalismus und die evangelische Freiheit bringt „Ref." eine interessante Zusammenstellung, aus welcher zu ersehen ist, wie schwer es doch hält, auch in protestantischen Kreisen volle Glaubens- und Gewissensfreiheit zu üben gegenüber anders Denkenden. Zunächst wird da erinnert an die Verfolgungen, welche vor mehr als 75 Jahren die kleinen Pietistenhäuflein zu erfahren hatten von seiten rationalistischer Hierarchen und Konsistorien. Dann wird erinnert an die feindseligen Angriffe, welche die von Dr. Wichern inaugurierte Innere Mission zu erfahren hatte und zwar nicht nur von seiten des reaktionären Liberalismus, sondern ebenso sehr von orthodox-lutherischer Seite. Auch da wollte man die freie Wirksamkeit der Innern Mission abhängig machen von der Aufsicht der kirchlichen Organe, der Pfarrer und andern Hierarchen. „Die freie Stellung, welche Wichern für die Innere Mission beansprucht, ist ein Sakrileg", erklärte 1849 eine orthodox-lutherische Zeitschrift. Das ist bis heute noch nicht anders geworden. In der liberalen bayrischen Pfalz darf irgend eine Gesellschaft von Saufbrüdern sich versammeln, zusammen johlen, singen und krakehlen. Wenn aber dort schlichte fromme Leute sich zu Privatversammlungen zusammentun, um zu singen, zu beten und Gottes Wort zu betrachten, das kann der freie protestantenverein-

liche Liberalismus nicht dulden. Noch in jüngster Zeit sind dort schlichte fromme Leute mit Geldstrafen belegt worden wegen Beteiligung an erbaulichen Versammlungen.

In dem liberalen „Evang. Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen" stand jüngst zu lesen: „Wird man sich endlich in den leitenden Kreisen der Kirche überzeugen, daß die Gemeinschaftsbewegung für die gesunde Entwicklung der Landeskirche die allergrößte Gefahr ist, und daß das Wohlwollen, welches die Behörden der Evangelisation entgegenbringen, nur schädlich und verderblich wirkt? Soll die evangelische Kirche nicht ganz verwüstet und den Sekten ausgeliefert werden, dann muß den evangelischen Pfarrern die Beteiligung an einer unevangelischen, freiheitsfeindlichen Arbeit modern pietistischer Christen verboten werden. . . ."

Man denke: Der kirchenzerstörende Liberalismus wittert Gefahr für die Kirche in der Gemeinschaftsbewegung, die sich an das altüberlieferte Evangelium vom Sünderheiland hält, und die Totengräberarbeit des modernen Rationalismus gebührend an den Pranger stellt. Auch in Berlin hat der Liberalismus seine feindselige Gesinnung gegen die Berliner Stadtmission geoffenbart in Angriffen, die bei der liberalen Berliner Kreissynode Friedrichswerder II. erhoben wurden. Liberale Laiensynodale haben der Berliner Stadtmission das Recht zu ihrer von Anfang an geübten Tätigkeit abgesprochen. Daß sie Gottesdienste — religiöse Abend-Versammlungen außerhalb der gottesdienstlichen Zeit — und Kindergottesdienste hält, sei unzulässig. Als Sektenwesen wurde die Arbeit der Stadtmission in ihren Sälen erklärt. Die Arbeit müßte, nach der Meinung dieser „Liberalen", den Gemeinde-Kirchenräten unterstellt werden, Männern, die von dem gemeinchristlichen Glauben an den Heiland nichts wissen wollen und nur durch sehr beklagenswerte Mängel in der Kirchenverfassung ins Amt gekommen sind. Die formale Autorität eines ungeistlichen und ungläubigen Kirchenrats soll maßgebend sein für die Arbeit im Reich Gottes, wie sie die Stadtmission treibt. Ja, der Mohr kann seine Haut nicht wandeln und der Parder auch nicht seine Flecken." So bleibt auch der kirchliche Liberalismus derselbe unduldsame Geselle überall, wo er das Regiment führt. Wenn man jedoch tiefer über diese Erscheinungen nachdenkt, so liegt eben all diesen Kämpfen der Stachel der Wahrheit zu Grunde. Es gibt eben nicht zweierlei verschiedene, gleichberechtigte Wahrheiten neben einander. Wer das Christentum vom liberalen Standpunkt betrachtet und den seinen für den allein wahren ansieht, der verfolgt den entgegengesetzten Standpunkt. Umgekehrt kann ja auch der bibelgläubige Christ in dem Wirken des ungläubigen Liberalismus nur kirchenzerstörende Tätigkeit erkennen und muß sie als solche brandmarken. Das ist nicht zu ändern in dieser Weltzeit. Wohl aber sollte man endlich sich zu dem Standpunkt erheben können auch im heutigen liberalen Deutschland, daß man gläubige Christen wenigstens unangefochten ihre Versammlungen halten ließe, ohne Kirchendisziplin oder gar polizeiliche Eingriffe dagegen aufbieten zu wollen.

Doch lassen auch von liberaler Seite andere Stimmen sich hören, wie nachfolgende Sätze zeigen, die wir der „Christl. W." entnehmen:

Gedanken zur „Gemeinschaftsbewegung."

1.

Die Unbefangenheit, mit der die neuere Theologie auch dem enthusiastischen Element im Urchristentum ins Auge blickt, erleichtert dem wissen-

schaftlich orientierten Theologen ein interessiertes Mitempfinden, wo ihm in Amt und Leben Gemeinschaftschristentum entgegentritt.

2.

Da wir alle, sofern wir irgendwie einen Hauch vom Geiste der neueren Theologie empfangen haben, schon irgendwie gelitten haben unter falschem Rubriziert-Werden und unter Konsequenzmacherei, mit der man uns ins Unrecht zu setzen versuchte, so haben wir alle Ursache, diesen Fehler nicht unsererseits an den Gemeinschaftschristen zu begehen.

Die Gemeinschaften lassen sich nicht nach Schema „Eisenach" und „Blankenburg" katalogisieren. Das Leben in ihnen fließt und strömt und spottet allen Einengungen. Es üben wohl einige Glieder in ihnen besondere Kraft aus: aber ihr Hauptnerv greift nach Selbständigkeit und Freiheit von jeder Menschenführung, nach Gebundenheit an die unmittelbar selbst erprobte Bibel und an die dadurch entstandene innerste Geistesleitung.

3.

Die Abneigung gegen bestehende Diakonissenhäuser bei einigen Führern der „Gemeinschaftsbewegung" zum Merkmale für die Stellung zur Landeskirche überhaupt machen, heißt: die jeweilige Seelsorge der bestehenden Anstalten zu der einzig erlaubten in der Landeskirche kanonisieren.

Warum soll, was Zimmer erlaubt ist, in anderer Färbung und aus anderm Bedürfnis heraus zu versuchen Krawielitzki verboten sein?

4.

So gewiß alle Parteien der Landeskirche an dem Bestande der Landeskirche ernstliche Kritik üben und mehr oder weniger freikirchliche Gelüste verraten — so ungerecht ist es, einer Gruppe innerhalb der Kirche einen Vorwurf zu machen darüber, daß sie ernstliche Reformationen an Haupt und Gliedern, Hirten und Herden erstrebt.

5.

Die wissenschaftliche Theologie wird an dem Tage innerhalb unserer Landeskirchen gesiegt haben, an dem es offenbar wird, daß ihre Vertreter, im wissenschaftlichen Bibellesen fromm, zur Gebets- und Glaubens- und Liebesgemeinschaft Kraft von Gott empfangen haben.

6.

Die Gemeinschaften nehmen sich selbst ihr Leben in dem Maße, als sie sich auf die schiefe Ebene der Kirchenpolitik treiben lassen.

Sie gewinnen innerhalb des synodalen Lebens der Landeskirchen in dem Maße an Nachdruck, als sie der Erkenntnis entsprechen, daß Geist von ihrem Geiste nicht in einigen synodalen Gruppen ausschließlich lebt, sondern in den einzelnen Herzen in allerlei Parteien.

Heilige Schriften und radikale Theologie.

Zu diesem Gegenstand lesen wir in der „Allg. Evang.-luth. K.-Z." folgendes: „Die große Gottestat, daß Gott seinen Sohn in die Welt sandte, um die Menschen aus der Gewalt des Teufels zu erlösen, und daß durch Christi Tod der Feind seine Macht an die Menschen verlor, ist nach der „Christl. Welt" No. 17 eine „Burleske", d. h. eine Possenaufführung, wie man es an Zirkusclowns sieht. So lesen wir dort in dem Artikel „Dogmatische Umschulung" (von Wilhelm Bruhn): „Ein seltsames Ding, das Heil nach der griechischen Auffassung! Es schwebt in mystischen Fernen über dem

Gläubigen wie eine mysteriöse Luftspiegelung; er hat es staunend und ehrfürchtig anzuschauen und damit zufrieden zu sein. Da irgendwo in unbekannten Höhen hat sich ein seltsames Geisterspiel zugetragen; jener Zeit erschien es ein gewaltiges Drama, uns will es fast eine Burleske dünken: das Märchen vom geprellten Teufel. Satan hat seit dem Sündenfall von Gott verbrieftes Recht auf alle Menschenseelen, sie durch den Tod zur Vernichtung zu führen. Wie soll nun Gott seine Seele erlösen? Er läßt den Gott-Menschen werden, damit sich der Teufel auch an ihm vergreife und durch solchen Uebergriff seiner Rechte verlustig gehe. Und der dumme Teufel läßt sich fangen; Christi Fleisch wird der Köder, an dem er sich fängt. Nun sind alle Seelen vom Tod und Teufel frei. Das ist griechischer Erlösungsglaube. Durch die Menschwerdung Gottes aber ist zugleich ein Keim der Unsterblichkeit in die vergängliche Menschheit gelegt worden; der Gottmensch vergottet die Menschheit. Das ist griechische Heilslehre." Unter der Firma „griechische Heilslehre" soll diese Blasphemie schmackhafter werden. Aber es ist eben nicht „griechische Heilslehre", sondern, wenn wir das Gesagte seiner schnöden Karikatur entkleiden, Lehre der Heiligen Schrift, wie auch Dr. Rade wohl wissen wird. Vgl. Ebr. 2, 14 f. Christus ist Mensch geworden, „auf daß er durch den Tod die Macht nähme dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel, und erlösete die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten." Man denke auch an das herrliche Lutherlied: „Nun freut euch lieben Christengmein" mit dem zweiten Vers: „Dem Teufel ich gefangen lag" und dann dem dritten: „Da jammert's Gott in Ewigkeit" und dem folgenden. Hier handelt es sich also um den Glauben, gegründet auf die Großtat und Offenbarung Gottes. Und das nennt man „Burleske." Und so weit geht die Entfremdung vom Glauben der Gemeinde in den Kreisen der „Christl. Welt," so weit hat man den guten Geschmack schon verloren, daß man solche Frivolitäten hier öffentlich feilbieten darf.

Noch ein Bild.

In „Ref." fanden wir folgendes Item: „Das Evangelium für die evangelischen Gemeinden!" Pfarrer Mockert in Nümbrecht hat in No. 16 des von ihm herausgegebenen „Deutschen Volksboten" folgenden Artikel veröffentlicht, der ein grelles Licht auf den Ernst unserer kirchlichen Lage wirft. Er lautet: „Die Verfassung unserer Landeskirche ist über ihren vielen andern Aufgaben und Bedrängnissen nach manchen Seiten nicht genügend ausgebaut. Unsere Väter haben es nicht voraussehen können, daß auf das Ordinationsgelübde und die Kirchenordnung verpflichtete Pfarrer und Presbyter als Vorkämpfer auf der Seite der Feinde der Kirche die Grundtatsachen unseres Heiles, die Heilige Schrift und das Bekenntnis der Kirche, angreifen würden, ja, daß sie sogar, um ihrer Richtung zu Macht und Ansehen in den einzelnen Gemeinden zu verhelfen, sich bei den Wahlen mit den Sozialdemokraten verbinden würden, um ihre Leute in die Repräsentation zu bringen. Ebensowenig konnte man erwarten, daß der Staat zu Lehrern der künftigen Pastoren mehr oder weniger mit dem Bekenntnis der Kirche völlig zerfallene Professoren ernennen würde. Die Vereinigung der Freunde der evangelischen Freiheit hat es ausdrücklich auf ihr Programm geschrieben, ihre Mitglieder sollten bei den Kirchenwahlen, wo es nur irgend möglich sei, ihre Agitation entfalten. In Solingen und Köln haben sie mit Hilfe der Sozialdemokraten einen Sieg erfochten.

Die gegenwärtige Verfassung der Kirche bietet uns nicht die Sicherheit, daß nicht eines Tages Presbyterien und Pastoren ihre neue Religion, eine ganz andere Seelen-Arzenei, an uns probieren wollen. Wenn man schon in der medizinischen Wissenschaft sich scheut, die Wirkung eines neu erfundenen Heilmittels am menschlichen Körper zu erproben, sondern zu solchen Experimenten Kaninchen und andere nicht sehr wertvolle Tiere verwendet, so sind wir doch wahrlich noch weit mehr berechtigt, uns davor zu schützen, daß man unseren Seelen und den Seelen unserer Jugend mit solchen marktschreierisch angepriesenen Heilmitteln, diesen angeblich neuesten Errungenschaften der unfehlbaren Wissenschaft, herumexperimentiert. Und das um so mehr, weil der Grundirrtum der „Modernen", die Leugnung der Offenbarung Gottes in seinem Sohne und die Behauptung, daß das Christentum nur eine der vielen Formen der Entwicklung des religiösen Geistes darstelle und man noch suchen müsse, welches die wahre und beste Religion sei, weil dieser Irrtum und die weiteren daraus entspringenden Irrlehren der Verherrlichung des Menschengeistes u. s. w. schon vor 150 Jahren eine Gelegenheit hatten, ihren praktischen Wert zu erproben. Derselbe war die Zertrümmerung des Staates Friedrichs des Großen und die Verödung der Kirche unter der Herrschaft des einseitigen Nationalismus. Da unsere vielfach vom Staate abhängigen kirchlichen Behörden und die Verfassung der Kirche uns nicht die nötige Sicherheit vor den Leuten, die immer die Wahrheit suchen, sie aber nie finden wollen, bieten, wollen wir versuchen, sie uns mit Gottes Hilfe selber zu schaffen.

Deshalb müssen wir versuchen, unabhängig von den liberal stehenden Pastoren und ähnlich denkenden Presbyterien auch in deren Gemeinden den ernsteren Christen zu dienen, damit sie das alte Evangelium auch innerhalb der Landeskirche, wenn auch leider nicht von ihrem Pfarrer, hören können und so der Kirche erhalten werden. Wie die Kirche es längst als ihre Pflicht erkannt hat, den unter Katholiken versprengten Evangelischen brüderliche Handreichung zu tun, damit sie ihres Glaubens leben und sich und ihre Kinder darin erbauen können, so erkennen wir Gemeinschaftspastoren und -Leute es auch als unsere Pflicht, in Gemeinden, deren Pfarrer und Presbyterien der Gemeinschaftsarbeit mehr oder weniger abgeneigt gegenüberstehen, zu helfen, damit, die es begehren, sich an dem Worte Gottes auf kirchlicher Basis erbauen können. Soviel sei gesagt über die inneren Gründe für die Bildung eines kirchlichen Gemeinschaftsvereins für das Oberbergische."

Ueber dieses Vorgehen der Pietisten nun helle Wut der „Freunde der evangelischen Freiheit." Im Evang. Gem.-Bl f. Rhld. u. Westf." No. 22 lesen wir: In dem Gemeinschaftsverein ist eine Instanz, eine Gerichtsbehörde geschaffen, welche fortan über den kirchlichen Organen, den Kirchenvorständen, dem Konsistorium und dem Oberkirchenrat stehen soll, da diese nach der Meinung Mockerts „keine genügende Garantie für die dauernde Gültigkeit der Bekenntnisse und der Bibel in der evangelischen Kirche bieten." Der kirchliche Gemeinschaftsverein für das Oberbergische wird, getrieben von dem Geiste seines Leiters, fortan über den Glauben oder Unglauben der Pfarrer und Presbyterien entscheiden. Er wird die Pfarrer, welche das Evangelium Jesu Christi in der Denk- und Sprachweise unserer Zeit verkündigen, welche die Religion der Gottes- und Menschenliebe nicht nur auf der Kanzel predigen, sondern auch im Leben zu beweisen suchen, als pflicht-

vergessene, gewissenlose Männer anklagen, wie das Mockert in No. 16 des „Deutschen Volksboten" getan hat. Der Verein wird, wie in Eckenhagen, selbst gegen den einstimmigen Beschluß der Kirchenvorstände, bestimmen, in welchen Gemeinden pietistische Vereinshäuser gebaut werden sollen. Der Verein setzt sich aber nicht nur über die Beschlüsse der einzelnen Presbyterien, sondern auch über die Bestimmungen der Kirchenordnung, die Anweisungen der kirchlichen Behörden, die Beschlüsse der Provinzialsynoden ohne Gewissensbedenken hinweg. Mit einem Wort: er trägt den Streit in die Gemeinden hinein und arbeitet den Baptisten und Methodisten in die Hände, mit denen ja der Leiter, Pfarrer Mockert, sich in gewisser Beziehung als geistesverwandt bezeichnet hat.

Es ist die allerhöchste Zeit, daß die Kirchenvorstände die Synode, das Konsistorium, der Oberkirchenrat gegen dieses Gebaren entschieden auftreten und dem Pfarrer Mockert gründlich die Wege zeigen, die er zu wandern hat. Wenn es dem Oberkirchenrat wirklich ernst damit ist, alle Geistlichen und Gemeindeorgane der Landeskirche an die Pflicht der Friedensliebe zu erinnern, dann möge er in diesem Falle seines Amtes warten u. s. w. —

An dieser Auslassung ist uns besonders interessant, daß dieselben Leute, die sich Weinel, Arnold, Meyer u. s. w. verschrieben haben, um theologischen Sprengstoff in die Gemeinden hineinzutragen, zwar für sich selber Freiheit in Anspruch nehmen, aber der Verkündigung des biblischen und bekenntnismäßigen Evangeliums keine Freiheit einräumen wollen. Ebenso, daß die Männer, die immer den Kampf mit geistigen Waffen im Munde führen, sogleich nach der Behörde schreien, nun es ihnen selber zu Leibe geht. Der reaktionäre Liberalismus!"

Professor Schlatter-Tübingen hat auf der niederrheinischen Predigerkonferenz zu Düsseldorf am 4. April über „Das Recht und die Geltung des kirchlichen Bekenntnisses" folgende Thesen aufgestellt:

1. Die Ursache, die die Theorie und Praxis der heutigen Kirche dem Bekenntnis gegenüber schwankend macht, besteht darin, daß Formen der Frömmigkeit in unserm Volk, darum auch in unserer Kirche vorhanden sind, die mit dem Bekenntnis der Kirche streiten.

2. Die dieser These gegenüberstehenden Antithesen — nach der einen Seite der Satz: was mit dem Bekenntnis streite, sei bloß eine andere Theologie, nach der anderen Seite der Satz: was mit dem Bekenntnis streite, sei bloß der Unglaube — entstellen den Tatbestand.

3. Den beiden abzulehnenden Beurteilungen der Tatsachen entsprechen die beiden unbrauchbaren Vorschläge zur Besserung unserer Lage: einerseits die Forderung der unbegrenzten Lehrfreiheit für die Geistlichkeit, andererseits die Forderung der Entlassung aller vom Bekenntnis abweichenden Geistlichen.

4. Um Christi willen kann die Kirche weder auf die Geltung des Bekenntnisses, noch auf die Duldung der von ihm Abweichenden verzichten. Sie ist nichts mehr, wenn sie Jesu Sendung durch den Vater, nichts mehr, wenn sie seine Sendung für alle verleugnet. Jenes tut sie, wenn sie nicht bekennen, dieses, wenn sie nicht dulden mag.

5. Die Möglichkeit, daß das Bekenntnis in der Kirche seine Geltung behalte, besteht so lange, als es eine nicht nur aus Amtspflicht, sondern mit Glauben bekennende Geistlichkeit unter uns gibt.

Trennung von Kirche und Staat.

Diese Frage liegt heute so sehr allenthalben in der Luft im alten Europa, der Stein ist ins Rollen gebracht und wird nicht zur Ruhe kommen, bis die Zwittergestalt der vom Staat bevormundeten und beherrschten Staatskirche aufgehört hat und endlich auch dort eine freie Kirche im freien Staat zu stande gekommen ist. In „Chr. d. chr. W." finden wir folgende Gedanken Prof. Dr. Seebergs über diesen Gegenstand zusammengefaßt:

„In den Beilagen No. 259, 261, 263 der Neuen Preuß. Kreuzzeitung veröffentlicht R. Seeberg drei Artikel zu der immer unerträglicher werdenden kirchlichen und kirchenpolitischen Lage. Die Hauptschwierigkeit der gegenwärtigen Situation besteht in der religiösen und theologischen Gegensätzlichkeit der geschichtlich gewordenen Richtungen, die trotz ihrer Gegensätzlichkeit in der vom Staat geleiteten Kirche zur Einheit verbunden sind. Nicht durch abstrakte logische Behandlung des Verhältnisses von Staat und Kirche oder durch einfache Uebertragung amerikanischer und französischer Verhältnisse auf deutschen Boden ist eine Lösung der Schwierigkeiten zu erwarten, sondern nur im Zusammenhang der eigenen Geschichte. Sie führt uns nicht auf die Staatskirche, sondern auf eine vom Volk als eine geschichtliche, wie von selbst unser Leben leitende Geistesmacht empfundene und von Volkstümlichkeit getragene Volkskirche, die eben deswegen ein mächtiger Faktor zur Erhaltung und Verbreitung kirchlichen Sinnes und kirchlichen Lebens ist Diese Volkskirche muß als wertvolles Gut erhalten bleiben. Aber ist die Verbindung mit dem Staat nicht bedenklich? Der Staat ist ja nicht mehr bloß Rechtsstaat, der die reine Lehre zu schützen hat, sondern auch Kulturstaat, dem die Kirche nur ein Faktor neben anderen in der kulturellen Erziehung ist. Nicht der rechtlich fixierte Zusammenhang von Staat und Kirche legt konservativen Kreisen den Gedanken einer Freikirche nahe, sondern die Einwirkung des Bundes von politischem und kirchlichem Liberalismus auf den Staat und durch ihn auf die Kirchenregierung; umgekehrt führen die kirchlichen Liberalen die Maßnahmen des Kirchenregiments gegen den Liberalismus auf reaktionäre Einwirkungen der politisch Konservativen auf die Kirchenregierung zurück. Das Unerträgliche der gegenwärtigen Situation besteht eben darin, daß wir eine Kirche haben, in der ein bestimmtes Bekenntnis rechtliche Gültigkeit besitzt, deren Behörden also nach dem Prinzip des Rechtsstaates darüber zu wachen haben, während der Staat als Kulturstaat im Interesse der Vielseitigkeit der religiösen Erziehung die Tendenz hat, die Anwendung des Bekenntnisses möglichst elastisch zu gestalten. Mit der Forderung, den Standpunkt des Bekenntnisses ernsthaft geltend zu machen, kann man freilich nicht durchdringen. Denn die Lehrabweichungen sind nicht leicht und sicher juristisch faßbar zu konstatieren. Andererseits garantiert die Verfassung die Freiheit der Wissenschaft, also auch der liberalen Theologie, der ja auch der preußische Kultusminister (Studt) Bewegungsfreiheit zu geben sich bemüht. Nur so viel muß gefordert werden, daß an allen Universitäten alle Hauptfächer den Studenten von ordentlichen Lehrern im Sinne der kirchlichen Anschauung vorgetragen werden, da ja die Universitäten nicht bloß allgemeinen Kultuszwecken dienen, sondern auch der Vorbereitung auf die öffentlichen Aemter. Man darf sich von den unerläßlichen Forderungen und Gedanken nicht durch die taktischen Manöver einer Pseudostatistik abdrängen lassen. Daß Preußen in den letzten Jahren zu gunsten der positiven Theoogie zu viel getan habe, ist eine für jeden Sachkundigen einfach lächer-

liche Behauptung. Der Bestand einer liberalen Universitätstheologie stellt aber noch nicht den Bestand eines liberalen kirchlichen Amtes sicher. Die Konsistorien haben die rechtliche Befugnis und die Pflicht, die Anstellung liberaler Seelsorger zu verhindern oder schon bei der Prüfung liberalen Kandidaten die Anstellungsfähigkeit zu versagen. Da der Staat aber den liberalen Unterricht fördert, und doch vom Staat abhängige Behörden die Unterrichtsergebnisse beanstanden, wird die staatliche Kirchenleitung sich auf das Vermitteln legen und nur bei gravierenden Fällen einschreiten lassen. Dies Vermitteln hält die Unzufriedenheit bei Konservativen und Liberalen rege. Ein frei im geistigen Kampf erfolgender Ausgleich der Richtungen ist auch nicht möglich. Gibt man dieser Forderung nach, so ist das Ergebnis entweder ein verhängnisvoller kirchlicher Indifferentismus oder ein stets neues Entfachen des Streites. Ebenso unmöglich ist der Rückzug auf das praktische Christentum, dessen Grenzen ja verschieden weit bestimmt werden. Verlangt man aber eine Trennung vom Staat und die Gründung von ebenso viel Kirchen, wie es Richtungen gab, so bedeutet dies die Auflösung der Volkskirche und den Anfang einer fortschreitenden Sektenbildung. Eine Beseitigung aller Schwierigkeiten darf man von einer Trennung erhoffen, die auf Grund gemeinsamer, freier Vereinbarung sich vollzieht. Der Staat löst das Band und läßt die Kirche in der Weise eines freien Vereins wirken, dem er jedoch nicht bloß seinen Rechtsschutz leiht, sondern den er auch materiell unterstützt. Bei solcher schützenden und stützenden Stellung des Staates zu der Kirche bezw. den neuen Kirchengesellschaften verschiedener Richtung wären die großen Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage beseitigt und doch die Volkskirche nicht vernichtet. Man gewänne eine staatlich anerkannte und rechtlich geschützte konservative und liberale Kirche, die in friedlichem Wettbewerb mit einander das Volk zum Dienste des Reiches Gottes erziehen würden.

Schweiz. Genf. Nun ist die Trennung von Kirche und Staat auch in der Stadt Calvins beschlossene Sache. Schon lange war diese Frage in Genf ventiliert worden, wo die katholische Einwanderung in den letzten Jahren immer mehr zunahm, wo Freikirchen bestehen und sehr viele dem Freidenkertum huldigen und außerdem nur die reformierte Staatskirche und die liberale national-katholische Kirche die Wohltaten des Kultusbudgets genießen. Nachdem schon Mitte Juni der große Rat sich mit 60 Stimmen gegen 23 für die Aufhebung des Kultusbudgets ausgesprochen hatte, erklärte sich das Volk am 30. Juni in einem Referendum mit 7656 gegen 6822, also mit nur 834 Stimmen Majorität, für die Trennung von Kirche und Staat. In den der Abstimmung vorangehenden Wochen hatte eine große Agitation durch Schriften, Versammlungen und sogar Predigten für und wider die Trennung stattgefunden. Das Konsistorium hatte durch öffentliche Plakate das Volk gebeten, gegen die Trennung zu stimmen; 17 Pfarrer haben sich für die Trennung ausgesprochen und 30 Pfarrer und Professoren haben um Beibehaltung des status quo gebeten. In weiten Kreisen, besonders unter der Arbeiterbevölkerung, herrschte große Gleichgültigkeit; auf 14,378 Stimmabgaben sind 10,000 Stimmenthaltungen zu verzeichnen, so daß verzweifelte Antiseparatisten einen Augenblick den Plan hegten, ein neues Referendum zu veranlassen. Immerhin wird die Lage des Protestantismus beim Inkrafttreten des neuen Gesetzes am 1. Januar 1909 eine recht kritische werden. Aber diejenigen, die sich für dessen Annahme aussprachen, waren der Ansicht, daß die jetzt gestellten Bedingungen so günstig seien, daß man sie einer

eventuellen späteren Trennung unter ungünstigeren Verhältnissen vorziehen müsse.

Frankreich. Die Reorganisation der reformierten Kirche geht langsam vor sich. Ende Mai und Anfang Juni war in Paris die die Rechte darstellende Evangelisch-nationale Synode versammelt. Mitte Juni traten ebenfalls in Paris die Vertreter der Mitte oder des Zentrums zusammen, unter dem Namen „Synode der Einigung der reformierten Kirchen", welche, seitdem sie sich von der Rechten getrennt haben, die Einigung aller Reformierten anstreben. Sie dürfte ihnen aber kaum gelingen, obschon von den tüchtigsten, teils positiv, teils liberal gerichteten Geistlichen zu ihnen gehören. In einer Vorversammlung zu Jarnac waren 130 Kirchen durch 175 Delegierte vertreten, in Paris waren nur 60 Delegierte, die mit Bedauern vernahmen, daß ihr Führer, Pfarrer Wilfred Monod-Rouen, durch Krankheit verhindert wurde beizuwohnen. Diese Synode wollte, wie sie erklärte, eigentlich keine Kirche gründen, und doch hat sie durch die Statuten und Organisation, die festgesetzt wurden, eine solche geschaffen. Sie will ihre Pforten sehr weit offen halten. Aber es ist sehr zu fürchten, daß sie von der Linken verschlungen oder überflutet wird. Diese hatte eine Synode auf Ende Juni nach Montpellier, im Süden Frankreichs, berufen, hat aber diese Tagung wegen der zurzeit in der dortigen Gegend noch herrschenden Unruhen auf den Monat Oktober verschieben müssen.

Die Hoffnung vieler, daß eine gallikanische oder nationalkatholische Kirche infolge der Trennung von Kirche und Staat entstehen würde, ist endgültig als illusorisch anzusehen. Der französisch-amerikanische Bischof Villatte, der eigens über den Ozean gekommen war, um solch eine Kirche zu gründen, hat sich wieder nach dem neuen Weltteile eingeschifft, nachdem er einige Male in einer alten Kirche von Paris amtiert hatte, die heute vom Pariser Erzbischof angekauft ist, um einer neugegründeten römisch-katholischen Gemeinde zu dienen. Und der frühere Priester Meillon, der die Redaktion von "Evangile & Liberti" verlassen hat, um der geplanten freien katholischen Kirche zu dienen, hat Paris verlassen, um eine Zeitung in der Provinz zu redigieren.

Norwegen. Ein Pfarrer in Bergen, Karl Konow, hat in zwei öffentlichen Vorträgen über „Modernes Christentum" einige Punkte in der orthodoxen Lehre abgelehnt, u. a. die Geschichtlichkeit des Sündenfalls, der Jungfrauengeburt und der leiblichen Auferstehung des Herrn. Dabei ist ein neuer Kirchenstreit aufgekommen und zwar ein noch heftigerer als der vor zwei Jahren zu Ende gebrachte „Professorenstreit." Etliche Gemeindemitglieder in Bergen haben dem dortigen Bischof Beschwerden über Konow vorgelegt, und der Bischof hat daraufhin dem Kultusministerium vorgeschlagen, man solle den Pfarrer amtlich auffordern, sein Amt niederzulegen. Auf seiner Seite hat aber Pfarrer Konow kund gegeben, daß er dies nicht freiwillig werde tun können, denn er fühle sich als echt evangelischer Christ. Viele Stimmen haben sich da für seine gerichtliche Entfernung ausgesprochen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird aber diesem Vorschlag nicht Folge geleistet.

Literatur.

Vom Verlag von A. Deichert Nachf. (Geo. Böhme) kommen uns folgende vier Schriften zu:

1. „Der Wandel im Licht.“ Neue Predigten in Betrachtungen für die 2. Hälfte des Kirchenjahres. Von Dr. W. Walter, Prof. in Rockstock. 163 Seiten. Preis: geheftet Mk.2.80.

2. „Die Versöhnung durch Christum„ in ihrer Bedeutung für das christliche Glauben und Leben. Erläuterung zu Thesen vor christlichen Männern und Frauen. Von Professor Dr. Martin Kähler. 2. Auflage. 74 Seiten. Preis: geheftet Mk. 1.20.

3. „Die Bergpredigt des Herrn“, ausgelegt in Predigten von Dr. P. Kaiser. II, Gebete. 2. Auflage. 122 Seiten Geheftet Mk.1.50.

4. „Beiträge zum Verständnis des Prophetentums in Israel“ von Adolf Pfeiffer. I, Heft. „Abraham, der Prophet Jehovas. 102 Seiten. Geheftet Mk. 1.20.

1. Das erste Buch von Professor W. Walter enthält eine kleine Sammlung von neun Predigten über freie Texte. Das sind in hohem Maße zeitgemäße Predigten, die auf die jetzige Zeitlage der christlichen Kirche eingehen und auf den Kampf mit der hochmütigen Wissenschaft, welche glaubt, uns den Herrn besser kennen lehren zu können, als die Apostel, und der heilige Geist, der sie nach des Herrn Verheißung in alle Wahrheit leiten sollte. Hier ist nicht hochmütige, gespreizte Professorenweisheit, sondern Lebensbrot für die, welche noch im Gehorsam der Wahrheit das alte Evangelium annehmen und gelten lassen. Verfasser hat schon früher einige kürzere Predigtsammlungen ausgehen lassen, auch eine rühmlich bekannt gewordene Gegenschrift gegen Harnacks „Wesen des Christentums“, sowie eine Anzahl andere Schriften.

2. In hohem Maße befriedigend ist das Buch des greisen Dr. M. Kähler: „Die Versöhnung durch Christum.“ Es ist die Neuauflage einer vor ungefähr 20 Jahren zum erstenmal erschienenen Schrift. Seitdem hat die sogenannte moderne Theologie sich noch mehr entwickelt und ihre entleerende Tendenz gezeigt. Die objektive Versöhnung durch Christum wird frevlentlich verspottet, die positiv-gläubige Auffassung ins Extrem karrikiert und verzerrt. Andererseits gibt's ohne Zweifel im Lager der Gläubigen noch solche, welche in un- und widerbiblischer Weise die Lehre von der Versöhnung durch Christum entstellen und Anlaß geben zu jenen Verzerrungen der Liberalen.

Hier nun wird im Anschluß an 12 Thesen die Lehre von der Versöhnung und deren Bedeutung für das persönliche Glaubensleben in kurzen Sätzen dargelegt. Je mehr die neuere Tendenz dahin geht, das paulinische Christentum als eine Verfälschung des Evangeliums Jesu Christi in Verruf zu bringen, um so wichtiger ist die positive Bezeugung, die uns hier dargeboten wird, daß allein die von Paulus gelehrte Versöhnung der ganzen Welt mit Gott die wahre Menschheitsreligion ergibt, die uns eine unzweifelhafte, sieghafte Heilsgewißheit gibt für den Einzelnen, wie für die ganze Menschheit, und die über den trüben, diesseitigen Pessimismus hinaus hebt zu einer frohen Ewigkeitshoffnung für den Einzelnen, wie für die Menschheit. — Die kurze Schrift bietet auf kleinem Raum die ganze Plerophorie des echt apostolischen Christentums und berichtigt auch alt eingewurzelte Irrtümer der kirchlichen Versöhnungslehre.

3. An dritter Stelle ist vorstehend genannt „Die Bergpredigt des Herrn“ von Dr. Paul Kaiser, Pfarrer in Leipzig.

Herr Dr. Kaiser hat die ganze Bergpredigt in Predigten ausgelegt, die in vier getrennten Abteilungen erschienen sind: I. Die Seligpreisungen; II. Gebote; III. Das Vaterunser; IV. Letzte Mahnungen und Warnungen. Die ersten drei Hefte sind in zweiter Auflage erschienen. Ueber das vorliegende (II.) Heft schreibt das N. Sächs. Kirchenblatt:

„Die vorliegenden 9 Predigten, die unter dem Titel ‚Gebote‘ den Abschnitt Matth. 5, 13—6, 4 behandeln, tragen etwas von der Schlichtheit und Bildersprache der Bergpredigt an sich. Auf das Wort des Herrn gegründet, mit treffenden Zügen aus dem Leben ausgestattet, und dabei leicht verständlich sind sie nicht nur zur Selbstvertiefung, sondern auch zum Vorlesen in Gottesdiensten recht geeignet.

Die vierte Schrift hat den Gen.-Super. A. Pfeiffer zum Verfasser, dessen Studien sich schon seit Jahren auf alttestamentlichem Gebiet bewegen, und der besonders in seiner mit Gen.-Super. Propst Dr. Faber, Konsistorialrat Dr. Keßler, Oberkonsistorialrat Prof. Dr. Kleinert u. a. herausgegebenen Bearbeitung der Eisenacher alttestamentlichen Perikopen ein überaus verdienstliches Werk geschaffen hat.

In vorliegender Schrift begrüßen wir mit Freuden ein Unternehmen, das sich die Aufgabe stellt, den gläubigen Christen die Bibel des Alten Testaments wieder lieb und wert zu machen. Wenn auch der Christ sich wacker seines Glaubens zu wehren sucht gegen den stürmischen Andrang zweier Richtungen der neueren Zeit, gegen den Ansturm der sog. „höheren Kritik“, vertreten durch Wellhausen u. a., und den der Orientalisten, vertreten durch H. Winkler, Fr. Delitzsch u. A., so bewegen doch die wissenschaftlichen Vertreter der genannten Richtungen sich auf solchen Wissensgebieten, die ein ungeheures Detailstudium erfordern auf Gebieten, wohin naturgemäß nur wenige Theologen, geschweige einfache Gemeindeglieder ihnen folgen können. Und die bibelfeindliche Presse sorgt ihrerseits dafür, daß mit hellen Posaunenstößen der Welt „die neuesten wissenschaftlichen Resultate“ der Bibelkritik oder der Altertumsforschung bekannt gemacht werden. Wenn nun auch einfache Bibelchristen durch dieses Geschrei sich in ihrem Glauben nicht irre machen lassen, so kann es doch nicht ausbleiben, daß Leute, die mit den neueren Geistesprodukten sich bekannt zu machen suchen, in ihrem Glauben irritiert und angefochten werden. Dazu kommt ja noch, daß auch bei den Theologen gläubiger Richtung offen zugestanden wird, daß sich die sog. Verbalinspiration im Sinne der alten protestantischen Dogmatiker nicht halten läßt. Da erhebt sich die Frage: Was bleibt denn noch als sicherer Glaubensgrund von den Büchern des Alten Testaments, wenn so von allen Seiten Sturm gelaufen und von den Theologen eine Position um die andere preisgegeben wird? Wer sich schmerzlich von dieser Frage umgetrieben fühlt, der greife zu oben genannter Schrift von Gen.-Super. A. Pfeiffer.

Der Verfasser hat alle die Angriffe der neueren Zeit auf die Schrift des Alten Testaments genau studiert; es kann ihm nicht der Vorwurf gemacht werden, er sei kein kompetenter Beurteiler in diesen Fragen. Er entwirft ein höchst anschauliches Bild von der prophetischen Religion Israels, die sich gründet auf das persönliche Verhältnis des Propheten zu dem Gott der Offenbarung. Dieses Verhältnis kommt auf folgende Weise zu stande: Gott sendet dem Menschen sein Wort und seinen

Geist. Gibt der Mensch der Stimme des sich nahenden (offenbarenden) Gottes Gehör, so wird es im Geist und Gemüt des Menschen licht; eine geistige Gemeinschaft beginnt, die den Menschen zu göttlicher Gesinnung erhebt: Der Prophet lernt aus Gott (in seinem Namen) reden. Das ist die eine (subjektive) Seite der Sache. Die andere (objektive) ist diese: Unter seinem Wort und Geist teilt sich Gott in seinen Zusagen und Verheißungen persönlich und wesenhaft mit. Oeffnet sich der Mensch im Glauben der Wahrheit Gottes, dem wirklich und wahrhaftig bei ihm einkehrenden Gott, so wird Herz und Wille zurecht gestellt und göttlich belebt: Der Prophet lernt in Gott leben und vor Gott wandeln.

Diese grundlegenden Gedanken des Verhältnisses zwischen dem Propheten und seinem Gott sind geeignet, mehr überzeugend zu wirken, als alle dogmatischen Festsetzungen über Inspiration und dergleichen.

Verfasser führt dann aus, daß in der ganzen alttestamentlichen Religion nicht das Priestertum und auch nicht das Königtum die Führerrolle hatte, sondern daß das ausschließlich den echten Geistespropheten Jehovas zukommt, die gleichwohl, trotz ihrer geistigen Ueberlegenheit, nicht die Herrschaft über Priestertum und Königtum usurpiert haben. Es sind tiefe Einblicke in das echte Geisteswirken der göttlichen Propheten, die der Herr Verfasser uns darbietet, und er zeigt auch, wie verständnislos Orientalisten wie H. Winckler dem Prophetentum Jehovas gegenüber stehen. Bezüglich der christlichen Konfessionen sagt er bezeichnend: Der Katholizismus ist durchaus Priestertum und zwar, so weit seine Macht in Frage kommt, heidnisches (Priesterbegriff, pontifex maximus), und so weit seine Würde ausgespielt wird, alttestamentliches. Christus aber hat keine Priester eingesetzt. . . . Der Protestantismus, wenn er wäre, was er sein könnte und sein sollte, müßte Prophetentum des Gottes und Vaters, unsers Herrn Jesu Christi sein. Also wohl des Kaisers und des Volkes treuester Rat und festeste Stütze, aber nicht abhängig von ihnen.*) Prophetentum gedeiht nur in freier Selbständigkeit des Geistes Gottes. Und seine theologischen Lehrer müßten „Propheten wie du bist" (Deut. 18.) sein, unbedingt dem „Wort" Gehör gebend und gewurzelt im „Glauben." (Formal- und Materialprinzip der Reformation): sonst sind sie Totengräber an Kirche, Staat und Thron, und ihre Wissenschaft ist die Grabschaufel.*) Hier bekommt der Prediger des Evangeliums tiefen Einblick in die hohe Bedeutung der alttestamentlichen Religion und in die grundlegende Bedeutung des Erzvaters Abraham, der mit seinen Nachfolgern von den Orientalisten zu mythologischen Abstraktfiguren aufgelöst worden ist.

In der Buchhandlung und Verlag des Traktathauses G. m. b. H., Bremen, erscheint:

„Kurzgefaßte Geschichte des Methodismus." Von Dr. Joh. Nülsen und Theophil Mann. In 5 Hauptteilen haben die Verfasser den umfangreichen Stoff behandelt, und zwar:

1. Teil: Geschichte des britischen Methodismus von seiner Entstehung bis zum Tode J. Wesleys. 2. Teil Geschichte des britischen Methodismus, vom Tode Wesleys bis zur Gegenwart. 3. Teil: Geschichte des amerikanischen Methodismus. 4. Teil: Geschichte des Methodismus auf dem europäischen Kontinent. 5. Teil: Allgemeines. (Lehre des Methodismus, Kirchen-

*) Von uns gesperrt. D. R.

verfassung der Methodistenkirche, Kirchengeschichtliche Bedeutung des Methodismus, die Mission der Methodistenkirche u. s. w.)

Das ganze Werk wird zirka 60 Bogen, d. i. 960 Seiten, groß Oktavformat umfassen. Um die Anschaffung dieses wertvollen und nützlichen Werkes jedermann zu ermöglichen, hat sich der Verlag entschlossen, es in Lieferungen erscheinen zu lassen, deren erste versandtbereit ist. Jede Lieferung, 4 Bogen stark, kostet 20 Cts. In 15 Lieferungen, die in Abständen von zirka 6 Wochen folgen werden, wird das Werk komplet vorliegen. Auf Wunsch wird eine Einbanddecke geliefet, für welche 20 Cts. extra zu zahlen ist. Der Verkaufspreis des ganzen Werkes nach seinem Erscheinen wird Mk. 10 sein, so daß der Erwerb in Lieferungen den doppelten Vorteil bietet, daß man es bedeutend billiger hat und die Zahlung in 15 Raten von je 20 Cts. erfolgen kann. — Abgesehen von den zwar vortrefflichen, aber immerhin kurz gefaßten Artikeln über Methodismus in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, war bisher L. S. Jakobys Geschichte des Methodismus das einzige umfassende Werk, das den deutschen Leser in das Verständnis dieser großen kirchengeschichtlichen Bewegung einführen konnte. Indes, die erwähnten Artikel in der Realencyklopädie können trotz ihrer Vortrefflichkeit nicht genügen, über diese weitgehende kirchengeschichtliche Bewegung solche Klarheit zu geben, wie wir es diesem Gegenstand schuldig sind, und Jacobys Geschichte des Methodismus ist nicht nur nahezu vergriffen, sondern es ist auch in vielen Teilen veraltet und unvollständig. Daher hat es das Bremer Verlagshaus unternommen, eine neue Bearbeitung der Geschichte des Methodismus herauszugeben.

Von diesem Werke liegen uns die zwei ersten Hefte vor, in welchen zuerst die kläglichen Zustände des englischen Kirchenwesens dargestellt werden, in welche die Gründer des Methodismus sich durch Geburt und Erziehung hineingestellt sahen. Dann wird uns das Werden der Männer in der Schule des heiligen Geistes dargestellt, wie sie allmählig heranreiften zu Werkzeugen, die der Herr brauchen konnte und wollte, um dem toten Kirchentum in England den Krieg zu erklären und eine neue Erweckung des Glaubenslebens herbeizuführen. — Wer das große Kirchenwesen des Methodismus, wie es jetzt in der ganzen Welt ausgebreitet ist, recht verstehen und bewerten will, muß es an seiner Quelle studieren, so wie man die Reformation nicht verstehen kann, ohne die Quellenstudien aus dem 16. Jahrhundert.

Vom Verlag von C. Bertelsmann, Verlagsbuchhandlung, Gütersloh, kamen folgende vier Schriften:

1. Beiträge zur Förderung christlicher Theologie." Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. Jährlich 6 Hefte. 10 Mk. XI. Jahrgang 1907. Heft 3. Mk. 1.20. Prof. Dr. A. Schlatter, Ueber das Recht und die Geltung des kirchlichen Bekenntnisses. — D. Dr. Herm. Cremer †, Ueber Arbeit und Eigentum nach christlicher Anschauung. Vorlesung. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Beide hier behandelten Gegenstände sind in hohem Grade „aktuell." — im ersten Teil behandelt Dr. Schlatter die Bekenntnisfrage. Und zwar im Anschluß an das Gebet des Herrn, d. h. das Vaterunser wird hier als christliches Bekenntnis aufgefaßt im Sinne Jesu und die Frage gestellt, ob, wer das Vaterunser nicht mehr im Sinne Jesu und seiner Apostel beten kann, aus der christlichen Gemeinschaft auszuschließen sei, resp.

ob ein Geistlicher vom Amt suspendiert werden müsse, der das nicht mehr tun könne. Seine Antwort ist: Gewiß, sobald er entschlossen ist, es nicht mehr zu beten. Dann ist der Gegensatz klar, dann trete er ab. Anders aber steht es, wenn jemand zwar mit Zweifeln, mit Bedenken bezüglich einzelner Sätze oder Bitten betet, aber doch noch es betet. Dann haben wir ihn zu tragen und kein Recht, ein Urteil über ihn zu fällen. Der Universalismus des Evangeliums für unsern intellektuellen Zustand, für die Schwankungen unsers Denkens, für die Konflikte in die dieses mit der gegebenen Gestalt des göttlichen Wortes kommen kann, ist uns genau ebenso unentbehrlich als derselbe Universalismus für die Schwankungen des Willens und die vielfachen sittlichen Verfehlungen. „Der intellektuelle Perfektionismus ist ebenso gefährlich für die Kirche, wie der moralische." Ein sehr wahres Wort.

Im zweiten Teil wird eine Vorlesung des † Prof. Herm. Cremer mitgeteilt, die bei dem heute so hoch gespannten Interessenkampf zwischen Kapital und Arbeit die Grundprinzipien darlegt, wie das Verhältnis von Arbeit und Kapital nach dem Grundgesetz des Christentums in echt sittlicher Weise zu regeln ist, so daß die Arbeit nicht nur ein sachliches, dingliches Verhältnis schafft, wodurch nur neue Sklaverei entsteht, sondern es soll ein persönliches Verhältnis werden, in welchem die Personen für einander da sind. Ferner wird die Aufgabe des Staats genau präzisiert, die er gegen Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu erfüllen hat, und die sittliche Verpflichtung, welche das Privateigentum dem Besitzer gegen die Gemeinschaft auferlegt. Das sind fruchtbare Gedanken für die soziale Ausgestaltung der christlichen Prinzipien im Volks- und Staatsleben.

2. „Vesperale." Nachmittags- und Abendgottesdienste mit und ohne Chor. Von Dr. theol. Max Herold, Kirchenrat und Dekan. Entworfen und erläutert. I. Teil: „Advent bis Ende der Passion." Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. Mk. 2.40, gebunden Mk. 3.

Eine überaus praktische Arbeit des bekannten Liturgikers, für alle Bedürfnisse eines frischen, aktuellen Gemeindegottesdienstes. Die neue Auflage des Buches, das schon seit seinem ersten Erscheinen weithin Einfluß geübt hat, bringt Erweiterungen und Verbesserungen auf dem Gebiet des Liedes und der Lektionen und macht sehr ergiebige Vorschläge für den Chorgesang zu den einzelnen Gottesdiensten. Dabei beschränkt sich das Gebotene nicht mehr auf die Feste, sondern gilt auch den Sonn- und Wochentagen, mit Beifügung sehr wertvoller liturgischer und musikalischer Vollzugsanweisungen, alles für mannigfaltige Ausführung, Erweiterung und Kürzung berechnet. Je mehr man jetzt Wert legt auf Gottesdienste, welche nicht ausschileßlich von der Predigt beherrscht sind, umsomehr wird man das Heroldsche Buch zu schätzen wissen und seinen reichlich dargebotenen Stoff für Erbauung und Andacht zu Rate ziehen. — Auch der erneuten Betonung der Musikpflege an den Gelehrten- und Mittelschulen möchte dasselbe dienen.

Hier ist reichliche Anleitung für liturgische Gottesdienste gegeben. Wo man das Bedürfnis dafür fühlt und wo man die Verhältnisse in der Gemeinde dafür vorfindet: Da ist Material zum Verarbeiten und zur praktischen Verwertung dargeboten. Besonders für Advents- und Passionsandachten dürften liturgische Gottesdienste an die Stelle von Predigten treten und reichen Segen stiften.

3. „Der Himmel unsers Glaubens." Von Freiherr E. zu Knyphausen. Mk. 1.40, gebunden Mk. 2.

„Der Himmel unsers Glaubens" sucht die Realitäten der unsichtbaren Welt der Glaubenserkenntnis nahe zu bringen unter Darstellung der theosophischen Gedanken von Jakob Böhme, Rud. Rocholl, Oetinger u. a. Dem heutigen Denken und Philosophieren sind die Böhmeschen Theosopheme von der Natur Gottes u. dergl. recht fremdartig. Doch mag wohl die Lösung des Konflikts zwischen Natur und Geist nach dieser Richtung hin zu suchen sein. Die Geistleiblichkeit der himmlisch verklärten Menschen in Aehnlichkeit mit dem verklärten Leibe Christi ist ja entschiedene Schriftlehre; sie steht also fest, mag man sonst von der Lehre Jak. Böhmes halten, was man will. Die Schrift zerfällt in die folgenden Kapitel: 1. Zwei Visionen. W. v. Kügelgen und Ludwig Richter. 2. Die Schöpfung und der unerschaffene Himmel. 3. Jakob Böhme und seine Lehre. 4. Wo ist der Himmel? Die Himmelfahrt. Rudolf Rocholl. Die älteren Dogmatiker. 5. Der neue Himmel und die neue Erde. Oetingers Vision. Nochmals Rudolf Rocholl. 6. Rückblick auf das Vorige und auf Jakob Böhme. 7. Das Sterben der Gerechten. Zwischenzustand. Auferstehung. Innerer Leib. 8. Schluß.

4. „Der Pastor unter seinen Konfirmanden." Von E. Seippel, Pfarrer in Gütersloh. Vortrag auf der lutherischen Konferenz in Bielefeld am 21. Mai 1907. Preis 50 Pf., 10 Exemplare Mk. 4.

Das ist eine sehr beherzigenswerte Schrift, in welcher Verfasser zu zeigen sucht, wie der Katechet auf echt evangelischem Wege die Herzen der Kinder soll zu gewinnen suchen und ihnen das gegenwärtige Heil, das sie durch die Taufgnade schon haben, recht lieb und wert und eindrücklich machen soll. Kurz es handelt sich um eine rechte captatio benevolentiae, um desto leichter die Herzen der Kinder zu gewinnen und dem guten Hirten zuzuführen. Der echte evangelische Prediger wird die Welt nicht durch das Gesetz zu Christo treiben wollen, sondern umgekehrt durch Christum (resp. das Evangelium) zum Gesetz (Christi) zu führen suchen.

„Beweis des Glaubens."

Diese wohl bekannte, im 43. Jahrgang stehende Monatsschrift von je 2 Druckbogen monatlich, hat innerhalb etwas mehr als Jahresfrist ihre beiden Herausgeber verloren. Am 9. Februar 1906 starb Dr. Otto Zöckler, der Begründer der genannten Zeitschrift, der er auch bis an sein Ende treu geblieben war und für die er ohne Ermüden gesorgt hat durch zahlreiche Beiträge, durch Werben neuer Mitarbeiter u. s. w. Er war ein Meister der Apologetik, wozu ihn seine staunenswerte Belesenheit und seine für einen Theologen außergewöhnlichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse besonders befähigten. Zu diesem ersten Verlust kam nun nach 13 Monaten der Verlust des zweiten Mitbegründers und Herausgebers. Seminardirektor Lic. theol. E. G. Steude starb am 14. Mai d. J. Auch sein Verlust ist für die evangelische Kirche ein bedeutender. Mit großer Freudigkeit hatte er nach dem Heimgang Dr. Zöcklers die alleinige Redaktion der Zeitschrift „Beweis des Glaubens" übernommen und sich gewisse Pläne bezüglich der Redaktion gemacht. Auch er war, wie sein entschlafener Kollege, ein tüchtiger und bewährter Apologete, der keiner Schwierigkeit aus dem Wege ging. Dabei war alles, was er schrieb, in klarer, durchsichtiger und jedem Gebildeten verständlicher Darstellung geschrieben. Es kam ihm ebenso darauf an, dem

Gegner gerecht zu werden, als auch dem Apologeten nicht stumpfe, sondern wirklich scharfe Waffen in die Hand zu geben. — Möge der treue Herr neue Werkzeuge ausrüsten mit dem Geist des Glaubens und der Kraft, welche fähig und würdig sind, die beklagenswerten Lücken auszufüllen.

An Stelle der entschlafenen Herausgeber hat Herr Bertelsmann in Pastor Lic. theol. Emil Pfenningsdorf von Dessau einen Ersatz gefunden. Derselbe wird sich bemühen, den „Beweis des Glaubens" zu einem Führer zu machen in dem so heiß entbrannten Kampf um die Weltanschauung. Er schreibt im Prospekt:

„Der ‚Beweis des Gaubens', die älteste apologetische Zeitschrift Deutschlands, will seinen Lesern zu einer zeitgemäßen Vertiefung und Verteidigung der christlichen Weltanschauung Handreichung tun. Er wendet sich nicht nur an die Theologen, sondern an alle gebildete Christen, die nach einer festen Gründung ihres Glaubens im Geistesleben unserer Zeit Verlangen tragen. Die Zeitschrift wird daher bemüht sein, ihre Leser in steter enger Fühlung mit dem derzeitigen Geistesleben zu halten, ihnen die weltumspannende Macht des christlichen Gedankens darzutun und die Ueberzeugung zu stärken, daß in unserm Christenglauben alle Keime tiefster Erkenntnis verborgen liegen.

Das einzelne Heft wird enthalten: Die Behandlung einer christlichen Glaubens- oder Lebensfrage; vom Herausgeber. Aufsätze aus dem Gebiete christlicher Weltanschauung unter Berücksichtigung derzeitiger naturwissenschaftlicher und philosophischer Fragen; Aufsätze aus dem Geistesleben der Zeit in Literatur und Kunst; einen apologetischen Sprechsaal zur Beantwortung von Zweifelsfragen; eine apologetische Rundschau seitens des Herausgebers.

Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh:

„Das evangelische Deutschland." Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. 3. Jahrgang 1907. (Jan.—Dez.) Jährlich 12 Hefte. Mk. 5, mit Porto Mk. 5.60. Probehefte gratis.

Inhalt des sechsten Heftes. Abhandlungen: Die deutschen evang. Landessynoden und der kirchliche Einigungsgedanke. II. Vom Herausgeber. — Protestantische Glaubenskämpfe in Steiermark, Kärnten und Krain zur Zeit Ferdinands I. und Karl II. Von Pastor G. Planitz. — Allgemeine Mitteilungen. — Landeskirchliche Umschau: Großherzogtum Hessen.

„Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter. 13. Jahrgang 1907. (Jan.—Dez.). Jährlich 12 Hefte (mit ca. 150 Bildern). Mk. 3, mit Porto Mk. 3.60. Probehefte gratis.

Diese Zeitschrift gehört zu den besten deutschen Familienblättern und vermittelt einen umfassenden Einblick in den Betrieb der Mission. Als Beiblatt für die Jugend erscheint:

„Saat und Ernte" auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfarrer Jul. und Pfarrer Paul Richter. 9. Jahrgang 1907. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern) Mk. 1, mit Porto Mk. 1.36. (In Partien billiger.) Vorstehende beiden Blätter zusammen Mk. 3.75, mit Porto Mk. 4.35.

Inhalt des sechsten Heftes: Was durch Gottes Gnade aus

einem Dajakken werden kann. Von Pastor Lehmann. (Mit 4 Bildern.) — Begegnung mit einem Tiger. — Vermischtes. — Preisaufgaben.

„Theologischer Literaturbericht", begründet von Pfarrer P. Eger, fortgesetzt von Pfarrer Jul. Jordan.

Diese Schrift hat eine zahlreiche Schaar tüchtiger Mitarbeiter, welchen die Besprechung aller neuen Büchererscheinungen im Gebiet der Theologie, Philosophie, Geschichte u. s. w. obliegt. Bis Ende 1906 war dieser „Theol. Literaturbericht" stets dem „Beweis des Glaubens" mit beigeheftet, wenn auch mit selbständigem Titel und eigener Seitenzahl. Seit Januar 1907 erscheint derselbe jedoch als selbständige Schrift, in gelbem Umschlag geheftet, mit einem Beiblatt: „Vierteljahrsbericht" aus dem Gebiet der schönen Literatur und verwandten Gebieten.

Je weniger ein amerikanischer Pastor mit seinen beschränkten Mitteln und Zeit „auf dem Laufenden" bleiben kann mit den Erscheinungen der Gegenwart, um so weniger kann man den „Theol. Literaturbericht" entbehren, wenn man sich über dieselben ordentlich orientieren will.

Außer den Rezensionen der besprochenen Bücher bringt der „Theol. Literaturbericht" auch zuweilen kurze orientierende Aufsätze aus der Feder kompetenter Männer der Gegenwart.

So erschien von Dr. W. Lütgert im Januarheft des „Theol. L." nachfolgende schätzenswerte Arbeit, die wir besonders der Berücksichtigung unserer Leser hiermit empfehlen möchten:

Der Stand der Arbeit am Neuen Testament.

Die theologische Arbeit der Gegenwart ist vorwiegend historisch. Die dogmatische Theologie ist hinter der geschichtlichen Arbeit stark zurückgetreten. Auch auf dem Gebiet der systematischen Theologie wird vor allen Dingen historisch gearbeitet. Dieses Zurücktreten der Dogmatik ist nicht nur ein Vorzug: es hängt eng mit dem Zurücktreten der Wahrheitsfrage und mit dem theologischen Agnostizismus zusammen, und insofern ist diese Entwicklung keineswegs erfreulich. Dagegen im Mittelpunkt der Arbeit und des theologischen Interesses steht — das ist gegenwärtig besonders deutlich — die Arbeit an der Bibel, und speziell am Neuen Testament. Im Neuen Testament sind es wieder die Evangelien, um deren Verständnis sich die Arbeit konzentriert.

Schon das ist für die theologische Lage der Gegenwart charakteristisch. Früher, zur Zeit der Tübinger Schule, stand Paulus im Mittelpunkte des Interesses. Das hatte allerdings seinen Grund auch darin, daß die kirchliche Dogmatik in ihrem Aufbau sich seit Melanchthon vorwiegend an Paulus anlehnte. So kam es, daß das dogmatische und auch das polemische Interesse sich auf Paulus richtete. Das hing auch mit dem spekulativen Charakter der älteren kritischen Theologie zusammen. Sie schien der paulinischen und übrigens auch der johanneischen Gnosis näher zu stehen. Auch ein religiöser Grundzug, durch den sich die spekulative Periode von der Gegenwart unterscheidet, zeigt sich in diesem Wechsel des Interesses: früher schätzte man die Erkenntnis, die religiösen Fragen waren Wahrheitsfragen, jetzt gilt allein die Empfindung, die, wie es scheint, naivere, einfachere Form der Religion. Darum hat sich das Interesse von Paulus entfernt, und den Synoptikern zugewandt. Sie bieten Geschichte mit dem unmittelbaren Empfindungseindruck, den sie erweckt, Paulus bietet „Theorie" „Theologie." Die moderne Theologie ist daher charakterisiert durch einen immer stärker wer-

benden Gegensatz gegen Paulus und Johannes. Denn die spekulativen Theologen, Schleiermacher, Fichte u. s. w. bevorzugten bekanntlich auch Johannes mit seiner Mystik und Gnosis im Gegensatz zu der scheinbar primitiven Moral der Synoptiker.

Dem Positivismus der Gegenwart liegt die Mystik und die Schätzung der Erkenntnis und Wahrheit im Johannesevangelium recht fern, so sinkt der Wert des Evangeliums. Die Schätzung des Johannesevangeliums drückt sich unmittelbar in dem Urteil über seinen Ursprung aus. Dieses hängt weit mehr als andere literarische Urteile von der Stellung zu seiner Christologie ab. Damit verbindet sich ein Gesamtbild vom Urchristentum, nach welchem die Entstehung dieses Evangeliums im Jüngerkreise unwahrscheinlich wird. Mit dem Interesse am Johannesevangelium ist darum auch die Arbeit an ihm sehr zurückgetreten. In den gegenwärtigen lebhaften Verhandlungen über das Leben Jesu bleibt es grundsätzlich unberücksichtigt: seine Christologie schließt, so meint man, die Geschichtlichkeit seiner Darstellung aus.

Die Rückkehr zur Stellung der Tübinger in der johanneischen Frage hat sich ziemlich rasch vollzogen: noch Ritschl urteilte anders, und auch wer zur Christologie des Evangeliums kritisch stand, nahm doch den Rahmen für die Geschichte Jesu aus ihm. Die Wendung des Urteils über das Johannesevangelium führt sich im wesentlichen auf die Darstellung in Weizsäckers apostolischem Zeitalter zurück. Urteilt man nur nach literar-kritischen Gesichtspunkten, so fällt das Urteil freilich wesentlich anders aus: das beweisen die eindringenden Untersuchungen in Zahns Einleitung, und der schlagende Beweis, den Schlatter für den palästinischen Ursprung des Evangeliums aus seiner Sprache geführt hat.

Wenn man heute nicht nur zwischen Johannes und den Synoptikern, sondern auch zwischen Paulus und Jesus einen Gegensatz sieht, und zwar nicht nur einen formellen, sondern einen religiösen, so hat auch das tiefliegende Gründe. Die Losung: zurück von Paulus zu Jesus, die jetzt in weitere Kreise dringt, stammt nicht von den gegenwärtigen Rufern im Streite, sondern von L a g a r d e , einem der religiös merkwürdigsten Theologen der unmittelbaren Vergangenheit. Er ist der erste Vertreter des „germanischen" Christentums, ein antisemitischer Theologe, dabei kein moderner Positivist, sondern auch insofern einer von denen, die die Zukunft vorweggenommen haben, als er ein Mystiker ist, ein durch und durch moderner Charakter, der in gewissem Sinne den Einfluß seines Kollegen und Antipoden Ritschl überflügelt hat. Von ihm her ist daher — im Gegensatz zu Ritschl — ein gewisses Verständnis für die Mystik in der Religion in die Theologie eingedrungen. Gegenwärtig wird das auf dem Gebiete des Alten Testaments von Duhm vertreten. Damit ist der Rationalismus bis zu einem gewissen Grade überwunden: das Geheimnis in der Religion wird anerkannt, freilich auch von trüben, krankhaften Zuständen nicht unterschieden: die Grenze zwischen Wunder und Zauber, Geist Gottes und Geist von unten, Prophet und Pseudoprophet wird undeutlich, wie z. B. die Schriften über den Geist zeigen.

Von Lagarde stammt auch die leidenschaftliche Antipathie gegen Paulus, die durch popularisierende Darstellungen uns bekannt geworden ist. Von Paulus kommen so heißt es, alle die Stücke der kirchlichen Predigt her, die uns heute Schwierigkeiten machen: die Vermischung von Religion und Theologie, die Gefährdung der einfachen Moral durch eine komplizierte Re-

ligion, die Verdunkelung der einfachen Vergebung Christi durch die Theorie über seinen Versöhnungstod und durch den theologischen Satz von der Rechtfertigung durch den Glauben, die Mystik des Geistesgedankens, das mystische Gemeindeideal, die Sakramentslehre u. s. w. So wendet sich denn das Interesse ausschließlich dem synoptischen Jesus zu.

Die Arbeit an den Evangelien ist dadurch bereichert worden, daß das Judentum zur Zeit Jesu und der Apostel in den Kreis der Forschung hineingezogen ist, und so das Stück Geschichte, das zwischen dem Alten und Neuen Testament liegt, für das Verständnis des Neuen Testaments durchgearbeitet wird. Obgleich wir mit Boussets „Religion des Judentums“, die schon in zweiter Auflage vorliegt, ein verdienstliches zusammenfassendes Werk haben, steht doch die Arbeit erst in den Anfängen, weil der bei weitem wichtigste Teil der Quellen, nämlich die hebräischen, schwer zugänglich und von christlichen Gelehrten noch wenig bearbeitet sind. Doch haben wir auch hier von Dahlmann und Schlatter sehr wertvolle Beiträge, und die Bedeutung dieser Arbeit für die neutestamentliche Exegese wird jetzt wohl von keiner Seite mehr bezweifelt. Sie ist bei weitem wichtiger und wertvoller als die sog. religionsgeschichtliche Methode, für die die Arbeiten von Gunkel besonders charakteristisch sind.

Wenn unter religionsgeschichtlicher Methode verstanden wird, daß die jüdische und hellenische Umgebung des Neuen Testaments zur Erklärung desselben herangezogen werden muß, so ist das ganz ohne Zweifel berechtigt; den Boden, aus dem die Pflanze wächst, muß man eben so gut kennen, wie das Samenkorn, man muß sich dadurch nur nicht zu der Meinung verführen lassen, daß sie nicht aus dem Samenkorn, sondern aus dem Mist entstanden ist. Wenn ferner die religionsgeschichtliche Schule fordert, daß nicht nur die theologischen, sondern die eigentlich religiösen Probleme im Neuen Testament bearbeitet werden sollen, also z. B. der Glaube, die Liebe, die Furcht Gottes, die Buße, das Gebet im Neuen Testament, so ist das vollkommen gerechtfertigt.

Weniger fruchtbar ist der Versuch, das Neue Testament unter Heranziehung von orientalischer Mythologie und Kosmologie zu beleuchten. Was in dieser Beziehung bisher geleistet worden ist, hat keinen besonders hohen Wert und ist auch wenig überzeugend. Eine programmartige Zusammenfassung bietet Gunkels Schrift „Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments“, die zum Teil recht phantastische Ideen ausspricht. Als zusammenfassende Darstellung der neutestamentlichen Theologie vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus ist das Buch von Wernle: „Die Anfänge unserer Religion“ zu nennen, das bereits in zweiter Auflage vorliegt. Es stellt die neutestamentliche Geschichte unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes zwischen Jesus und Paulus dar, und ist in dieser Beziehung typisch.

Die weitgehende Skepsis gegen die neutestamentliche Geschichte, die sich mit der religionsgeschichtlichen Methode meist verbindet, steht in einem merkwürdigen Kontrast zu der konservativen Stellung, die in literarkritischen Fragen Tradition zu werden beginnt. Ein charakteristisches Beispiel dafür, und zwar sowohl für die konservative Haltung in literarkritischen Fragen, wie für die skeptische in den historischen Fragen ist die Schrift von Harnack über Lukas. Jedoch das epochemachende Werk, auf welches sich dieser Umschwung, die Zurückwendung zur Tradition, zum großen Teil zurückführt, ist die Einleitung ins Neue Testament von Zahn, das gelehrteste Buch über das Neue Testament, das unsere theologische Literatur besitzt, ein Werk, das

allein schon durch den in ihm verarbeiteten Stoff einen bleibenden Wert in der theologischen Literatur beanspruchen kann, trotz der zuweilen kühnen Kombinationen. Zu demselben kommt jetzt der Kommentar zum Neuen Testament von Zahn hinzu, dessen unerreichte Stärke in seinen textkritischen, philologischen, literarkritischen und historischen Untersuchungen besteht.

Wie wenig indessen literarkritische Untersuchungen allein über historische und theologische Fragen entscheiden, das zeigt der Stand der Leben-Jesu-Forschung. Die Zeit, in der man ein Leben Jesu in kritisch gereinigter und korrigierter Form den Evangelien nacherzählt, ist vorbei. Während bis vor kurzem das Bekenntnis Jesu zu seiner Messianität als der feste Punkt der evangelischen Geschichte galt, ist jetzt auch dieses Urdatum zweifelhaft geworden. Das ist besonders durch das Buch von Wrede: „Das Messiasgeheimnis im Markus-Evangelium" geschehen. Vorbereitet war diese Kritik dadurch, daß das Reich Gottes in den Evangelien als eine rein eschatologische und nicht auch gegenwärtige Größe verstanden wurde. Damit war eigentlich der entscheidende Schritt schon getan; denn nun erschien Jesus nur als Prophet und nicht als Messias. Einen großen Nachdruck hat diese Kritik der evangelischen Geschichte dadurch bekommen, daß Wellhausen in seinen Kommentaren und seiner Einleitung zu den synoptischen Evangelien sie aufgenommen und weitergeführt hat. Sie sind insofern von epochemachender Bedeutung, als sie das Fazit der bisherigen Evangelienkritik ziehen, und zwar nüchterner und mit sehr viel mehr Selbstkritik und Wirklichkeitssinn, als die Arbeiten der religionsgeschichtlichen Richtung. Daß Wellhausen der eigentlich führende skeptische Theologe ist, und daß von ihm die Anregungen auch in der Kritik der neutestamentlichen Geschichte ausgehen, ist durch seine letzten Schriften vollends klar geworden. Es ist lehrreich zu beobachten, welche Stücke der Predigt Jesu, nachdem seine Messianität unsicher geworden ist, fallen müssen. Die ganze „spezifisch-christliche" Moral, die Nachfolge Christi verliert natürlich nun ihre Basis. „Das Evangelium" stammt nicht von Jesus. Jesus selbst ist gar nicht der Bringer einer frohen Botschaft — natürlich nicht, wenn er nicht die Gegenwart des Himmelreichs verkündigt hat. Freilich zeigen gerade auch diese Schriften in der Konsequenz ihrer Kritik die Unmöglichkeit der Voraussetzungen dieser Kritik. Sieht man sich das Christusbild an, welches Resultat und Voraussetzung derselben ist, die Risse und Sprünge, die dasselbe zerstören, die Gegensätze und Widersprüche, die nicht nur das Denken, sondern auch das Glauben und Wollen Jesu nach dieser Darstellung beständig zerbrechen, so kommt eine unmögliche Figur heraus, welche die Geschichte des apostolischen Zeitalters in keiner Weise erklärt, sondern zu einem dunkeln Rätsel macht. Alle Versuche, aus diesem Christusbild die Entstehung der christlichen Gemeinde zu erklären, muten uns zu, Unglaubliches zu glauben. Ich finde es vollständig konsequent, daß die kritische Bewegung mit Schriften endigt, die die Entwicklung Jesu unter psychiatrischem Gesichtspunkt behandeln. Auch das ist zu beachten, daß die Schriften sich mehren, die die gesamte Geschichte und Existenz Jesu bestreiten. In frivoler Form hat es diese Bestreitung längst gegeben. Daß wir sie jetzt in der Form historischer Untersuchung erhalten, ist eine Neuigkeit. Es soll damit nicht gesagt sein, daß diese phantastischen Extravaganzen irgendwie die wissenschaftliche Debatte beherrschen, nur daß sie überhaupt in Form wissenschaftlicher Untersuchungen möglich sind, das ist charakteristisch.

Im ganzen wird die ältere Leben-Jesu-Literatur gegenwärtig durch eine Art von Psychologie Jesu ersetzt, als deren bekanntestes Beispiel aus der ge-

genwärtigen Literatur ich Boussets Jesus nennen möchte. Diese ganze Literatur ist nicht ohne Liebe und Verehrung für Jesus, nicht ohne manche feine Beobachtung und Vermutung. Aber im ganzen bewegt sie sich bei der grundsätzlichen Skepsis gegen die Evangelien in Konjekturen und Konstruktionen. Sie ist dogmatisch, und das soll kein Tadel sein, denn unvermeidlich kommt der Person Jesu gegenüber, in den zustimmenden Urteilen, die über ihn gefällt werden, das Gottesbewußtsein des Forschers zum Vorschein und zum Abschluß. Was unsere Zeit an Dogmatik hat, an theologischen Erkenntnissen und Interessen, das spricht sich bewußt oder unbewußt, unwillkürlich oder absichtsvoll in den modernen literarischen Christusbildern aus. Daß alle theologische Arbeit sich um die Frage dreht, wer Jesus war und was er wollte, das wird von neuem klar. W. Lütgert.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4, Probehefte franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Juliheftes: Die ästhetische Stimmung. Von Ernst Eberhardt-Humanus. — Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den steirischen Alpen. Von Peter Rosegger (Fortsetzung). — Aussprüche von Friedrich Vischer. — Tierfabel. Von H. Voß. — Die fliegenden Flammen. Von Hermann Löns. — Morgen im Juli. Von Hero Max. — Martin Staub. Novelle von Albert Geiger (Fortsetzung). — Kolonial-Assessorismus. Zu unserm Aufsatz im Januarheft 1907. — Giuseppe Garibaldi. Von Dr. H. Rösemeier. — Berthelot, Mendelejew und Moissan. Von Dr. Friedrich Knauer. — Aus eines Mannes Mädchenjahren. Von P. Kempendorff. — Das Land der 630 Hoheiten. Von P. S. — Zum Christustyphus. Eine Umfrage. III. Von Strzygowski, Christian Rogge, Karl Röhrig. — Türmers Tagebuch: Aus der vierten Dimension. Entartung. Heer und Sozialdemokratie. Pessimistische Optimisten. — Künstler und Weltanschauungskünder. Von Dr. Karl Storck. — Joris Karl Huysmans. Von Hans Benzmann. — Vom Zug der Toten. 1. Max Haushofer. 2. Torresani. 3. Adolf Stern. Von K. St. 4. Eduard Paulus. Von Rudolf Krauß. — Eine Literaturgeschichte in Karten. Von St. — Malerei und Photographie in natürlichen Farben. Von Max Foth. — Schwinds Freskenzyklus: „Das Leben der heiligen Elisabeth." Von St. — Zwei Faustopern. Von Dr. Karl Storck. — Lißts „Legende von der heiligen Elisabeth." Von St. — Kunstbeilagen: M. v. Schwind: Das Rosenwunder; Die heilige Elisabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg; Die heilige Elisabeth nimmt Abschied von ihrem in den Krieg ziehenden Gemahl; Die Vertreibung der heiligen Elisabeth; Die heilige Elisabeth stirbt in Marburg als Nonne; Die Leiche der heiligen Elisabeth wird in den Dom getragen. Friedrich Vischer. — Notenbeilage: Elisabeths Tod. Aus der „Legende von der heiligen Elisabeth" von Franz Lißt.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 9. Band. St. Louis, Mo. November 1907.

Die synodale Versorgung der Invaliden, Witwen und Waisen.

Von Past. G. Brändli.

Nach dem Bericht unsers ehrwürdigen Synodalpräses (vgl. Berichte der Synodalbeamten 1907, Seite 6) ist die Unterstützungssache unserer Synode eine „höchst wichtige“, und die Frage: wie soll diese Sache in Zukunft gehandhabt werden? wird ebenda „eine brennende Frage“ genannt. Schon damit ist anerkannt, daß die „bisherige Methode“ der Unterstützung nicht zur allgemeinen Zufriedenheit gearbeitet hat. Es steht nun so, daß in unserer Synode gerade über diesen Punkt die Meinungen geteilt sind. Auf der einen Seite wird gesagt: „Wir haben eine gute Sache. Halten wir fest am bestehenden Modus;“ ferner redet man von „dem bewährten System der bisherigen Unterstützung.“

Auf der andern Seite wird mit großem Nachdruck hervorgehoben: Unser gegenwärtiges System der Versorgung von Invaliden, Witwen und Waisen „steht nicht auf der Höhe der Zeit, es ist ungenügend, und entspricht weder den Bedürfnissen unserer Invaliden, Witwen und Waisen, noch der Ehre und Würde der Synode, und bedarf einer gründlichen Umänderung und Verbesserung.“

Sind diese Forderungen etwa durchaus unbegründet? Ist wirklich das bestehende System der Versorgung in unserer Synode so vollkommen, daß an eine Verbesserung desselben überhaupt nicht zu denken ist?

Schauen wir die Sache, um die sich's handelt, einmal an, so wie sie ist, und fragen wir zuerst, was die synodale Versorgung den Bedürftigen bisher geboten hat; um sodann zu hören, was von seiten derer, die eine Neuerung befürworten, zur Verbesserung des alten Systems vorgeschlagen wird.

Das, was wir bisher gehabt haben, der sogenannte „alte Unterstützungsmodus“, wird in unsern Synodalstatuten ziemlich genau definiert, und die Bestimmungen der Statuten werden noch des weiteren

ausgeführt durch die jeweiligen Beschlüsse der Generalsynoden, betreffend die Unterstützungssache.

Ganz im Allgemeinen wird „die Fürsorge für die Invaliden, Witwen und Waisen der synodalen Glieder" als Obliegenheit der Generalsynode charakterisiert (vgl. § 8 der Synodalstatuten). Die Nebengesetze reden ausdrücklich von Anspruch und Berechtigung der Synodalglieder an die Unterstützungskassen, falls sie ihren Pflichten, die sie denselben gegenüber haben, nachgekommen sind (vgl. § 14 und 34 der Nebengesetze). Die Generalsynode von 1901 machte die Beiträge zu diesen Kassen obligatorisch, indem sie bestimmte, „daß alle Pastoren und Lehrer ihre resp. Beiträge pünktlich und regelmäßig entrichten" (§ 266 der Beschlüsse der Generalsynode), was für die Invalidenkasse schon seit 1874 Gesetz war (vgl. § 267 a. a. O.). Schon 1889 wurde beschlossen (vgl. § 282), daß „die Namen der mit ihren Beiträgen für die Witwen- und Waisenkasse rückständigen Pastoren und Lehrer bei den Distriktskonferenzen öffentlich genannt werden sollen." Der edle Zweck dieser Einrichtung ist, „die bedürftigen Invaliden, Witwen und Waisen von Pastoren und Lehrern vor Mangel zu schützen." (Vgl. § 100 der Nebengesetze). Aber gerade hier, wo der Zweck dieser schönen Institution genannt wird, ist auch der Punkt zu finden, der die ganze schöne Sache illusorisch zu machen droht.

Wir finden nämlich gerade hier auch die Bestimmung: „Diese Behörden (nämlich für Invaliden, Witwen und Waisen) sind aber berechtigt und verpflichtet, die Unterstützung zu verweigern, wo genug sonstige Einnahme zum Führen eines bescheidenen Lebens vorhanden ist." — Hier werden die Bewerber um synodale Unterstützung zu Bettlern gestempelt, denen je nach Umständen ein Almosen eingehändigt oder verweigert werden kann. Und es muß betont werden, der segensreiche Zweck der synodalen Unterstützung kann niemals voll und ganz erreicht werden, solange es einfach in das Belieben einer Behörde gestellt ist, zu bestimmen, wer bedürftig genug ist, um überhaupt mit dem synodalen Almosen bedacht zu werden. Ueber sein Bedürfnis sollte **der Bedürftige allein** zu urteilen haben. Mit obiger Bestimmung ist auch der Willkür Tür und Tor geöffnet, und die Praxis bestätigt das in betrübender Weise. Eine fernere natürliche Folge dieses Paragraphen 100 ist das inquisitorische Vorgehen gegen die Petenten. Gar mancher, der die Unterstützung nur allzugut brauchen könnte, leidet lieber Mangel, ehe er sich dem Examen unterzieht, das unsere jetzigen Formulare fordern, die den geradezu zum Bettler stempeln, der notgedrungen um synodale Unterstützung einkommt.

Diese Einrichtung ist unzweifelhaft einer der wundesten Punkte in unserm bisherigen synodalen Unterstützungsmodus; sie ist ein Mißtrauensvotum der Synode gegenüber denen, die ihre Zeit und Kraft im Dienste ihrer Kirche verzehrten, und endlich notgedrungen an die Liebe derer appellieren müssen, denen sie gedient haben. Und nun

stehen sie einer Einrichtung gegenüber, welche die unumschränkte Gewalt der Zusage oder Absage der bescheidenen Bitte in die Hand eines Komitees gelegt hat, dessen Glieder oft kaum eine Ahnung vom wirklichen Tatbestand haben. Und selbst wenn sie, durch die äußerste Notlage gedrängt, ihr Bedenken überwinden und ihre Bitte unter den erschwerenden Umständen vorbringen, auch dann noch stehen sie vor der trüben Aussicht, möglicherweise *abschlägig* beschieden zu werden. Das ist aber gegen die Würde des heiligen, uns anvertrauten Amtes; es ist auch gegen Gottes Wort, und ist endlich unserer Synode durchaus unwürdig. *Die synodale Unterstützung ist kein Almosen für hungernde Bettler*; sondern ist *eine Versorgung* derer, die ihre besten Kräfte dem Werk des Herrn in unserer Synode geweiht haben, solange sie wirken konnten, und nun durch Alter oder Krankheit unfähig sind, ihres Amtes zu walten; es ist ferner eine *Versorgung unserer Witwen und Waisen*, und darum *eine heilige Dankespflicht unserer Synode*, die sie erfüllt an ihren getreuen Arbeitern und deren Gehilfinnen.

Ist das aber die Aufgabe unsers synodalen Unterstützungswerkes, dann liegt es auf der Hand, daß die alten Vorkehrungen für unsere neue Zeit nicht mehr genügen. Zu ihrer Zeit mit ihren Bedürfnissen mögen sie genügt haben, und auch noch in der Gegenwart mag damit viel Gutes gestiftet werden. Aber das Bessere ist des Guten Feind! Und die Unterstützungssache in der Synode *muß*, wenn sie ihrem Zweck dienen soll, verbessert werden. Daß dies möglich ist, wurde auch von der letzten Generalsynode anerkannt. *Und weil die Möglichkeit zugestanden ist, darum fordert unsere Pflicht, die Verbesserung auch durchzuführen.* Allerdings müssen in erster Linie neue Mittel und Wege gesucht werden, um die nötigen Gelder aufzubringen. *Was in dieser Beziehung bisher geschehen ist, ist verwunderlich wenig. Obligatorisch* sind nur die Beiträge der Pastoren und Lehrer für Invaliden, Witwen und Waisenkasse. Hiezu kommen dann, je nach Erfordernis, (§ 270 u. 276), Zuschüsse aus dem Reingewinn des Verlags unserer Synode, und endlich Liebesgaben aus den Gemeinden, von denen Legate (§ 271) als Fonds anzulegen sind (seit 1886). Die Maximal-Unterstützungssumme ist für alleinstehende \$150, für verheiratete \$300; Witwen und Waisen erhalten nicht mehr als \$200 (§273 u. 280). Wir fragen: ist das wirklich genügend, um „Bedürftige vor Mangel zu schützen?" In einzelnen Ausnahmefällen ja — *in der Regel aber: nein!*

Die Forderungen der Distrikte an die letzte Generalkonferenz (vgl. Amtsberichte und Distriktanträge an die Generalkonferenz 1905, Seite 167—170) in Sachen unserer synodalen Unterstützung zeigen deutlich, wie sehr das alte System dringender Verbesserung bedürftig ist. Kritisiert werden nicht nur: „die alten Formulare....", „die durch ihre inquisitorischen Fragen nur abschreckend wirken können;" sondern auch

überhaupt: „die alte, almosenartige Unterstützung." — Es wird ferner konstatiert, „daß die synodale Invaliden-, Witwen- und Waisen-Unterstützung unter dem gegenwärtigen Modus nicht genügt, um die Unterstützungsbedürftigen vor Mangel zu schützen."

Als Heilmittel der genannten Uebelstände wird fast allseitig „eine geschäftliche Regelung der Unterstützung" in Vorschlag gebracht; Versorgung „auf geschäftlicher Basis" ist der Grundgedanke der diesbezüglichen Anträge. Ueber das „wie" der Ausführung desselben gehen die Meinungen natürlich auseinander.

Die Generalsynode von 1905 hat nun gerade dieser Angelegenheit Zeit und Arbeit gewidmet; aber leider ist gerade in der **Hauptsache** das Richtige verfehlt worden, weil man fast durchweg Maßnahmen traf, die wohl für eine ferne Zukunft gute Erfolge haben können, aber für die Gegenwart die Unterstützungssache nicht verbessern, sondern verschlechtern. (Vgl. Protokoll der Generalsynode 1905, Seite 126 ff). Das alte, ungenügende System sollte verbessert werden, um eine dringende Notlage zu beseitigen; eine bessere Unterstützung der Invaliden, Witwen und Waisen möglich machen, **das** sollte die Generalsynode nach dem Wunsche mancher Distrikte. Aber gerade durch die Beschlüsse der letzten Generalsynode, die diesen Punkt betreffen, ist die beabsichtigte gute Sache auf Jahre hinaus einfach unmöglich gemacht.

Wohl sind die Beiträge der Pastoren von drei auf fünf Dollars erhöht worden (vgl. Beschluß 4, Seite 127), aber nach Antrag 7 soll der Mehrbetrag in den Unterstützungsfond fließen, und zwar für die nächsten acht Jahre. — In Notfällen soll zwar eine Unterstützung bis zu $400 gewährt werdeen; aber woher soll diese Mehrbewilligung genommen werden? Da ja auch der Zuschuß aus dem Verlag von 25 Proz. auf 15 Proz. herabgesetzt (Antrag 9, Seite 127 und 128), und überdies 5 Proz. hiervon für die nächsten 8 Jahre ebenfalls dem Unterstützungsfond zufließen sollen; in Wirklichkeit also zur Unterstützung der Bedürftigen statt der bisherigen 25 Proz., nur noch 10 Proz. verwendet werden dürfen. Auch die 5 Proz., welche die Generalsynode aus den Distriktskassen für diesen Zweck fordert, (Antrag 6, Seite 127), kommen für die nächsten acht Jahre in den zu gründenden Unterstützungsfond. — So wurden also tatsächlich der zu verbessernden Kasse die notwendigsten Zuflüsse abgeschnitten. Damit läge nun die Unterstützungssache in unserer Synode für die nächsten acht Jahre erst recht im Argen, wenn die Bestimmungen der Generalsynode ihrem ganzen Umfang nach strikt zur Ausführung kommen sollten. Und da begreift man es, angesichts dieser neugeschaffenen, haltlosen Zustände, wenn mehr als einer, auf Grund dieser geschäftlichen Basis, verzweifelnd die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und sagt: Wir bleiben lieber beim alten, bewährten

Modus der Unterstützung! Da hat man noch etwas, wenn auch wenig genug, bekommen — nun aber, nach dem neuen Modus soll auch dieses Wenige noch beschnitten werden! Darum: Hinweg mit der geschäftlichen Basis, und zurück zur erbarmenden Liebe!

Aber, gibt es denn zwischen diesem bisherigen alten System, das tatsächlich seinen Zweck nur sehr mangelhaft erfüllt hat, und dem neubetretenen Weg, in dem das synodale Unterstützungswesen nun vollends festgefahren wurde, nicht einen besseren, wirklich gangbaren Weg?

Das von den Komiteen der Hudson River- und Scranton-Pastoralkonferenzen verfaßte Pamphlet, das den Synodalen noch kurz vor den Distriktskonferenzen zuging, scheint wirklich einen Schritt in der rechten Richtung anzudeuten. Die hier betonte geschäftliche Basis scheint sich nach der Meinung der genannten Komiteen vorwiegend auf die Beschaffung der zu einer würdigen Versorgung von Invaliden, Witwen und Waisen notwendigen Gelder zu beziehen. Und das ist gerade der Punkt, dem die größte Wichtigkeit zukommt. Und um das hier gleich zu bemerken, wohl der schwächste Punkt in der ganzen, sonst sehr einleuchtenden Darlegung ist die absolute Gleichstellung aller Pastoren und Lehrer in Beziehung auf den von ihnen geforderten Beitrag, der für alle ohne Unterschied vierzig Dollars sein soll. Denn auch wenn die synodale Unterstützungssache auf eine geschäftliche Basis gestellt werden soll, so darf sie doch niemals als ein lohnendes Geschäft für den Einzelnen angesehen oder betrieben werden. Vom Standpunkt der christlichen Liebe aus, auf dem selbst die geschäftliche Basis dieser Sache ruhen muß, ist es eine Ungerechtigkeit, wenn von dem einen fast Unmögliches verlangt wird, was dem andern, der das drei- oder vierfache Einkommen hat, eine Kleinigkeit ist.

Zwei Fragen sind es hauptsächlich, welche bei eventuellen Vorschlägen zur Verbesserung unsers synodalen Unterstützungswesens beachtet werden müssen, und die darum von den Pastoral- und Distriktskonferenzen ernstlich erwogen werden sollten:

1. Wie muß das nötige Geld beschafft werden?
2. Wie soll es den Bedürftigen zugeteilt werden?

Es mögen hier noch einige diesbezügliche Winke und Vorschläge folgen, zur weiteren Anregung und Besprechung.

1. a) Bei der Beschaffung der nötigen Mittel müssen natürlich die aktiven Pastoren und Lehrer mit ihren Beiträgen an erster Stelle die Hand zum guten Werk bieten. Drei Dollars war bisher der obligatorische Beitrag zu den Unterstützungskassen. Dieser Beitrag sollte stehen bleiben als Grundtaxe, oder wie man es sonst nennen mag; außer dieser Grundtaxe sollte aber jeder Synodalpastor oder Lehrer gehalten sein, und bei seinem Eintritt in den Verband unse-

rer Synode verpflichtet werden, zwei Prozent von seinem Einkommen jährlich diesen Kassen zuzuweisen. Diese Besteuerung sollte von der nächsten Generalsynode obligatorisch gemacht werden. Das wäre ein Beitrag, der von keinem Unmögliches oder Ungebührliches verlangt, würde aber die Leistungsfähigkeit der genannten Kassen ganz bedeutend erhöhen.

Der Gemeindehaushalt unserer Synodalgemeinden beziffert sich für 1906 auf $894,388.16. In diese Summe teilen sich 900 Hauptgemeinden und 330 Filiale; so kommt auf eine Gemeinde durchschnittlich etwa $728. Da nun bei den meisten unserer Gemeinden die Summe für Gemeindehaushalt mit dem Pfarrgehalt fast identisch ist, so ist es jedenfalls nicht zu hoch gegriffen, wenn das Durchschnittsgehalt unserer Pastoren auf $700 eingeschätzt wird. Das Durchschnittsgehalt der Lehrer wird $500 kaum übersteigen. Unsere Synode zählt gegenwärtig 957 Pastoren und 56 Lehrer und Lehrerinnen. Diese würden nun folgende Beiträge in die Unterstützungskasse zu leisten haben:

a. Grundtaxe für Pastoren (@ $3.00)	$ 2,871.00
2% von $669,900 Gehalt	13,398.00
b. Grundtaxe für Lehrer (@ $3.00)	168.00
2% von $28,000 Gehalt	560.00
Gesamteinnahme von Pastoren und Lehrern	$16,997.00

Bei dem oben fixierten Durchschnitts-Pfarr- und Lehrergehalt würden außer diesen Hauptauslagen für Gemeindehaushalt, d. h. laufende Ausgaben ohne diese Gehälter, immer noch $196,488.16 übrig bleiben. Die obige Schätzung bewegt sich also durchweg auf dem Gebiet des Möglichen.

b) Pastoren und Lehrer sind anerkanntermaßen die besten Agenten für unser synodales Verlagshaus. Billigerweise sollten diese darum auch etwas von der Frucht dieser Arbeit genießen. Nun war es bisher üblich, an Verlagsartikeln 20%, und wenn innerhalb dreißig Tagen die Rechnung bezahlt wird, noch 5% Rabatt zu gewähren. Wäre es aber nicht angebrachter, diesen Rabatt überhaupt fallen zu lassen, und mit etwa 4% die etwaigen Auslagen zu vergüten? Das Verlagshaus hätte in diesem Falle Expreß- oder Frachtkosten zu begleichen. Von den 21%, die nicht mehr bezahlt würden, bliebe jedenfalls etwas in der Kasse, und das könnte dann in die synodale Unterstützungskasse fließen. Bei solcher Regulierung dieser Angelegenheit könnten dann aber statt der früheren 25%, die jetzt auf 15% reduziert sind, 30% der Unterstützungskasse zugewiesen werden. Beides sollte von der nächsten Generalkonferenz obligatorisch gemacht werden: die Abschaffung des jetzt üblichen Diskount, und die Zuweisung von 30% des Reingewinns vom Verlag an die Unterstützungskasse. So wäre tatsächlich jeder Pastor dem

Verlag gegenüber gleich gestellt, was bei den sehr verschiedenen Expreßraten doch nicht der Fall ist bei dem jetzigen System; und ein eventuell hierdurch erzielter Ueberschuß käme einer Sache zugute, die diese Aufbesserung gar wohl gebrauchen kann.

Unser Verlag überwies 1906 dem Synodalschatzmeister $31,000; 1905 waren es $37,000. — Rechnen wir für die Zukunft etwa $34,000 aus dem Verlag für synodale Zwecke, so ergäben 30% für die Invaliden-, Witwen- und Waisenkasse die Summe von $10,200. Nehmen wir dazu die bereits berechneten Einkünfte, so ergiebt das die schöne Summe von $33,197. Die beiden Unterstützungskassen haben aber im Jahre 1906 nicht mehr als $18,878.77 für Unterstützung und sonstige Auslagen verausgabt. Es würden also bei den Einnahmen nur an Beiträgen und aus dem Verlag noch $14,318.23 in der Kasse bleiben, oder die Unterstützungssummen könnten schon mit diesen Mitteln noch um mehr als zwei Drittel erhöht werden.

c) Aber dürfen denn unsere Gemeinden nicht um systematische Unterstützung für dieses gute Werk angegangen werden? Im statistischen Bericht von 1906 figurieren sie mit 29,503 kommunionberechtigten Gliedern. Ist es wirklich unstatthaft, von dieser großen Zahl etwas für diesen Zweck zu fordern? An dringenden Bitten hat es bisher nicht gefehlt, aber im Jahre 1905 z. B. haben nur etwa 400 Gemeinden beigetragen (vgl. Berichte der Synodalbeamten 1906, Seite 72), und damals waren es laut statistischem Bericht 891 Hauptgemeinden und 321 Filiale! Das läßt tief blicken. — Aber um so notwendiger ist es, mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die Glieder unserer Synode, und das sind nicht nur Pastoren und Lehrer, sondern auch Gemeinden, mit mehr Eifer und Liebe für diese Sache eintreten müssen, die zur Lebensfrage für unsere Synode geworden ist. „Es handelt sich ja nicht bloß, wie es oft angesehen wird, um Krankheits- und Altersversorgung der Pastoren, sondern um gesichertes Wachstum und Entwicklung unserer teuren Synode." Darum sollten aber auch die Distriktsbehörden für die Unterstützungssache „allen Ernstes die Beteiligung ihrer Gemeinden anstreben." (Vgl. Berichte der Synodalbeamten 1906, Seite 72). Wir fügen bei: die Synode hat nicht nur ein Recht, sondern **die Pflicht**, in diesem Fall zu sagen: Wenn die „barmherzige Liebe" fehlt, die das Notwendige beschaffen sollte, so stellen wir eine „geschäftliche Basis" her, die uns die notwendigen Mittel zur Unterstützung verbürgt. Die Generalsynode soll dafür sorgen, daß jedes Glied unserer evangelischen Gemeinden gehalten sei, einen gewissen Beitrag zu den Unterstützungskassen zu entrichten. Es handelt sich ja hiebei nicht um ein Geschäft für die Pastoren, zu dem man die Gemeinden nicht herbeiziehen darf, da sie am Gewinn nicht partizipieren. Sondern vielmehr ist es ein Werk der Barmherzig-

keit, an dem unsere Synode mit Recht auch die Gemeinden beteiligt haben will. Diejenigen, welche mit ihren besten Kräften den Gemeinden gedient haben, vor Mangel zu schützen, wenn für sie die Tage kommen, da sie nicht mehr wirken können, das ist ja der Zweck dieser Institution. — Und gedenken wir hier der oft bedrängten Lage, in der sich Pastorenwitwen und -Waisen befinden, wenn ihnen der Versorger genommen wurde, dem es oft bei Lebzeiten sauer genug wurde, bei kärglich bemessenem Gehalt sich und die seinen ehrlich durchzubringen: da fehlt es oft am Allernotwendigsten!

Und ist eine solche Gehilfin, die treulich Armut und Entbehrung mit ihrem Manne getragen, und ihm oft sein schweres Amt durch treue Fürsorge erleichtert hat, es nicht wert, daß sie und ihre Kinder, wenn sie Witwe geworden und die Kinder Waisen, es erfahren: „wir haben an der Synode eine Freundin, die sich um uns bekümmert und die für uns sorgt." Dieses schöne Ideal kann aber nur dann verwirklicht werden, wenn auch die Gemeinden nicht mehr einfach nach Belieben, sondern obligatorisch zur Unterstützung herangezogen werden. Das ist die notwendige „geschäftliche Basis," das feste Rückgrat, das unserm synodalen Unterstützungswesen gegeben werden muß.

Die nächste Generalsynode sollte darum beschließen, und die Distrikte sollten darauf dringen, daß solches geschieht, daß von jedem kommunionberechtigten Glied unserer Synode ein Jahresbeitrag von zwölf Cents für die Invaliden-, Witwen- und Waisenkasse erhoben würde. Das wäre ein Opfer von einem Cent per Monat. Die Distrikts-Unterstützungsbehörden sollten autorisiert werden, Pastoren, deren Gemeinden diese Beiträge nicht entrichten, an den Distriktskonferenzen zur Rechenschaft zu ziehen, denn an ihnen liegt allermeist die Schuld, wenn die Gemeinden solche Pflichten versäumen.

Würde der Beitrag von einem Cent per Monat für jedes Gemeindeglied obligatorisch gemacht, so ergäbe das bei dem derzeitigen Bestand unserer Synode ein jährliches Einkommen von $32,340.36 in die Unterstützungskassen. Das würde mit den Beiträgen der Pastoren und Lehrer, sowie 30% aus dem Reingewinn des Verlags (zusammen: $33,197.00) die ansehnliche Summe von $65,537.36 als jährliches Einkommen ergeben. Das ist die große Bedeutung der geschäftlichen Basis unsers Unterstützungswesens; d. h. die Einnahmen würden, gegenüber dem alten Unterstützungsmodus beinahe verdreifacht! (Im Jahre 1906 waren die Gesamteinnahmen der beiden Kassen $23,420.92. Vgl. Berichte der Synodalbeamten 1907, Seite 72 u. 75). Das Mittel wäre ebenso einfach, wie der Erfolg sicher. — Im verflossenen Jahre sind 50 Invaliden und 94 Witwen unterstützt worden. Wir könnten nun für diese Invaliden durchschnittlich $500, und für die Witwen $300 Unterstützung rechnen (zusammen $53,200), und hätten bei obigen Ein-

nahmen immer noch einen Kassenbestand von $12,337.36, der dann dem Unterstützungsfond zugewiesen werden könnte. Da diesem Fond noch andere Bächlein zufließen, würde er sich bald so weit vergrößert haben, daß entweder eine Herabsetzung der obligatorischen Beiträge erfolgen könnte, oder dann ohne Erhöhung derselben die Unterstützungssummen vergrößert werden könnten.

Jedenfalls ist „an trockenen Zahlen" hier der Nachweis geführt, daß es nicht notwendig ist, über die Grenzen des Möglichen oder Billigen hinauszugehen, um die Unterstützungssache unserer Synode ganz bedeutend zu verbessern.

2. Und nun nur noch einige Winke in betreff der zweiten Frage: Wie soll das Gesammelte den Bedürftigen zugeteilt werden?

Wir vertreten hier ganz entschieden den Standpunkt, daß bei der Verteilung nicht jeder gleichen Anspruch an diese Kassen haben soll; wenn auch die nötigen Gelder ganz geschäftlich eingefordert werden, und die Beiträge nach geschäftlichen Prinzipien geregelt werden, so soll das Verteilen ein Werk der christlichen Liebe bleiben, wie bisher. Nach der Bedürftigkeit sollen diese Gelder verwendet werden. So allein kann diese Sache unserer Synode zum Segen werden. Und da es sich um würdige Versorgung für unsere Invaliden, Witwen und Waisen handelt, so sollte schon aus christlicher Liebe jeder arbeitsfähige Bruder mit Freuden die Hand reichen zum guten Werk; und keiner, der nicht wirklich bedürftig ist, Ansprüche an diese Kassen erheben. — Das ist die notwendige Voraussetzung zu den folgenden Bemerkungen.

Ebensosehr soll nämlich auch betont werden, daß mit dem alten Brauch gebrochen werden muß, wonach irgend ein Komitee das Recht hätte, einen Petenten abzuweisen. Denn jeder wirklich Bedürftige soll Recht und Anspruch an diese Kassen haben, falls er auch seinen Verpflichtungen, solange er konnte, treulich nachkam. Ist das nicht geschehen, dann freilich, sollte keine Ausnahme mehr geduldet werden. Da soll es dann heißen: „Gebet, so wird euch gegeben!"

Auch wenn einmal nach diesen liberaleren Bedingungen die Unterstützung des Einzelnen erleichtert und verbessert wird, ist jedenfalls die Gefahr nicht groß, daß die Zahl der Applikanten sich wesentlich vermehren würde. Und sollten in Zukunft auch „wenigstens 200 Witwen und Invaliden zu versorgen sein" (vgl. Berichte der Synodalbeamten 1906, Seite 74), so wäre das nur ein weiterer Beweis dafür, wie unvollkommen der bisherige Modus war, da so viele Bedürftige nicht den Mut fanden, an die „barmherzige Liebe" zu appellieren, die bisher die Triebkraft dieses Werkes gewesen ist. Auch bei dieser Erweiterung, die befürchtet wird, wäre tatsächlich nichts zu befürchten, bei Befolgung der oben gegebenen Fingerzeige zur Beschaffung der nötigen Mittel.

Unsere Synode ist nicht so arm, daß sie Invaliden, Pastorenwitwen und =Waisen muß hungern lassen.

Die geforderte geschäftliche Basis sorgt für das Notwendige, und die christliche Liebe teilt es aus an die Bedürftigen. Aber freilich auch da nach bestimmten Grundsätzen, von denen der erste der ist, daß nach der Zahl der in der Synode verbrachten Amtsjahre, und der event. vorhandenen Kinder unter 16 Jahren, die Pension bestimmt wird.

Die Bedürftigen sollen in Klassen eingeteilt werden:

Klasse	Dienstjahre		Minimum	Maximum
Klasse a)	1—10	Dienstjahre,	Minimum $100;	Maximum $200
" b)	11—20	"	" 200;	" 300
" c)	21—30	"	" 300;	" 400
" d)	31—40	und darüber,	" 400;	" 500

Ein ähnliches System wäre auch für Witwen und Waisen auszuarbeiten, falls nicht, was das Beste wäre, Witwen die nämliche Pension beziehen wie Invaliden.

Das Verhältnis von Minimum und Maximum ist ebenfalls genau nach den Dienstjahren zu regeln. Wer z. B. noch nicht ein Jahr zur Synode gehörte, aber seine Pflichten erfüllt hat, soll das Minimum von Klasse a) erhalten: jährlich $100; bei fünf Jahren Dienstzeit $150; bei vollen zehn Jahren das Maximum dieser Klasse: $200. Und in diesem Verhältnis durch die verschiedenen Klassen. Mehr als $500 (Klasse d) soll überhaupt nicht bezahlt werden, wenigstens vorläufig. Bedient ein invalider Pastor eine kleine Gemeinde, die keinen Pastor selber halten könnte, so soll die Pension so berechnet werden, daß sein Gehalt und die Pension zusammen $600 nicht übersteigt. Gehört er z. B. zu Klasse d, und war er 35 Jahre im Dienst der Synode, so soll, falls die Gemeinde $300 aufbringt, seine Pension, solange er diese Gemeinde bediente, nicht mehr als $300 betragen. Die weiteren Dienstjahre sollen ihm aber bei späterer Pensionierung angerechnet werden, so daß er z. B., wenn er die Gemeinde bedient, und dann sich ganz vom Amt zurückzieht, Anspruch hat auf die Maximalpension von Klasse d, nämlich $500.

Wie würde sich die Unterstützungssache nach diesen Voraussetzungen in der Wirklichkeit gestalten? Ich lege hier die Klassifizierung zugrunde, die in dem bereits erwähnten Pamphlet der Komiteen der Hudson River- und Scranton=Pastoralkonferenzen gegeben ist. Danach haben wir 73 invalide Pastoren und Lehrer in unserer Synode. Zu Klasse a) wären zu zählen: fünf Pastoren mit zusammen $820 Pension. Zb Klasse b) wären zu zählen: sieben Pastoren mit zusammen $1720 Pension. Zu Klasse c) wären zu zählen: sechzehn Pastoren mit zusammen $5990 Pension; zu Klasse d) endlich wären zu zählen: achtunddreißig Pastoren mit zusammen $17,760 Pension. Hiezu kommen noch sieben Pastoren, die nicht klassifiziert werden können, aber mit dem Minimum der höchsten Klasse eingerechnet werden, mit zusammen $2800 Pension. Unter der Voraussetzung, daß jeder invalide Pastor unserer Synode Pension

beziehen würde, ergäbe sich die Gesamtpensionssumme von $29,090. — So bliebe zur Unterstützung von Witwen und Waisen immer noch die ansehnliche Summe von $36,447.36, die nach ähnlichen Prinzipien an die Bedürftigen verausgabt werden könnten, und jedenfalls mehr wirkliche Not heben würden, als es die bisherigen Einnahmen dieser Kasse ermöglichten. Denn das Dreifache vom bisher üblichen könnte dargereicht werden, ohne daß die Kasse ganz erschöpft würde.— Und auch der Fall ist nicht ausgeschlossen, daß, wie es bisher auch geschah, mancher invalide Bruder, der es nicht notwendig braucht, auf seine Pension verzichten würde, zu Gunsten derer, die weniger glücklicher sind als er. Und dann würde sich die Sache noch günstiger gestalten.

Für jedes Kind unter 16 Jahren sollte ein Zuschuß von $25 jährlich zu der nach obigen Regeln fixierten Pension kommen, was nach der Statistik des schon mehrerwähnten Pamphletes zu den Pensionen für Invalide und Witwen zusammen eine Mehrauslage von nur $2650 verursachen würde, d. h. die vorhandenen Mittel würden diese Unterstützung erlauben, und die bisherige Unterstützung von Predigerwitwen könnte überdies um etwa das Dreifache erhöht werden. Rechnet man rund Hundert zu unterstützende Witwen, so könnte jede derselben durchschnittlich $300 jährlich erhalten, während die jetzige Unterstützung durchschnittlich nur etwa $100 beträgt.

Die vorgeschlagene Neuerung ist nicht nur möglich, sondern übertrifft das bisherige System in jeder Beziehung in solcher Weise, daß alle Hebel in Bewegung gesetzt werden sollten zur Verwirklichung dieses hier vorgeschlagenen, oder eines ähnlichen Unterstützungsmodus.

Der ehrwürdige Präses unserer Synode hat das schöne Wort gesprochen: „Wenn wir imstande sind, durch trockene Zahlen den Beweis zu liefern, daß wir durch unsere gesicherten Einnahmen dem Unterstützungswerk eine geschäftliche Basis sichern können, so sage ich: 'nur voran, ihr Brüder!'" — (Berichte der Synodalbeamten 1907, Seite 6). Der Beweis ist geliefert; die Einnahmen sind gesichert, sobald die Generalsynode die hier gemachten Vorschläge zur Regelung der Unterstützungssache zum Gesetz macht. Es handelt sich jetzt nur noch darum, der Aufforderung tatkräftig Folge zu leisten: „Nur voran, ihr Brüder!" Der Weg ist etwas steiler, als der bisher gegangene, aber der vermehrten Anstrengung winkt ein um so schönerer Erfolg.

Zusatz der Redaktion.

Der im Märzheft des „Magazins" veröffentlichte Aufsatz hat endlich den Stein ins Rollen gebracht. Es war und wird hohe Zeit, daß die werten Synodalen sich klar werden, was in dieser Sache getan werden soll, denn es sind nur noch zwei Konferenzjahre zur Verfügung, um die Sache für die Generalsynode vom Jahr 1909 spruchreif zu machen.

Seit dem Märzheft ist von der Hudson River- und Scranton-Pastoralkonferenz ein Extrapamphlet an alle Synodalen versandt worden,

das gewiß der höchsten Beachtung wert ist. Diesem Plan liegt einfach das Prinzip der Lebensversicherungsgesellschaften zu Grunde. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist es sicher eine sehr empfehlenswerte Vorlage. Hier ist freilich eine hohe und alle gleich treffende Besteuerung vorgesehen; aber im Vergleich mit den Prämien der Lebensversicherungen ist die geforderte Summe nicht zu hoch. Und hier gilt die Pension doch für beide Fälle: für das eigene Alter (endowment plan) und für Witwen und Waisen, während eine Versicherung im endowment plan viel teurer ist als für den Sterbefall.

Pastor G. Brändli bietet nun vorstehend einen andern Plan dar. Dieser dürfte manchem Synodalen besser einleuchten als der der östlichen Brüder, weil er keine so hohen Ansprüche an die zahlenden Glieder macht. Er hat aber das gegen sich, daß er zwar „geschäftliche Basis" fordert, aber daß er das Prinzip der Bedürftigkeit daneben aufrecht halten will, wenn auch bedeutend gemildert. Wenn aber einmal ein richtiges Pensionssystem eingerichtet werden soll, so soll die Pension billigerweise allen zu teil werden und das Prinzip der Bedürftigkeit ganz wegfallen.

Vollauf berechtigt ist die von Pastor Brändli geübte Kritik an dem Plan, den das Protokoll der Generalsynode vom Jahr 1905 enthält. Dieser Plan scheint gar nichts danach zu fragen, woher die Mittel kommen sollen für die jetzigen Invaliden, Witwen und Waisen. Er beschneidet ganz gewaltig die Einnahmen der Kassen zu Gunsten eines Fonds, der im besten Fall im Jahr 1914 anfangen kann zu arbeiten. Bis dahin mögen die Invaliden und Witwen sich durchhungern und sehen, wie sie ihr Leben fristen. Die Kapitalien, die gesammelt waren für die jetzigen Pensionäre, werden kurzer Hand diesen einfach entzogen und für die im Jahre 1914 vorhandenen aufgespart, während kein Versuch gemacht wird, die Lage der jetzt vorhandenen Bedürftigen zu verbessern.

Wer dreißig Jahre oder mehr schon gutwillig seine Beiträge in die bisherigen Unterstützungskassen gezahlt hat und muß nun sehen, wie man so leichten Herzens den „alten Modus" a b z u b r e c h e n beginnt, ohne dafür gesorgt zu haben, daß sofort e t w a s Besseres an die Stelle des alten treten kann und tatsächlich tritt, der muß nach den bisherigen Erfahrungen in dieser Sache mit tiefstem Mißtrauen gegen alle neuen Experimente erfüllt werden. Die jüngeren Brüder dürfen es angesichts dieser Tatsachen dem Alter nicht so übel deuten, wenn sie für den „alten Modus" eintreten, solange nicht t a t s ä c h l i c h etwas Besseres an die Stelle gesetzt ist und wirksam eintritt. „Ein Spatz in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dach;" eine, der Verbesserung bedürftige Unterstützung, die tatsächlich vorhanden ist, besser, als eine sehr gute, die erst vielleicht nach sechs bis acht Jahren einmal eintreten mag. (?)

Zu wünschen wäre nun, daß diese beiden Vorlagen gründlich geprüft und verglichen würden, um einen guten Plan zu vereinbaren, auf den die nächste Generalsynode schon eingehen könnte.

Ferner sollte sofort etwas geschehen, um das Unrecht gut zu machen, das durch die Beschlüsse der Generalsynode den jetzigen Pensionären zugefügt wurde, indem den Kassen die Einnahmen beschnitten wurden und keine Vorsorge getroffen, wie die Lage der jetzigen Bedürftigen gebessert werden soll.

In Bezug auf die Einrichtung und Verwaltung der Unterstützungskasse möchte ich hier vorschlagen:

1. Es soll eine gemeinsame „Pensionskasse" eingerichtet werden, statt der bisherigen zwei.

2. Diese Kasse sollte von einer einzigen „Pensionsbehörde" verwaltet werden, die von der Generalsynode zu erwählen und zu instruieren ist.

3. Diese „Pensionsbehörde" mag zahlreich genug bestellt werden, daß sie in zwei Unterkommissionen sich teilen kann, von denen die eine Kommission die Geschäfte mit den Pastoren und Lehrern, die andere die mit den Witwen und Waisen zu besorgen hat.

4. Statt wie bisher die langen Bezeichnungen: Invaliden, Witwen und Waisen zu brauchen, könnte dafür einfach und kurz der Name: „Pensionäre der Synode" substituiert werden.

Die Redaktion.

Inspirationsbegriff (Verbalinspiration.)

Ein Referat approbiert von der Pastoral-Konferenz von Washington Co., Wis., 3. Mai 1904.

Von Pastor Otto Hille.

(Schluß.)

Inbezug auf Widersprüche möchte ich zunächst auf zwei Fälle hinweisen, welche erst in neuerer Zeit eine gewisse Aufklärung gefunden haben. In den Berichten der Evangelisten über die Auferstehung Jesu wollten manche einen unerträglichen Widerspruch darin finden, daß nach Matthäus und Markus die Haupterscheinung des Auferstandenen in Galiläa, nach Lukas und Johannes in Jerusalem stattgefunden habe. Man sagte: es handle sich hier nicht um Glauben oder Unglauben, sondern um die einfachsten Gesetze der Logik. Nun hat man ausgefunden, daß „in Galiläa auf dem Berge" eine Ortschaft innerhalb Judäas bedeutet, oder doch mit allem Recht der historischen Forschung gewesen sein kann.*) Die nördliche Kuppe des Oelberges hatte eine Ortschaft und Herberge mit Namen Galiläa, wahrscheinlich nach den galiläischen Pilgern, die hier meistens einkehrten, so benannt. Denn es befindet sich dieser Ort auf der Pilgerstraße von Jericho nach Jerusalem. Diese Tatsache bricht allen Behauptungen, daß hier ein grober, unerträglicher Widerspruch vorliege, die Spitze ab. — Für einen sehr schwierigen Fall wird ferner angesehen (Matth. Kap. 23, 35) Zacharias, Sohn Berechias.

---

*) Diese Auslegung ist von einem so tüchtigen und schriftgläubigen Forscher wie Dr. Theo. Zahn s. Z. in der „Neuen Kirchl. Zeitschrift" als unhaltbar zurückgewiesen worden. D. R.

Das Bedenkliche ist, daß der Herr selber spricht, dem man eine Irrung unmöglich zutrauen kann. Man meint gewöhnlich, hier sei Bezug genommen auf (2. Chron. 24, 20) Zacharja, Sohn Jojadas, der unter den Händen seiner Mörder ausrief: „Der Herr wird es sehen und suchen." Diese Ansicht scheint aber dadurch wenig empfehlenswert, weil jener Frevel circa 900 Jahre in der Vergangenheit zurücklag. Strack und Zöckler sucht so zu erklären, daß in 2. Chron. „Sohn Jojadas" zu verstehen sei von einer Leviratsehe des Jojada, so daß sein Großvater ein Träger des Namens war und dessen Enkel, wie es in solchen Fällen oft geschah, als Sohn seines Großvaters bezeichnet wurde. Es ist nicht nötig, solche verschlungene Wege zu gehen, die wegen des oben bemerkten Alters jener Begebenheit doch zu keiner rechten Befriedigung führen. Entweder ist vielmehr der letzte Prophet Sacharja, der ein Sohn Berechjas genannt wird, hier gemeint, und würde uns also eine Schandtat des Judenvolkes nachträglich berichtet, von der wir sonst keine Kunde hätten, die aber zu Jesu Zeit sicherlich noch in der Tradition lebendig war; und wir hätten dann auch etwas, das sich dem Zusammenhang ausgezeichnet anpaßte; — oder es handelt sich hier um eine Weissagung Christi. Der Herr redet nämlich von der göttlichen Rache über Jerusalem und das Judenvolk; da soll a l l e s gerechte Blut von Abel an an ihnen gerächt werden. Wir müssen vor allem auch das Blut des Gottgesandten Messias, sein eigenes, mit dahinein rechnen. Dasselbe würde ja bei der obigen Annahme gar nicht in Betracht kommen für Jerusalems und des Volkes Untergang. Der Herrn Worte gelten aber der großen göttlichen Rache der völligen Zerstörung Jerusalems; so muß denn die Ermordung des Barachiä Sohnes einen Zeitpunkt bezeichnen, der nach seiner eigenen Tötung und kurz vor dem Hereinbruch der Rache zu suchen ist. Zacharja muß ein anderer sein als irgend ein Sacharja im Alten Testament, und die Mordtat der Juden zur Zeit der Rede Christi noch bevorstehen. Das ergibt der ganze Zusammenhang, und der Widerspruch würde damit schon gelöst sein, selbst wenn uns nirgend etwas von der Ermordung eine Zacharja berichtet würde. Aber merkwürdig! Josephus in seinem „jüdischen Kriege" erzählt uns in der Tat von der Ermordung eines Zacharja, Baruchs Sohn, unmittelbar vor der Zerstörung der Stadt. Es kann sehr wohl der Herr, vorausblickend, diesen Zacharja im Auge gehabt haben.

Inwiefern Widersprüche so leicht scheinbar vorhanden sein können, zumal bei oberflächlicher Betrachtung, dafür einige Beispiele. Die Reue Gottes ist schon manchem ein Stein des Anstoßes gewesen. Heißt es doch einerseits ausdrücklich: „Gott ist nicht ein Mensch, daß ihn etwas gereuen sollte," und anderseits begegnen wir Ausdrücken, wie: „Da reuete den Herrn das Uebel." Daß beides Wahrheit ist und sich nicht ausschließt, beweist 1. Sam. 15. Vers 11 lesen wir: „Es reuet mich, daß ich Saul zum König gemacht habe;" Vers 29: „Auch lüget der Held in Israel nicht, und gereuet ihn nicht, denn er ist nicht ein Mensch, daß ihn etwas gereuen sollte," und Vers 35 abermals: „Es hat den Herrn

gereuet;" alles im selben Kapitel und jedesmal im Hebräischen und Deutschen dasselbe Wort. Ein Widerspruch, aber offenbar nur ein scheinbarer. Das Wort Reue und Reue ist in verschiedenem Sinn gebraucht. Gottes Reue ist anders beschaffen, höherer Art, als Menschenreue, welche letztere einen Mißgriff, eine Torheit in sich schließt. Aehnlich Sprüche 26, 4: „Antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit." Meinung: Bemühe dich nicht, ihn zur Erkenntnis seiner Narrheit zu bringen, er bleibt doch wie er ist; und V. 5: „Antworte dem Narren nach seiner Narrheit." Meinung: er ist nichts besseres wert, man soll die Perle nicht vor die Säue werfen. Oder denken wir an jene Philipperstelle (2, 12—13), welche auf den ersten Anschein eine krasse contradictio in adjecto enthält: „Schaffet daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern; denn Gott ist es, der in euch wirket beides das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Hier findet das Verhältnis von göttlichem und menschlichem Tun im Werk der Bekehrung, eins der tiefsten Probleme der Theologie, seine Lösung. Das „denn" bildet hier die Ueberbrückung zweier außerordentlich wichtiger Schriftlehren, die einander zu widersprechen scheinen. Pred. 8, 5: „Wer das Gebot Gottes (nicht des Königs) hält, wird nichts Böses erfahren." Dieses klingt sehr einseitig, ist aber nicht anders vom Verfasser gedacht als etwa das: mir wird nichts mangeln. Die Härte jenes Ausspruchs wird denn auch von ihm auf das Nachdrücklichste in den folgenden Aussagen korrigiert. Da lesen wir in Vers 14: „es sind Gerechte, denen geht es, als hätten sie Werke der Gottlosen; und es sind Gottlose, denen geht es, als hätten sie Werke der Gerechten." Und einige Verse weiter lauten die Worte: „es begegnet einem wie dem andern, dem Gerechten wie dem Gottlosen .... Das ist ein böses Ding unter allem, das unter der Sonne geschiehet, daß es einem geht wie dem andern, daher auch das Herz der Menschen voll Arges wird."

Es scheint hier auch ein unvereinbarer Gegensatz zu bestehen. Aber der Prediger gibt selbst den Ausgleich dieser scheinbar nicht zu vereinigenden Wahrheiten, indem er 8, 11 erklärt: Weil nicht bald geschieht ein Urteil über die bösen Werke (also wegen Gottes Langmut), dadurch wird das Herz der Menschen voll, Böses zu tun. Auch V. 12 und 13 enthalten einen scheinbaren Widerspruch, denn das eine Mal heißt es, daß der Gottlose lange lebet, und dann, daß er wie ein Schatten nicht lange lebet. Pred. 11, 9: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend .... Tue was dein Herz gelüstet und deinen Augen wohlgefällt," scheinbar ein greulicher Widerspruch gegen die Wahrheit; wenn wir nicht wüßten, es stände in der Bibel, wir würden dies Wort für das eines Spötters oder Jugendverführers halten. Ist dies nicht eine Ermunterung, dem Fleisch allen seinen Willen zu tun? Ja, für den, der es aus dem Zusammenhang reißt und hier schon den Punkt setzt. Den Ausgleich haben wir in dem, was unmittelbar folgt: „und wisse" u. s. w. Jetzt verstehen wir die Meinung, es war eine heilige Ironie, ähnlich wie das: „Wer böse ist, der sei immerhin böse." Offb. 22, 11. Aber wenn gar einer

das Wort Pauli: „ich betäube meinen Leib und zähme ihn," im Ernst vom Saufen verstanden hat, so will uns fast die Feder entsinken vor Mutlosigkeit, was für grobem Mißverstand doch allezeit die liebe Bibel ausgesetzt ist und auch bleiben wird.

Wer die Heilige Schrift nicht heilsbegierig und in gebührender Ehrfurcht liest, wer sich bei Unverständlichem nicht bescheiden mag, und wer nicht auch ein granum salis bei ihrer Betrachtung in Anwendung bringt, dessen Fuß wird fortwährend an Steine stoßen, er wird stolpern und fallen und zuletzt kläglich liegen bleiben. Widersprüche, Absurditäten ohne Zahl werden vor ihm auftauchen: Herodes ist ein Fuchs, ich bin der Weinstock, ihr sollt niemand Vater, niemand einen Herrn heißen, und das Wunder Josua 10, 12—13 scheint ihm ein Widerspruch gegen das kopernikanische Sonnensystem. Dem rechten Bibelleser, dem fleißigen, treuen, dem demütig Gläubigen gereichen unverständliche Schriftstellen und Dunkelheiten nicht zum Aergernis und Fall, sondern zunächst zur Demütigung und Uebung seines Glaubens, späterhin zu Fortschritten in allerlei geistlicher Erkenntnis; er wird bald tiefer eindringen in das Verständnis der Heiligen Schrift, es wird ihm Licht auf Licht sich entzünden und in vielen Fällen gewähren, alsdann gerade die zuvor dunkeln Schriftstellen ganz besonders Licht, Genuß und Stärkung, so daß die Seele in freudiger Bewunderung Gottes Weisheit preist: O welch eine Tiefe der Weisheit und der Erkenntnis Gottes.

These VI. Die praktische Bedeutung dieses Inspirationsbegriffs ist, daß sie das Bedürfnis des Glaubens nach einem festen Wort wahrhaft befriedigt.

Gewiß wird man den im Vorigen gezeichneten Inspirationsbegriff von dieser oder jener Seite her anfechten. Meine Darstellung wird ja ihre Achillesfersen haben. Außerdem schließt er die Verbalinspiration ein, welche viele Gegner, ja Verächter hat. Doch glaubt der Verfasser deutlich und ausführlich genug gewesen zu sein, ja er hofft, sich unmißverständlich ausgedrückt zu haben, so daß sich niemand mit seiner Schuld aus dieser Inspirationslehre irgend einen häßlichen Strohmann zurecht machen kann, um darauf wohlgemut über ihn herzufallen. Die Verbalinspiration verdient fürwahr die höchste Beachtung und Würdigung bei allen, die mit der Ausbreitung und Verkündigung des Wortes zu tun haben. Darum weist unsere Schlußthese hin auf die hohe praktische Bedeutung solcher Schriftstellung. Sie läßt allein das Petrusbekenntnis zu seinem vollen Recht kommen: Wir haben ein festes prophetisches Wort. Eine entschieden gläubige Stellung zum ganzen Wort Gottes ist die einzige Gewähr der Rechtgläubigkeit, der beste Schutz wider den Weltgeist auf der einen und die Irrgeister der Sekten auf der andern Seite. Sie ist die Stärke der gläubigen Seele, das Bollwerk, gegen welches die innern und äußern Feinde mit Macht und List vergeblich anstürmen. Diese rechte Stellung zum Wort Gottes gibt dem Schwert des Geistes eine Schärfe, daß zu schanden werden und fliehen

müssen, die sich wider uns setzen, wenn wir es nur treu gebrauchen. Jeder Vermittlungsversuch zwischen diesem vollen Bibelglauben und der Vernunft ist das Betreten einer abschüssigen Bahn, und entzieht dem Wort und dem Glauben gleicherweise etwas von seiner Sicherheit und Festigkeit. Mit eiserner Konsequenz sucht der Teufel alsbald Stück um Stück fraglich zu machen: „ja sollte Gott gesagt haben,“ zu lockern und zu entreißen. Und mit gutem Erfolg, hat er doch in des Menschen besten Freunden geschickte, fähige Helfershelfer. Es sind sich nicht zwei darüber genau einig oder können je gleicherweise gewiß darüber werden, wo die Grenzlinien zu stecken sind, wo die Wahrheit Gottes in der Bibel aufhört und der menschliche Irrtum anfängt, wie weit man der Vernunft in Gottes Wort, resp. über Gottes Wort Raum geben müsse, dürfe und wolle. So möchte der Eine die Rachepsalmen ausweisen, ein anderer die Geschlechtsregister, ein Dritter die Aufzählung der Tierarten. Ein anderer wieder nimmt Anstoß an den Schilderungen häßlicher, schmutziger Sünden in Stellen wie Richter 19, Gen. 19, 30—38, und andern mehr. Nach unserer Schriftstellung ist alles wohl am Platz in der Heiligen Schrift, von dem so geordnet, der alles sehr gut macht. Auch die angeführten Unziemlichkeiten haben ihren Zweck. Zunächst: Wer vermöchte da eine Grenze zu ziehen und zu sagen: dieses ist würdig und unanstößig, jenes nicht!! Die Geschmacksrichtungen sind verschieden. Und wollte man a l l e s Gemeine, Häßliche ausmerzen, so müßte man die Bibel geradezu zerreißen und zerfleischen. Betrachten wir's aber ruhig und forschen nach der praktischen Bedeutung dieser Stellen, so werden wir zunächst zugeben müssen, daß es der Bibel keineswegs zur Schande gereicht, wenn sie von Fleischessünden so schonungslos redet und dieselben aufdeckt, sondern vielmehr zur Ehre als Wahrheitsliebe ausgelegt und an ihr hochgeschätzt werden muß. Der Hinweis auf die in der Schrift erzählten Greuel kann mich nicht beeinflussen, daß ich darum die Heilige Schrift für weniger heilig und göttlich ansähe. Und hier ist die praktische Bedeutung: Warum sind wir so schlecht! Das ist nicht Gottes Schuld, daß in dem Buch der Wahrheit Fleischessünden öffentlich müssen an den Pranger gestellt werden, ja daß sie stellenweise derartig veranschaulicht werden, daß man sich mit Recht scheut, so etwas im Familienkreise oder öffentlich im Gottesdienste vorzulesen. Sünden, worüber eine Unterhaltung oder Meinungsaustausch selbst unter Intimsten unanständig wäre, werden hier unverhüllt erzählt; aber sie stehen in ihrer Häßlichkeit und Fluchwürdigkeit vor uns, so daß sie nicht locken, sondern abschrecken. So muß alles in der Heiligen Schrift, auch diese sehr unheiligen Dinge, dienen zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung.

Ein volles, einfältiges, unbegrenztes Vertrauen gegenüber allem Inhalt der Bibel, das ist, was wir Pastoren zu predigen haben. Wir dürfen gemäß der Heiligen Schrift in allerlei Dingen der gesunden Vernunft das Wort reden und auch in heiklen Fragen des christlichen Lebens eine nüchterne Beurteilung walten lassen; vielerlei Freiheiten dürfen

wir den Menschen einräumen nach der Schrift. Wir können ihnen sagen: Wein und Bier, Kegelschieben, Kartenspielen und Tanzen ist nicht eo ipso Sünde, wir müssen die evangelische Freiheit in das Sabbatgebot hineintragen, wir haben manche schwierige, auch leicht mißzuverstehende Lehre der Gemeinde zu verkündigen als wie: „so halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke.“ Das können wir alles tun ungescheut mit dem Wort Gottes als sichern Halt und Ausgangspunkt. Wenn wir aber aus unserer eigenen Festung entfallen und mit einem sogenannten freien Standpunkt bezüglich der Heiligen Schrift heraustreten, dann gerät alles Vertrauen ins Wanken. Dadurch würden wir nur Aergernis geben und Verwirrung der Gewissen anrichten. Die Laien kämen in Gefahr, an allem irre zu werden und das Kind mit dem Bade auszuschütten. Sie würden bald nicht mehr Wahrheit und Irrtum in der Schrift auseinander halten können und die von der Vernunft oder dem subjektiven Gewissen ihres Seelsorgers gezogene Schranke durchbrechen. Denn die Wortinspiration ist eine logische Forderung des normalen christlichen Gewissens. Sie ist eine Forderung nicht eines engherzigen, ängstlichen, schwachen Gewissens, sondern des zarten, starkempfindenden Gewissens, der Gewissenhaftigkeit, die es mit Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrtum genau nimmt und sich gebunden fühlt durch das deutliche Selbstzeugnis der Heiligen Schrift (cf. die in These IV. angeführten Schriftaussagen). Mit so schönen Beruhigungsphrasen ist uns nicht geholfen, wie wenn Prof. Tob. Harnack (Dorpat) die Losung ausgab: wir glauben nicht an die Bibel, sondern wir glauben an Jesum Christum. Wenn Irrtum und Wahrheit, Gewisses und Zweifelhaftes in der Schrift nebeneinander und durcheinander stehen, wer soll dann Richter sein? Wahrlich da bedürfte es eines großen Geistes, ja wiederum des göttlichen Geistes, so würde das christliche Gewissen verlangen, um diese beiden Elemente zu sondern. Die Schriftanschauung, welche die Verbalinspiration verwirft, läßt sich vor der Logik des gewöhnlichen normalen Glaubens nicht halten. Sie führt in ein Labyrinth, in eine geistliche Verwirrung; eine freie Stellung zur Heiligen Schrift führt den, der alle Konsequenzen zieht, zuletzt zum völligen Zweifel am ganzen Gotteswort, wie man immer wieder an traurigen Beispielen erlebt.

Darf ein öffentlicher Lehrer, Professor oder Prediger das Recht haben, nach seiner Willkür vor dem Volk Unterschiede zu behaupten zwischen Wahrem und Falschem in Gottes Wort? Wie kann das gestattet sein? Denn was der erste für göttliche Wahrheit hält, das könnte dann gar leicht ein zweiter mit demselben Recht der subjektiven Ueberzeugung für Irrtum und Lüge erklären, und umgekehrt. Unser Glaube kann und darf weder abhängig sein von einzelnen Personen, noch von der gesammten Wissenschaft, sondern allein von Gottes Wort. Prof. v. Nathusius sagt: Wenn die Wissenschaft mit ihrer Geschichtsforschung, ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Scharfsinn festzustellen hätte, was Gottes Wort ist, dann wäre die christliche Gemeinde abhängig von der Wissen=

schaft als von einer Macht über ihr. Und damit hätten wir in der evangelischen Kirche ein neues Papsttum, das Papsttum der Wissenschaft, eine neue Scheidung zwischen den Laien und den Eingeweihten . . . .; in der Tat macht unsere moderne, ungläubige Wissenschaft diese päpstlichen Ansprüche. Die Gemeinde soll glauben, was sie als Glaubensgegenstand präpariert hat. Dieses neue Papsttum ist nicht minder ein Abfall vom Evangelium, wie das alte Papsttum." — Von der Gefahr des Subjektivismus hörten wir bereits in unserer Einleitung.

Das Laiengewissen lehnt sich auf gegen alle Uebergriffe der Wissenschaft in das Gebiet des Wortes Gottes und stellt sich im Großen und Ganzen auf den Standpunkt der Verbalinspiration. Es empört sich das christliche Volksbewußtsein bei jedem Uebergriff in das in seinen Augen überall göttliche und darum unantastbare Heiligtum der Schrift. Allgemein dürfte noch in Erinnerung sein, was für ein großes Aergernis der bekannte Dr. Lepsius in Berlin durch seine freien, textkritischen Aeußerungen in weiten Kreisen gegeben hat. Die Glieder der evangelischen Allianz haben ihn denn auch förmlich verurteilt und von sich abgesondert „als einen Bruder, der da unordentlich wandelt." Dies geschah auf der Blankenburger Konferenz vom 24.—25. August 1903 und war eine Tat notwendiger Abwehr.*)

Man wollte nicht dulden, daß die Schrift angetastet werde, zumal in so grober Weise. Es handelt sich hier um einen erfreulichen Erweis der im christlichen Volk vorhandenen Schrifttreue, wenn es auch ohne einige Härten und Uebertreibungen dabei nicht abgegangen ist. Die „Brüder", meist sogenannte Gemeinschaftsleute, hätten schwerlich ihr Ziel erreicht, wenn sie nicht die größte Entschiedenheit dabei gebraucht hätten. Dagegen wurde der Antrag von Pastor Stockmeyer, daß die Verbalinspiration zum allgemeinen Glaubensgesetz dieser Vereinigung gestempelt und ihre Annahme von allen ihren Mitgliedern gefordert werden sollte, von der Versammlung abgelehnt. Sie erklärte sich also nicht identisch mit allen darüber in der Streithitze gefallenen Bemerkungen und Aussprüchen. Es ist also auch klar, daß Herr Dr. Lepsius noch lange nicht um des willen verurteilt wurde, weil er etwa die Verbalinspiration nicht hätte annehmen wollen. Von einer mit Verfolgungssucht, Fanatismus verbundenen Verbalinspirationslehre ist der Schreiber dieses so weit entfernt, wie auch offenbar die große Mehrheit der Besonnenen in jener Vereinigung. Dr. Lepsius hatte vielmehr etwas wahrhaft „Ungeheuerliches" unternommen. Selbst ein Dr. Rade, offenbar ein guter Freund von ihm (!?), denn er wünscht Dr. Lepsius von Herzen Sieg zu seinem Kampf, findet sein Vorgehen „noch pietätloser, als die Geschichtsauffassung der Wellhausenschen Schule. Seine Versuche, einen neuen Bibeltext zu gestalten, haben selbst Theologen, die Kritik zu vertragen wissen, verletzt. Der Eindruck des Willkürlichen und

*) Siehe Schlußbemerkung. — D. R.

Unhaltbaren war stark." Und doch nennt sich dieser Mann und heißt ein „positiver Theologe!" Er ist ein Zerreißer, ein Zersetzer des Bibeltextes. Um dessen Urbild wieder herzustellen, schreckte er vor den gewagtesten Konjekturen, Aus- und Einschaltungen nicht zurück. So machte er aus dem priesterlich opfernden Abel einen Liebhaber, der einem Mädchen Geschenke brachte und von ihr freundlicher angesehen wurde, als Kain, weshalb dieser ihn dann aus Eifersucht totschlug; und zwar brachte er dies nicht etwa blos als Erklärung, sondern er bot solches als Text selber. Er wollte auf diese Weise die ganze Bibel neu verlegen und zur Einführung bringen. Die Luthardtsche Kirchenzeitung bemerkt dazu: (1904 XI.) „daß sein Verfahren von der gesamten alttestamentlichen Wissenschaft, zum Teil mit vielem Spott abgelehnt wurde." Zugleich bedauert sie, daß der begabte Mann so unvorsichtig herausgetreten und dadurch alles Vertrauen der Laienwelt eingebüßt habe. Wir bedauern das nicht.

Wir haben an diesem Fall wieder ein trauriges Beispiel, wie die gebräuchliche theologische Behandlungsweise der Schrift auf schiefer Bahn sich befindet; wer in ihren Spuren einhergeht, fällt leicht tiefer. Das Forschen und Studieren vieler solcher Schriftgelehrten in Gottes Wort ist nicht erbauend, sondern niederreißend, auch wo scheinbar aufgebaut wird. Was hilft uns die „gute Absicht" und der „wissenschaftliche Ernst"? Damit könnte jeder kommen, und wir würden bald vor lauter Irrlichtern, die wir uns gefallen lassen müßten, das Licht der göttlichen Wahrheit nicht mehr sehen können. In Heft I., Jahrgang IV. des „Reich Christi", Herausgeber Dr. Lepsius, suchte ich vergebens nach den Tatsachen, die sonnenklar am Tage liegen sollen für jeden, der nicht mutwillig die Augen dagegen verschließe, und welche beweisen sollen, daß die Verbalinspiration völlig unhaltbar geworden sei. Die offenen Fragen an Prof. Ströter getraute ich mir größtenteils befriedigend zu beantworten. Nur ein Beispiel, wie man den Unwissenden Sand in die Augen streut. Als arger Widerspruch wird da angeführt: Matth. 1, 23. „siehe eine Jungfrau . . ." zitiert aus Jes. 7, 14. Dort aber stehe „im hebräischen Text nicht Jungfrau, sondern junge Frau." Schlagen wir unsere hebräische Bibel und andere sprachliche Hilfsmittel auf, so finden wir rein nichts anderes, als עַלְמָה Gesenius und Strack: eine mannbare, uneheliche Jungfrau, und in der ganzen Schrift wird dieses Wort nie anders gebraucht, vergl. 1. Mos. 24, 43; 2. Mos. 2, 8; Ps. 68, 26; Hoh. 6, 7. Und das soll eine eklatante Probe auf dem Gebiet der Widersprüche sein. Es muß schlecht stehen um eine Sache, wenn sie solcher hinkender Beweise bedarf. Wir achten das Urteil des „Ketzergerichts von Blankenburg", wie der Verurteilte es selber nicht ganz unrichtig bezeichnet hat, für eine vox populi, vox dei. Mögen die Theologen und auch unsere Pastoren daraus die Lehre ziehen, daß sie durch nichts sich die Herzen mehr entfremden, als wenn sie Hand an die Schrift legen. In keinem Punkt sind unsere einfachen Laienchristen leichter verwundbar, als in diesem. Nichts verzeihen sie schwerer und mit Recht. In der

Unverletzlichkeit der Schrift liegt ihre Kraft, liegt die Kraft der Kirche. Und was man nicht öffentlich reden und tun darf, um der christlichen Gewissen willen, sollte das nicht überhaupt verwerflich sein? Wer Gutes tut, kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, wer aber Arges tut, der hasset das Licht, der muß das Licht und die Oeffentlichkeit fürchten. Mache niemand aus seinem Herzen eine Mördergrube, aus seinen Predigten Heuchelei.*)

Ein dogmengeschichtlicher Ueberblick über die Lehre von der Inspiration würde gewiß viel Interessantes zu Tage fördern. Vielleicht unterzieht sich bald einmal ein anderer Bruder solcher Arbeit. Wenn wir von der Lehre der Inspiration sprechen, so ist das eigentlich unrichtig, da sie nie der Gegenstand eines kirchlichen Dogmas gewesen ist. Sie muß deshalb auch nicht gerade als ein notwendiges Stück des seligmachenden Glaubens angesehen oder gar die Annahme der Verbalinspiration von Kirchengliedern gefordert werden. Den Glauben an die Verbalinspiration verlangen und fordern wir nicht. Nur ermuntern möchten wir, die in diesem Stück der Ermunterung und Ermutigung bedürfen, und warnen, die der Warnung bedürfen. Freilich mir scheint unser Bekenntnisparagraph nur dann völlig verstanden, wenn man die Schrift als untrügliche Regel und Richtschnur im Sinne der Verbalinspiration anschaut, oder doch eine derselben sehr nahe kommende Vorstellung hegt. Nach der Art und Weise zu urteilen, wie die Bibel in der Kirche stets gebraucht wurde und noch wird, erscheint ihre wörtliche Göttlichkeit von jeher eine Prämisse, eine selbstverständliche Sache gewesen zu sein, worüber nicht einmal die streitbaren Theologen in der Zeit nach Luthers Tod in Streit geraten sind. Die Bibel gleich Gottes Wort im Sinne der Verbalinspiration ist die Grundlage des christlichen Glaubens, der kirchlichen Dogmen, sowie aller erfolgreichen Apologie von Anfang bis jetzt. Daß in der späteren Zeit dieses göttliche Licht vernachlässigt und nicht genügend gewürdigt wurde, hat die verhängnisvollen Irrtümer der päpstlichen Kirche zur traurigen Folge gehabt. In den Tagen der Reformation wurde denn auch von neuem die Erfahrung gemacht, welch sicherer Port der Wahrheit die Schrift ist. Freilich haben die Reformatoren wie Luther, Calvin und Zwingli, welche die Bibel aus der Vernachlässigung und unter Schutt und Trümmern von Jahrhunderten gleichsam erst hervorziehen mußten, noch nicht ihre volle Herrlichkeit erkannt, weil sie solche noch nicht so reichlich in der Geschichte der evangelischen Kirche erfahren haben, sondern sie mehr glauben mußten. Auch befanden sie sich als die Wiederbringer und Ueberseßer der Schrift in einer Sonderstellung ihr gegenüber. Darum braucht es uns nicht irre zu machen, wenn Luther, der ein sehr scharfer und gründlicher und mißtrauischer Textkritiker war, dazu etwas einseitig antirömisch, sich zuweilen freie Aeußerungen erlaubte, so über den Jakobibrief, die Offenbarung, und von

*) Das hat wahrlich auch Dr. Lepsius nicht getan. — D. R.

Holz und Heu und Stoppeln der Propheten spricht. Seine freien Urteile werden übrigens vielfach misverstanden. Er war weit davon entfernt, die angeführten Schriften oder ihm misliebige Partien aus dem Kanon der Schrift auszumerzen. Er hat nicht nach seinem Gutdünken dieses in die Schrift aufgenommen, jenes ausgelassen. Die größte Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hat er doch auch bei Uebersetzung solcher Schriften angewendet als da sind: der Jakobibrief, Hebräerbrief und Offenb. Johannes, z. B. in letzterer bei den Namen der zwölf Diamanten. Er hatte die größte Hochachtung vor der Heiligkeit und Unantastbarkeit des alt- und neutestamentlichen Schriftganzen. Er wollte gelegentlich nur auf eine ihm sehr wichtig scheinende Verschiedenheit der einzelnen biblischen Bücher hinweisen, daß die Hauptschriften nützlicher und erbaulicher zu lesen seien, als andere, wobei er denn nicht so vorsichtig und leise auftrat, wie unsere heutigen Gelehrten, sondern sich mitunter auch derber Ausdrücke bediente. Um dieselben recht zu verstehen, muß man andere Aussagen Luthers daneben halten. Er ermahnt gar eindringlich, einfältig und auch wider die Vernunft, die ganze Schrift zu glauben, wenn er sagt: „Sieht mich manches in der Bibel närrisch an, so hat das wahrlich keinen andern Grund, als daß ich ein großer Narr bin, der Gottes Wort nicht verstehen kann." „Vor allem ist es ganz sicher, daß man in die Heil. Schrift weder durch Studium, noch mit dem Verstand eindringen kann. Fange also mit dem Gebet an. Es gibt keinen anderen Ausleger des Wortes Gottes, als den Autor desselben, Gott selber." Das klingt sehr nach Verbalinspiration.

Seit der Zeit Luthers hat die Kirche neue, überaus wichtige Erfahrungen mit Gottes Wort gemacht. Viele falsche Propheten sind aufgestanden; das geistige Leben der Völker ist erwacht, wie nie zuvor, und und flutet seitdem in zahllosen Büchern und Zeitungen durch die Länder; und bald kehrt sich auch die ganze Macht der Wissenschaft in Haß und Feindschaft gegen die Bibel und erklärt ihr förmlich den Krieg. Von Rationalisten der Verachtung preisgegeben, von Spöttern ins Lächerliche gezogen, von der Kritik wie mit einem Pflug durchwühlt, steht unsere Bibel da, ein Fels im Meer, trotz all dem heute geachteter, angesehener und gelesener, denn je. Da sollte uns der Glaube an die Bibel leicht fallen. Ja es ist unsere Ehre und sei stets unsere selige Freude, im Dienste eines solchen Wortes zu stehen. Es sei uns ein „köstliches Werk", während rings um uns alles durcheinander tobt und streitet um die große Frage: Was ist Wahrheit? Die Suchenden und Irrenden hinzuweisen auf diesen unerschütterlichen Felsen der Schrift, nicht minder als auf den Fels des Heiles Jesum Christum, und zu rufen und zu predigen: Hier ist die göttliche Wahrheit, hier ist ihre reine Quelle. —

Nachschrift der Redaktion.

Wir geben vorstehendem Artikel Raum, um dem Grundsatz gerecht zu werden: audiatur et altera pars. Wenn wir auch in einigen

Punkten von der Auffassung des geehrten Bruders abweichen, so können wir doch dem allermeisten getrost und freudig zustimmen.

Nur eins bedauern wir sehr in dieser Arbeit: Den scharfen Ausfall gegen Herrn Dr. Lepsius in Berlin. Wir glauben auch, daß Dr. Lepsius in seiner Textkritik zu weit ging und sich unerlaubte Eingriffe gestattet hat; es war unweise gehandelt, solche Projekte als Textänderungen in Vorschlag zu bringen. Und wir werden hier erinnert an das Wort: „Große Leute fehlen auch." Allein das Blankenburger Ketzergericht war ein Verfehlen auf der anderen Seite, eine Anmaßung und ein unerlaubter Richterspruch über einen treuen Mann, der der evangelischen Wahrheit als solcher nichts vergibt.

Die Blankenburger Konferenz hätte müssen andere Wege einschlagen, um sich mit Dr. Lepsius zu verständigen, statt den öffentlichen Bann über ihn auszusprechen.

Audiatur et altera pars.

Nach einem englischen Aufsatz von Rev. Gabriel Aussení in The Open Court von Pastor G. Deckinger, Elberfeld, Ind.

Für jeden, der überhaupt nur ein Interesse für die Kirche Christi hat, muß der gegenwärtige Stand der Theologie von einzigartigem Interesse sein, für viele ist er aber auch sehr besorgniserregend. Es ist unleugbar, daß eine große kritische Bewegung durch jeden Zweig der christlichen Kirche geht, und die Frage ist: welche Stellung soll die Kirche dazu nehmen? soll sie dieselbe willkommen heißen? oder fürchten? oder verdammen? Ganz ignorieren kann sie dieselbe unmöglich, denn die Probleme der sogenannten Höheren Kritik sind von ihren eigenen Söhnen aufgeworfen worden, von rechts und links, und es ist nun die Aufgabe der Kirche, zu versuchen, auf diese brennenden Fragen Antwort zu geben, sonst verliert sie ihren ganzen Einfluß auf die Gewissen ihrer Glieder. Die Probleme sind ernst und schwierig und die versuchten Lösungen derselben drohen eine Spaltung in der Kirche und unter ihren hervorragendsten Gliedern hervorzubringen. Zwischen den Vertretern der beiden einander gegenüberstehenden Richtungen herrschte und herrscht noch immer ein offenbarer Mangel an Redlichkeit und Aufrichtigkeit, und nur selten hat sich die eine Seite die Mühe gegeben, die andere richtig zu verstehen, ja beide Seiten haben unter Mißverständnissen und falschen Darstellungen gelitten, so daß das große Publikum aus Zweifel und Anstößen nicht heraus kommt. Nicht bloß die protestantische, auch die katholische Kirche fühlt den Ernst der Dinge und sieht mit Bangen in die Zukunft und wurde deshalb schon von dem Papst Leo XIII. eine Kommission, bestehend aus katholischen Gelehrten vieler Länder, eingesetzt, welche feststellen sollte, wie weit der katholische biblische Exeget in seinen freien Forschungen gehen dürfe, welche Schlüsse die Orthodoxie nicht gefährden, und welche verworfen werden müssen als nicht vereinbar mit dem katholischen Glauben oder als gefährlich für denselben, und was noch bestreitbarer Grund zwi=

schen beiden Seiten sei, auf welchem eine jede ihre eigene Ansicht frei geltend machen kann. Denn auch solche katholische Theologen, welche glauben, daß die Religion nichts zu befürchten habe von den Angriffen der Höheren Kritik, müssen, durch Tatsachen gezwungen, zugeben, daß die Kritik das Alte Testament ihnen selbst wie dem Volke gleich unzugänglich und unverständlich macht.

Die Höhere Kritik wurde von den konservativen katholischen und protestantischen Theologen dem Volke nicht aufrichtig dargestellt; dieselbe wurde als eine neuere Erfindung verschrien, ja es wurde als eine anmaßende Behauptung bezeichnet, daß dieselbe ganz oder auch nur annähernd feststehende Resultate erzielt habe. Höhere Kritik, sagte jemand, ist rein deutschen Ursprunges, und es sei töricht gewesen, etwas zu importieren, was nicht im Wesen der amerikanischen Theologie liege. Höhere Kritik, sagten andere, ist ganz rationalistisch in Lehre, Ziel und Methode. Höhere Kritik, schreien andere, ist zu einseitig in ihrer Methode und muß auf neuer Basis aufgebaut werden. Vielen ist Höhere Kritik, Atheismus, Rationalismus und Positivismus ganz dasselbe Ding, und Höherer Kritiker und auch guter Christ sein wollen, heiße Gott und dem Mammon zugleich dienen.

Zum Glück ermangeln alle diese törichten Beschuldigungen der allerelementarsten Prinzipien des gesunden Menschenverstandes, welcher leider heutzutage so ungewöhnlich und selten geworden ist. Es ist deshalb für unsere nüchternen Höheren Kritiker die Zeit gekommen, die Offensive zu ergreifen und ihre Feinde direkt auf ihrem eigenen Grund und Boden anzugreifen, damit der Wahrheitsgehalt und der Lebensnerv des Christentums beschützt, aber alles Minderwertige, Fremde und Unwesentliche in seinem wahren Charakter ins Licht gestellt und ausgeschieden werde.

Wir weisen deshalb fürs erste rund heraus die unbegründete Beschuldigung zurück, daß die Höhere Kritik die Tradition mißachte und verachte; denn wohlverstanden, viele der alten Traditionen wurden nie gründlich untersucht bis vor etwa 150 Jahren: eine Tradition, die nie bestritten wurde, hat am Ende von 20 Jahrhunderten nicht mehr Wert, als beim Beginn derselben, und ihr Wert ist es deshalb gerade, der untersucht werden muß.

Alle Traditionen sollten vorsichtig analysiert und genau wissenschaftlich erörtert, und wenn sie vor der unbarmherzigen aber logischen und gesunden Kritik nicht bestehen können, verworfen werden. Die Quellen unserer Religion sind historische Dokumente und machen auf dieselbe Behandlung Anspruch, welche so nutzbringend auf die andern Quellen der alten Geschichte und Traditionen angewandt worden ist. Sie machen um so mehr darauf Anspruch, als die hohe religiöse Bedeutung dieser Geschichten und Traditionen denselben ein Interesse verleiht, welches kein anderer Teil der alten Geschichte beanspruchen kann. Kirchliche Leiter sollten nie mit dem Gedanken sich beruhigen, daß Fragen der Wahrheit und Kritik durch autoritative Aussprüche und durch un=

verbürgte, wenn auch ehrwürdige Traditionen entschieden werden können. Denn alle die, welche die Wahrheit lieben um ihrer selbst willen, können sich bei dieser verhältnismäßig leichten Methode nicht beruhigen. Kirchliche Autorität andererseits sollte niemals verachtet oder geringgeschätzt werden, wenn sie anderweitig beansprucht wird. Alle christlichen Kirchen sollten den Gelehrten dankbar sein, welche unermüdet die Offenbarungsgeschichte hinsichtlich ihres Ursprungs, ihres Zieles, ihrer allmähligen Entwicklung und ihrer lokalen Zwecke untersuchen, und sie sollten sich nicht zufrieden geben mit traditionellen Schlußfolgerungen, welche nicht von selbst sich den wissenschaftlichen und unparteiischen Untersuchungen des Kritikers und Historikers empfehlen.

Ferner sollte die Behauptung, daß die Höhere Kritik die Glaubwürdigkeit der Bibel aufs Spiel gesetzt habe, zurückgewiesen und auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Die Glaubwürdigkeit der Bibel hat die moderne Kritik weder beeinträchtigt noch gänzlich aufgehoben. Wenn der Pentateuch nicht mehr als das Wort Moses gilt, so geschieht dies aus demselben Grunde, aus welchem wir nicht glauben und glauben können, daß Romeo und Julie von Chaucer oder Milton's Verlorenes Paradies von Shakespeare geschrieben wurde. Wenn mythische (?) und legendenhafte (?) Elemente in großer Anzahl in die Geschichten der ersten Kapitel der Genesis verflochten sind, so kam dies ganz natürlich daher, daß mündliche Ueberlieferungen, welche nach hunderten von Generationen auf uns gekommen und durch so viele nationale, lokale und volkstümliche Stadien literarischer und religiöser Entwicklungen gegangen sind, die Spuren dieser allmälig auf einander folgenden Umbildungen an sich tragen. Und wenn Bücher, welche man lange als gleichzeitig mit den berichteten Ereignissen oder doch als sehr alt betrachtet hat, nun in eine viel spätere Zeit verlegt werden, so tut dies ihrem historischen Werte durchaus keinen Eintrag, sondern es gibt uns einfach den rechten Schlüssel für das richtige Verständnis der berichteten Ereignisse und läßt uns dieselben betrachten von des Schreibers eigenem Gesichts- und Standpunkt aus.

Was für einen Unterschied macht es in der Tat auch, ob wir glauben, daß das Buch Hiob, oder der Prediger, oder Jesajas, oder die Psalmen von Hiob, oder von Salomo, oder von Jesaja, oder von David selbst geschrieben worden seien, oder von irgend welchen anonymen jüdischen Schreibern einer verhältnismäßig späteren Zeit, so lange wir nur an ihren Offenbarungs- oder Inspirationscharakter glauben? Würden die Namen eines Hiob, Salomo, Jesajas oder David dieselben notwendigerweise historischer oder wertvoller machen, selbst von einem theologischen Standpunkt aus? Und würde der zweite Teil des Jesajas seinen historischen und moralischen Charakter verlieren, wenn wir nicht glaubten, daß er von demselben Jesajas verfaßt sei? Und ob die Psalmen von David selbst oder von einem halben Dutzend verschiedener frommer Juden der exilischen und nachexilischen Periode geschrieben würden, würde das irgendwie ihren religiösen und prophetischen Wert

angreifen oder schmälern? Nicht im mindesten. Denn nicht nur Moses oder David, oder Jesajas oder Jeremias, sondern ebenso viele andere fromme Priester, Propheten und Könige von Israel konnten gerade so gut die göttlichen Gaben der Offenbarung, Inspiration und Prophetie besitzen.

Weiter erheben wir nachdrücklich Protest gegen eine andere nicht minder ungerechte Beschuldigung, daß die Stellung der Höheren Kritik zu den ausdrücklichen Worten und Zeugnissen des Neuen Testaments und besonders zu den Worten unsers Herrn und seiner Apostel ganz unehrerbietig und unvereinbar sei mit unserer christlichen Lehre von der Gottheit Christi, und von seiner göttlichen Natur oder Machtvollkommenheit. Es kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß, welche Stellung auch immer Christus zu den Schriften des Alten Testaments einnahm, seine eigenen Worte uns berichtet werden durch die Vermittlung von Personen, welche die gang und geben Ansichten über den betreffenden Gegenstand mit ihrer Zeit teilen, und daß Jesu Aussagen über den Gegenstand dasselbe fragmentarische Gepräge tragen, wie die Evangelien im allgemeinen selbst. Nirgends im Neuen Testament beansprucht der Herr für das Alte Testament unfehlbare Autorität in Beziehung auf Geschichte, Archäologie und Wissenschaft; und deshalb ist jede Berufung auf des Herrn Autorität in solchen Punkten nicht nur ungerechtfertigt und widersinnig, sondern auch gefährlich, insofern als dadurch die wahre Absicht seiner Lehren verkannt wird. Daß unser Herr mit seiner Berufung auf das Alte Testament ein entscheidendes Urteil über Verfasser und Alter seiner verschiedenen Teile habe fällen und alle späteren Forschungen über den Gegenstand habe abschneiden wollen, ist eine ganz grundlose Behauptung. Jesus verfolgte mit seinen Lehren nur religiöse Zwecke und legte denselben die gang und geben Ansichten seiner Zeit über das Alte Testament zu Grunde. Deshalb können auch die Absichten des Herrn bei seiner Berufung auf das Alte Testament, und seine prophetische Bedeutung und die geistigen Lehren, die er demselben entnahm, durch keine kritischen Forschungen entkräftet werden.

Doch dies ist nicht alles. Die moderne kritische Schule wurde allgemein als im Widerspruch stehend mit der Idee der Offenbarung und alles Uebernatürlichen dargestellt. Aber dies ist weit entfernt von einer ehrlichen Darstellung der Tatsachen. Denn nur die Klasse von Kritikern wird davon berührt, welche von vornherein mit einem Vorurteil gegen alles Ueberirdische sich an ihre Untersuchungen machen. Manche Kritiker haben die gegen sie erhobenen Beschuldigung mit Unwillen zurückgewiesen, denn sie glauben fest, daß nur, wenn Uebernatürliches anerkannt wird, die Erscheinungen der Geschichte Israels völlig verstanden werden können. Dies bestätigen die unzähligen Proteste, welche die achtbarsten Kritiker in Deutschland gegen die bekannten unglücklichen Vorträge über Babel und Bibel erhoben, welche der berühmte Assyriologe Friedrich Delitzsch von der Berliner Universität vor dem deutschen

Kaiser mehrere Jahre zurück gehalten hat. Natürliche und religiöse Entwicklung mag manche Tatsachen erklären, aber auf dem Gebiete der alt- und neutestamentlichen Geschichte und Religion Entwicklung an Stelle von Offenbarung setzen zu wollen, ist ein ganz vergebliches Unternehmen. Ein hervorragender Vertreter der Höheren Kritik sagt: Kritik in den Händen christlicher Gelehrter verbannt und zerstört die Inspiration des Alten Testaments nicht, sie setzt dieselbe vielmehr voraus und will nur die Bedingungen, unter denen dieselbe arbeitet, und die Erscheinungsformen, durch welche sie sich in der Literatur offenbart, feststellen: so hilft uns die Kritik, uns mehr wahrheitsgetreue Vorstellungen zu machen von den Methoden, die Gott in seinem Wohlgefallen angewandt hat, um seinem alten Volke Israel sich zu offenbaren und den Weg zu bereiten zu seiner vollsten Selbstoffenbarung in Jesu u.s.w."

Ferner darf nicht unbeachtet bleiben die ganz offenbar falsche, absurde und lächerliche Behauptung, daß die Höhere Kritik in der orientalistischen Archäologie ihren verhängnisvollsten und tötlichsten Gegner gefunden habe, und daß die archäologischen Entdeckungen in Aegypten, Babylonien, Assyrien und Palästina in den letzten 50 Jahren einerseits jede Schlußfolgerung der modernen biblisch-kritischen Schule beinahe über den Haufen geworfen, andererseits den strikt historischen Charakter der alttestamentlichen Geschichten wunderbar bestätigt haben. Es ist verhältnismäßig leicht, Dinge falsch zu verstehen, und noch leichter ist es, sie falsch darzustellen; aber es ist nicht so leicht, sie zu beweisen. Wenn die Feinde der Höheren Kritik glauben, daß sie in der orientalischen Archäologie ihr refugium peccatorum und das Gibraltar für ihre Verteidigung gefunden haben, so werden sie bald ausfinden, daß sie den klaren Tatsachen gegenüber den Kampf aufgeben müssen. Die Resultate, zu denen die Archäologie gelangt ist, sind in Bezug auf die biblische Kritik nicht nur allzusehr übertrieben, sondern auch vollständig falsch verstanden worden von Gelehrten wie Hommel in Deutschland, Vipouroux in Frankreich, Brunengo und DeCara in Italien, Sayce in England und von der Princeton-Schule in Amerika, und der Versuch, die Schlüsse der Kritik durch die Archäologie zu widerlegen, ist völlig fehlgeschlagen. Der berühmte Dr. Driver in Oxford sagt ganz unumwunden: „Daß die archäologischen Entdeckungen der Neuzeit von besonderem Interesse und Wert seien, da sie ein überraschend und unerwartet helles Licht auf viele vorher dunkle und unbekannte Gebiete des Altertums geworfen haben. Aber trotz der genialen Hypothesen, welche das gerade Gegenteil beweisen sollten, haben dieselben nichts geoffenbart, was in Konflikt geraten könnte mit den allgemein angenommenen Schlüssen der Kritik. Ich gebe gern zu, daß es Kritiker gibt, welche mit ihrer literarischen Kritik des Alten Testaments eine historische Kritik verbinden, welche nach meiner Ansicht unvernünftig und extrem ist, und ich leugne nicht, daß es vereinzelte Fälle gibt, in denen Ansichten, welche der eine oder der andere dieser Kritiker ausspricht, im Lichte der neuesten Entdeckungen in Wiedererwägung gezogen werden müssen; aber der

Gedanke, daß die alten Monumente eine Wiederlegung des allgemeinen kritischen Standpunktes seien, ist pure Illusion."

Eine andere Einwendung gegen die Höhere Kritik ist schließlich die, daß sie in ihrer Methode willkürlich sei, in ihren Untersuchungen allzu subjektiv, baar aller Harmonie, nicht hinreichend mit dem nötigen Material versehen, darauf weiter zu bauen, und vor allem schwankend und nicht übereinstimmend in ihren Schlüssen. Diese Beschuldigung ist nur zu oft schon vorgebracht worden, aber sie wird immer wieder erneuert.

Man sollte sich stets vergegenwärtigen, daß kritische und wissenschaftliche Untersuchungen auf irgend einem Gebiete des Wissens niemals leicht sind und die Methoden und Hergänge, wodurch die Höhere Kritik ihre Resultate erzielt, richtig zu verstehen, das erfordert Zeit. Geduld, Interesse und vor allem eine durchaus wissenschaftliche Bildung. Letztere aber ist bei den Gegnern der Höheren Kritik selten zu finden und doch sind nur die, welche die Werkzeuge recht zu gebrauchen verstehen und dazu die besten Meister sich gewählt haben, in der Lage, kompetente Richter über Methode und Schlüsse der Höheren Kritik zu sein. Menschliche Wissenschaft und Erkenntnis sind notwendigerweise begrenzt und deshalb auch Illusionen und Irrtümern unterworfen, und es gibt keine wissenschaftlichen Schlüsse, die einmütig von allen Gelehrten angenommen werden. Es ist bekannt, wie schwankend die Theorien, Systeme und Schlüsse der Theologie und Philosophie, sowie der Biologie, Physiologie, Anthropologie, Geologie und anderer Naturwissenschaften sind; und doch würde niemand sich dagegen sträuben, dieselben Wissenschaften zu nennen, weil sie in vielen ihrer Schlußfolgerungen nicht übereinstimmen.

Die Höhere Kritik ist consideratis considerandis weit mehr einhellig in ihren Schlüssen als die eigentliche Philosophie oder Theologie. Wir dürfen nur einen Blick werfen auf die hunderte christlicher Sekten und Kirchen vom Beginn des Christentums an bis auf unsere Tage: jedermann weiß, daß jede dieser Sekten und Denominationen beansprucht, ihr theologisches System auf dieselbe Bibel und dasselbe Evangelium aufgebaut zu haben. Verschiedenheit der Ansichten unter den höheren Kritikern sind da, sind dagewesen und werden immer da sein, gerade so gut wie in andern Wissenschaften, aber trotz all dieser weniger wichtigen Unterschiede ist doch eine davon ganz unabhängige, erstaunenswerte Einmütigkeit in Bezug auf die Grundprobleme der alttestamentlichen Kritik zustande gebracht worden. Wir bleiben also bei unserer Behauptung, daß die Beschuldigung der Disharmonie unter den Kritikern, so allgemein hingestellt, falsch ist und nur secundum quid Wahrheit enthält; denn die Anklage zeigt deutlich die Einseitigkeit und die ganz falsche Auffassung der Tatsachen und Sachlage.

Wir schließen mit einigen Sätzen aus Dr. John Edgar Mc Fadyms*) interessantem Buch „Alttestamentliche Kritik und die christ-

*) Prof. der alttestamentlichen Literatur, Knox Kollege, Toronto.

liche Kirche": „Manche, wenn nicht viele auf beiden Seiten der streitenden Parteien, geben, durch Tatsachen gezwungen, zu, daß welche der Hauptfragen von einer Natur sind, die wenigstens für den Augenblick noch keine endgiltige Lösung zulassen. Für die Gelehrten, welche das ganze Gebiet der Höheren Kritik durchwandert haben, ist nichts so sicher als das, daß noch vieles unsicher ist. Gerade diese Verschiedenheit der Ansichten unter den Kritikern hält dieselben beständig gegenseitig im Schach. Jedes neue Buch wird aufs genaueste geprüft und kritisirt. entweder in darauf folgenden Büchern oder in den großen wissenschaftlichen und theologischen Magazinen, besonders in Deutschland. Dies läßt auf eine Annäherung zur Wahrheit hoffen und können wir auch bereits Anzeichen einer konservativen Reaktion wahrnehmen. Es ist leicht möglich, daß die Höhere Kritik einer nicht allzu fernen Zukunft mehr konservativ in ihren Bestrebungen als bisher sein wird, oder zum mindesten den positiven Tatsachen mehr als bisher Gerechtigkeit widerfahren läßt, und ihnen Anerkennung zu verschaffen sucht. Die Fehler und Uebertreibungen der Kritik werden durch eine wachsamere und gründlichere Kritik korrigiert werden. Theorien, deren Unzulänglichkeit bewiesen werden kann, werden modifiziert oder verworfen werden und die besten nur werden stehen bleiben, und die Theologie wird mehr international und interkonfessionell werden. Die Gelehrten der ganzen Welt werden in Beratung mit einander treten und Ausartungen und Abirrungen werden von allen Seiten zurückgewiesen werden. Vor dem großen Richterstuhl einer gesunden Kritik können Exzentrizitäten nicht bestehen. Die Kritik macht sichere und gewisse Fortschritte von der Zerstörung zum Aufbau, von negativen zu positiven Resultaten. Vieles ist noch ungewiß, vieles wird nie gewiß werden, aber viel mehr ist gewiß."

Die Heilsordnung.

Von P. G. Fr. Schütze.

(Schluß.)

VII. Die Erhaltung und das Beharren.

(De conservatione activa et passiva).

Streng genommen und im genausten Sinne des Wortes, insofern nämlich wir unter „Heilsordnung" verstehen die heils a n e i g n e n d e Tätigkeit des Heiligen Geistes (vergl. unsere Definition auf Seite 9 in Heft 1), hätte die Abhandlung über die Heilsordnung füglich mit dem vorigen Kapitel abschließen können. Insofern aber der Mensch den festen Besitz der Erlösung, das Gnadengut der Gotteskindschaft, gar zu leicht wieder verlieren kann, und ohne die Tätigkeit des Heiligen Geistes auch tatsächlich wieder verliert, gehört zur heilsaneignenden Tätigkeit auch das Erhalten, und haben wir darum unserer Definition nach: zum Besitz . . . führt, noch hinzugefügt: und erhält.

Mit welchem Recht, wird sich ergeben, wenn wir die genaue Bedeutung des Wortes „Erhaltung" festgestellt haben. Nehmen wir das Er-

gebnis einstweilen vorweg und sagen: Die Erhaltung ist diejenige heilsaneignende Tätigkeit des Heiligen Geistes, durch welche er täglich aufs neue in dem Herzen des Gotteskindes einkehrt und dadurch dieses immer wieder im Besitz des Heils befestigt, so daß dadurch der Mensch in den Stand gesetzt wird, in dem Besitz des Heils zu verharren und die ihm verliehenen christlichen Tugenden in seinem Leben zu betätigen.

Die erste Frage nun, mit welcher wir es hier zu tun haben, ist die, ob eine solche Tätigkeit des Heiligen Geistes überhaupt nötig ist? Kann ein Mensch, der vor Gott gerecht ist und durch den Heiligen Geist das Zeugnis der Gotteskindschaft empfangen hat, noch wieder verloren gehen? Der Heiland sagt (Matth. 24, 24), daß die Auserwählten in der letzten Zeit verführt werden, εἰ δυνατόν. Dies letztere gibt Luther mit: Wo es möglich wäre. Durch die Einführung des Konjunktivs „wäre", gibt er aber dem Bedingungssatz eine irreale Färbung, die meines Erachtens im Urtext in dem εἰ δυνατὸν nicht enthalten ist. Es ist also möglich, daß auch die Auserwählten fallen. Auch wo der Herr von der Sünde wider den Heiligen Geist redet (Matth. 12, 31), die nicht vergeben werden kann, beweist er deutlich, daß er von den Gläubigen redet; denn nur der kann wider den Geist lästern, der ihn schon empfangen hat (vergl. Heb. 6, 4. u. 6.). Also müssen auch die Kinder Gottes noch wieder von ihm abfallen können. Wenn wir auch ganz davon absehen, daß im Alten Testament die Engel die Söhne Gottes genannt werden (1. Mos. 6, 2; Ps. 89, 7; Hiob 1, 6; 38, 7.), also auch die abgefallenen Engel (2. Petr. 2, 4) einst Kinder Gottes waren; so bietet doch das Neue Testament genügend menschliche Beispiele, um zu beweisen, daß auch die Kinder Gottes abfallen können. Petrus war gewiß ein Kind Gottes, aber er fiel tief, nicht sowohl bei der Verleugnung in der Abendmahlsnacht, denn damals hatte er noch nicht den Heiligen Geist empfangen; aber später nach Pfingsten (Gal. 2, 11 ff) hat er sich noch der Heuchelei und Menschenfurcht schuldig gemacht. Paulus war gewiß ein Auserwählter, muß aber doch noch stets ringen und kämpfen, daß er nicht stolz werde und sich der hohen Offenbarungen überhebe (2. Kor. 12, 7), daß er nicht anderen predige und selbst verwerflich werde (1. Kor. 9, 27). Wenn er ausruft: Wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle (1. Kor. 10, 12), so zeigt er, daß er sich der Gefahr wohl bewußt ist, daß ein Gotteskind noch aus der Gnade falle. Ebenso alle die Mahnungen aus dem Munde des Herrn und seiner Apostel, deren die Bibel ja voll ist, zu wachen, zu beharren, zu überwinden, sich die Krone nicht nehmen zu lassen, sind Beweise dafür, daß der Verlust der Gotteskindschaft möglich ist. Man vergleiche auch hiermit die fünf törichten Jungfrauen und aus dem Gleichnis vom mancherlei Acker: Eine Zeit lang glauben sie, und zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab (Luk. 8, 13.). Also auch Gotteskinder können noch

wieder abfallen und sind auch abgefallen, wenn der Geist nicht sein Werk der Erhaltung an ihnen getrieben hat. Wer immer der Sänger des 51. Psalms gewesen sein mag, und wir wissen von keinem Grunde, warum es nicht David gewesen sein sollte, jedenfalls war er ein gefallenes Gotteskind, das, um nicht definitiv und rettungslos zu fallen, bat, daß Gott seinen Heiligen Geist nicht von ihm nehme. Er weiß durch göttliche Inspiration, daß es nur der Heilige Geist ist, der den Menschen bei Gott erhält; denn er hat ein abschreckendes Beispiel vor Augen an seinem Vorgänger im Königsamt. Sowie Saul seine Sünde getan und dem Herrn den Gehorsam aufgesagt hatte, wich der Geist Gottes von ihm (1. Sam. 16, 14; 18, 12) und ging auf David über. Aber selbst da war Saul noch nicht hoffnungslos verloren, sondern hatte noch Stunden (1. Sam. 19, 23 f), wo der Heilige Geist wieder über ihn kam. Aber er widerstrebte dem Geist und überließ sich nicht seiner Leitung, so daß zuletzt der Herr sich definitiv von ihm wendet und alle seine Fragen und Bitten überhaupt ohne Antwort läßt (1. Sam. 28, 6).

An diesen beiden Männern sehen wir auch die beiden Gefahren, die der Gotteskindschaft drohen, nämlich bei Saul ist es der Rückfall in die Selbstgerechtigkeit. Er setzt sich und seine Pläne und Gedanken über den deutlichen Befehl Gottes. Er sucht also das Heil in sich selbst. David dagegen wurde von der Fleischeslust verführt zum Abfall in Sünde. Und das ist die andere Gefahr, die dem Kinde Gottes droht.

Die Gefahr des Rückfalls in Selbstgerechtigkeit ist nun aber für die Gotteskinder stets noch vorhanden und jeder, der die menschliche Natur und sein eigen Herz kennt, weiß, wie groß sie ist. Ich möchte sagen, je höher der Mensch gestiegen in der Liebe Gottes, desto schwerer die Gefahr des Rückfalls. Die Leser dieser Abhandlung werden sicher auch schon nach einer besonders gut geratenen Predigt, besonders wenn noch Lobsprüche von anderen dazu kommen, in der Gefahr gewesen sein, zu denken: „Das habe ich gut gemacht", anstatt zu sagen: „Der Herr hat Gnade gegeben."

Die ungeheure Größe dieser Gefahr ist besonders der Anlaß, der dem Galaterbrief zu Grunde liegt. Die Werkgerechtigkeit der Beschneidung, des Haltens des Gesetzes hat es verursacht, daß die Galater von der Gnade gefallen sind in die Selbstgerechtigkeit zurück. Diese Erscheinung aber können wir auch durch den ganzen Lauf der Kirchengeschichte wie im eigenen Herzen verfolgen. Gerade in den Zeiten des äußerlichen Wohlergehens, der Erfolge liegt die große Gefahr nahe, daß der Enthusiasmus und die Begeisterung sich verliert, der Geist weicht, — und es bleibt nur zurück die Form, der Buchstabe, die Mumie. „Begeisterung ist keine Häringswaare, die man einpökelt auf viele Jahre." Sondern darauf kommt es an, sich ständig unter dem Einfluß des Geistes zu halten. Die katholische Kirche ist ein lebendiges, — nein nicht lebendiges, sondern petrefaktes Beispiel dafür, was aus der

geisterfüllten Jüngerschar der ersten Zeugen werden mußte, sobald der Geist von ihr wich. Zwar steht sie festgefügt und unerschütterlich, wie eine Koralleninsel in der Brandung des Ozeans, aber auch ebenso tot. Die alte heidnische Sage von dem Neide der Götter, wie das Sprichwort: Hochmut kommt vor dem Falle, sie sagen uns nur dasselbe, was wir christlich aussprechen: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; denn der Geist ist wohl willig zum unbedingten Glauben an Jesum, aber das Fleisch ist schwach gegen die Gefahr der Selbstgerechtigkeit. Nebenbei bemerkt, sollte man das in Anfechtung fallen nicht nur nach der Bibel brauchen als: in die Anfechtung fallen, sondern auch das beherzigen: nicht in der Anfechtung fallen; denn Anfechtung und Aergernis muß ja kommen, und dann gilt es, wenn sie da ist, zu stehen und nicht zu fallen.

Aber neben der Scylla der Selbstgerechtigkeit lauert die Charybdis des Libertinismus. Mit andern Worten, das Bewußtsein des Gnadenstandes läßt oft die Augen schließen gegen die Macht der Sünde. Um ein profanes Beispiel zu brauchen: Ein Mensch, der sich in eine Bettdecke wohl eingehüllt hat, wälzt sich des Nachts teilweise bloß. Ist er darum schon ganz unbedeckt? Nein, sagt der Libertinismus, er braucht ja nur, wenn ihm kalt wird, den Fuß zurückzuziehen unter die schützende Hülle. Gewiß, er könnte das, wenn er nicht schliefe. So aber ist die Gefahr, daß die Decke, d. h. die Gnade, wenn sie erst einmal ins Gleiten gerät, ganz heruntergleite. Item: eine Sünde bringt nicht sofort zum Verlust der ganzen Gnade, wohl aber das Geringachten der einen Sünde. Wenn der Franzose sagt von jeder guten Bestrebung: il n'y a que le premier pas, qui conte (nur der erste Schritt macht Mühe), so ist das vielmehr ganz gewiß wahr bei der Sünde des Gotteskindes. Principiis obsta, sero medicina paratur. Wo Christus zum Sündendiener und Deckel gebraucht wird (Gal. 2, 17; 1. Petr. 2, 16), da kann die Gnade nicht weilen. Sollen wir in der Sünde beharren, daß die Gnade desto mächtiger werde (Röm. 6, 1)? Das sei ferne. Dies Sündigen auf Gnade hin hat besonders der Hebräerbrief im Auge. Vergleichen wir diesen mit dem Galaterbrief, so finden wir ein ganz anderes Bild. Bei den Galatern ist es mehr, daß sie allzu abergläubisch sind, bei den Hebräern ist es, daß sie anfangen, die Versammlungen zu verlassen, daß die Hände lässig und die Knie müde werden. (Hebr. 10, 25; 12, 12. 15.). Sie haben die Erkenntnis der Wahrheit, haben den Glauben und das hohepriesterliche Opfer und kommen doch in solche Dinge hinein, die sie als Sünde kennen und meiden könnten und sollten. Das ist das mutwillig sündigen (Hebr. 10, 26; Jud. 4). Solche Sünden, wie sie uns Gal. 5, 19—21; 1. Kor. 6, 9. 10. beschrieben werden, kann auch ein Gotteskind wohl aus Schwachheit noch begehen. Bereut und bekämpft der Mensch sie ernstlich und aufrichtig, so wird die Gnade, wenn auch langsam, aber doch sicher über die Schwachheit des Fleisches siegen. Beruhigt sich aber das Gotteskind mit der Gnade, in der es ja ist, so wird die Sünde zur

Herrschaft kommen, der Abfall vollendet und das Endgericht unausbleiblich.

Dies Sündigen auf Gnade hin, das sich in seinem markantesten Extrem als Libertinismus charakterisiert, zeigt sich in seinen, noch nicht zur vollen Entwickelung gelangten Stufen als geistliche Sicherheit, als geistliche Trägheit, als Lauheit und als Weltförmigkeit. Es ist nun nicht leicht, sondern schwer, und beinahe unmöglich, eine genaue Definition des einzelnen Zustandes zu geben. Man kann nicht, wie der Arzt am Krankenbette, eine genaue Diagnose stellen, sondern da alle diese geistlichen Erkrankungen nur Abarten der einen großen Seelenkrankheit, der Sünde, sind, so haben sie auch alle mehr oder minder Gemeinsames an sich. So berührt sich auch die geistliche Sicherheit ziemlich stark mit der Selbstgerechtigkeit. Aber während dieses letztere sich in der Richtung auf den Geist auswirkt, zeigen sich die Erscheinungen der geistlichen Sicherheit auf dem Gebiet des Fleisches. Im Vertrauen auf die Gnade vergißt man, daß das Heil nicht darin beruht, was wir haben und sind, sondern daß wir eben das (wie Paulus es nennt, was dahinten ist) vergessen müssen und uns strecken müssen nach dem vorgesteckten Ziel. Läuft aber der Mensch nicht also und ficht er aufs Ungewisse, als der durch die Luft streichet, so gewinnt das Fleisch sogleich wieder Spielraum und führt, — man hat ja die Gnade — zu unbeachtet bleibenden Sünden. Das führt dann zur geistlichen Trägheit. Jede Kraft aber, die man nicht braucht, verkümmert. Der Magnet verliert seine Tragkraft, wenn er sie nicht stets übt, der Höhlensalamander hat durch das ständige Leben im Dunkeln seine Sehkraft verloren. So geht es auch mit der geistlichen Regsamkeit. Im Vertrauen auf Gnade wird man faul und der Glaube ist im Absterben. Rafft sich der Mensch dann nicht auf, und wacht und betet um Hilfe, so ist die Lauheit da. Man ist weder warm noch kalt, man spricht: Ich bin reich, denn ich habe die Gnade, und habe gar satt und bedarf gar nichts (Apostelgesch. 3, 17) und von da bis zur weltförmigen Verleugnung ist es nur ein ganz kleiner, leiser Schritt. Man stellt sich dieser Welt gleich und das Ende ist, daß man nur noch den Schein eines gottseligen Wesens hat, aber seine Kraft verleugnet, daß man zuletzt wieder ein Feind des Kreuzes Christi wird, dessen Ende ist die ewige Verdammnis.

Haben wir also die Gefahren des Gotteskindes erblickt, so betrachten wir nun das Hilfsmittel dagegen, die Erhaltung durch den Heiligen Geist. Worin besteht nun die Erhaltung?

Das perpetuum mobile in der Physik ist noch nicht erfunden, wird auch nie erfunden werden, weil durch widerstrebende Kräfte, wie Reibung, Widerstand der Luft u. s. w. die treibende Kraft allmählich aufgezehrt wird. So lange dagegen eine stets sich erneuernde Kraftzufuhr stattfindet, wird die Maschine in der Bewegung bleiben. Ebenso verhält es sich im geistlichen Leben. Es war zuerst Drummond,

der die geistvolle und doch so nahe liegende Anwendung des Naturgesetzes auf die Geisteswelt gemacht hat. Nach diesem Prinzip ist es denn auch klar, daß die Geisteskraft, die in der Rechtfertigung nach vorangegangener Buße und Glaube dem Menschen zuteil wird, durch die täglich widerstrebenden Kräfte der Welt und der Sünde aufgezehrt wird, wenn nicht eine ebenso tägliche Zuführung neuer Kraft stattfindet. Ebenso klar ist es aber, daß die der vorhandenen homogene Kraft nicht durch heterogene Kraftquellen entstehen kann. Ist die Gotteskindschaft nun entstanden durch Buße und Glaube, so ergibt sich, daß täglich aufs neue im Menschen Buße und Glaube entstehen muß, vergl. Luthers: „durch tägliche Reue und Buße" und These 1 (Braunschweiger Ausgabe, Bd. 1, S. 100): „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Tuet Buße u. s. w., hat er gewollt, daß alles Leben der Gläubigen Buße sein soll." Auch ergibt sich ohne weiteres, daß wie die erste Erscheinung von Buße und Glauben die Reflexerscheinungen der Taten des Heiligen Geistes sind, die wir als Bekehrung und Wiedergeburt bezeichnet haben, so kann auch die täglich wiederholte neue Erscheinung dieser Zustände nur dadurch zustande kommen, daß der Heilige Geist täglich in den Herzen der Menschen seine Tätigkeit ausübt.

Wie nun aber stimmt hierzu unsere frühere Behauptung von der nur einmal erfolgenden Bekehrung? (Maiheft, Seite 197). Das behaupten wir auch noch, aber wir haben auch schon auf Seite 196 festgestellt, daß die Buße sich immer wiederholen muß. Das ergibt sich auch ganz klar aus der Tatsache, daß auch im Gotteskinde die Sünde nicht aufhört. Weil aber die Sünde von Gott scheidet, muß auch das Gotteskind immer wieder dasjenige Gut ergreifen, das diese Scheidung überbrückt. Der Heilige Geist muß also immer wieder in uns wirken, daß wir das Heil und die Gnade immer fester ergreifen und an diesen Besitz uns immer fester anklammern. Nehmen wir einmal Beispiels halber an, der Mensch könne in den Zustand der Engel gelangen, den Augustin als non posse peccare bezeichnet, ja dann würde die erhaltende Tätigkeit des Heiligen Geistes wegfallen können und müssen. Engel tun keine Buße, weil es ihrem Wesen immanent ist, daß sie nur Gottes Willen tun. Nun ist aber selbst bei dem gläubigsten Kinde Gottes das Tun seines Willens im besten Falle nur ein adhärentes, und darum muß der Geist den Menschen täglich im Besitz des Heils befestigen. Das Leben des Menschen gleicht einer Spirale, deren Zentrum Gott ist. Löst sich der Mensch von Gott, so fliegt er durch die zentrifugale Kraft der Sünde in das Verderben; halten sich die Kraft der Sünde und des Geistes das Gleichgewicht, so bewegt sich der Mensch im Kreis, und erst wenn die zentripetale Kraft des Geistes überwiegt, bewegt sich der Kreis, in immer engeren Windungen auf Gott zu, bis endlich der Mensch in Gott ruht. Läßt aber die zentripetale Kraft auch nur einen Augenblick nach, so schnellt die zusammengezogene Feder sofort wieder zurück. Aus allen diesen Erörterungen wird es ja klar geworden sein, was wir unter der täglichen Buße verstehen.

Dies Wort von der täglichen Buße und Reue widerspricht auch nicht der Heilsgewißheit, wenn richtig verstanden. Es kann eben aber auch ganz falsch verstanden werden, und das hat leider seinen Grund in der Abendmahlspraxis. In weiten Kreisen herrscht die Ansicht einer gleichsam magischen Wirksamkeit des Heiligen Mahles, und dementsprechend die Ansicht, als ob der Christ vor dem Genuß desselben aus dem Gnadenstande heraus sei und nur erst durch Absolution und Genuß der Elemente in den Gnadenstand gelange. Das ist natürlich falsch, vielmehr setzt ja grade das Abendmahl eine Gemeinde von Gläubigen voraus, die also in der Gnade stehn. Daß der feste Glaube aber sehr wohl vereinbar ist mit einer großen und tiefen Buße, zeigt ja schon der Zöllner im Tempel.

Diese stete Krafterneuerung der Buße und des Glaubens aber wirkt sich aus in der Erscheinung des Beharrens am und im Heil und des steten Kampfes gegen alles, was nicht von Gott ist.

Jesus spricht: Bleibet in mir, denn ohne mich könnt ihr nichts tun, gleichwie der Rebe nichts ist und nichts kann ohne seinen Weinstock. (Vgl. Joh. 15, 1—8). In diesen Worten ist der Kernpunkt des christlichen Beharrens im und Kampfes um den Gnadenstand gegeben. Daß dieser Kampf je nach der Persönlichkeit des Christen anders erscheint, ist natürlich. Eine andere Aufgabe hat ein Paulus, wenn er schreibt 1. Kor. 9, 23—27, eine andere der Schächer am Kreuz, eine andere wieder unser einer heutzutage. Und doch im innersten Grunde ist die Aufgabe des Beharrens für jeden dieselbe, nämlich wie Paulus schreibt an die Philipper: Ich achte es alles für Schaden, daß ich nur Christum gewinne und in ihm gerecht erfunden werde. Christum täglich neu gewinnen, das ist das eine, was not tut, wenn wir Jesu rechte Jünger und Kinder werden und bleiben wollen.

Das Bleiben und Verharren in Christo charakterisiert sich aber zunächst als ein Bleiben im Worte Gottes. So ihr in mir bleibet und meine Worte in euch bleiben u. s. w. Hier braucht der Herr dies doppelte Bleiben zusammen. (Joh. 15, 7). Und ein andermal spricht er von dem Bleiben an seiner Rede. (Joh. 8, 31). Wir haben ja Christus nicht anders als durch und in seinem Worte; denn niemand kennt den Vater als der Sohn und wem der Sohn es will offenbaren (Matth. 11, 27), und auch umgekehrt: den Sohn kennen wir nur durch die Offenbarung des Vaters. (Matth. 16, 16—17). So ist das Bleiben am Worte Gottes das erste Haupterfordernis zum geduldigen Beharren, aber ebenso eine Waffe zum Kampfe gegen die Welt. Jesus schlägt den Teufel bei der Versuchung mit der Waffe des Wortes Gottes, und wo Paulus die Waffenrüstung des Christen beschreibt (Eph. 6), da sind die Schutzwaffen, der Helm, der Schild, der Panzer auf dem Worte Gottes gegründet, und die Angriffswaffe, das Schwert, ist das Wort.

Der rechte Gebrauch des Wortes ist nun das fleißige Lesen, Betrachten und Beten über demselben. Es sind nicht nur Spötter, die da 2. Petri 3, 3 sagen; sondern auch dem Christen kommen Stunden, da

man so gar nicht mit Gottes Weltregiment zufrieden ist und seufzt: Ach Herr, wie lange? Was hilft da zum gläubigen Beharren? Das Wort, das uns lehrt, daß die Weissagung ja noch erfüllt werden wird (Hebr. 2, 3), das Wort, das uns zeigt, wie viele Weissagungen schon erfüllt sind, das Wort, das uns tröstet, daß alle Gottes Verheißungen sind Ja und Amen in ihm (2. Kor. 1, 20). So hilft das Wort zur Geduld; es hilft aber auch zum Kampf, zur Betätigung aller christlichen Tugend, indem es uns lehrt die Strafe der Verworfenen und die Seligkeit der Erlösten.

Eine besondere Seite des Bleibens am Worte, die noch zu besprechen ist, ist das Bleiben am Sakrament. Nach dem Worte Jesu: Solches tut, sehen wir schon in der Apostelgeschichte wie in den Korintherbriefen einen täglichen Genuß des Abendmahls. (Act. 2, 42. 46; 1. Kor. Kap. 11). Diese Teilnahme an der Eucharistie kann gar nicht genug betont werden; denn selbst ernste Christen gehen viel zu wenig zum Tische des Herrn, sondern kämpfen viel zu viel aus eigener Kraft. Wenn auch exegetisch eine Beziehung von Ps. 23, 5 (der Tisch im Angesicht der Feinde) auf die Kommunion unmöglich ist, so gibt uns doch das „Du bereitest" den Hinweis darauf, wer dem kindlich Glaubenden die Kraft zum Kampf und zur Geduld verleiht.

Die Pflege von Wort und Sakrament ist nun aber nicht nur Sache des einzelnen, sondern auch der ganzen Gemeinde und der besonderen Gemeinschaft. Es würde uns aber aus dem Rahmen der Heilsordnung herausführen, wenn wir diese beiden Punkte, so wichtig und interessant sie auch, besonders der letztere, sein mögen, in unsere Besprechung hineinziehen, da wir das Wort Heilsordnung als die Tätigkeit des Heiligen Geistes an dem einzelnen Menschen (Januarheft, Seite 6) begrenzt haben. Es sei genug, kurz zu bemerken, daß, wenn man sich vor der Gefahr der Sektiererei und Pharisäerei hütet, und in der Gemeinschaft nur gemeinsame Erbauung und gemeinsame Arbeit für Gottes Reich sucht, aus einer solchen Gemeinschaft dem einzelnen Christen auch für den Lebenskampf des Beharrens reiche Segensströme fließen werden.

Haben wir soweit das christliche Beharren mehr als Kampf charakterisiert, so wollen wir jetzt mehr auf die andere Seite sehen, die Geduld. Freilich genau und rein läßt sich die Scheidung nicht durchführen, denn zum Kampf ist Geduld nötig, und die Geduld ist auch ein Kampf. Die christliche Geduld krönt erst das christliche Lebenswerk. Sei getreu, so will ich dir die Krone geben. Es steht aber auch geschrieben: Es wird niemand gekrönt, er kämpfe denn recht. Zum Kampfe kommt es aber nur da, wo ein Feind ist. Welches sind nun die Feinde, gegen welche sich das christliche Beharren als Geduld erweisen muß?

Da sind zuerst Trübsale und ihr Gegenspiel, zu gute Tage. Der alte Agur, der Sohn Jakes, erweist sich als ein tüchtiger Menschenkenner, wenn er Gott bittet, ihm nicht Reichtum zu geben. (Sprüche 30, 8—9). Beide Extreme des menschlichen Lebens sind große Glaubenshindernisse, und doch in Wahrheit Bedingungen zur Erprobung der

christlichen Geduld. Ein Aehrenfeld kann nicht gedeihen, wenn es nur Sonnenschein oder nur Regen hat. So muß die Trübsal die Glaubenswurzeln tief in den Boden der Gnade hineinsenken, und Glückstage die Herzen zum Vater in die Höhe ziehen. Die Anfechtung allein lehrt auf's Wort merken. (Jes. 28, 19). Anfechtung geschieht aber nicht nur aus Trübsal, sondern wir wissen, daß der böse Feind kann in allerlei Gestalt kommen, ja sogar als ein Engel des Lichtes.

Wir sehen also als den zweiten Feind die Anfechtung, und müssen die Anfechtung genau trennen von der Versuchung. Die Versuchung kann und wird jedem Menschen widerfahren, aber nicht so die Anfechtung. Diese ist eine Anfechtung des Glaubens, kann also nur den Gläubigen begegnen. In der Versuchung sucht der Teufel die Entstehung des Glaubens zu hindern, in der Anfechtung den schon bestehenden zu zerstören. So ist die erste Anfechtung die Sünde. Zwar ist sie vergeben und kann über das Gotteskind nicht zur Herrschaft kommen; aber je tiefer wir in Gott ruhen, desto schmerzhafter wird die Sünde, desto leichter wird sie der Grund für den Gläubigen, daß er wider Gottes Regiment murrt, daß es nicht hienieden schon eine sündlose Vollkommenheit gibt. Die Sünde kann auch den Gläubigen anfechten, daß er, um den Sündenschmerz zu betäuben, sich tiefer in Sünde stürzt.

Der Gläubige ist auch noch unter der Herrschaft des Todes. Obwohl von dem ewigen Tode frei, ist der Christ doch täglich Zeuge, wie Krankheit, Not und Tränen auch unter den Gotteskindern gar so viel ist. Warum macht nicht der Heiland die Seinen schon auf Erden frei von aller Not? Da ist die Anfechtung. Ueberhaupt muß sich der Christ in Acht nehmen, sowie er anfängt zu fragen: Warum? Damit ist stets der Anfang der Anfechtung verbunden. Und besonders die Anfechtung des Todes ist schwer, sowohl für den Sterbenden wie für die Lebenden. Der Sterbende steht in Gefahr wie Hiobs Weib zu reden: Segne Gott ins Angesicht und stirb! Und der Lebende fragt sich am Sarg: Ich habe doch Glauben und kann diesen Toten doch nicht erwecken! Das ist keine Versuchung, sondern eine Anfechtung; denn nur ein fest Gläubiger wird überhaupt auf diesen Gedanken kommen können, und so in Gefahr stehen, irre zu werden am Glauben.

Der Gläubige ist auch noch in der Welt. Die Kirche Jesu ist in Schmach und Unehre; die Träger des Lichts sein sollen, sind Menschen, ach nur zu sehr Menschen; der Abfall hat schier überhand genommen; die Welt wird nicht besser, sondern schlechter jeden Tag. Wie leicht kommt da nicht das Gotteskind auf chiliastische Träumereien, als müsse Christus schon hier auf dieser Welt sein Reich sichtbar aufrichten. Das ist eine Anfechtung; denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen.

Alle diese Anfechtungen sollen in uns die Geduld im Ausharren bewirken. (Vgl. Jak. 1). Wir müssen aber imstande sein, die Anfechtung als solche zu erkennen. Deshalb mahnt Jakobus zum Gebet um Weisheit. (Vgl. auch Salomos Gebet, 1. Kön. 3, 9). Zu erkennen, was

gut ist und was böse, das ist Weisheit. Grade aus den Anfechtungen lehrt uns die Weisheit merken, wo es unserm Glauben noch an „Festigkeit und Stärke" fehlt, und treibt zum geduldigen Beharren beim Herren. So ist auch die Anfechtung ein Hilfsmittel, uns im Glauben zu erhalten. Freilich das zu erkennen, dazu gehört Weisheit. Ist aber diese Eigenschaft der Anfechtung erkannt, so wirkt sie Geduld. Wenn es im Liede heißt: Denn Gott will für die Füll seiner Gnadengaben offne Augen haben, so braucht es diese offenen Augen erst recht für die heilsame Bedeutung der Anfechtung.

Jede Anfechtung birgt aber in sich eine Versuchung. Nun versucht Gott zwar niemand, sondern die eigene Lust ist die Versucherin. Die Versuchung aber ist eine Versuchung zum Bösen. Wird sie darum nicht erkannt, wenn sie mit der Anfechtung kommt, so steht der Mensch in großer Gefahr. So ist in der Bitte: Führe uns nicht in Versuchung, das eine wiederum der Kernpunkt, daß wir die Versuchung erkennen mögen. Wir bitten nicht, daß wir nicht irgend eine Anfechtung erdulden mögen; sondern das bitten wir, daß unsere Augen aufgetan werden, damit uns die Anfechtung nicht zur Versuchung, zu Unglaube, Verzweiflung u. s. w. gereichen möge, sondern wir dieselbe in Geduld überwinden.

Und so wird es dabei bleiben müssen, daß wir in Geduld leiden, (2. Kor. 1, 6), in Geduld handeln (2. Kor. 12, 12), in Geduld der Vollendung warten (Röm. 8, 25). Gott ist der Gott der Hoffnung, des Trostes und der Geduld (Röm. 15, 13. 5). Wir haben viele Gottesverheißungen, die wir durch Glauben und Geduld ererben sollen. (Hebr. 6, 12). Geduld und Glaube der Heiligen gehören zusammen (Apoc. 13, 10). Im Großen wie im Kleinen, in der Vollendung des Reiches Gottes, wie im Glaubensleben des Einzelnen, überall und allen gilt das Wort, daß wir uns als Diener Gottes beweisen in großer Geduld. 2. Kor. 6, 4.

* * *

Schlußwort.

So wären wir nun am Ende unserer Abhandlung über die Heilsordnung. Was im Christenleben noch darauf folgt, gehört in ein ander Kapitel der Tätigkeit des Heiligen Geistes, wenigstens kann der Verfasser es nicht mehr in die Heilsordnung einordnen. Auch über das in diesen Schriften gesagte kann ja noch manche große Meinungsverschiedenheit herrschen, — was ja auch tatsächlich der Fall ist. Ich bin nicht unfehlbar und möchte diese Untersuchungen darum auch nicht mit der Autorität des Meisters aussenden, sondern als den Versuch eines Jüngers und Forschers, ob sie helfen möchten, einem meiner Brüder zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. Die Wahrheit über alles, darum ihm, der die Wahrheit ist, Ehre über alles! Amen.

Die Ausgrabungen im Morgenlande.

Von P. E. Otto.

Wenn man an des alten Quintilian Regel denkt, daß nichts Menschliches uns fremd sein soll, so kann einem nachgerade bange werden, wie viel einem zugemutet wird, an wie vielerlei man Anteil nehmen soll. Wir schweigen von dem menschlichen Tun und Leiden, für das wir nicht allseitig Mitstreben und Mitleiden beweisen können, wir reden nur vom menschlichen Wissen. Von wie vielerlei soll man Kenntnis nehmen und wenigstens ein klein bißchen behalten. Dabei kann selbstverständlich nicht einmal von der Gesamtheit des menschlichen Wissens die Rede sein, da ja auf manchen Gebieten desselben uns völlig das Verständnis abgeht, auf dem ein Interesse sich aufbauen könnte; was könnte es uns interessieren, wenn wir lesen, daß dieser und jener Fixstern sich vor einem neuen Riesenteleskop als ein Doppelstern entpuppt habe?

Beschränken wir uns nur auf einige Zweige der Wissenschaft oder auf ein einziges Gebiet, auf dem wir längst gewöhnt waren, uns zu bewegen, und auf dem, wie man uns zumutet, wir etwas Bescheid wissen sollten, so bemerken wir mit einer Art Schrecken, daß der Umfang desselben sich fortwährend erweitert, und wir können uns eigentlich nur noch unter der Bedingung anheischig machen, etwas hinzuzulernen, daß wir uns das Privilegium vorbehalten, wieder zu vergessen. Kaum kann heutzutage auch nur der Fachgelehrte auf seinem eigenen Gebiete alles in sich aufnehmen und festhalten, was an Erkenntnissen auf demselben gewonnen ist, und obwohl seit Jahrhunderten der Schatz des menschlichen Wissens sich vertausendfacht hat, so ist doch das Erbe unter Verschluß, und keiner hat den Schlüssel zum Ganzen. Eine der Wissenschaften, die heutzutage am meisten ihren Jüngern zumuten, schwere Bürden auf sich zu nehmen, ist die Geschichte. Jungfrau Klio setzt ihre Anbeter rastlos in Bewegung, ihr neue Schätze zuzuführen. Aeltere Herren wissen sich etwa noch aus ihrer Schulzeit der damals auch schon schwindenden guten alten Zeiten zu entsinnen, da der Begriff Universalgeschichte ein engerer war; griechische und römische Geschichte, ein Seitenblick auf die Geschichte Israels und der muhammedanischen Welt, und die Geschichte der europäischen Nationen, das war, was man unter Universalgeschichte verstand. Das ist jetzt anders geworden. Hacke und Schaufel in den braunen Händen arabischer Fellahs, die keine Ahnung davon haben, zu welchen Zwecken sie die Erde durchwühlen sollen, müssen dazu helfen, neues Geschichtsmaterial aufzuspeichern. Aegypten ist in den Gesichtskreis gerückt, Ninive, Babylon u. s. w., China und Japan werden noch hinzukommen; dann wird es für laudatores temporis acti Zeit werden, ihr Bündel zu schnüren und der nachfolgenden Generation zuzurufen: weh dir, daß du ein Enkel bist.

In „Homiletic Review" veröffentlicht Dr. Peters, New York, einen Artikel unter der Ueberschrift: „Der älteste Sohn Sems," und lenkt in demselben die Aufmerksamkeit auf die Geschichte eines Volkes, das gewiß im Völkergeschiebe der alten Welt ein bedeutende Stellung eingenommen

hat, von dem aber bisher wenig bekannt gewesen ist. Am bekanntesten ist uns der Name der Elamiter aus der Pfingstepistel, wo sie neben Parthern und Medern als Zuhörer der Predigt Petri genannt werden. In der Völkertafel (Gen. 10) wird unter den Nachkommen Sems Elam an erster Stelle genannt, und da die Personennamen in jener Tabelle jedenfalls auch zugleich als Bezeichnung der Stämme aufzufassen sind, so wird damit dem Stamme der Elamiter eine hervorragende Stellung unter den Semiten zugewiesen. Elam ist der Name der östlich vom untern Laufe des Tigris gelegenen, im Süden vom persischen Meerbusen, im Norden und Nordosten von den Abhängen der persisch andischen Gebirge umgrenzten Tiefebene; der größere Teil davon ist neueren Ursprungs, durch die Anschwemmungen großer Küstenflüsse gebildet, während in alter Zeit wohl nur der nördliche, höher nach den Gebirgen zu gelegene Teil über den Spiegel des persischen Meerbusens emporragte. Die Ausgrabungen der französischen Gesellschaft, unter Leitung von Dr. Morgan, auf der Trümmerstätte der alten Hauptstadt Susa verschaffen weitgehenden Einblick in die geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zustände des alten Kulturlandes, das jedenfalls von Urzeit an durch sein Klima und seine Fruchtbarkeit das Menschengeschlecht zur Ansiedlung eingeladen hat.

Der ausgedehnte Hügel, auf dem das alte Susa gnstanden, hat eine Höhe von ca. 35 Meter, gebildet aus übereinander liegenden Schichten, deren jede, aus Trümmern ehemaliger Wohnungen gebildet, den Nachlaß einer untergegangenen Generation enthält. Die untersten 15 Meter, noch am wenigsten durchforscht, bergen ausgedehnte, aber ungeordnete und wenig Interessantes darbietende Trümmerhaufen; zusammengebrochene Mauern aus ungebranntem Lehm zeugen von einer seßhaften Bevölkerung, die es verstand, Häuser und Städte zu bauen, und Scherben roh gearbeiteter Tongefäße geben andeutend Kunde vom häuslichen Leben derselben; aber sonst ist wenig die Aufmerksamkeit besonders auf sich Ziehendes zu finden. Ueber dieser Schicht oder diesen Schichten ist eine andere gelagert, die einen auffällig neuen Charakter zeigt. Nicht einer allmählichen Weiterbildung des Alten scheint die Veränderung zuzuschreiben zu sein, sondern einer katastrophischen Zerstörung des Alten und Einführung eines Neuen. Eine Zerstörung der alten Stadt hat stattgefunden, und nachdem die Trümmer derselben vom Flugsand begraben waren, hat sich ein neues Geschlecht auf der Stätte niedergelassen. Die neue Generation zeigt noch keine besonderen Fortschritte in technischer Beherrschung der Natur, keinen Gebrauch von Metallen u. s. w., aber sie zeigt einen entschiedenen Kunstgeschmack, durch den sie sich sowohl vor der vorangehenden, als auch vor der folgenden Generation auszeichnet. Zierlich geformte und feinbemalte Tongefäße, die sich in dieser Schicht zahlreich finden, geben Kunde von einem Geschlechte, das nicht bloß für die Befriedigung der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse arbeitete, sondern auch aus reinem Kunsttriebe auf die Darstellung des Wohlgefälligen Mühe verwendete. Aufmerksam wird dabei gemacht,

daß die Ausgrabungen in Nippur auf dem Boden des alten Babylon ganz die analoge Erscheinung aufweisen, woraus zu schließen sein mag, daß die vorgeschichtlichen Hergänge in Babylon und Elam einen parallelen Gang gehabt haben und wohl komplizierter gewesen sind, als man anzunehmen gewohnt war.

Die Periode künstlerischer Blüte hört plötzlich auf, eine neue Schicht von Trümmern zeigt von Kunstgeräten nichts mehr, die Gefäße tragen einen rohen Charakter, dagegen kommt der Gebrauch von Steinkrügen in Anwendung. Es hat wieder eine Eroberung und Vertilgung stattgefunden, ein neues, roheres, aber kräftigeres Geschlecht, wahrscheinlich aus einem Gebirgsland stammend, hat den begehrenswerten Platz eingenommeen. (Diese Schicht wie die vorangehenden nennt Dr. Morgan die prähistorischen.)

Wieder eine neue Schicht und ein neues Bild. Eine neue Eroberung hat stattgefunden, und eine Bevölkerung andersartiger Zivilisation läßt sich auf dem Boden nieder. Das Charakteristische der neuen Zivilisation ist der Gebrauch der Schrift. Täfelchen von ungebranntem, aber geglättetem Ton und Siegelcylinder werden in reicher Anzahl gefunden. Die Schrift hat augenscheinlich schon eine Entwicklungsgeschichte hinter sich, sie zeigt nicht erste Schreibversuche, sondern, sowenig sie auch bis jetzt entziffert ist, macht sie doch den Eindruck einer durch langjährigen Gebrauch geglätteten Regelmäßigkeit. Sie ist mit keiner der bisher bekannten Schriftarten verwandt, jedenfalls der babylonischen Keilschrift unähnlich. Eigentlicher literarischer Betätigung scheint sie noch nicht zu dienen, vielmehr nur zur Fixierung rechtlicher und geschäftlicher Abmachungen. (Diese Periode wird von Dr. Morgan die archaistische genannt). Die Schrift scheint in Gebrauch gewesen zu sein bis zum Eindringen der semitischen Eroberer, wie dies aus einer zweisprachigen, semitischen und archaistischen Inschrift hervorgeht. Mit der semitischen Invasion beginnt eine neue, die erste eigentlich geschichtliche Periode. Nun erst tritt Elam in die Geschichte ein, und die Verbindung des Landes mit andern Ländern kann mit einigem Grade von Genauigkeit verfolgt werden. Mit der semitischen Invasion wurde Elam ein Teil des babylonischen Reiches. Babylonische Sprache und Schrift wurden eingeführt, babylonischer Luxus fand Eingang, Gold, Silber, Bernstein waren im Gebrauch; die Herrscher (patesi's) von Susa werden Unterkönige der babylonischen Könige. Elam ist der älteste Sohn Sems geworden.

Ungefähr im 23. Jahrhundert v. Chr. hat eine zweite semitische Invasion, wahrscheinlich vom Süden her, stattgefunden, und die infolge derselben eintretende Erschütterung und Schwächung der babylonischen Macht hat ein elamitischer Herrscher, Kutur Nakhunti, benutzt, nicht nur sich unabhängig zu machen, sondern sich auch des ganzen babylonischen Reiches zu bemächtigen; über 200 Jahre haben elamitische Könige über Babylon geherrscht. Der sechste in der Reihe dieser elamitischen Könige ist der nachgerade berühmt gewordene Hamurabi gewesen, der

um das Jahr 2050 gelebt haben wird. Man berechnet dies aus einer Inschrift des Assyrerkönigs Assurbanipal, die aus dem Jahre 645 v. Chr. stammen soll. In derselben rühmt sich der Assyrerkönig, daß er eine Statue des Gottes Naua aus Susa zurückgebracht habe, die von dem erwähnten Kutur Nakhunti vor 1635 Jahren aus Erech nach Susa geführt worden sei. Das wäre also 645 + 1635 = 2280 Jahre v. Chr. gewesen, und der sechste Nachfolger mag um die Mitte des 21. Jahrhunderts v. Chr. gelebt haben. Wie viele Jahrhunderte nun das vorangehende archaistische Zeitalter zurückreiche, (von den prähistorischen ganz zu schweigen), das entzieht sich jeder genaueren Kenntnis. Wir folgen daher nur flüchtig den Ausführungen des Dr. Peters, wenn er die Zeitrechnung auf diesem Gebiete um ein Jahrtausend zu korrigieren sucht. König Nabonidus, der letzte Babylonierkönig, hat im Jahre 560 v. Chr. in einer elamitischen Stadt einen zerstörten Tempel des Sonnengottes wieder gebaut, er hat im Fundamente der Trümmer nachgraben lassen, bis man die Urkunde über die Gründung des alten Tempels wieder auffand, und er berichtet nun, daß ihm das Dokument des alten Königs Naramsin über die Gründung des Tempels vorgelegt worden sei, das seit 3200 Jahren niemand vor ihm zu Gesicht bekommen habe. Diese 3200 Jahre zu den 560 des Nabonidus hinzugezählt, ergäbe für die Regierungszeit des Naramsin das Jahr 3760. Dr. Peters bemüht sich, wahrscheinlich zu machen, daß die Zahl 3200 wohl nur als eine runde Zahl anzusehen und zu hoch gegriffen sei, indem man etwa die Regierungszeiten von 80 Königen je zu 40 Jahren angesetzt habe, während 2760 der Wahrheit wohl näher kommen als 3760. Doch in diese Feinheiten können wir uns nicht einlassen.

Hamurabi scheint Susa erobert und zerstört zu haben, so daß es für einige Jahrhunderte seine Bedeutung in der Geschichte verloren hat. Wenn es wieder aus dem Dunkel hervortaucht, ca. 1900 v. Chr., erhalten seine Herrscher einen neuen Titel. Der Name Elam schwindet, und der Name Anzan tritt an seine Stelle, die neuen Herrscher werden Könige von Anzan und Susa benannt. Anstatt der semitisch-babylonischen Schrift findet sich in den Erlassen der Herrscher eine neue Schriftweise, die anzanitische, die gleichfalls noch wenig entziffert ist. Die Herrschaft der Anzaniten wird unterbrochen durch die Invasion der Cashiten oder CosHäer, eines rauhen Gebirgsvolks im Norden Elams. Unzivilisiert und ohne Gebrauch der Schrift adoptiren sie Sprache und Schrift der unterworfenen Babylonier, alle Königserlasse sind in babylonischer Schrift gegeben; wie Babylon haben sie auch Susa erobert, und Anzan wird wieder Elam. Ums Jahr 1110 v. Chr. kommt eine neue Wendung. Die Könige Babylons, mit dem aufstrebenden Assur, ermöglichen eine Wiederbefreiung vom babylonischen Joche, wieder treten Könige von Anzan und Susa auf, das Anzanitische nimmt wieder seinen Platz ein auf den Inschriften. Ist es auch diesen anzanitischen Königen nicht gelungen, wie 1200 Jahre vorher ihren elamitischen Vorgängern, eine dauernde Herrschaft über Babylon zu etablieren, so hat doch

namentlich der erste unter ihnen, ein gewisser Herr Shutruk Nakhunti, erfolgreiche Eroberungszüge ins babylonische Reich unternommen, und aus der Hauptstadt des Landes eine Menge Beute heimgebracht, so daß diese zweite anzanitische Periode für die Nachwelt die wichtigste geworden ist, weil in der sie repräsentierenden Trümmerschicht mehr Material babylonischer Altertümer aufgefunden worden ist, als auf irgend einem andern Platze des Landes.

Aber diese Blütezeit anzanitischen Kriegsruhms dauert nicht lange, wieder folgen Zeiten der Verwirrung, und Elam gerät unter die Herrschaft des assyrisch-babylonischen Reiches; in den Schriften des Jesajas und Jeremias wird Elam als ein Teil des großen Reiches erwähnt, in den Heeren Sargons, Sanheribs dienen elamitische Truppen, deportierte israelitische Stämme werden in Elam angesiedelt. Aber mit semitischer Hartnäckigkeit hat Elam nicht aufgehört, fortwährend gegen das aufgenötigte Joch zu rebellieren, und endlich 640 v. Chr. machte Assurbanipel den Aufständen ein Ende, indem er den Vernichtungskrieg gegen Elam führte, Susa zerstörte, und dem elamitischen Königtum ein Ende machte. Seine Soldaten haben unermeßliche Beute fortgeschleppt, aber alles haben sie doch nicht mitnehmen können, und so finden sich denn, wie schon gesagt, unter den Trümmern Susas eine Menge babylonischer Altertümer, unter anderem die berühmte Stela mit der Gesetzgebung Hamurabis, des einstigen Siegers über Susa, die von Shutruk Nakhunti in die Gefangenschaft der einst von ihm besiegten Stadt geführt worden war.

Aber obgleich wer weiß wie oft zerstört, hat sich Susa aus jeder Zerstörung wieder erholt, die günstige Lage der Stadt hat immer wieder zu neuer Ansiedelung gereizt. Abermals taucht die Stadt wieder aus der Vergessenheit hervor als die Winterresidenz des vom großen Cyrus gegründeten Perserreiches. Die folgenden Jahrhunderte, von Cyrus bis zu Alexander dem Großen, umfassen wohl die Zeit der größten Macht- und Prachtentfaltung der alten Stadt. Die Erwähnungen derselben in den Schriften Daniels, Esras und Nehemias, im Estherbuche, beziehen sich auf diese Periode. Das Land ist anzanitisch, indo-germanisch geworden, aber jedenfalls ist das semitische Element noch bedeutend in der Bevölkerung vertreten, und die Regierungen haben auf diese Zusammensetzung ihres vielsprachigen Reiches Rücksicht genommen, wie dies aus der berühmten dreisprachigen Inschrift des Darius von Behistun ersichtlich ist, deren eine Columne in babylonischer Keilschrift geschrieben ist.

Mit der Eroberung und Zerstörung Susas durch Alexander den Großen, hat Stadt und Land seine geschichtliche Bedeutung für immer verloren. Die Stadt hat noch weiter existiert unter seleucidischer, parthischer, sassanidischer und muhammedanischer Herrschaft, aber ihre Blüte hat sie nie wieder erreicht, bis sie schließlich allmählich völliger Verödung anheimgefallen ist. Die Bevölkerung der Umgegend ist überwiegend arabisch-semitisch.

„Das Verhältnis des Nachfolgers zum Vorgänger."

Von P. H. Schmidt.

In seinem Bericht an die Distrikte macht der ehrw. Synodalpräses auf Unzuträglichkeiten aufmerksam, die entstehen, wenn der Vorgänger sich in die Amtsführung seines Nachfolgers im Amte unbefugterweise einmischt und seinen Einfluß und sein Ansehen in gehässiger Weise benutzt, um gegen seinen Nachfolger zu agitiren und in seiner Wirksamkeit zu hindern. — Infolgedessen haben fast alle Distrikte mehr oder weniger geharnischte Beschlüsse gegen diese „pastorale Taktlosigkeit" gefaßt. — Hat ein Pastor eine Reihe von Jahren an einer Gemeinde gestanden und ist er dadurch in ein näheres Verhältnis zu einer Anzahl von Gliedern derselben getreten, so sollte dies innige Verhältnis, das eine heilige Berechtigung hat, sicher nicht entweiht werden durch niedrige Agitation, wodurch es dem Nachfolger überaus schwer wird, sich das ihm so nötige Vertrauen seiner Beichtkinder zu erringen. Da sollte die Synode gewiß den Nachfolger in wirksamen Schutz nehmen und die Distriktspräsides sollten darauf achten, daß der Vorgänger nicht lieblos seinen Nachfolger verfolge. — Nun hört man merkwürdigerweise keine Klage über das Verhältnis des Nachfolgers zu seinem Vorgänger; es dürfte aber wohl an der Zeit sein, auch hier einmal den Schleier zu lüften. — Ein altes Sprichwort sagt: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede; man muß sie hören alle beede." Hören wir nun auch einmal die andere Seite. — Z. B. Da war ein Bruder eine Reihe von Jahren an einer Gemeinde; treu und unermüdlich, mit viel Demut und Geduld, selbstlos, auch ohne Menschenfurcht wartete er seines Amtes; sein Ernst und seine Gewissenhaftigkeit wurden aber nur von Einzelnen anerkannt, der größte Teil, der auch den größten Einfluß besaß, legten ihm dieselbe als Starrsinn und Fanatismus aus. Man ließ es ihn fühlen, wie unzufrieden man mit ihm sei, und wies darauf hin, wie viel besser andere Gemeinden unter der Führung mehr liberaler Pastoren voran kämen, die nicht so streng an dem Althergebrachten festhielten. Seine Gewissenhaftigkeit, weil er die Gemeinde wirklich lieb hatte, zwingt ihn zu kündigen; er macht seinem Nachfolger Platz. — Dieser nun, meist ein jüngerer Mann, entwickelt bei seinem Amtsantritt eine fieberhafte Tätigkeit. Aeußerliche Erfolge bleiben natürlicherweise nicht aus, aber sie werden in widerlicher Weise aufgebauscht und ausposaunt und deutlich hervorgehoben, wie schlimm und unhaltbar die vom Vorgänger übernommenen Verhältnisse waren, und wie prächtig sich nun unter der neuen besonnenen und tatkräftigen Leitung die Gemeinde entwickele, wie sich der Besuch der Gottesdienste hebe, wie die Liebestätigkeit und Opferwilligkeit einen noch nie dagewesenen Aufschwung nehme u. s. w. — Dieser Umschwung, der meist nach dem Sprüchwort: „Neue Besen kehren gut" beurteilt und gemessen werden muß, wird nun der Arbeit des Nachfolgers allein zugeschrieben auf

Kosten der Ehre und des Ansehens des Vorgängers. Man vergißt leider dabei ganz und gar, daß es oft jahrzehnte langer und unermüdlicher Tätigkeit bedarf unter viel Geduld und Gebet, bis sich endlich die Früchte der Arbeit, auch die „äußerlichen, sichtbaren", zeigen, die nun freilich dem in den Schoß fallen, der sie nicht erarbeitet hat, die aber nie geerntet worden wären ohne die vorhergegangene treue, selbstlose Arbeit des Vorgängers. Joh. 4, 35—38. — Dies alles könnte und dürfte nun gar nicht vorkommen, wenn man sich nach 1. Kor. 3, 7 richten würde! — Wie bitter muß es aber einen Bruder kränken, wenn er hören muß, wie seine treue Arbeit, die allerdings weniger mit äußerlichem Erfolg gekrönt war, so ungerecht verurteilt wird. Wie schmerzlich muß es ihn berühren, wenn man seine Tätigkeit in solch gehässiger Weise mit der seines Nachfolgers vergleicht. Hat jemand glänzende Gaben, durch die er mehr auszurichten vermag denn andere, so sollte er dieselben doch nie dazu benutzen, um andere, weniger Begabte, zu demütigen und zu schädigen, sondern sollte sie unter die Zucht des Geistes stellen nach 1. Kor. 12. — Wie schlimm ist es aber, wenn Diener Christi in ein ungeistliches Strebertum hineingeraten und sich in solcher und ähnlicher Weise verfolgen und gegenseitig hindern aus lauter Eitelkeit und Selbstsucht, unsterbliche Seelen zu retten. — Wie vergißt man es doch „wegen der Sorge um das eigene Ich" so leicht, daß dies allein, nemlich unsterbliche Seelen zu Christo zu führen, unsere alleinige Aufgabe ist und alles andere, was sonst als Erfolg pastoraler Tätigkeit für gewöhnlich angesehen wird, nur dieser Aufgabe allein zu dienen hat. Man vergißt ferner, daß gerade dieser Erfolg sich der menschlichen Wahrnehmung mehr verbirgt, so daß ihn nur geistgesalbte Augen zu erkennen vermögen, während die Erfolge weltlicher Klugheit und menschlicher Weisheit aller Welt offenbar werden. — Ist nun jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. — Diese neue Keatur wird es dem Vorgänger unmöglich machen, seinen Nachfolger in seiner Amtstätigkeit zu hindern, und diese neue Kreatur wird es ebenfalls dem Nachfolger verbieten, das Andenken und Ansehen seines Vorgängers zu berauben durch lieblose und ungerechte Vergleiche ihrer beiderseitigen Amtstüchtigkeit. — Wie schwer ist es aber für den natürlichen Menschen, selbstlos mit Johannes zu sprechen: „Er (Christus) muß wachsen, ich aber muß abnehmen!" — So sollte die Synode und ihre dazu berufenen Organe beide, Nachfolger und Vorgänger, vor einander auf taktvolle Weise schützen, nicht blos durch eine, in einer Reihe von Beschlüssen geäußerte Entrüstung, sondern durch ernste persönliche Rüge. Dies hätte nicht blos der Vorgänger verdient, sondern auch ebenso der Nachfolger, der oft, als der jüngere Streber, seinen öfters würdigeren Vorgänger nicht allein in seinem Ansehen bei seiner früheren, ihm teuern Gemeinde schädigt, sondern auch seine Fähigkeit und Amtstüchtigkeit vor einem größeren Kreise, ja wohl vor einem ganzen Distrikt und darüber hinaus, in Frage stellt. Man denke dabei ernstlich an das achte Gebot und lese dazu außer den schon angeführten Bibelstellen 2. Kor. 3, 1—6.

Festpredigt beim fünfjährigen Jahresfest eines evang. Frauenvereins.

(Von P. K. Kißling.)

Text: Römer 16, 12.

Ein Gruß aus des Apostels Paulus Herzen und Feder klingt uns aus unserm kurzen Schriftwort entgegen. Mit einem herzlichen Gruß trete ich heute auch in eure Mitte. Im Namen Jesu Christi, unsers Heilands, grüße ich dich, teure Paulus-Gemeinde, in dieser festlichen Sonntagmorgenstunde an heiliger Stätte. Das ist der beste Ort, wo Christen einander begegnen, einander begrüßen können. Gott selber kommt uns hier entgegen und grüßt uns mit seinem Wort, mit seinem Geist, mit seinem Heil, mit seinem Frieden. Im Namen Jesu Christi, der unter Schweiß und Blut und Todesweh für uns gearbeitet hat und der auch uns in seine Nachfolge, zur Arbeit in sein Reich berufen hat, grüße ich insbesondere euch, liebe Glieder des Frauenvereins dieser Gemeinde, die ihr heute hierher gekommen seid, um mit fröhlichem Herzen, mit lobsingendem Munde auf ein durchlaufendes Jahr eures Vereinslebens, eurer Vereinsarbeit zurückzuschauen, und euch in ganz besonderer Weise zu eurer Arbeit, zu eurem Wirken, zu treuem Streben im Dienst der Gemeinde grüßen und segnen zu lassen. Ihr seid noch verhältnismäßig jung, den Jahren nach noch in zartem Kindesalter, und doch unter des Herrn Segen rasch erstarkt und zu einer stattlichen Schar herangewachsen. Eine solche Jahresfeier ist nicht nur ein freudiges Ereignis, ein Danktag für euch, sondern für die ganze Gemeinde, die durch euern Dienst und durch euern Eifer gewiß in reichem Maße gesegnet worden ist. Die ganze Gemeinde hat gewiß alle Ursache, mit euch heute Gott von ganzem Herzen zu danken für alles, was er im vergangenen Jahr, was er in den verflossenen fünf Jahren an euch getan, daß er euch so reichlich und manigfach gesegnet hat. Aber ein solcher Tag sollte auch billig ein Tag der Selbstprüfung sein. Er fordert uns nicht nur auf, rückwärts, sondern auch einwärts zu blicken in unser Herz, und uns zu besinnen, ob wir nichts versäumt, ob wir immer in Lauterkeit und Treue unsern Dienst getan haben. Es ist ein schönes Lob, das der Apostel Paulus am Anfang seines ersten Thessalonicherbriefes seiner Gemeinde gibt: Wir danken Gott allezeit für euch alle, und denken an euer Werk im Glauben, und an eure Arbeit in der Liebe, und an eure Geduld in der Hoffnung, welche ist unser Herr Jesus Christus vor Gott und unserm Vater. Können wir uns auch dieses Lob aneignen? Wie steht's mit unserm Glauben? Sind's unvergängliche Werke, die wir wirken? Ist es Gold, Silber, Edelstein, oder Holz, Heu, Stoppeln, die am großen Gerichtstag verbrennen werden, was wir in den vergangenen Jahren auf dem einmal gelegten Grund, Jesus Christus, aufgebaut haben? Das sind ernste Fragen, die gerade die treusten und eifrigsten am meisten bewegen. Nun, ich denke, wir alle sind heute hier zusammengekommen, um auf einen Gruß und Segen von dem Gott und Herrn alles Segens zu

warten. Wir sollen nicht umsonst darauf warten, wenn wir nur offene Ohren und empfängliche Herzen ins Gotteshaus mitgebracht haben. Wir wollen auf Grund unseres Textwortes unter dem Walten des Heiligen Geistes betrachten:

Des Apostels Gruß an die Christenfrauen zu Rom — zur Stärkung und Ermunterung für euern Frauenverein.

Dieser Gruß ist:

1. Ein Zeugnis ihres Glaubenslebens;
2. Eine Anerkennung ihrer treuen Arbeit.

1. Der Römerbrief, dessen letztes Kapitel wir hier vor uns aufgeschlagen haben, gehört bekanntlich zu den wichtigsten, bedeutungsvollsten Schriften des Neuen Testaments. Man kann ihn wohl die erste zusammenhängende evangelische Glaubenslehre nennen. Wer genau wissen will, was der Mensch von Natur ist, was uns durch das Evangelium geschenkt worden ist, was wir durch Gottes Gnade und Christi Erlösungstat werden können und sollen, und was von unserer Seite erforderlich ist, um Gottes Gnade in Christo Jesu zu erlangen, kurz wer das Evangelium und seine umgestaltende, ermunternde, seligmachende Kraft in seiner ganzen Höhe und Breite und Tiefe kennen lernen will, der darf nur diesen Brief aufmerksam und betend durchlesen und durchstudieren. Und wer diesen Brief nicht gründlich kennt, der weiß noch nicht, was Evangelium, was evangelisches Christentum ist. Darum sagt auch Luther einmal: Jeder Christ sollte diesen Brief von Wort zu Wort auswendig wissen. Aber möchten wir nicht gerade den größten Teil dieses letzten Kapitels davon ausnehmen? Wir lesen hier eine ganze Anzahl Namen von Personen, die uns zum größten Teil völlig fremd und unbekannt sind, die der Apostel am Schluß seines Briefes grüßen läßt. Und wir sind versucht zu denken: Was geht uns das an? Was interessieren uns die Bekannten des Apostels Paulus in der Weltstadt Rom? Und doch hat dieser Schluß des Römerbriefes etwas ungemein Rührendes und Ergreifendes. Er hat uns viel zu sagen. Er zeigt uns des großen Apostels treues Gedächtnis und liebevolles, dankbares Herz, das keinen vergißt, der einmal mit ihm in Berührung gekommen ist und ihm einen Dienst geleistet hat, und zugleich sind diese Grüße ein herrliches Zeugnis von dem Glaubensleben derer, die der Apostel namentlich grüßen läßt. Denken wir einmal an uns. Unsere Briefe pflegen wir auch mit einem Gruß zu schließen. Freilich ist das bei vielen Menschen eine bloße, althergebrachte, inhaltsleere Form, der sie sich gedankenlos fügen. Aber jeder Gruß, den wir aus treuem, aufrichtigem Herzen einander schicken, ist ein Zeichen der Lebensgemeinschaft und Liebesgemeinschaft mit dem, den wir grüßen lassen. Wenn Paulus in unserem Text die Christenfrauen, die er früher kennen gelernt hatte und die sich augenblicklich in Rom aufhielten, grüßen läßt, ihrer namentlich gedenkt, und ihnen ausdrücklich seinen apostolischen Gruß entbieten läßt, so ist das ein Zeugnis davon,

daß diese Frauen eine hervorragende Stellung in den christlichen Gemeinden eingenommen haben, und zwar vor allem durch ihr persönliches Christentum, durch ihr inneres Glaubensleben. Und darin sollen sie heute noch allen christlichen Frauen zum Vorbild dastehen.

Das Neue Testament zeigt uns eine Reihe von Frauen, deren Größe aber nicht sowohl in ihrem Wirken nach außen, als in ihrem inneren Glaubensleben besteht. Denken wir an Maria, die Mutter des Herrn, mit ihrem Worte: Siehe, ich bin des Herrn Magd! Wir beten sie nicht an, wie die katholische Kirche, aber wir ehren sie als ein unerreichbares Vorbild demütigen Glaubensgehorsams. Alle Gottesworte, die ihr gesagt wurden, behielt sie und bewegte sie in ihrem Herzen. Während alle Jünger bis auf einen der Kreuzesstätte fern blieben, finden wir die edlen Frauen, die dem Herrn nachgefolgt waren, Maria voran, auf Golgatha unter dem Kreuz. Ihre Liebe zum Heiand hat stand gehaten bis zuletzt. Von der wohltätigen Armen- und Witwenfreundin Tabea heißt es: Sie war eine Jüngerin. Darin lag die Quelle ihres Wirkens an den Armen und Bedürftigen. Den Heiland liebte sie mit treuem Herzen, darum liebte sie auch um seinetwillen die Armen und Elenden, die ihrer Hilfe, ihrer Teilnahme, ihrer Fürsorge bedürftig waren. Und was die Apostel vor allem an ihren Gemeinden rühmen und loben, nicht zu ihrer, sondern zu Gottes Ehre, das ist nicht ihr Wirken für den Herrn, sondern ihr Glaube an den Herrn, ihr Festhalten an dem Evangelium, durch das sie in allen Stücken reich gemacht sind an aller Lehre und in aller Erkenntnis, daß die Predigt von Christo in ihnen kräftig geworden ist. Und so dürfen wir wohl auch einem evangelischen Frauenverein an seinem Jahresfest zurufen: Ans Evangelium, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft. Das Evangelium von Jesu Christo ist allein das Fundament, die Grundlage, auf dem auch ein Frauenverein sicher und fest gegründet ist. Nicht nur nach außen, sondern auch nach innen, nicht nur in die Breite, sondern vor allem in die Tiefe soll und muß ein Frauenverein wachsen. Die Predigt von Christo muß in ihm kräftig und wirksam sein. Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, den sein Lieben hat getrieben zu uns aus des Vaters Schoß, muß in jedem einzelnen Glied eine Gestalt gewinnen. Und es ist ja bis auf den heutigen Tag so, daß Frauen die treusten Anhängerinnen, die eifrigsten Nachfolgerinnen Jesu Christi sind. Im Gotteshaus bilden sie in der Regel die Mehrzahl. Freilich, das Evangelium ist nicht nur eine Sache für Frauen, sondern auch für Männer. Auch der starke Mann braucht einen Halt im Leben, einen Trost im Leiden, eine lebendige, gewisse Hoffnung im Sterben. Auch für die Männer ist es keine Schande, sondern eine Ehre und ein Ruhm, sich glaubensvoll vor dem Gekreuzigten zu beugen. Aber dennoch finden wir es begreiflich, daß der Heiland seine meisten Verehrer unter den Frauen findet. Sie haben dem Herrn Jesu am meisten zu danken. Er hat ihnen eine besonders große Wohltat erwie-

sen, sie nicht bloß vom Sündenjammer befreit, sondern sie auch vom Druck und von der Schmach äußerer Knechtschaft und Demütigung losgemacht. Ein gottloser, kirchenfeindlicher Mann ist ein trauriger Anblick, aber eine gottlose, kirchenfeindliche Frau ist ein zehnmal traurigerer Anblick. Und es sollte nicht bloß eine äußere Form sein, die Frauenvereins-Versammlungen mit Gottes Wort und Gebet zu beginnen, sondern innerstes Bedürfnis, es muß aus dem Bewußtsein heraus geschehen, daß Gottes Wort die Quelle ihrer Kraft, der Grund ihres Wirkens ist. Es ist, recht verstanden, ein Liebeswerk, das in einem Frauenverein getrieben wird. Aber ehe wir Liebe ausgeben, müssen wir Liebe einnehmen, uns füllen lassen mit der Liebe, mit der uns Christus geliebt hat, müssen wir an die in Christo erschienene Liebe von Herzen glauben. O, ihr lieben Frauen, auch bei euch soll es heißen:

Ein Wort hat uns verbunden,
Wir tragen ein Panier;
Das Wort von Jesu Wunden
Ist unsres Bundes Zier.
Das Zeichen, das wir tragen,
Das ist ein Kreuz, ein Schild,
Das Ziel, dem wir nachjagen,
Ist unsers Jesu Bild.

Ja: Mein alles, was ich übe,
Mein alles, was ich liebe,
Ist mein Herr Jesus Christ!
Weil ich in ihm besitze,
Was einer Seele nütze,
Was einer Seele köstlich ist.

Aber des Apostels Gruß in unserm Text ist weiter auch:

2. Eine Anerkennung für treue Arbeit. Warum läßt Paulus die Frauen in unserm Text grüßen? Weil sie in dem Herrn gearbeitet haben. Ja, von der Persis sagt er: sie habe viel gearbeitet! Es waren Frauen, die nicht etwa nur ein einseitiges, schwärmerisches Gefühlschristentum gepflegt haben, sondern die die ihnen verliehenen Gaben und Kräfte treulich und eifrig im Dienst der Gemeinde, im Dienst der Nächstenliebe und darum im Dienste des Herrn verwertet haben. Einer Tabea gleich haben sie ihren Glauben durch ihre Werke bewiesen und bewährt. Denn ein Glaube, der nicht Werke hat, ist tot. Der Glaube ist ein lebendig, mächtig, geschäftig Ding. Er treibt und zwingt den Menschen zu guten Werken, in die Arbeit hinein. Ein fauler, untätiger Glaube, bei dem man die Hände in den Schoß legt, und nicht Hand anlegt, wo es Hand anzulegen gilt, ist ein Unding. Ja, einen solchen Glauben gibt es gar nicht. Und an solcher Arbeit, die

dem Glauben und der Liebe entspringt, fehlt es einem evangelischen Frauenverein nicht. Wie viel kann die treue, unermüdliche Arbeit eines Frauenvereins zum Aufbau und Ausbau einer Gemeinde beitragen! Ja, in vielen Fällen ist ein solcher Verein eine Hauptstütze der Gemeinde. Wenn es gilt, Unternehmungen zum Besten der Gemeinde zu veranstalten, zu fördern, die Kirche zu schmücken, an der Kirchenschuld abzutragen, dann stehen die Frauen in erster Linie. Und manche Gemeinde hat es schon dankbar anerkannt, daß sie das Beste, was sie hat, dem unermüdlichen Eifer der Frauen verdankt.

Aber rechte Liebe bleibt nicht in nächster Nähe und bei den eigenen Angehörigen stehen. Die rechte Liebe ist weitherzig. Sie reicht auch in die Ferne. Es verhält sich damit wie mit dem Beten. Ein rechter geistgesalbter Beter bleibt nicht nur bei seinen eigenen Bedürfnissen und den Bedürfnissen seiner nächsten Verwandten und Freunde stehen, von solcher Selbstsucht ist er weit entfernt, vielmehr umschließt er mit seinem Gebet auch die Fremden, von denen er aber weiß, daß sie Erlöste Jesu Christi sind, erkauft mit seinem Blut, erlöst von ihren Sünden, berufen zu seiner ewigen Herrlichkeit. An der Fürbitte erkennt man den rechten Beter. So reicht auch die werktätige Liebe über die Grenzen der eigenen Gemeinde hinaus und hilft, wo Hilfe not tut. Kein Hilferuf und Bittgesuch einer bedrängten Gemeinde erklingt umsonst. Kein Liebeswerben in unsern synodalen Zeitungen ist vergeblich. Ja, auch über das Meer schickt sie ihre Gaben, und sie freut sich, wenn sie da und dort etwas beitragen kann, daß Gottes Name gepriesen und sein Reich gemehrt werde. Von manchen Frauenvereinen sind mir seit Jahren Liebesgaben für unsere indischen Christenkinder zugegangen, begleitet von herzlichen Segenswünschen, die es zeigen, daß es den lieben Gebern eine herzliche, aufrichtige Freude ist, an solchem Werk mitzuarbeiten und mitzuwirken. Kurz: die Arbeit ist groß und viel. Die Liebe kennt überhaupt keine Langeweile. Sie braucht nicht lang zu fragen: Was soll ich tun? Ich möchte wohl auch gern mithelfen, aber wo soll ich Hand anlegen? Nein, die Liebe findet immer Arbeit in Hülle und Fülle. Bekanntlich sprach einst der auferstandene Heiland von Johannes, dem Jünger der Liebe, zu Petrus: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Darum ging unter den Jüngern die Rede von Johannes: Dieser Jünger stirbt nicht! Nun, der Jünger der Liebe ist auch gestorben, als seine Zeit gekommen ist, aber der Dienst der Liebe darf nicht aussterben in der Gemeinde, und er wird nicht aussterben, so lange noch die Liebe Gottes ausgegossen ist in die Herzen durch den Heiligen Geist.

Ja, diese Arbeit, die in den Frauenvereinen getrieben wird, ist Arbeit und Saat für die Ewigkeit und darum unvergänglich. Ich komme aus der Weltausstellungsstadt.*) Von überall her strömen die Gäste zusammen, um zu sehen, was es zu sehen gibt. Und mit Recht. An

*) Diese Predigt wurde im Ausstellungsjahr, 1904, gehalten.

den erstaunlichen Erfindungen und Errungenschaften, die da ausgestellt sind, läßt sich erkennen, was die Menschheit in den letzten Jahrhunderten gearbeitet hat, wie ein Geschlecht immer wieder das Erbe des vorhergehenden übernommen und daran weiter gearbeitet hat, bis zu der Höhe der Vollkommenheit, die heute erreicht ist. Man braucht nur mit aufmerksamem Auge durch ein Gebäude zu gehen, ja oft nur wenig Gegenstände auf beschränktem Raum zu betrachten, um staunend zu sehen, was Menschenhand und Menschengeist ersonnen und geschaffen haben. Und es wird keinen Ausstellungsbesucher geben, der auch nur annähernd im stande wäre, einen einigermaßen eingehenden und vollständigen Ueberblick über die ganze Ausstellung zu gewinnen. Und doch — der Gedanke stimmt einem wehmütig — alle diese reiche, große Arbeit ist vergänglich und wird einst vergehen. Was Hände bauten, können und werden Hände stürzen.

Was der Menschen Kunst erhoben,
Ist auf leichten Sand gestellt;
Gott gebeut, es ist zerstoben,
Wie das Laub im Herbste fällt.

Nichts, was der Mensch geschaffen, und worauf er so stolz ist, ist von ewiger Dauer. Aber Gotteswerke, Liebeswerke vergehen nicht. Was die christliche Liebe wirkt und schafft, ist für die Ewigkeit gewirkt und geschafft. Wenn ihr durch euren Dienst der Gemeinde helft, so fördert ihr damit das unvergängliche Reich Gottes, das in ewiger Lebenskraft bleiben wird, wenn alle Weltreiche längst in Staub gestürzt sein werden. Wenn ihr, um mit dem Prediger Salomo zu reden, euer Brot übers Wasser fahren laßt und die unterstützt, die aus den Heiden gesammelt werden sollen, oder die Brüder und Schwestern in unserm Lande, die in Gefahr stehen, verloren zu gehen, weil sie keine Kirche, kein Gotteswort haben, so sind das alles Werke, die für die Ewigkeit geschehen. Freilich, es muß auch eine Arbeit für den Herrn sein, nicht für uns, aus Selbstsucht und zu unserer eigenen Ehre, sondern um des Herrn und seiner Glieder willen.

Nicht wahr, der Gruß unseres Textes hat uns doch etwas zu sagen und gibt uns zum Nachdenken Veranlassung? Nun, liebe Frauen, der treue Gott, der euch in den verflossenen Jahren so reichlich gesegnet hat, dessen ihr euch heute dankbar freut, wolle auch in der Zukunft eure Arbeit segnen, euren Dienst ihm wohlgefällig sein lassen. Er grüße euch Tag für Tag aus der Fülle seiner Gnade, und schenke euch mehr und mehr Eifer und Treue, aus Liebe zum Heiland und zu der Gemeinde und seinen geringsten Brüdern zu arbeiten und zu wirken, so lange es Tag ist und heute heißt. Gottes Ehre muß uns allezeit über alles gehen. Und der Aufbau seines Reiches daheim und draußen muß allezeit das Ziel unseres Strebens sein, denn sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.

Zum Reformationsfest.

Predigtentwurf von P. G. H. Trebel über Psalm 94, 20. 21.*)

„Du wirst ja nimmer eins mit dem schädlichen Stuhl, der das Gesetz übel deutet. Sie rüsten sich wider die Seele des Gerechten und verdammen unschuldig Blut."

Ich will heute reden:

Von dem schädlichen Stuhl, mit welchem keine Einigung möglich ist.

Wir erwägen:

I. Was unter dem schädlichen Stuhl zu verstehen ist; Stuhl, Thron bedeutet Herrschaft. Der päpstliche Stuhl, des Papstes Herrschaft. Sehen wir:

1. Welcher Art sie ist:
   - a. groß, erstreckt sich über einen großen Teil der Erde, über Zeit und Ewigkeit, über die Gewissen, Leib und Leben, Geld und Gut;
   - b. tyrannisch; — Gewalt und Zwang übt er. Gegen Könige und Kaiser.
   - c. Eine angemaßte; sie ist nicht von Gott; gegründet auf Lüge; angeblich auf Matth. 16, 18. 19; Joh. 21, 15. 16. (Vgl. die Lüge von der Donatio Constantini und Luthers Schrift darüber. D. R.)
   - d. Eine antichristliche; will Gottes und Christi Stellvertreter auf Erden sein. Wie schrecklich und gotteslästerlich.

Anwendung: Die Reformation hat
   - a. den Papst als Antichrist klar und hell geoffenbart;
   - b. die Kirche von seiner Herrschaft befreit, und
   - c. allen den Weg gezeigt, seiner Herrschaft zu entfliehen und sich dawider zu schützen. Gottes Wort ist die Schutzwehr.

2. Wie lang sie dauern wird.
   Das Papsttum ist Gottes Geißel über die, welche
   - a. die Wahrheit nicht annehmen wollen,
   - b. von der Wahrheit abfallen — und wird dauern bis an der Welt Ende.

II. Warum er ein schädlicher Stuhl genannt wird.
Darum:

1. Weil er das Gesetz übel deutet.
   - a. Er verbietet Gottes Wort.
   - b. Er dichtet einen andern Weg zur Seligkeit als den, welchen das Evangelium lehrt, und stürzt viele Seelen zur Hölle. (Vgl. seine Fegfeuerlehre. D. R.)

---

*) Die hier dargebotene Predigtdisposition ist aus dem in einem früheren Jahrgang schon angezeigten trefflichen Buch des deutsch-amerikanischen Pastors G. H. Trebel, „Predigtentwürfe für kasuelle Zwecke," das wir wieder in empfehlende Erinnerung bringen möchten. Vgl. Januar 1906, S. 75.

c. Er dichtet eine falsche Frömmigkeit von falschen, guten, selbsterdachten Werken neben den zehn Geboten.

2. Er und seine Priesterschaft rüsten sich wider die Gerechten. (Vgl. Syllabus! D. R.)

a. Die Gerechten sind die wahre Kirche Gottes, bei welchen das Evangelium recht gelehrt wird.

b. Der Papst verfolgt sie und sinnt auf ihren Untergang und Ausrottung.

3. Er und seine Priesterschaft verdammen unschuldig Blut.
Er verdammt und tut in den Bann die, welche Christus selig gemacht hat.

4. Nebstdem richtet er einen falschen Gottesdienst ein und verführt das unwissende Volk zu schändlicher Abgötterei, Messe, Heiligendienst, Reliquienverehrung.

5. Mit seiner Lehre vom Fegfeuer und Ablaß beraubt er die Völker um Geld und Gut bis zur Verarmung, und betrügt die Seelen um ihr Seelenheil.

6. Er ist ein Fluch für jedes Land, in welchem er die Herrschaft hat. Er duldet keine Herrschaft neben sich.

III. Warum mit demselben keine Einigung möglich ist.

1. Das Papsttum ist in seinem Wesen unveränderlich, es ist unverbesserlich.
Mit seiner Unfehlbarkeitlehre hat es sich den Weg zur Umkehr verschlossen.
Zudem ist es ein Bollwerk der Finsternis zur Verführung der Völker.

2. Darum kann Gott mit demselben nimmer eins werden.

a. Vor demselben warnt 2. Thess. 2 und Offb. 17.

b. Der dasselbe dereinst richten wird. Ps. 94, 23.

3. Darum kann auch die wahre Kirche mit demselben nimmer eins werden.
Gottes Kirche hält fest am Wort, am Evangelium, an Christo allein (V. 22), welches der Papst nicht dulden kann und will.

Anwendung: Wozu soll uns das bewegen?

a. Zum Dank gegen Gott für die unschätzbaren Segnungen der Reformation.

b. Zum Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums, und dieselbe zu zieren mit einem gottseligen Wandel.

c. Unsern Kindern und Nachkommen die Güter der Reformation zu erhalten.

Volksleben und Erziehung.

Nach W. Rein von Prof. J. Lüder.

Wie die Lebensgestaltung des einzelnen Menschen teils durch das Maß der ihm verliehenen Anlagen, teils durch die Möglichkeit der Entfaltung und Entwicklung derselben, teils aber auch durch die größere oder geringere Energie bestimmt wird, mit welcher die dargebotenen Gelegenheiten zu ihrer Verwendung und Ausgestaltung benutzt werden, so hängt auch die Zukunft eines Volkes davon ab, welches Quantum der Arbeitskraft es besitzt, wie lebendig und wirksam diese Kraft ist, und wie Umstände und Gelegenheiten zur Fortentwicklung ausgenutzt werden. Die Arbeitskraft eines Volkes ist das Kapital, auf welchem seine Selbständigkeit und seine politische und wirtschaftliche Größe ruht. Solange seine Arbeitskraft vorhält und in rechten Bahnen gehalten wird, solange wird es im Wettstreit der Völker miteinander bestehen, und jemehr Arbeitskraft es entwickeln kann, um so höher wird es steigen, und einen um so größeren Anteil wird es an der Kulturentwicklung der ganzen Menschheit nehmen. Daraus folgt, daß alle, denen das Wohl und Gedeihen ihres Volkes etwas gilt, es als ihre Aufgabe betrachten müssen, dieses Nationalkapital zu stärken und zu mehren, und diejenigen Bevölkerungsschichten, denen das Interesse dafür abgeht, zu nötigen, daß auch sie nach dem Maße ihrer Gaben dem Volksganzen dienen.

Nun betätigt sich aber die Arbeitskraft eines Volkes auf sehr verschiedenen Gebieten, die sich jedoch alle unter zwei große Gruppen zusammenfassen lassen. Einerseits handelt es sich um die Tätigkeit, welche die Mehrung der materiellen Güter in Industrie und Handel bezweckt und als die äußere Kulturtätigkeit bezeichnet werden kann; anderseits um die Hebung und Mehrung der Geistesschätze, der Kunst und Wissenschaft, der Sittlichkeit und Religion, um die innere Kulturtätigkeit. Beide sind auf das innigste miteinander verflochten; keine kann ohne die andere ein gesundes Volksleben schaffen und erhalten.

Zunächst freilich, wie uns der Blick auf die Anfänge der Kultur zeigt, wiegt die Sorge um die äußere Wohlfahrt und die wirtschaftlichen Lebensbedingungen vor. Erst mit der Sicherung der materiellen Bedürfnisse des Daseins wagt sich die Arbeit an die Verschönerung und Ausschmückung des Lebens. Es beginnt der Ausbau der Wissenschaften, die aus der Mitte praktischer Aufgaben hervorgehen, und es lenkt sich das Sinnen und Denken auf die Fragen des Woher und Wohin unsers Dasein. Damit bildet sich ein selbständiger Gedankenkreis aus, der von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt und mit zunehmender Bereicherung so sehr im Werte steigt, daß man den Verlust dieser idealen Kulturgüter viel tiefer empfinden würde, als eine Abnahme der wirtschaftlichen Errungenschaften.

Ist es nicht so im Leben des einzelnen? Wenn der strebende Mensch beim Beginn seiner Entwicklung auch noch so sehr geknüpft ist an die

materiellen Bedingungen seiner Umgebung, so sucht er sich doch im Lauf seines Lebens immer unabhängiger zu machen von jenen Fesseln, und damit den idealen Mächten in seinem Leben die Führung zuzuweisen. Je besser ihm das gelingt, desto höher steht er.

So auch das Volk. Wie sehr seine gesellschaftlichen Einrichtungen und Verhältnisse von der wirtschaftlichen Lage bedingt sein mögen, so wird man doch niemals nachweisen können, daß ein Volk nichts weiter wäre als das Produkt der jeweiligen wirtschaftlichen Bedingungen. In ergreifender Weise führt uns das die Geschichte vor Augen. Wo religiöse Ueberzeugungen erschüttert wurden, wo im Zusammenhang damit die sittlichen Spannkräfte nachließen, da wurde dem Volke der Herzpunkt ausgebrochen; es war dem Untergange geweiht. Ebenso ist es abwärts gegangen, wenn sich die Arbeitskraft einseitig auf die Mehrung der wirtschaftlichen Güter warf, behufs Ausbildung einer raffinierten Lebensgestaltung. Darüber wurden die höheren Güter des Menschenlebens vernachlässigt. Ueberall pflegt der bloße Geschäftssinn, das Streben nach Gewinn und Genuß, die Häufung der materiellen Güter, eine innere Fäulnis nach sich zu ziehen, die den endlichen Zusammenbruch herbeiführt.

Dagegen schützt allein tatkräftige Arbeit an der Mehrung der idealen Güter, das Streben, die religiösen Mächte und die sittlichen Spannkräfte bei einfacher Lebensführung frisch, stark und lebendig zu erhalten. Hierin liegt ihre **Bedeutung** im Haushalt des Volkes, hierin die **Wichtigkeit** der öffentlichen Einrichtungen, denen die Pflege dieser Mächte anheimfällt, der **religiösen Gemeinschaften** und der **Schule**. Erstere suchen ihr Arbeitsfeld in der Welt der Erwachsenen, ohne die Jugendbildung aus dem Auge zu verlieren; letztere ist auf die Welt der Unmündigen gerichtet, ohne den Zusammenhang mit den leitenden Schichten zu vernachlässigen.

Die Erwachsenen haben die Führung im Volk. Wie sie diese Führung auffassen und ins Werk setzen, hängt von der geistigen Verfassung ab, in der sie sich befinden. Diese aber ist wesentlich bedingt durch die Einflüsse, die in der Zeit der jugendlichen Entwicklung in sie eindrangen und ihr Inneres gestalteten. An dieser Gestaltung ist die Erziehung in Schule und Haus hervorragend beteiligt; sie ist darum ein äußerst wichtiger Faktor im Leben des Volkes. Ihr muß die Staatskunst ganz besondere Aufmerksamkeit widmen, wenn sie nicht nur Ziele und Aufgaben, Mittel und Wege für die Arbeit der Erwachsenen nach innen und außen in bestimmten Richtungen führen, sondern auch in der Beeinflussung der heranwachsenden Generation den künftigen Gang des Volkes bereiten und dahin wirken will, daß es in den rechten Bahnen erhalten bleibe.

Freilich in Zeiten ruhiger Entwicklung wird die Stellung und Bedeutung der Erziehung für das Leben des Volkes vielfach verkannt. Am schärfsten tritt ihr Gewicht hervor, wenn das Volk danieder liegt, von äußeren und inneren Schicksalen schwer getroffen. Mitten in den

Bedrängnissen des dreißigjährigen Krieges erhebt ein pädagogischer Seher (Amos Comenius) seine Stimme, weist das Volk nach innen und sucht durch die Bildung der Jugend eine neue Zeit heraufzuführen. Unter dem Trommelwirbel der fremden Eroberer ruft später der begeisterte Philosoph der Freiheit (Fichte) auf zu einer neuen Nationalerziehung, damit ein neues Geschlecht die Fesseln brechen und eine neue ruhmreiche Periode einleiten könne.

Und auch da, wo innere Schäden das Mark des Volkes zu verzehren drohen, wird man sich mehr als sonst der Kraft der Erziehung bewußt. An sie wendet man sich endlich, wenn es gilt, die Lücken in dem geistigen Leben des Volks auszufüllen und den Bildungsgrad desselben zu heben. Deshalb richten vor allem junge, aufstrebende Nationen ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Erziehung in dem Gedanken daran, daß dasjenige Volk am leistungsfähigsten und in sich am meisten gefestigt sein wird, welches bis in die untersten Schichten hinein eine vielseitige tüchtige Bildung genossen hat.

Moderne Sentimentalität.

Von P. C. W. Locher.

Dieser Versuch der Bearbeitung obigen Themas wurde veranlaßt durch einen Leitartikel in der Februar-Nummer der "Homiletic Review", in welchem die wohlverdiente Hinrichtung einer Mörderin im Staate Vermont als ein Schandfleck für die moderne Zivilisation hingestellt wird, und der mit den Worten schließt:

"The people's consciences and intelligence tell them that, if the law forbids murder, it could give greater effect to its injunction by holding human life sacred and inviolable even against its own vengeance. A strong and probably increasing sentiment is manifested in our day, at least in the United States, against the killing of criminals, which would easily grow into a positive and militant movement against capital punishment, if some forceful preachers would take the lead in the agitation.

Mit andern Worten, der Herausgeber des meistgelesenen theologischen Blattes unserer Tage befürwortet, daß die amerikanischen Prediger, die ja alle sich mehr oder weniger "forceful" fühlen, auf ihren Kanzeln auf die Abschaffung der Todesstrafe dringen, da dieselbe schließlich doch nur einem inhumanen, grausamen Morde gleichkomme, der von den Staatsbeamten im Namen des Gesetzes verübt wird. Der betreffende Editor wird hiermit ein Mundstück der modernen Sentimentalität, die sich auf fast allen Lebensgebieten so breit macht, und die nicht nur lächerlich, sondern in ihren Folgen entschieden vom Uebel ist.

So viel ist ja von vornherein zu konstatieren: Es hat Zeiten gegeben in der blutdurchtränkten Geschichte unserer Erde, die **allzu gefühllos** waren. Auch die Kolonisten unseres Landes, die ja doch zumeist Flüchtlinge vor der politischen und religiösen Unduldsamkeit und Grausamkeit europäischer Staaten waren, auch sie wußten anderen in gleicher

Münze heimzuzahlen, wie sie bezahlt worden waren. Wir denken an die paradiesischen Zustände vor kaum einem Jahrhundert, da man im alten Neu Amsterdam den zanksüchtigen Weibern mir nichts dir nichts ein kaltes Bad im North River zu teil werden ließ; da man Neger, mit Ketten belastet, auf dem Scheiterhaufen verbrannte und Diebe im öffentlichen Gerichtssaal an der Stirn brandmarkte, um dieselben dann mit entblößtem Rücken an einen Karren festzubinden, sie durch die ganze Länge der Stadt zu schleifen und ihnen an jeder Straßenecke eine Tracht Prügel zu verabfolgen. Oder man kann sich kaum einen größeren Kontrast vorstellen, als die puritanischen Väter, wie sie tief religiös und skrupulös moralisch ihren Gott anbeteten und ihren Sonntag feierten, und wie sie dann hinausziehen konnten, vorbei an den Unglücklichen, die Tage und Nächte lang wegen geringfügiger Vergehungen im Stock saßen oder am Pranger standen, und dann einem wehrlosen, als Hexe verschrienen Weibe durch den Feuertod die Zauberei für immer unmöglich machten.

Diese, allen Gefühls und ruhigen, gerechten Urteils baren Zeiten sind, Gott Lob, vorüber. Die christliche Religion, der sich ja auch unser Land rühmt, fordert gefühlvollen Sinn und humane Behandlung unserer Mitmenschen, auch derer, die sich gegen Gottes oder der Menschen Gesetze vergangen haben. Es ist durchaus lobenswert, daß Stock und Schandpfähle und Folter aus dem modernen Gerichtswesen der zivilisierten Völker verschwunden sind; daß man Vergehungen gegen des Nächsten Eigentum milder bestraft, als solche gegen des Nächsten Leben; daß Kinder gesetzlich gegen die Grausamkeit auch der eigenen Eltern geschützt sind; daß Gefangene in sanitären Räumlichkeiten untergebracht und gut verköstigt werden; daß **öffentliche** Hinrichtungen mehr und mehr verpönt werden; daß unsere Strafanstalten es nicht nur auf Bestrafung, sondern in erster Linie auf Besserung der Sträflinge absehen; daß überhaupt, wie noch nie zuvor, für leiblich oder geistig oder sittlich Bedürftige Herz und Verstand sich vereinigen, um Abhilfe, Linderung und Hebung zu schaffen. In all diesen Dingen ist unsere Zeit entschieden um ein Erhebliches der Erfüllung des Heilandswortes näher gekommen: „Ihr sollt barmherzig sein, gleichwie euer Vater im Himmel barmherzig ist."

Aber hierzulande, mehr als anderswo, berühren sich gern die Extreme. Man setzt sich ein lobens- und begehrenswertes Ideal vor Augen und strebt demselben zu mit aller Intensität des amerikanischen Volkscharakters, und ehe man sich's versieht, hat man weit übers Ziel hinausgeschossen. Man will Uebelstände abschaffen, das Los aller Stände und Altersklassen und beider Geschlechter erträglicher machen, und schüttet dabei das Kind mit dem Bade aus. Unser Volk gemahnt einen nur zu oft an den Jungen in den Flegeljahren oder des Mädchen im reizenden Backfischalter, die in **einer** Stunde überfließen von edlen Regungen und stürmischen Liebkosungen, und mit höchster Begeisterung irgend einem fad oder fancy sich hingeben; in der nächsten Stunde

aber die tollsten Streiche verüben und ihren Erziehern immer aufs neue den Beweis liefern, daß sie eben noch im Werden begriffen und vorläufig noch unzuverläßig und ungenießbar sind, wie eine halbreife Frucht. Es ist in gar mancher Beziehung die Zeit augenblicklicher Impulse und absurder Gefühlsduselei, anstatt ruhiger, rationeller, zielbewußter Handlung.

Solche Sentimentalität ist zumeist bemerkbar, wie eingangs gesagt, auf **kriminellem** Gebiet. Wohlmeinende Menschenfreunde bemühen sich, Verbrechen aller Art ein Mäntelchen der Entschuldigung umzuhängen, indem sie dieselben zurückführen auf Hereditát oder Umgebung oder abnormale Gehirnformation. Immer wieder liest man die Behauptung, der Verbrecher sei nur das Produkt der menschlichen Gesellschaft; sie, und nicht er, sei darum verantwortlich und strafbar. Gewiß ist unbestreitbar, daß Erziehung, Umgebung oder soziale Einwirkungen den denkbar größten Einfluß auf Charakterbildung oder -verunstaltung ausüben; man wolle aber doch nicht ganz und gar des Menschen freie Willenskraft ignorieren, die eben jeden, der noch über seinen Verstand verfügt, für sein Tun und Lassen verantwortlich macht. Und was Hereditát, die Vererbung guter oder schlechter Tendenzen auf die Nachkommenschaft, anbelangt, so lassen sich darüber durchaus keine absolut richtigen Theorien aufstellen. Schlechte Vorfahren haben schon zu oft gute Nachkommen erzeugt, und vice versa, als daß man kriminelle Tendenzen sicher auf Rechnung von Vater und Großvater setzen könnte. Hat doch kürzlich Herr Fränkel, der Präsident der „United Hebrew Charities“ von New York auf die geschichtliche Tatsache hingewiesen, daß „die Leute, welche sich heute zu unserer gesellschaftlichen Elite zählen, zum großen Teil die Nachkommen der Verbrecher sind, welche England zum Beginn des 17. Jahrhunderts nach Maryland und Virginia deportierte.“

Widerlich nimmt sich diese übertriebene Sentimentalität zu gunsten des Verbrechers aus, wenn man die **Frauen** beobachtet, wie sie alles weiblichen Anstandes vergessend, sich zu Verbrecherzellen und in Gerichtssäle drängen. In New York unternahm man den Versuch, bei Prozessen, in denen während der Verhandlung der Schleier von den dunkelsten Nachtseiten des Menschentums notwendigerweise gelüftet werden muß, Frauen und Mädchen den Besuch der Gerichtssäle zu untersagen. Anständig denkenden Menschen erscheint es schwer begreiflich, daß ein derartiges Verbot überhaupt notwendig war. Es war aber nicht nur nötig, sondern es erwies sich als völlig unnütz und wirkungslos. Eine große Anzahl Vertreterinnen des schönen Geschlechts wußte sich trotzdem mit Hilfe einflußreicher Freunde Zutritt zu den Verhandlungen zu verschaffen.

Auch sonst zeichnet sich die modern sein wollende amerikanische Frau aus durch ihr persönliches Erscheinen an den Stätten des Elends und in den Hütten der Proletarier. Sie sucht ihrerseits das Gebot der Nächstenliebe zu befolgen, indem sie unter Mitnahme starker Parfume

zum Schutz ihrer Geruchsnerven, und mit Zusammenraffen ihrer rauschenden Seidengewänder, sich hineinwagt in die Küchen und Wohnstätten der niedrigsten Schichten der Bevölkerung. Ohne zu fragen, ob man ihre Gegenwart wünscht oder nicht, hält sie neugierige Umschau. "She is going slumming!" Das rechtfertigt jede Verletzung des Zartgefühls und Anstandes, die dabei vorkommt, denn "slumming" ist nach ihrer Auffassung Betätigung der christlichen Liebespflicht. Jack London, in einer neulichen Nummer des „Cosmopolitan", weiß diese modernen, höchst sentimentalen Auswüchse der Noblesse unserer Großstädte in folgenden Worten treffend zu zeichnen:

"It is true, these beautifully gowned women prattled sweet little ideals and dear little moralities. But in spite of their prattle the dominant key of the life they lived was materialistic. And they were so sentimentally selfish! They assisted in all kinds of sweet little charities, and informed one of the fact; while all the time the food they ate and the beautiful clothes they wore were bought out of dividends stained with the blood of child labor and sweated labor and of prostitution itself."

Von dieser Nächstenliebe-Spielerei streift unser beobachtendes Auge weiter und ruht etliche Augenblicke auf dem modernen **Tierkultus.** Der Gerechte erbarmt sich ja wohl seines Viehes und vermeidet alles, was dazu beitragen könnte, einem Tier unnötige Qualen zu bereiten. „Die wahre Mildtätigkeit, sagt Clemens Brentano, geht so weit, daß sie das Netz der Spinne schont, wenn sie daraus die Fliege befreit." Der Tierschutzverein hat ohne Zweifel nach dieser Richtung hin schon unermeßlich viel Gutes getan. Die moderne Sentimentalität aber stellt einen Hund, eine Katze, ein Pferd gern dem Menschen gleich, — was ja nur die Schlußfolgerung ad absurdum der viele Geister beherrschenden Anschauung ist, daß der Mensch doch nichts anderes, als das höchst entwickelte aller Tiere sei. So zahlt ein Jagdklub in Nord Carolina den Erziehern seiner jungen Jagdhunde ein höheres Salär, als der bestbezahlte Schullehrer oder -Superintendent in jenem Staat erhält. Und so las man kürzlich hie und da von feierlichen Hundebegräbnissen auf Menschenfriedhöfen. „Und nicht immer," so bemerkt eine deutsche Zeitung, „findet sich ein Richter, wie jener brave Deutsch-Pennsylvanier in Bucks County, der jüngst einen Gerichtsbefehl erließ, daß das Denkmal, welches ein übergeschnapptes Frauenzimmer ihrem Hunde auf einem Friedhofe hatte errichten lassen, entfernt werden müsse. In der Begründung seiner Entscheidung bemerkt Richter Schwarz sehr richtig: Der moralische Niedergang der Gesellschaft hat heute schon Früchte gezeitigt, die zum Nachdenken veranlassen. Man vergißt die heilige Pflicht der Mutterschaft, um einen Affen zu pflegen; man spottet dem Eheleben, indem man Katzen miteinander verbindet; man beerdigt Hunde neben dem Kinde, das die Freude der Eltern war. Man verwendet einen Teil seiner Glücksgüter für Haustiere, — Schoßhündchen und Katzen, — und ist taub gegen den Ruf nach Brot, der aus dem Munde armer Kinder kommt. Man hält für die Pflege seiner Lieblingstiere Dienstboten,

während in der Nachbarschaft ein armes, schwerkrankes Kind aller Pflege entbehrt. Mögen derartige Menschen mit ihren Kötern tun, was ihnen beliebt, aber wir dürfen unter keinen Umständen zugeben, daß dieselben unserer geheiligten Institutionen spotten und die Begräbnisstätten unserer Mitmenschen entweihen."

Soweit der biedere Deutsch-Pennsylvanier, der den gesunden Menschenverstand noch höher achtet als hysterische Humanität. Es würde zu weit führen, wollten wir noch näher eingehen auf diese übertriebene Gefühlsrichtung, wie sie in **Schule** und **Familie**, auf der **Kanzel** und in der **Presse** nur zu oft sich geltend macht.

Es stehen dem allem gegenüber die Tatsachen, daß in den Vereinigten Staaten mehr Mordtaten verübt und weniger ernstlich bestraft werden, als in irgend einem andern zivilisierten Land der Erde; daß nirgends sonst in den Eisenbahnbetrieben so viele Leben von Angestellten verloren gehen, und es den Familien der im Dienste Getöteten und Verkrüppelten so schwer gemacht ist, einen Schadenersatz von der betreffenden Bahngesellschaft zu erlangen, wie bei uns; und daß die schauderhaften Lynchgerichte, welche hie und da Schuldige, oft aber solche treffen, deren Schuld noch nicht erwiesen ist, oder deren Vergehen unbedeutend war, — daß diese Ausübungen der Volksjustiz immer raffinierter und teuflischer werden.

Einerseits also eine absurde Gefühlsduselei; anderseits vernachlässigte Pflichten, ein sträfliches Spielen mit dem Menschenleben und entfesselte Leidenschaften. Einerseits ein dünner Firnis von Nächstenliebe, dahinter aber die krasseste Selbstsucht und Unduldsamkeit alles dessen, was der Zeitgeist haßt. Das erinnert einen an den Untergang des Dampfers „British King", der von einem eigenen Mißgeschick betroffen wurde. Oelfässer, welche seine Deckladung bildeten, wurden über Bord gespült und wiederholt mit solcher Gewalt an die Seite des Dampfers geschleudert, daß sie ein großes Leck schlugen, was den Untergang des stolzen Schiffes zur Folge hatte. Auf die aufgeregten Wellen gegossen, hätte das Oel vielleicht das Schiff gerettet. So ist die humane Richtung unserer Zeit durchaus heilsam, wenn sie an gehörigem Ort mit göttlicher Weisheit angewandt wird; vom Uebel aber ist sie, wenn sie in extremer und ungöttlicher Weise häßliche Auswüchse treibt.

Der christlichen Kirche Pflicht ist es, auch in dieser Beziehung als das Salz der Erde zu wirken. Der Boten Christi Aufgabe ist es, hierin, ein jeglicher in seinem eigenen Kreis, die öffentliche Meinung und die Denkweise der Gemeindeglieder in rechter Richtung zu beeinflussen.

Es ist notwendig, daß die christliche Kirche 1) **betone den Ernst des göttlichen Wortes** mit Bezug auf Verletzung der heiligen Gebote Gottes. Die Heilige Schrift ist hierin sehr deutlich und konsequent scharf, im Alten wie im Neuen Testament. „Wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll des Todes sterben." „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden, denn Gott hat den Menschen nach seinem Bilde gemacht." So das Alte Testament. Und

im Neuen redet der milde Apostel Paulus, dessen Lied von der Nächstenliebe unübertroffen dasteht, dennoch sehr ernst von der Obrigkeit, die das Schwert nicht umsonst trägt. Und unser Herr Jesus, obwohl er weint über Jerusalem, der friedelosen Stadt; und bittet für die Peiniger, die ihn ans Kreuz schlugen; und den Schächer begnadigt; — er stellt dabei doch als unausbleiblich hin den Untergang der Tempelstadt; er ruft ein richtendes Wehe über die selbstgerechten Mörder; er läßt den Schächer sterben am Kreuz, damit er die Strafe des übertretenen göttlichen Gebotes bis auf den letzten Heller bezahle; ja er redet in Worten, die alle übertriebene Humanität nicht abschwächen, noch aus der Welt schaffen kann, vom Wurm, der nicht stirbt, und vom Feuer, das nicht verlischt. „Wo ihr nach dem Fleisch lebet," sagt er, „so werdet ihr sterben müssen."

2) Es ist nötig, daß die heutige Predigt **tieferes, persönliches Sündenbewußtsein** zu wecken suche. Denn am Sündenbewußtsein fehlt es unserer Zeit. Die Menschen gehen nicht ernstlich genug mit sich selbst zu Gericht; sie empfinden nicht die Buße, die eine viel höhere Wertschätzung des Sünderheilands zur Folge haben würde, als man sie gewöhnlich findet; sie meinen sich entschuldigen zu können mit sozialen Verpflichtungen, die sie abhalten von vielem Guten, das sie sonst so gerne tun möchten; und sie reden noch sentimentaler als Schiller von dem „lieben Vater, der überm Sternenzelt wohnt," und vom Umschlingen und Küssen der Brüder aus allen Nationen. „Aendert euren Sinn und bringet rechtschaffene Früchte, — nicht Blätter oder angenehm duftende Blüten, — der Buße!" Das muß immer auf's neue ohne Schonung des Predigers Botschaft sein, denn er muß, ehe er das Verbandzeug der Gnade benützen kann, das Messer des Chirurgen, das Schwert des Geistes recht führen.

3) Endlich muß die christliche Kirche **die Nächstenliebe predigen und der Welt vorleben, wie sie biblisch ist und gottgewollt.** Nicht ein Zerrbild derselben, das mit glacebehandschuhter Hand und herablassender Miene und Trompetengeschmetter seiner überflüssigen Millionen sich kunstgerecht und in populärer Weise entledigt; sondern das **Vorbild** der Nächstenliebe, wie es dargestellt ist im Heiland selbst; wie es von ihm unübertrefflich schön, in jedem Charakterzug, im Gleichnis vom barmherzigen Samariter uns nahegelegt wurde, und wie es in 1. Kor. 13 so erhaben gezeichnet ist. Und solcher gesunden, vom Geiste Christi gewirkten echten Liebe ist sentimentale Oberflächlichkeit meilenfern.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Vereinigung zwischen drei Kirchen.

Seit längerer Zeit waren Verhandlungen im Gange, eine Vereinigung zwischen Kongregationalisten, vereinigten Brüdern und methodistischen Protestanten herbeizuführen.

Die erste einleitende Konferenz für diesen Zweck wurde schon im Fe-

bruar 1906 in Dayton, O., gehalten. Ein Gefühl der Ungewißheit hatte sich jedoch seitdem gezeigt. Unter den „Vereinigten Brüdern" wurden Stimmen vernehmbar, daß nicht mehr als eine „Federation" erreichbar sei; die „methodistischen Protestanten" hatten die Ueberzeugung, daß eine Vereinigung dieser Art für sie nichts anderes bedeute, als Auflösung (disintegration), während dagegen die „Kongregationalisten" fanden, daß eine nationale „Federation" alles sei, was in dieser Beziehung nötig sei.

Im März dieses Jahres wurde nun in Chicago, Ill., wieder eine Delegatenkonferenz gehalten und die einmütige Zustimmung zu dem Einigungswerk, wie sie bei den Delegaten sich zeigte, war nach den vorangegangenen Verhandlungen etwas überraschend. Eine Union wurde beschlossen unter einem etwas langen Namen, den wir im englischen Original geben: The United Churches, comprizing the Congregational Churches, the Church of the United Brethren in Christ and the Methodist Protestant Church. Die Verfassung der Union, wie sie nun bestimmt wurde, ist folgende: Eine nationale Kirchenversammlung (national council), eine Reihe von jährlichen Konferenzen, die tatsächlich Staatskirchen-Versammlungen sind, und Distriktsversammlungen (associations). Fünfhundert Glieder bilden die jährliche Kirchenversammlung (council), deren Wahlmodus vereinbart werden soll zwischen den Staats- und den Distriktskonferenzen in jedem Staat. Die nationale Kirchenversammlung wird ein legislativer Körper sein und die jährliche Staatskonferenz "a body with a stiff spine"; aber keine der Konferenzen wird von einem Bischof regiert werden.

Die Frage der höheren Beamten bereitete einige Schwierigkeit. Es war zuerst geplant, der nationalen Kirchenversammlung einen Präsidenten zu geben, der ein festes Gehalt bekommen und die Kirche als Ganzes repräsentieren sollte bei den verschiedenen Konferenzen, und das Werk des Jahres bestimmen. Doch dieser Plan wurde aufgegeben, und irgend ein Beamter der Kirchenversammlung mag zu irgend einem speziellen Amt berufen werden, ohne allgemeine Vollmachten zu bekommen. Auch der Plan, daß der Staatssuperintendent in den jährlichen Konferenzen den Vorsitz führen sollte, wurde fallen gelassen zu Gunsten einer bei den Kongregationalisten beliebten Methode, achtbare Gemeindeglieder mit Geistlichen im Vorsitz abwechseln zu lassen. Nach dem jetzigen Plan gibt es keine Vorrechte für irgend welche bezahlte Beamte der Kirchen.

Das Glaubensbekenntnis, das die Union adoptierte, will keine vollständige Feststellung der Lehre bieten, es will Bezug nehmen auf die Bekenntnisse der „ungeteilten Kirche" (soll wohl heißen der alten, noch nicht zersplitterten „katholischen" Kirche. D. R.), und Raum lassen für lokale Bekenntnisse. Die Glaubens-Delaration erklärt, daß das Band der Einheit besteht „in dem inwendigen und persönlichen Glauben an Jesus Christus, als unsern göttlichen Erlöser und Herrn, auf welchen alle Kirchen gegründet sind; auch in der Annahme der Heiligen Schrift, als der inspirierten Quelle unseres Glaubens und obersten Richtschnur (supreme standard) der christlichen Wahrheit; und ferner in unserer Zustimmung zu den alten Symbolen der ungeteilten Kirche, und der Substanz der christlichen Lehre, die gemeinsam enthalten ist in den Bekenntnissen, die wir aus der Vergangenheit geerbt haben." Die Glaubensdeklaration spricht aus (affirms) den Glauben an Gott den Vater, Jesus Christus, den Erlöser, und den Heiligen Geist, der zur Buße und Glauben antreibt. Ferner wird darin der Glaube ausgesprochen, „daß diejenigen Menschen, die, nachdem sie den

Ruf der Liebe Gottes gehört, nun ihre herzliche Zuversicht auf den Erlöser setzen, den seine Liebe uns verordnet hat, durch sein Wort seiner väterlichen Vergebung und seiner freien und vollkommnen Güte versichert werden, sowie auch der Einwohnung seines Geistes in ihren Herzen und einer seligen Unsterblichkeit . . . . .; daß alle, die durch den Glauben Kinder Gottes sind, die Kirche Christi bilden . . . . .; daß nach dem Gesetz Christi Bekenner des christlichen Glaubens für den Dienst der Menschen da sind (exist), um nicht nur das Wort des Lebens zu verkündigen, sondern auch Werke und Einrichtungen der Liebe und Barmherzigkeit zu unterhalten, die menschliche Freiheit aufrecht zu halten, die Unterdrückten zu befreien, bürgerliche Gerechtigkeit durchzuführen und alle Ungerechtigkeit zu strafen (rebuke)."

Ein Geist willigen Entgegenkommens waltete in der Chicagoer Versammlung. Und wenn auch keine organische Verschmelzung der drei verschiedenen Gemeinschaften zu erreichen war, z. T. weil rechtliche Fragen bezüglich des Kircheneigentums leicht das Werk der Vereinigung hätten zerstören können, wenn man eine alle Gemeinden bindende Veränderung des Glaubensbekenntnisses hätte feststellen wollen, so war man doch bereit, zu tun, was unter gegebenen Verhältnissen erreichbar war: Man hat nicht nur in Worten sich gegenseitiger Liebe versichert, um dann jedes seinen Weg getrennt zu gehen, sondern es wurden Konzessionen gemacht, um womöglich die Vereinigung zu stande zu bringen.

Der lehrhafte Teil der Glaubens-Deklaration ist allerdings ziemlich vag und allgemein gehalten, so daß wohl auch ein Dr. Crapsey hier noch seinen Unterschlupf finden kann. Und das ist gewiß zu bedauern, daß „die Posaune hier keinen deutlichen Ton gibt." Indessen ist dafür die aufs praktisch-soziale und zivile Leben sich beziehende Planke um so mehr zu billigen, indem sie gerade auf den wunden Punkt der Kirche unserer Zeit hinweist und die Christen zu praktischer Liebestätigkeit und Uebung der Gerechtigkeit im bürgerlichen Leben auffordert. (Man vergleiche: „Die soziale Aufgabe der Kirche" in unserem letzten Maiheft).

(Nach Lit. Digest vom 6. April.)

Amerikanischer Methodismus.

Ein aus England kommender Methodist machte diesen Sommer einen Besuch in Amerika dessen Zweck war, „die Kräfte des Methodismus mehr zu vereinigen in der Welt." Er bekam aber einen starken Eindruck davon, wie sehr der amerikanische Methodismus von den Prinzipien der ersprünglichen Einfachheit abgewichen sei, die in England noch in Geltung sind. Seine Eindrücke faßte er in folgende fünf Sätze zusammen.

1. Der Geist der Zusammengehörigkeit, der im britischen Methodismus das Volk so genau verbindet, existiert in keiner ähnlichen Weise in Amerika. Da ist der Methodismus mehr kongregationalstisch. Das System des Wechselverkehrs scheint in großen Städten verhältnismäßig selten zu sein.

2. Der Laienprediger ist fast nicht mehr zu finden. Nichts überraschte meine amerikanisch-methodistischen Zuhörer mehr als die Mitteilung, daß von 26,000 oder 27,000 Predigten, die nächsten Sonntag in den Kapellen und Missionshallen des britischen Methodismus gehalten werden, nahezu 20,000 von unordinierten Laien gehalten werden. Und doch ist das die Klasse von Leuten, aus denen England mehr politische Redner, städische Beamte, Arbeiterabgeordnete für das Parlament bezieht als aus irgend einer andern.

3. Der amerikanische Methodismus scheint mir nicht ebenso demo-

kratisch regiert zu sein, wie im alten Vaterland; auch hat der Laienstand keinen so großen Anteil an der Kontrolle und Initiativanträgen. Die Freiheit ist rückwärts gegangen.

4. Ich zweifle, ob der Methodismus in den Vereinigten Staaten denselben Halt in den arbeitenden Klassen hat, den der britische M. sich seit Jahren gesichert hat. In England ist seit einem halben Jahrhundert der Einfluß des Methodismus nicht in die Wagschale geworfen worden gegen populäre Rechte und soziale Reform, selbst wenn dieselben in Konflikt kamen mit feststehenden Rechten und Privilegen der Wenigen. Ob das so ist in Amerika, weiß ich nicht.

5. Im Vermögen und sozialen Einfluß der einzelnen Glieder ist, denke ich, der Methodismus der Vereinigten Staaten dem im alten Mutterlande weit voran. Keine Staatskirche übt hier ihre beherrschende und schädigende Macht aus. Die direkt von der Kirche kontrollierten Eeziehungsanstalten sind weit, sehr weit denen in unserem Lande voraus.

Der Verfasser, selbst ein Glied des britischen Parlaments, hat seine Eindrücke natürlich hauptsächlich in einigen großen Städten gesammelt, wo Reichtum und Armut die verschiedenen Menschenklassen einander ferne hält. Auch ist sicher in England der Bestand der englischen Staatskirche ein mitwirkender Faktor, der die ärmeren Klassen mehr in die Volkskirche des Methodismus treibt, während die hochstrebenden Geister sich mehr der vornehmen Episkopalkirche zuwenden, oder ihr durch Geburt angehören.

Eine neue Einsicht scheint in der M. E. Ch. zu tagen. Der Gesetzeszwang, den die Kirche über die Gewissen ausübte auch in solchen Dingen, bezüglich deren das Neue Testament Stillschweigen beobachtet, wird in unserer Zeit nicht mehr so gutwillig ertragen, wie vor alters. Seit Jahren sucht eine liberale Richtung in der Kirche die kasuistischen Zwangsgesetze zu lockern, die in kleinliche Gesetzeskrämerei ausgeartet sind. Wir haben s. Z. im Maiheft 1904, Seite 226 mitgeteilt, wie streng die Gesetzgebung ist besonders in bezug auf Kaufen, Verkaufen, Gebrauchen alkoholhaltiger Getränke, wie in bezug auf allerlei weltliche Vergnügungen und drgl.

Neuerdings ließ nun Bischof Andrews imMethod. Review sich bezüglich dieser Dinge vernehmen. Wir berichten nach „Lit. Dig." Er versichert daß das Neue Testament in bezug auf das Gesetz dem mosaischen Gesetzeskodex direkt entgegengesetzt ist. Es ist kein Buch mit speziellen Lebensvorschriften oder -regeln, sondern es gibt die Prinzipien.

„Der Gegenstand der Vergnügungen ist im Neuen Testament kaum berührt. Paulus hatte es nicht nötig, die schrecklichen Grausamkeiten der Arena oder die schamlosen Aufführungen der römischen Bühne auch nur zu nennen. Sie standen von selbst verurteilt. Aber fordert nun der Geist des Christentums völlige Enthaltung von allen Vergnügungen (amusements)? Wenn nicht, wie weit darf man Zeit oder Geld an unschuldigen Sport verwenden? Wann wird die Hingabe daran zum Uebermaß? Ist das Theater, die Oper, der Spieltisch, die Rennbahn erlaubt? Ist der Tanz in irgend einer Form oder an irgend einem Ort zulässig? Welche Grenze soll man den gesellschaftlichen Unterhaltungen, dem scherzhaften Gespräch, dem Lesen erdichteter Sachen setzen?"

Gegenüber den ethischen Fragen muß der Christ sich an das Schweigen des Neuen Testaments gewöhnen. „Es gibt 1,000 derlei Pflichten, die es nicht ausdrücklich nennt; 1,000 derlei Sünden, die es nicht ausdrücklich ver-

bietet. Das Schweigen nötigt uns zu keinem Schluß weder nach der einen oder anderen Seite. Der Christ muß vielmehr die Regel allgemeiner Konsequenzen selbst finden, indem er zu erkennen sucht, ob gewisse Handlungen oder Richtungen geeignet sind, die Gerechtigkeit in dem Individuum oder in der Gesellschaft zu fördern."

„Es ist oft nur eine Frage des Grades, ob völlige Enthaltsamkeit oder mäßiger Gebrauch gestattet sei. Eine Kirche, z. B., verbietet uneingeschränkt das Tragen von Gold oder kostbarem Gewand, das Sammeln irdischer Güter, den Gebrauch geistiger Getränke, den Tanz, Glücksspiele, Besuch des Theaters oder Zirkus. Liegt solches Verbieten im Bereich kirchlicher Autorität? Es ist klar, daß ein christlicher Körper, der Gemeinschaft mit Gott aufrecht halten will, um die Gerechtigkeit zu fördern, wohl überlegen darf und soll, welchen wahrscheinlichen Einfluß alle zweifelhaften Taten und Gewohnheiten auf das geistliche Leben der Menschen ausüben, und sollte ohne Rückhalt sein Urteil darüber kundgeben. Ebenso klar ist, daß ein Pastor getreulich vor seinen Leuten nicht nur die Prinzipien des Neuen Testaments erörtern sollte, die allen richtigen, sittlichen Urteilen zu Grunde liegen, sondern auch deren richtige Anwendung auf alle wichtigen persönlichen und gesellschaftlichen Fragen. Er muß reden ohne Furcht und Menschengunst. Aber kann die Kirche über das hinaus gehen und unter Strafe des Ausschlusses alle die genannten Dinge verbieten? Wir bezweifeln sowohl das Recht als auch die Zuträglichkeit solchen Verbotes. Das ist die Anmaßung einer Autorität von Seiten der Kirche über das persönliche Urteil, die ihr das Neue Testament nirgends zugesteht.

Es gehört zu der unschätzbaren Freiheit, womit Christus uns befreit hat, daß in dem großen Gebiet der Moral in einer Menge von Fragen die Entscheidung dem persönlichen Urteil der Christen anheim gestellt ist. Weder Christus noch seine Apostel haben die Entscheidung getroffen, auch haben sie keiner Hierarchie oder einem heiligen Kirchenkörper die Entscheidung übertragen." Hier wird verwiesen auf 1. Kor. 10, Röm. 14, Gal. 4, 10 f. Er bestreitet also der Kirche das Recht solch kasueller Gesetzgebung und Kirchendisziplin und das mit gutem Grund. Aber wann wird die Kirche aufhören Gewissenszwang in solchen Dingen auszuüben? Wann wird sie aufhören andere zu verdammen, die von der christlichen Freiheit Gebrauch machen in Dingen, die sie so hart verpönt?

Ehegesetz in Montana. Wie wichtig und nötig es ist, daß jeder Pastor in jedem Staat sich genau über die Gesetzgebung in betreff der Eheschließung informiert, zeigt folgender Fall. Eine am 23. September 1904 vom ersten Mann geschiedene Frau verehelichte sich mit einem anderen am 3. Januar 1905. Aber auch mit diesem ist sie das Eheleben satt und klagte auf Scheidung und Alimente.

Bei diesem Prozeß stellte es sich heraus, daß das Staatsgesetz von Montana betreffs Wiederverehelichung Geschiedener seit Jahren unbeachtet geblieben ist und daß besonders in Butte viele geschiedene Personen wieder getraut wurden, ehe die vom Gesetz geforderte Zeit abgelaufen war.

Nach dem Gesetz kann der unschuldige Teil nach der Scheidung erst zwei Jahre, der schuldige Teil erst drei Jahre nach der Scheidung wieder eine legale Ehe schließen. Vorher geschlossene Ehen sind illegitim; Kinder, die in dieser Zeit geboren werden, sind illegitim; die Frau kann sich nicht das

Weib des Mannes nennen; sie hat keine vermögensrechtliche Ansprüche an den Mann und umgekehrt. Auf Scheidung kann also auch nicht geklagt, Alimente können nicht gefordert werden. Richter oder Pastoren, welche solche ungesetzliche Trauungen vollziehen, können gerichtlich verfolgt und gestraft werden.

Allerdings, wenn nach Verlauf der gesetzlichen Frist von 2 resp. 3 Jahren die ungesetzlich getrauten Personen noch als Mann und Weib zusammen leben und beide diese Tatsache öffentlich anerkennen, dann wird sowohl faktisch als gesetzlich die Ehe als rechtsgiltig anerkannt und die Frau bekam in folge dessen vom Richter die Alimente zugesprochen.

Ehegesetzgebung in New York.

Ein Gesetz ist im Staate New York in Kraft getreten, das die Heirat zwischen Onkel und Nichte sowie zwischen Tante und Neffen verbietet.

Ein anderes Gesetz ist mit dem 1. September im Staate New York in Kraft getreten, das Ehebruch strafbar macht. Eine Strafe von $250 oder 6 Monaten Gefängnis oder beides Geld- und Gefängnisstrafe wird dem groben Uebertreter des 7. Gebotes auferlegt. Das Gesetz beabsichtigt die Beseitung eines Uebelstandes, der auf den ersten Blick nicht ersichtlich ist. Nicht dem Ehebruch im allgemeinen will es steuern, sondern dem großen Mißbrauch, daß Ehepaare, die sich scheiden lassen wollen, es zusammen verabreden, daß der eine oder andere Teil Ehebruch begehe, damit dann der andere Teil gesetzlichen Grund zur Scheidung vorbringen kann; denn in New York ist Ehebruch der einzige genügende oder gesetzlich anerkannte Grund zur Ehescheidung.

Prohibitionsfanatismus. Wenn die Prohibitionspartei und die in enger Verbindung mit ihr stehenden Kirchen bei vielen deutschen evangelischen Kirchen kein freudige Mithilfe in ihren Bestrebungen finden, so haben sie das lediglich ihren in's Extrem getriebenen Forderungen zuzuschreiben. Bekanntlich geht der Prohibitionsfanatismus vieler Kirchen so weit, daß sie den Gebrauch gegohrenen Weins beim Abendmahl ganz und gar verbieten. So lange das nun nur Kirchengesetz ist, das eben nur für Pastoren und Glieder der betreffenden Kirche gilt, haben wir keinen Anlaß, ein Wort dagegen zu sagen, da es eben eine innerkirchliche Frage ist. — Allein damit begnügen sich die Fanatiker nicht. In Georgia ist ein Staatsgesetz angenommen worden, das am 1. Januar, 1908 in Kraft treten soll, wornach wie es scheint, sich Pastoren und Kirchenglieder strafgesetzlicher Verfolgung aussetzen, wenn sie gegohrenen*) Abendmahlswein austeilen. Die Bestrafung kann sogar auf sämtliche Glieder der Gemeinde ausgedehnt werden. Ist das nicht Gewissenszwang in schroffster Form, in dem Lande der Freiheit: Amerika?

Mit Recht hat Dr. Crafts von Washington, D. C., einer Predigerversammlung in Seattle gesagt, ihr Kreuzzug müsse gegen vier Kardinallaster sich richten: Trunk, Spiel, Sabbatschändung und Unzucht. Fortfahrend sagte er:

Es gibt 700 Millionen Gründe zu glauben, daß Prohibition nicht alles das ausrichten wird, was die Beförderer derselben davon erwarten. Es sind die Muhammedaner, die Buddhisten und die Hindus, die nie geistige Ge-

*) So wenigstens können wir nur den englischen Ausdruck fassen: "who hand out sacramental wine". D. R.

tränke kosten oder Tabak (?) gebrauchen, und doch haben sie jedem andern Laster sich ergeben und jedes andere menschliche Uebel verbreitet. Die vier genannten Laster müssen bekämpft werden, wenn irgend ein wirklicher und bleibender Erfolg errungen werden soll. Er sprach die Erwartung aus, daß der nächste Kongreß ein Gesetz annehmen werde, durch welches die Einfuhr von Opium in die Vereinigten Staaten absolut verboten werden soll.

Eine Strafpredigt gegen das Saufen und Spielen des weiblichen Geschlechts, mag hier sich passend anschließen. Eine solche Predigt wurde von Pastor Fred. Hopkins von der Pilgrim Kongrational Kirche in Chicago zuvor angekündigt in der Zeitung und durch ein großes Plakat an einem Baum, der vor der Kirche stand, noch extra verkündigt. Sein angekündigtes Thema lautete: "Die zunehmende Gewohnheit der Weiber, öffentlich sich zu betrinken und zu spielen."

Die Predigt wurde am Sonntagabend, dem 8. September vor vollgestopfter Kirche gehalten. Wir finden aus ihr folgenden Auszug in der Zeitung.

„Wenn ich sehe — wie das ja niemand übersehen kann, wie die Mädchen und Frauen dieser Stadt in Restaurationen und Kaffeehäuser gehen, wo berauschende Getränke reichlich serviert werden, — wenn ich sie sehe an den Tischen sitzen und ihre Schnäpse* mit eben solcher Gleichgiltigkeit bestellen und austrinken, wie sie etwa eine Tasse Tee bestellen würden, so wundere ich mich, was wohl aus unserer jetzigen Gesellschaft werden soll, und was für eine Nation das wohl in einer oder zwei Generationen werden mag," so rief der Pastor mit Stentorstimme, vor welcher alle Langeweile weichen mußte und die volle Aufmerksamkeit der Versammlung für den Rest der Predigt wach rief.

„Die Frauen und Mädchen unserer Stadt und unserer Nation sind in rapider Entartung unter den zwei Lastern, denen in früheren Tagen nur das stärkere Geschlecht huldigte. Diese Mädchen und Frauen sind die zukünftigen Mütter der Männer und Frauen des Landes, und durch sie werden wir eine vom Fluch der Sünde durchdrungene und befleckte Bevölkerung und ein physisch und moralisch degeneriertes Geschlecht haben. Sie lernen trinken und spielen, so daß alle höheren würdigen weiblichen Impulse in ihnen ganz ertötet werden. Und mit diesen zwei Sünden geraten sie nur zu oft in jene entwürdigenden Sünden, die sie ausschließen aus einer beleidigten und konventionellen Gesellschaft, die selbst am Rande des Verderbens dahintaumelt, aber so lange als unbefleckt gilt, als sie nicht selbst in Sünden fällt. „O ihr Männer in dieser Gesellschaft, ich frage euch: Was für eine Art Mädchen wollt ihr euch wählen, daß sie eure Fauen und die Mütter eurer Kinder werden? Wollt ihr die Frauensperson wählen, die mit euch in einem fashionabeln Kaffeehaus sitzt, in einer Atmosphäre vom Dampf der Zigaretten durchdrungen, und erfüllt mit allen Anzeichen moralischer Verkommenheit und mit Weibern der niedrigsten Sorte? Antwortet mir! Es ist doch sicher nicht ein Mann hier, der eine Person als Ehefrau haben wollte, die gewöhnt ist, in ein Restaurant zu gehen und ihren „Kocktail" oder „Highball" (unübersetzbar!) zu schlürfen mit ebensolcher Gleichgültigkeit als ob es Tee wäre; oder die mit frecher Miene das Spielen und Geldwetten vor vollem Hause betreibt! das ist die Sorte Weiber, die es löblicher findet, eine erfahrungsmäßige Kenntnis zu haben, wie man gewürzte Schnäpse macht, statt ein gutes Beefsteak zu braten, und die Kin=

---

*) "cocktails and highballs."

derpflege und Haushalten als Plage und Beschwerlichkeit betrachten. Wenn ich die Macht hätte, ich ließe eine Stadtverordnung in Chicago ergehen, durch welche alle Kaffeehäuser und Restaurationen verboten würden, die Schnäpse ausschenken, wo unsere jungen Mädchen und Frauen lernen, wie sie Trunkenbolde und moralische Auswürflinge werden können. Das ist ein Werk für Frauenklubs, das sie mit ihren verschiedenen, weitreichenden Einflüssen ausrichten sollten. Die Zeitungen mögen sich belustigen über Carrie Nation und ihr Beil, so viel sie wollen. Hier steht ein Mann, der Gott bittet, tausend solche Weiber zu schicken, denn sie hat in der Tat etwas ausgerichtet." Wir meinen, das wäre ein würdiges Objekt für die Temperenzweiber, die Himmel und Erde in Bewegung setzen, um das ganze Land in die unwürdigen Fesseln des extremsten Temperenzfanatismus zu schmieden.

Ausland.

Die Stellung der Allgemeinen Ev.-Luth. Konferenz zu den Lutheranern innerhalb der Union ist noch immer nicht geklärt. Die Frage, ob die Vertreter der lutherischen Vereine aus der preußischen Landeskirche auf der Konferenz als stimmberechtigt zuzulassen sind, oder nicht, wird zur Entscheidung kommen müssen. In dieser Sache liegt eine sehr bemerkenswerte Aeußerung aus der lutherischen Kirche in Nord-Amerika vor, nämlich eine Zuschrift von Leitern des General Konzils, das eine Anzahl lutherischer Synoden in sich vereinigt, unterzeichnet von A. Späth und Th. E. Schmauk, welche folgenden Wortlaut hat: „Mit inniger Teilnahme und tiefer Bekümmernis haben wir aus den verschiedenen Berichten und Mitteilungen der letzten Monate einen Einblick gewonnen in den ernsten Konflikt, von dem zur Zeit die Allgemeine Lutherische Konferenz erschüttert wird, wodurch nicht bloß die diesjährige Versammlung unmöglich geworden, sondern nach unserer aufrichtigen Ueberzeugung die ganze Existenz der Allgemeinen Konferenz selbst bedroht ist. Die Allgemeine Konferenz hat von Anfang an geschichtlich und grundsätzlich ihre Bedeutung darin gehabt, daß sie die Lutheraner aller Orten um das Bekenntnis der Mutterkirche der Reformation geschart hat, mit voller rückhaltsloser Anerkennung desselben als Grund wahrer Glaubens- und Kircheneinheit und im Gegensatz gegen die Union. Die Aufhebung des Gegenseitigkeits-Vertrages und Zulassung der Unions-Lutheraner mit beschließender Stimme würde unsers Erachtens das Existenzrecht der Allgemeinen Konferenz selbst aufheben, weil dies ein Aufgeben des Bekenntnisstandpunktes der Allgemeinen Konferenz in sich schließen würde. Die Folgen eines solchen Schrittes würden für das Luthertum der alten, wie der neuen Welt verhängnisvoll sein. Wir könnten ein Verbleiben des General Konzils in der Allgemeinen Lutherischen Konferenz nach einem solchen Schritt nicht länger befürworten, sondern würden es für unsere Pflicht halten, das Ausscheiden des General Konzils zu beantragen. Wir sehen uns verpflichtet, diese unsere Erklärung so kurz und bündig als möglich abzugeben, um irgend welchen Mißverständnissen und falschen Eindrücken ein für allemal zu begegnen, die sich vielleicht da und dort bei unseren Brüdern in Europa über unsere Stellung zu dieser Frage finden könnten." — Möchte dieses klare und entschiedene Wort aus der amerikanischen lutherischen Kirche in den deutschen lutherischen Kreisen Wiederhall finden.! — So lesen wir im „Freimund": Wir freuen uns dieses Zeugnisses unserer Brüder im General Konzil. Es ist ja leider nur zu offenbar, daß der Unionsgedanke in Deutschland immer weiter um sich

greift und die Gefahr vorhanden ist, daß die lutherische Kirche aus Deutschland vertrieben wird, wie ein deutscher Theologe einmal sich aussprach. Die allgemeine Ev.-Luth. Konferenz ist aber berufen, gegen alle Unionsgedanken und Gelüste Front zu machen und das Bekenntnis der Kirche deutscher Reformation auch in der Praxis zu verteidigen. Läßt sie sich in kirchenpolitische Pläne ein und steht ihr die Form der Staatskirche höher als das Bekenntnis, so wird sie in die Netze der Unionspolitik des preußischen Staates gezogen werden und ihr „Existenzrecht" verlieren.

So urteilen also die Lutheraner vom General Konzil. Wenn das das Urteil der Wahrheit in der A. E. L. Konferenz ist, so hilft es den landeskirchlichen Lutheranern Preußens nichts, ihr Luthertum zu betonen, sie haben kein Teil noch Erbe mit den echten Lutheranern, so lange sie zur preußischen Landeskirche gehören.

Endlich angenommen.

Nach langer lebhafter Debatte wurde die vom englischen Unterhause bereits angenommene Vorlage, die dem Manne gestattet, die Schwester seiner verstorbenen Frau zu heiraten, auch im Oberhaus, mit 111 gegen 79 Stimmen, angenommen. Alle siebenzehn Bischöfe, die Mitglieder des Oberhauses sind, stimmten gegen die Vorlage. (Die gleiche Vorlage war bereits mehrfach im Unterhaus angenommen worden, wurde jedoch bisher stets wieder durch das Oberhaus verworfen.)

Warum haben die Herren nicht erst das Urteil der Ev.-L. Missourisynode in dieser wichtigen Frage eingeholt?

Protest. Gegen das neue, soeben für die Gemeinden der evangelischen Staatskirche herausgegebene Gesangbuch haben sechs englische Bischöfe, darunter der englische Primas, der Erzbischof von Canterbury, protestiert. Sie sagen, das Buch, das doch für den Gottesdienst protestantischer Christen herausgegeben worden sei, enthalte Lieder, die an die Jungfrau Maria gerichtet sind, Gebete, in welchen die Heiligen angerufen werden, sowie Gebete für die Toten und noch manches andere, das römischer Sauerteig ist. So rächt sich die Unterdrückung der lutherischen Reformation, die seiner Zeit in England festen Fuß gefaßt hatte.

Die Katechismusfrage

ist in Baden ein chronisches Uebel, das nicht zur Ruhe kommen will. In dieser Zeit der Herrschaft eines destruktiven Liberalismus ist auch nicht zu hoffen, daß die jetzt herrschende Mehrheit im Stande ist, einen Entwurf vorzulegen, der einesteils die Liberalen befriedigt und doch auch die positiv Gläubigen nicht allzu sehr vor den Kopf stößt. Von dem jetzt vorliegenden Entwurf heißt das Urteil: „Der Entwurf ist eigentlich unannehmbar, aber wir nehmen ihn an; freilich mit dem dringenden herzlichen Wunsche: Gute Besserung! Denn was soll sonst werden?"

Die Antwort auf diese letzte Frage liegt in Wirklichkeit nicht sehr fern. Noch fehlt ja bisher der Versuch, der Forderung der Generalsynode nachzukommen: etwas Neues zu schaffen. Man hat es tatsächlich noch nicht versucht.

In der Diözesansynode Karlsruhe-Stadt zeigte sich aber — und Bretten, die Melanchtonstadt, war vorangegangen — noch eine andere Antwort. „Reform des Katechismus" war die Losung der Generalsynode. Wie kam die kirchliche Reform des 16. Jahrhunderts zustande? Dadurch, daß man

über alle bisherigen Reformversuche hinüber auf die klassischen Urkunden des Christentums zurückgriff. Bei der Reform des Katechismus über alle mißglückten Besserungsversuche hinweg auf das klassische Muster, Luthers Kleinen Katechismus zurückzugreifen, — sollte das so fern liegen?

Die Karlsruher Synode bot die interessante Erscheinung, daß Vertreter der Linken (Protestantenverein und Christliche Welt) und solche der Rechten, ohne sich vorher verständigt zu haben, für die Eventualität der Einführung (Wiedereinführung?) des Lutherschen Katechismus mit Wärme eintraten. Die Worte, die in der Synode von der Rechten und Linken für Luthers Meisterwurf laut wurden, bildeten unzweifelhaft den Höhepunkt der Tagung. Und was das Bemerkenswerteste war: der Antrag, wenn möglich zu der klassischen Katechismusurkunde zurückzukehren, stand völlig außerhalb jeder Parteipolitik. Alles kam vielmehr auf die gewiß bedeutsame Tatsache hinaus, daß sich Glieder der äußersten Linken und der Rechten in der religiösen Grundposition des Kleinen Katechismus zusammenfinden konnten. Eine sehr beachtenswerte Beleuchtung des bekannten „breiten Grabens."

Die Vertreter dieses Standpunktes waren freilich in der Minderheit und wurden überstimmt. Der eigentlich unannehmbare Entwurf — man denke an das Wort: „wie kann man uns nur so etwas vorlegen!" — wurde angenommen, mit der Verpflichtung zu einer durchgreifenden Kur. In den Heilstätten für Lungenkranke werden Kranke im vorgerückten Stadium grundsätzlich nicht aufgenommen. Bei diesem Todeskandidaten mit dem hippokratischen Zuge im Gesicht beschloß man, eine Ausnahme zu machen.

Revision des Konfirmationsbüchleins in Württemberg.

Ein revidierter Entwurf dafür liegt zur Diskussion vor. Die Evang. Luth. Konferenz in Württemberg hat dazu Stellung genommen und kam zu dem Beschluß: „an die hohe Landessynode die dringende Bitte zu richten, das Konfirmationsbüchlein — dies besondere Kleinod unserer württembergischen Landeskirche, als treues Erbe der Väter und als besonders wertgeschätztes Gemeindebekenntnis unserm Volke und Lande unverändert zu lassen."

Auch die Evangelisch-kirchliche Vereinigung nahm am 3. Juli zum Konfirmationsbüchlein Stellung und beschloß, folgende Resolution dem Evangelischen Konsistorium und der Evangelischen Landessynode zugehen zu lassen: „Die Evangelisch-kirchliche Vereinigung hat in ihrer Jahresversammlung den von der Oberkirchenbehörde der Landessynode vorgelegten Entwurf zur Aenderung des Konfirmationsbüchleins besprochen. Die Evangelisch kirchliche Vereinigung hat es als begründet erkannt, daß im jetzigen Zeitpunkt, in welchem die Aenderung durch besondere Verhältnisse nahegelegt ist, das Konfirmandenbüchlein revidiert werde, so daß manche schwerfälligen Wendungen anderweitig ersetzt, manche Antworten biblischer gestaltet und gewisse Wiederholungen von Weitläufigkeiten vermieden werden. Die Evangelisch-kirchliche Vereinigung hat sich ferner davon überzeugt, daß in dem Entwurf das Bekenntnis im allgemeinen gewahrt ist. Dagegen ist es der dringende Wunsch der Evangelisch-kirchlichen Vereinigung, daß die bisherige Frage 15 über die Dreieinigkeit, die Fragen 33 und 34 über das Werk Christi, und die Fragen 61 und 67 über das heilige Abendmahl, nach ihrem wesentlichen Inhalt belassen werden. Ferner ist die Evangelisch-kirchliche Vereinigung wohl damit einverstanden, daß bei der Verpflichtung der Schein eines eidlichen

Gelöbnisses vermieden werde; aber die eine vorgeschlagene Frage erscheint der Evangelisch-kirchlichen Vereinigung doch nicht faßlich und feierlich genug. Die Evangelisch-kirchliche Vereinigung erklärt, daß, wenn diese Wünsche nicht erfüllt würden, sie die Belassung des Konfirmationsbüchleins in seiner bestehenden Form vorziehen würde."

Zur Zeltmission finden wir im „A. E. L. K." folgende Nachricht: Zu den führenden Männern der „Deutschen Zeltmission" gehört Evangelist Jakob Vetter in Patmos bei Geisweid in Westfalen. Dort ist die Zentrale. Es ist daselbst ein Erholungsheim gegründet, das im Geist der Gemeinschaftspflege solchen dienen will, die „Heil und Heilung suchen für Leib und Seele." Dort ist auch die Buchhandlung der Zeltmission und der Verlag des Monatsblattes „Gruß aus der Zeltmission", dessen Herausgeber J. Vetter ist. Als Schriftleiter zeichnet mit ihm Prediger L. Henrichs in Elberfeld, neben Vetter einer der maßgebendsten Evangelisten dieses Kreises. Außer ihnen steht in vorderster Reihe Evangelist F. Binde, der, selbst ehedem ein der extremen Sozialdemokratie zugehöriger Schriftsteller, besonders unter Sozialisten zu wirken bestrebt ist; ferner Evangelist Wilhelm Veller. Es dienen aber eine ganze Reihe von Brüdern am Zelte mit. In welcher Weise diese gemeinsame Arbeit organisiert sei, wer ganz, wer nur gelegentlich mitarbeite u. s. w., ist uns unbekannt. Ein ständiger Mitarbeiter im Osten Deutschlands ist von Anfang an Pastor Paul, der durch seine extreme Heiligungslehre schon Aufsehen erregt hat, die Vetter seinerseits (laut No. 4 der „Zeltgr.") „nicht lehren kann," aber auch nicht bekämpfen will. Ferner arbeiten mit: Evangelist Volkmann, Großmann, Winter, auch der Hausvater von Patmos Vollinger und andere. Eng verbunden mit der Zeltmission ist die Chrischona, wo Vetter ausgebildet wurde, und deren Inspektor Rappard gelegentlich mitarbeitet. Ebenso enge ist die Verbindung mit dem bekannten Evangelisten General v. Viebahn. Den Winter über sind die „Zeltbrüder" hin und her evangelistisch tätig; im Frühjahr beginnt die Zeltarbeit. 1. Das westdeutsche Zelt begann in den stürmischen Tagen vom 28. April an in Dortmund, die Arbeit wurde aber vom Unwetter demoliert. 2. Das ostdeutsche Zelt begann am 12. Mai in Stralsund (Paul und Volkmann). 3. Das schlesische Zelt ist am 16. Mai in Görlitz eingeweiht worden (Past. Regehly, Großmann, Geyer). 4. Das niederländische Zelt arbeitet seit 15 April in Dordrecht (Brook, van Essen, de Heer). 5. Das Schweizer Zelt hat am 5. Mai in Basel seine Arbeit begonnen. 6. Das süddeutsche Zelt, dessen Winterquartier Calw sein wird, ist am Pfingstfest eröffnet. In Calw wird auch ähnlich wie in Patmos bei Geisweid, ein Erholungsheim erbaut. Mit dem Asyl Rennsmühle (Kanton Zürich), das ein Mittelpunkt freier Gemeinschaftspflege und Evangelisation in der Ost-Schweiz ist, steht die Zeltmission in freundlichen Beziehungen.

Der Kampf gegen das biblische Christentum wird je länger je mehr nun auf den Boden der Schule verpflanzt. Es soll den Kindern nur noch ein sogenanntes ethisches Christentum beigebracht werden. Ein Fruchtbaum ohne die Wurzel und Stamm soll gepflanzt werden, wie folgendes Item zeigt:

Auf dem preuß. Rektorenverein am 22. Mai in Berlin hat Prov.-Schulrat Prof. Voigt-Berlin über „Religions- oder Moral-Unterricht" gesprochen, die Unentbehrlichkeit des Religionsunterrichts verteidigt, aber

seine Reform energisch gefordert. Nach dem Reichsboten 123 sagte er u. a.: Das Verfahren des Religionsunterrichts stehe vielfach noch unter dem Banne einer traditionellen Auffassung, die man als theologisch, wissenschaftlich und religiös überwunden bezeichnen müsse. Für die Kinder seien die religiösen Motive, und nicht die dogmatische Formulierung das Wichtigste. Weil das Christentum den Charakter einer rein ethischen Religion an sich trage, darum sei der christliche Religionsunterricht berufen und bestimmt, die religiösen Grundlagen darzubieten, deren der Moralunterricht bedürfe. Es handele sich hier nicht um ein Gesetz, von außen auferlegt, sondern um eine frohe Botschaft für die, die sie hören wollten. Damit es aber zu einer Entscheidung auf der Höhe des Lebens kommen könne, müsse das Kind im Lehrplan der Schule jene Religion der Innerlichkeit und Freiheit kennen lernen, für die es keinen andern Gottesdienst gäbe als den, der im Streben nach dem Guten bestehe, die Religion, für die Jesus selbst in einer für ihn bedeutungsvollen Stunde die Form geprägt habe: Gott ist ein Geist; die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten!

Das Schulgebet. In Chauxdefonds, Kanton Neuenburg, richtete, nach dem Kbl. f. d. ref. Schweiz 22, der Schuldirektor Wasserfallen an die dortige Lehrerschaft ein Rundschreiben, worin das Schulgebet, das immer noch in einigen Klassen vorkomme, untersagt wird, da es im Widerspruch stehe zu Artikel 27 der Bundesverfassung. (Nach diesem sollen die öffentlichen Schulen von Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können.) Ein an den Gott der Christen gerichtetes Gebet vor Schulbeginn müsse ein jüdisches oder ungläubiges Gemüt verletzen. Also sei das Eingangsgebet zu ersetzen durch ein Lied „ohne ausgesprochenen religiösen Charakter oder durch eine in wenigen Worten entwickelte Wahrheit."

Von der deutschen evangelischen Gemeinde in Rom.

Der deutsche Kaiser hat, wie der „Reichsanzeiger" meldet, den Anschluß der neugebildeten deutschen evangelischen Gemeinde in Rom an die evangelische Landeskirche der älteren Provinzen der preußischen Monarchie genehmigt. Nach den Statuten der neuen Gemeinde ist sie von der deutschen Botschaft völlig unabhängig und selbständig gegenüber der Botschaft. — Die Gemeinde besteht aus allen in Rom und Umgegend wohnenden evangelischen Deutschen, nicht bloß Reichsdeutschen, die sich in die Gemeindeliste eintragen lassen. Der Vorstand und die Gemeindevertretung sollen aber nur aus Reichsdeutschen bestehen; es können aber auf Antrag des Vorstandes Nichtreichsdeutsche durch Beschluß der größeren Gemeindevertretung zu Ehrenmitgliedern der letzteren gewählt werden. Um diesen Punkt ist Streit entstanden: die Gegner verlangen, daß wie bisher auch einige Nichtreichsdeutsche in den Vorstand gewählt werden können, etwa zwei unter sechs Vorstandsgliedern. In den Statuten der neuen Gemeinde heißt es über diesen Punkt: „Zu dieser Aenderung nötigen die Streitigkeiten der vergangenen Jahre. Die Schuld an denselben liegt wesentlich auf einem nichtreichsdeutschen Mitgliede des Vorstandes. Hierzu nötigen aber weiter vor allem vitale Interessen des gesamten evangelischen Deutschlands. Es muß fernerhin unmöglich gemacht werden, daß das gesamte evangelische Deutschland, wie beabsichtigt und teilweise geschehen, den Gesamtaufwand für die kirchlichen Einrichtungen der römischen Gemeinde von mehr als 800,000 Mark bestreitet,

und sodann das Eigentum und Verfügungsrecht hierüber der Mitentscheidung der nichtreichsangehörigen Gemeindeglieder überläßt. Die in den Statuten vorgesehene Ehrenmitgliedschaft nichtreichsangehöriger Deutscher läßt eine Mitwirkung wirklich bewährter Persönlichkeiten in entgegkommendster Weise zu. Die alten Statuten (§ 3) schrieben nur eine Ansässigkeit von sechs Monaten und die Vollendung des 24. Lebensjahres als Bedingung des Stimmrechts und aktiven Wahlrechts vor und sahen von einem Mitgliederbeitrag ab. Nach den neuen Statuten soll, abgesehen von einem Lebensalter von 25 Jahren, eine einjährige Anwesenheit und ein Jahresbeitrag von 10 Lire Vorbedingung für die Zugehörigkeit zur Gemeindevertretung sein. Die früheren Bestimmungen haben bei den verschiedenen Wahlverhandlungen einer zügellosen Agitation Tür und Tor geöffnet. Dies war für die gedeihliche Entwicklung der Gemeinde um so verhängnisvoller, als nach den alten Statuten (§ 6) jährliche Wahlen zum Vorstand zu vollziehen waren, mithin jährlich die Wahlagitationen sich wiederholten, während nach den neuen Statuten die Wahlen nur alle drei Jahre stattfinden, so daß in Zukunft das Gemeindeleben nicht in jährlich sich wiederholenden Wahltreibereien sich verzehren wird. Der Turnus von drei Jahren entspricht den Bestimmungen der Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873."

Die Knebelung der römischen Katholiken unter die Vormundschaft des römischen Stuhls macht immer größere Fortschritte. Es fehlt uns diesesmal der Raum, über den neuen päpstlichen Syllabus von 65 Sätzen, wodurch alle reformfreundlichen deutschen Katholiken verdammt werden, ausführlich zu berichten.

Eine kurz gefaßte Ergänzung dieses Syllabus folgte neuerdings nach, in welchem kurzweg alles Moderne verdammt wird. Folgende sieben Sätze fanden wir in einer englischen Zeitung als Inhalt der neuesten päpstlichen Enzyklika.

1. Das Lehren der Philosophie und positiven Theologie ist in Kirche, Schulen und Universitäten fortzuführen, aber in katholischem Geist (!)

2. „Modernismen" (soll wohl heißen Professoren, die in modernem Geiste lehren) müssen entfernt werden aus den Professorstellen und der Leitung von Erziehungsinstituten.

3. Die Kleriker und gläubigen Laien dürfen keine Publikationen lesen, in welchen „Modernismus" enthalten ist.

4. In jeder Diözose soll ein Zensurkommittee ernannt werden, das zu bestimmen hat, welche Publikationen Kleriker und gläubige Laien lesen dürfen.

5. Die Enzyklika des verstorbenen Papstes Leo XIII. wird bestätigt, welche es den Klerikern verbietet, die Leitung irgend welcher Publikationen zu übernehmen ohne die Erlaubnis des Bischofs und mit der Bedingung der Beaufsichtigung des Werks der klerikalen Schreiber.

6. Kirchenkongresse sind verboten, seltene Fälle ausgenommen.

7. In jeder Diözese soll ein Rat errichtet werden, der sich die Bekämpfung der Irrtümer des „Modernismus" zur Aufgabe machen soll.

Römische Schäfchen sollen und müssen um jeden Preis in der Dummheit erhalten werden, sonst ist's mit der Papstherrlichkeit bald vorbei! Ob wohl der Papst das Rad der fortschrittlichen Geistesbewegung aufhalten wird?

Revision der Vulgata.

Kardinal Rampolla, als Vorsitzender der Bibelkommission hat an den Abtprimas der Benediktiner de Hemptinne ein Schreiben gerichtet, das der Osservatore Romano veröffentlicht. Es lautet in der Uebersetzung der Kln. Vlksztg. 478 vom 3. Juni: „Die päpstliche Kommission für die Bibelstudien, welche vor wenigen Jahren von Leo XIII. eingesetzt wurde, hat einerseits den Zweck, der katholischen Lehre sichere und weise Normen zu geben, welche zwar den Errungenschaften der Wissenschaft Rechnung tragen, sich aber doch nicht zu sehr von den unumstößlichen Traditionen der Kirche entfernen sollen; andererseits soll auch den biblischen Studien neuer Impuls gegeben werden. Sie sind jetzt wichtiger als jemals, da unsere Zeiten allgemein von Zweifel und der rationalistischen Evolution erfüllt sind. Unter die nützlichsten Themata, die man der Bearbeitung der Gelehrten vorschlagen kann, ist unzweifelhaft ein genaues und erschöpfendes Studium der Varianten der lateinischen Vulgata zu rechnen. Schon die Väter des Tridentinischen Konzils, so sehr sie auch die Vulgata als genaueste Ausgabe für die Kirche anerkannten, verhehlten sich nicht ihre Unvollkommenheiten und drückten den Wunsch aus, daß sie so schnell wie möglich einer eingehenden Prüfung unterworfen werden möchte, um sie auf eine Form zu bringen, die dem Originaltext am nächsten käme. Diese Aufgabe übertrugen sie dem heiligen Stuhl, und die römischen Päpste versäumten nicht, soweit es die Zeitumstände gestatteten, der Verbesserung der Vulgata ihre Sorge zu widmen, ohne daß es ihnen gelang, das nicht leichte Unternehmen zu Ende zu führen. Bevor die günstige Stunde für eine so wichtige Revision der Vulgata kommt, die eine gereinigte Neuausgabe ermöglicht, ist eine fleißige Vorarbeit unentbehrlich durch die sorgfältigste und vollständigste Sammlung aller Varianten der Vulgata, die sich in den Codices oder in den Schriften der Kirchenväter finden, eine Vorarbeit, der sich schon verschiedene Gelehrte mit Eifer und Intelligenz widmeten, Gelehrte, unter denen eine würdige Stellung besonders der berühmte und unermüdliche Barnabite Pater Vercellone einnimmt. Da aber das Werk sehr kompliziert ist, schien es opportun, es offiziell einem Orden anzuvertrauen, der über die Mittel verfügt, die dem schwierigen Unternehmen entsprechen."

Als geeignet hierfür schien der Bibelkommission der Benediktinerorden, welcher daher mit dieser Aufgabe betraut wurde.

Wenn sich die heiligen Väter vom Benediktinerorden nicht sehr beeilen, können noch einmal 350 Jahre vergehen, ehe die vom Tridentinum anerkannte Notwendigkeit der Revision der Vulgata zu Ende geführt ist.

Der Papst als „Friedensstifter" (Wer lacht da?)

Nach Mitteilungen unseres ehemaligen Gesandten Andr. D. White wurde kurz vor Schluß des Friedenskongresses im Haag im Jahr 1889 ein Schriftstück verlesen, das als Antwort aus dem Vatikan an die Königin von Holland eingelaufen war. Das war „ein Meisterstück vatikanischer Redegewandheit." Der Papst wies darauf hin, daß er nicht mehr beanspruchte, als ihm von Rechtswegen durch seine Stellung als Friedensvermittler auf Erden zukomme u. s. w.

Als die Stimme des Vortragenden verklungen war, herrschte Totenstille; kein Wort der Erwiederung wurde laut, trotzdem sich so mancher sein Teil dabei denken mochte.

Nachher, erzählt Herr A. D. White, sei einer der namhaftesten Vertreter

eines großen katholischen Staates, selbst ein Katholik, mit ihm und andern heimgefahren und habe sich auf dem Heimweg ungefähr so geäußert:

„Der Vatikan ist von jeher und bis auf den heutigen Tag der Mittelpunkt gewesen, von dem der Orkan über die Welt hinbrauste. Die Päpste und ihre Räte sind nie davor zurückgeschreckt, die blutigen Kriege heraufzubeschwören, wenn es sich um ihre weltliche Macht handelte, mochte die Veranlassung auch noch so geringfügig sein. Die großen Religionskriege, die Europa verheerten, sind einzig und allein durch ihre Aufreizungen und Hetzereien ins Leben gerufen worden. Aller Welt ist bekannt, daß der Papst alles daran setzte, den Friedensvertrag zu hintertreiben, der in Münster unterzeichnet wurde und den Greueltaten des Dreißigjährigen Krieges ein Ende machte. Ging er doch gar so weit, den Eid, den man den Bevollmächtigten damals auf dem Kongreß abgenommen hatte, für ungültig zu erklären."

„Das ganze Mittelalter hindurch und im Zeitalter der Renaissance hielten die Päpste um ihrer persönlichen Interessen, um ihrer Familien und ihrer irdischen Güter willen Italien in Angst und Schrecken. Zwei Jahrhunderte lang, solange man es zuließ, verwickelten sie nach der Reformation ganz Europa in Religionskriege. Was in ihrer Macht stand, haben sie daran gesetzt, um 1866 zwischen Oesterreich und Preußen Unfrieden zu stiften, weil sie meinten, Oesterreich als katholische Macht müßte den Sieg davontragen. Auch bei dem deutsch-französischen Kriege 1870—71 hatten sie ihre Hände im Spiel; wieder verfolgten sie den gleichen Zweck, den deutschen Protestantismus zu lähmen und zu schwächen. Heute aber ist es ihr sehnlichster Wunsch, in Italien den Haß zu hellen Flammen zu schüren, sollte auch Italien im Blute schwimmen. Und das einzig und allein nur in dem vergeblichen Bemühen, ihr weltliches Reich von neuem aufzurichten. Denn sie müßten sich doch sagen, daß sie sich dieses Reich, hätten sie's auch, nicht erhalten könnten, nicht einmal für kurze Zeit."

„Sie sagen, es sei ihr Beruf verirrte 'Seelen zu retten', und behaupten, für Irland und Polen Sympathien zu haben. Trotzdem aber benützen sie diese beiden Länder nur als Schachfiguren in ihren Turnieren mit Rußland und England und würden jeden gläubigen Katholiken mit Freuden der russischen und der anglikanischen Kirche abtreten, wenn beide Staaten ihnen dafür tatkräftig gegen Italien zu Hilfe kommen wollten. Sie haben die Jugend Italiens gezwungen, zwischen Christentum und Vaterlandsliebe zu wählen und haben damit den Atheismus in ihr großgezogen. Ihre ganze Politik basiert darauf, Haß zu säen und Streit zu erwecken, aus dem sie sich Vorteile für ihre weltlichen Zwecke versprechen. Im Hinblick auf all dies setzen mich jene hohlen Phrasen im vatikanischen Briefe in Erstaunen."

White bemerkt dazu: „Diese Worte kamen aus dem Munde eines bedeutenden römischen Katholiken, des Vertreters eines streng katholischen Landes. Ich weiß ihnen nichts hinzufügen."

Wir möchten dem beifügen: Noch heute würden die Römlinge die Kriegsfackel in allen protestantischen Ländern entfachen, wenn es ihnen gelänge und sie dadurch Aussicht hätten, dem Papst die Weltherrschaft wieder zu erobern, die er in den finstersten Zeiten des Mittelalters besaß. (Nach „Wartburg.")

Literatur.

Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh:

Barth, Prof. D. Fritz, Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. Eine geschichtliche Untersuchung. 3. Auflage. Preis 4 M., geb. 4,80 M.

Von dem Barth'schen Buche, gleich wertvoll für den Theologen wie für jeden anderen denkenden und suchenden Christen, ist nach wenigen Jahren eine 3. Auflage nötig geworden. Die Fragen, wer Jesus war und was wir an ihm haben, sind in letzter Zeit mit gesteigerter Kraft hervorgetreten. So sei denn auf das vorliegende Buch ganz besonders hingewiesen.

Der Verfasser will hier unbeeinflußt durch das kirchliche Dogma ein Bild von dem „historischen Jesus" zeichnen, wie es sich ergibt aus den Quellenschriften des Neuen Testaments. Er berücksichtigt dabei auch die neueren Publikationen der liberalen und religionsgeschichtlichen Schule der Theologie; nimmt Stellung zu den kritischen Fragen und ablehnenden Ergebnissen derselben in betreff der Quellenschriften; leidenschaftslos, vornehm objektiv stellt er die Resultate seiner Forschung dar, die freilich ganz anders sind, als die der sog. „religionsgeschichtlichen Theologie." Verfasser tritt ein für die Echtheit der evangelischen Berichte, auch des Johannesevangeliums, das uns in mehr gereifter und festerer Gestalt, mit Ausdrücken, die vielleicht nicht immer als Originalausdruck Jesu gelten können, das Charakterbild Jesu zeichnet. Den Entleerungen der liberalen Theologen gegenüber hält Verfasser den vollen reichen Inhalt der Zeugnisse der vier Evangelien fest; seine einzigartige Gottessohnschaft, seine Erlöserwirksamkeit im Leben und im Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt. Nur eins lehnt er ab von dem altüberlieferten Bekenntnis: Die Jungfrauengeburt. Und das ist für den Leser um so befremdlicher, als der Verfasser trotzdem mit ganzer Entschiedenheit für die Präexistenz des Sohnes Gottes eintritt und das ganze apostolische Zeugnis des Johannes und Paulus (Ev. Kap. 1, 1—3, 14; Phil. 2, u. s. w.) für die Gottheit Jesu Christi gelten läßt. Das Geschlechtsregister des Matthäus lehnt er ab, läßt Joseph als den echt menschlichen Vater Jesu gelten, betont aber, daß trotzdem Jesus durch den heiligen Geist geworden sei, und daß seine himmlische Herkunft dennoch feststehe, auch wenn die Jungfrauengeburt abgelehnt werde. „Der Anschauung von der Jungfrauengeburt haften die Spuren des Kampfes mit dem naiven Standpunkt der Stammbäume noch an und beeinträchtigen ihren Wert; sie macht eine bessere, höhere Erkenntnis Christi (als die ursprünglich judaistische) geltend, aber immerhin noch im Rahmen der überwundenen Ansicht, im Vorstellungskreis leiblicher Zeugung und Geburt. Daher ist sie nicht das Fundament des Christentums, sondern lediglich ein alter, beachtenswerter Erklärungsversuch zu der Tatsache des heiligen Lebens Jesu inmitten einer sündlichen Menschheit." Der Gedanke der himmlischen Herkunft Jesu scheint dem Verfasser der wertvollere zu sein, der gangbarere Weg zum Verständnis der Person Jesu, „nicht nur weil sie besser bezeugt ist durch apostolische Männer (Johannes und Paulus, wie er nachweist), sondern weil sie unserm Nachsinnen und Ahnen einen weitern Horizont eröffnet und uns höher hinaufführt, nicht nur zu einer Wundertat des Geistes Gottes, sondern zu Gott selber, so daß wir alles, was die Worte Gott, Himmel, Ewigkeit unserm unmittelbaren Gefühl sagen, freudig mit der Person Jesu verbinden dürfen. Matthäus und Lukas geben uns einen Versuch, Paulus und Johannes eine wirkliche Lösung."

Der Verfasser will also nicht entleeren, sondern er will nur einen anderen Weg zeigen, wie es denkbar ist, daß Jesus Mensch und Gott zugleich sein könne. Er antwortet: Die Gottheit Christi ist nicht abhängig von der Jungfrauengeburt, sondern von seiner himmlischen Herkunft. Ueber den Modus, wie der himmlische Gottessohn in dem Menschen Jesus nun Fleisch geworden sei, wird kein Versuch einer Deutung gewagt.

Auch wer in diesem Punkt nicht mit Dr. Barth gehen kann, wird doch mit Dank und Freude die gründliche Arbeit des Verfassers anerkennen und verwerten können in dem Kampf wider die Geister der Verneinung, die bald keinen Stein auf dem andern lassen von dem, was aus der Zeit der ersten Christenheit als festes Fundament des Christenglaubens uns überliefert wurde.

Kolde, Prof. D. Th., Historische Einleitung in die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche. (Sonderabdruck aus J. Th. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, deutsch und lateinisch, 10 Aufl.) 2 M.

Die bekannte Müller'sche Ausgabe der Symbolischen Bücher (soeben in 10. Aufl. erschienen) enthält von jetzt ab eine neue Einleitung von dem ordentl. Professor der Kirchengeschichte D. Kolde. Es war als ein Mangel empfunden worden, daß die einst so treffliche Einleitung von Müller in keiner Weise mehr den wissenschaftlichen Ansprüchen genügte, und es wird nun die Kolde'sche Einleitung freudig begrüßt werden. Sie erhöht die Brauchbarkeit der vielbenutzten Müller'schen Ausgabe der Symbolischen Bücher ganz wesentlich und wird dem verdienstvollen Werke neue Freunde gewinnen.

Die Besitzer der früheren Auflagen der Symbolischen Bücher seien noch besonders darauf hingewiesen, daß die Kolde'sche Einleitung auch einzeln (Preis 2 M.) bezogen werden kann.

Die Entstehung der Symbole der Ev.-Luth. Kirche, ihre symbolische Geltung, ihre Sammlung im Konkordienbuch, das sind die Punkte, die der Verfasser darzulegen sucht. Während die bisherige Einleitung 124 Seiten hatte, ist die jetzige auf 83 Seiten beschränkt und gibt das Ergebnis neuerer Forschungen auf diesem Gebiet.

Stosch, Lic. theol. G. Pastor, Die Prophetie Israels in religionsgeschichtlicher Würdigung. In drei Teilen. Preis 7 M., geb. 8 M. Inhalt: I. Teil: Die vorjesajanische Prophetie. II. Teil: Das Weltbild des Jesaja. 1. Das Enchiridion des Weissagungsbuches. 2. Des Volkes Verstockung und die Verheißung Immanuels. 3. Die Weltgeschichte als Weltgericht. 4. Gericht und Gnade in ihrer Fülle und Erfüllung. 5. Weltpolitik und Gottes Politik. 6. Die Selbstoffenbarung des Schöpfergottes. 7. Der Mittlerberuf des Erlösers. 8. Heiligungsarbeit auf dem Wege zur Vollendung. III. Teil: Die nachjesajanische Prophetie.

In diesem Buch, das 569 Seiten umfaßt, ist eine gute, gemeinverständliche Darstellung der politischen und religiösen Geschichte Israels von dem Zeiten Rehabeams an gegeben. Von positivem, gläubigem Standpunkt, unbeeinflußt durch die Geschichtskonstruktionen neuerer Kritiker und Assyriologen, gibt der Verfasser in diesem Buch einen tiefen Einblick in den traurigen Zerfall Israels, in die Aufgabe, die den Propheten Gottes gegenüber diesem ungöttlichen Treiben der abgöttischen Könige gestellt war.

Ein umfassendes Studium dieses Buches wird den Prediger befähigen, mit besserem Verständnis das Alte Testament zu lesen und in der Predigt

zu verwerten. Besonders für Predigten über das Alte Testament dürfte dieses Buch ein ganz bedeutendes Hilfsmittel sein. — Auch Laien können es mit großem Nutzen lesen, da es sich populärer Sprache bedient und keine gelehrten oder fremdsprachigen Zitate enthält. Was dem Buch besonders hohen Wert verleiht, sind die vergleichenden Rückblicke, in welchen er die von dem positiven Gottesgeiste erleuchteten Erzeugnisse der Propheten Israels den nichtigen und in Nichts auslaufenden Ansprüchen der heidnischen Mantik gegenüberstellt. Durch seinen früheren Aufenthalt in Indien ist er mit der indischen Philosophie der Vedanta, des Buddhismus und auch der chinesischen Philosophie bekannt und vertraut geworden und ist so im stande, Parallelen zu ziehen zwischen den Offenbarungen des Naturgeistes der Menschheit, die eben dann versagen, wenn man ihrer am nötigsten bedarf, und den Offenbarungen des Gottesgeistes, der durch Strafe und Gericht zum Heil und zur Heilung führen will. — Das sind andere Resultate als die, zu welchen oberflächliche Orientalisten kommen, die für den himmelweiten Unterschied zwischen heidnisch-natürlicher und göttlich-geoffenbarter Religion kein Verständnis haben.

Couard, Pfarrer Ludwig, Die religiösen und sittlichen Anschauungen der alttestamentlichen Apokryphen und Pseudepigraphen. Preis 4 M., geb. 4,80 M.

Inhalt: Vorbemerkungen: Die Quellen und ihre Behandlung. I. Gott. II. Die Engel. III. Gott in seinem Verhältnis zur Welt. IV. Der Mensch und die Sünde. V. Die Ethik. VI. Die Messianische Erwartung. VII. Die Eschatologie.

Das vorliegende Buch will „die religiösen und sittlichen Anschauungen der alttestamentlichen Apokryphen und Pseudepigraphen" in kurzer und übersichtlicher, aber doch vollständiger Weise zur Darstellung bringen und ist in erster Linie für Studierende und Geistliche berechnet. Die Arbeit hält sich fern von gelehrten Spezialuntersuchungen, berücksichtigt aber die einschlägige Literatur. Seit dem Erscheinen der Uebersetzung der alttestamentlichen Apokryphen und Pseudepigraphen unter Leitung von Prof. Kautzsch im Jahre 1900 ist das Interesse für diese Literatur ein sehr lebhaftes geworden, so daß neben den vorhandenen, sehr ausführlichen Werken das weniger umfangreiche und billigere Buch von Couard besondere Beachtung verdient.

Die apokryphische Literatur ist wohl im Allgemeinen uns heutzutage noch ziemlich fremd und unbekannt, zumal da die neueren Bibelauflagen die Bibel fast nur ohne Apokryphen herausgeben. So kommt's, daß vielen hier zulande aufgewachsenen Pastoren sogar vielleicht die Namen der eigentlichen Apokryphen fremd und unbekannt sein werden ganz abgesehen von ihrem Inhalt.

Das vorliegende Buch gibt nun einen Einblick in die Religion und sittliche Anschauung der Apokryphen und der Pseudepigraphen. Zwischen beiden wird streng geschieden. Unter den Apokryphen werden folgende Bücher in hier gegebener Reihenfolge aufgezählt: 1, 2 und 3. Makkabäer; 3. Esra; Tobit und Judith; Estherzusätze und Danielzusätze; Gebet Manasse's, Baruch; Brief des Jeremias; Jesus Sirach; Weisheit Salomos.

Unter Pseudipigraphen werden aufgezählt: Aristeasbrief; Buch der Jubiläen; Martyrium des Jesajas; 18 Psalmen Salomos; 4. Makkabäer; die jüdischen Sibyllinen; das Buch Henoch; die Himmelfahrt Moses; 4. Buch

Esra; die syrische Baruchapokalypse; die Testamente der zwölf Patriarchen; das Leben Adam's und Eva's.

Den Inhalt dieser hier aufgezählten Bücher kurz dargestellt zu sehen, dürfte für manchen Leser wichtig genug sein, um das Buch anzuschaffen und sich in diesem uns so fremden Gebiet zu orientieren, zumal da sich eine religionsgeschichtliche Richtung der Theologie bemüht, die Unterschiede zu nivellieren zwischen der christlichen und außerchristlichen Literatur der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung.

Man sieht aus diesen Büchern das allmähliche Entstehen der starren jüdischen Gesetzesfrömmigkeit und der Veräußerlichung der Religion im Gesetzeswerk; die schroffe Absonderung der Juden von anderen Nationen; die verschiedenen Spekulationen über den Messias und das messianische Reich. Und auch die Geistesverwandschaft zwischen dem Judaismus und dem Romanismus tritt an manchen Orten klar hervor. Besonders die Schriften, die nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer verfaßt sind, zeigen in wie trostloser Verblendung das ungläubige Volk war und blieb und nicht die Grundursache der Verstoßung des Volks erkannte. Je mehr sich das Herz in ungläubigem Trotz verschließt gegen die höchste Offenbarung der Wahrheit, um so mehr werden ihm Gottes Wege dunkel und unverständlich. — Das Buch führt also ein in die jüdische Denkweise zwischen Maleachi und die Zeit nach der Zerstörung der Stadt durch die Römer.

Vom Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin:

Der Kampf um den Sinn des Lebens, von Dr. W. Schmidt, Prof. in Breslau. 2. Hälfte. Rousseau, Carlyle, Ibsen. 320 Seiten, Preis 5 Mark., geb. 6 M.

Schon im Juliheft d. J. wurde Seite 317 die erste Hälfte kurz angezeigt. Das Septemberheft hat in dem Artikel Voltaire sich genauer auf jene erste Hälfte eingelassen. Mit dem Erscheinen der zweiten Hälfte liegt nun das ganze Buch vor, der Verfasser hat mit den 6 Männern, deren Leben und Schriften er behandelt, Männer herausgegriffen und im Rahmen ihrer Zeit dargestellt, die man als Herolde ganzer Epochen bezeichnen kann und die durch ihr Leben und ihre Schriften nicht bloß auf ihre eigene Gegenwart, sondern bis auf unsere Zeit einen weitreichenden Einfluß ausübten und noch ausüben. Je näher die betreffenden Männer unserer eigenen Gegenwart stehen, um so mehr ist natürlich auch jetzt noch ihre Nachwirkung zu spüren.

Die hier uns vorgeführten Lebensbilder fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers in hohen Grade. Man lernt ihr persönliches Werden, ihre wichtigsten Geistesprodukte, ihre Stellung zu den höchsten Lebensfragen zu Gott, dem freien Willen des Menschen, seiner sittlichen Verantwortlichkeit, zur Frage der Fortdauer nach dem Tode und dergleichen kennen. Man sieht, wie diese Männer geistige Kämpfe im eigenen Innern durchgekämpft haben und zu welchem Resultat sie dabei gekommen sind. Dieses Resultat liegt in ihren Büchern vor und kann nachgeprüft werden von allen, die selbst sich in solchem Kampfe finden.

In dieser zweiten Hälfte war der mittlere Mann, Th. Carlyle, derjenige, der uns am meisten Ehrfurcht und Achtung einflößte. Das ist eine Prophetengestalt vom Schlage Johannes, des Täufers, herb, hart, festen Charakters, konsequent sich gleich bleibend und koste es, was es wolle. Wollte Gott, wir hätten mehr solcher Männer, die energisch die ganze Volksseele bearbeiten und durchdringen könnten mit dem hohen sittlichen Ernst der Ewigkeit, von dem C. durchdrungen war.

Bei allem sechs behandelten Autoren ergibt sich als der Sinn des Lebens doch das Eine: Es gibt eine unsterbliche Seele, die hier und einst die Frucht ihres Erdendaseins nach streng vergeltender Gerechtigkeit genießen muß. Die göttliche Weltleitung ist nicht wegzuleugnen, so sehr auch der raffinierte Verstand sich dagegen sträuben mag. Dafür mußten selbst Naturalisten wie Rousseau, und Spötter wie Voltaire Zeugnis geben.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeanot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probehefte franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Augustheftes: Graf Arthur Posadowsky. Von Dr. Richard Bahr. — Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den steirischen Alpen. Von Peter Rosegger (Fortsetzung). — Mittag im August. Von Hero Max. — Ein Monistenbund? Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor. — Des alten Gärtners Briefe. Von Johann Ludwig Runeberg. — Das Wunderbare. Von Johanna M. Lankau. — Martin Staub. Novelle von Albert Geiger (Schluß). — In memoriam Kuno Fischer †. Von Otto Siebert. — Der alte und der neue Herr. Von K. M. — Neue Biographien. Von Herman v. Petersdorf. — Ihr jungen Männer! Von Käthe Sturmfels. — Die soziale Herkunft der Studenten. Von G. — Junge Mädchen einst und heute. Von Magdalene Altheim. — Türmers Tagebuch: Der konservativ-liberalen Paarungstragödie. Erster Teil. In Bruderssphären Wettgesang. Die Peters-Suggestion. Zur Strecke gebracht. — Johannes Trojan. Von Erich Kloss. — Friedrich Vischer. Von Rudolf Krauß. — Neue Goetheschriften. Von Herman Krüger-Westend. — Neudrucke, Breviere und Verwandtes. Von Karl Storck. — Der Begriff und die Aufgaben des Kunstgewerbes. Von Dr. Georg Lehnert. — Wilhelm von Diez. Von St. — Hebbels „Moloch" als Oper. Von Dr. Karl Storck. — Joseph Tichatschek. Von Erich Kloss. — Kunstbeilagen: Wilhelm v. Diez: Die Marodeure. G. v. Hößlin: Weibeszauber. Villa Spinola. Johannes Trojan. — Notenbeilage: Serenade. Komp. von Georg Bizet.

Aus dem Inhalt des Septemberheftes: Werktätiger Adel. Von Richard Schmiedel. — Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den steirischen Alpen. Von Peter Rosegger (Schluß). — Die Fortschritte der Sittlichkeit in Deutschland. Von Rudolf Götte. — Trennung. Von Paul Hermann Hartwig. — Kirchgang in Berlin. Von Walter L. Fritzsche. — Unter den alten Deutschen Oberitaliens. Von Ewald Paul. — Sittlichkeitsverbrechen an Kindern. Von G. — Die Automobilfrage. Von Ph. Stauff. — Karl Christian Friedrich Krause. Von Th. Busch. — Ein evangelischer Pfarrer. — Der Geist des Werkzeugs. Von Dipl.-Ing. N. Stern. — Die unfehlbare Wissenschaft. — Religiöser Drill? Von K. — Junge Mädchen einst und heute. Von Elsa Bindeck. — Türmers Tagebuch: Offiziöse Bescheidenheit. Eine Mehrung des Reichs. Sankt Peters und die Seinen. Die geheimnisvolle Kiste oder das Verbrechen im Auswärtigen Amt. Katholisch-deutsche Nöte und was wir dazu tun können. — Das Volksbild. Sein Werden und Wesen, Vergehen und — Auferstehen. Von Prof. Dr. Paul Förster. — Karl August von Weimar. Zu seinem 150. Geburtstage am 3. September. — Enrica v. Handel-Mazzetti. Von Eduard Engel. — Der Roman eines Theologen. — Das Geheimnis der Medicigräber Michelangelos. Von Karl Storck. — Kunstgewerbe und Unternehmertum. — Aus Richard Wagners „Familienbriefen." — Richard Strauß über musikalischen Fortschritt. Von St. — Kunstbeilagen: J. W. Schirmer: Der Morgen. Der Mittag. Der Abend. Die Nacht. Karl Christian Friedrich Krause. — Notenbeilage: Serenade. Von Georges Bizet.